

Hense-Leonard
Griechisch-
römische
Altertums-
Kunde



Aschendorff, Münster i. W.

Stamm-Scout-Prüfung / Prüfung-Prüfung-Prüfung

Dieses Buch gehört:



Schüler-Bücher
St. Math. Gymn. Breslau

Senje-Leonard
Griechisch-römische
Altertumskunde

Schüler-Bücherei
St. Math.-Gymn. Breslau

865325 1149336

H

100

Henses Griechisch=römische Alttertumskunde

Ein Hilfsbuch für den Unterricht

Fünfte Auflage

in Übereinstimmung mit den preußischen Richtlinien vollständig umgearbeitet

Unter Mitarbeit von Major a. D. G. Gilardone-München, Th. Grobbel-Paderborn, W. Kothhof=Behta, A. Kurfes=Berlin-Charlottenburg, E. Vinpinjel=Berlin, Th. Philipps=Osnabrück, E. Schunk=Paderborn

herausgegeben von

Dr. Friedrich Leonard

Oberstudiendirektor des Städt. Gymnasiums
und Realgymnasiums i. G. zu Kottrop i. W.

Gr

662

11 15 0000 111

Schüler-Bücherei
St. Matth.-Gymn. Breslau

s. 467

Hense



1

9

2

8

Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster in Westfalen

821971



*Ms
202*

[Redacted]

Sem. Arch. klas. 21. W.

Anno 21 IV



Biblioteka Główna

UNIWERSYTETU GDAŃSKIEGO



1100611670

Druck der Aschendorffschen Buchdruckerei, Münster i. W.

K 486 | 226 | 06

65

Borwort zur fünften Auflage.

Die griechisch-römische Altertumskunde hat sich seit ihrem Erscheinen im Jahre 1903 viele Freunde erworben. Das beweisen die verhältnismäßig rasch aufeinanderfolgenden vier ersten Auflagen, wohlwollende Besprechungen und zahlreiche Anfragen nach dem seit langem vergriffenen Buche beim Verleger. Daher kam der unterzeichnete Herausgeber dem Wunsche des Verlegers, das Buch den neuen Anforderungen entsprechend in 5. Auflage herauszugeben, gern entgegen. Von den Mitarbeitern der 4. Auflage ist der um das Buch sehr verdiente zweite Herausgeber Professor Dr. Leppermann, Studienrat am Städt. Paulinischen Gymnasium, im Jahre 1920 allzufrüh seinem schweren Leiden erlegen. Geh. Studienrat U. Wirmer konnte wegen seines Gesundheitszustandes zu unserm Bedauern die Neubearbeitung der von ihm übernommenen Abschnitte nicht übernehmen. Es war unter den jetzigen Verhältnissen bei den erhöhten Anforderungen, die die Durchführung der Richtlinien an die Lehrer der höheren Schulen in den beiden letzten Jahren gestellt hat, nicht leicht, neue Mitarbeiter für das Buch zu gewinnen. Die einzelnen Abschnitte verteilen sich nunmehr auf folgende Mitarbeiter:

Major a. D. Georg Bilardone-München: Das Heerwesen der griechischen Staaten. Das Kriegswesen der Römer.

Gymnasialdirektor i. R. Geh. Studienrat W. Kothhof-Bechta: Die Philosophie. Realien zu Homer. Realien zur politischen Beredsamkeit in Athen. Römische Beredsamkeit. Der römische Staat.

Studienrat Dr. Alfons Kurfeß-Berlin-Charlottenburg: Die Dichtung der Griechen.

Oberstudiendirektor Dr. Friedrich Leonard-Bottrop: Altertum und Gegenwart. Die griechische Geschichtschreibung. Griechische Privataltertümer. Römische Privataltertümer.

Studienrat Dr. Eduard Linpinsel-Berlin-Charlottenburg: Die Dichtung der Römer. Römische Geschichtschreibung.

Studienassessor Dr. Theodor Philips-Osnabrück: Topographie von Athen. Topographie von Rom. Klassische Ruinenstätten. Deutschland in römischer Zeit.

Studienrat i. R. Prof. E. Schundt: Die griechische Beredsamkeit. Realien bei den Tragikern.

Die endgültige Fassung des Textes der Bearbeitung der griechischen und römischen Religion stammt vom Herausgeber, da der Bearbeiter verhindert war, sein für unser Buch zu umfangreiches Manuskript zu kürzen.

Während alle Abschnitte einer eingehenden Durcharbeitung unterzogen sind, erscheinen die Abschnitte: Die griechische und römische Dichtung, Die griechische und römische Geschichtschreibung, Das Heerwesen der Griechen und Römer, Die griechische und römische Religion, Die Topographie von Athen, Rom und Pompeji, sowie der anderen klassischen Ruinenstätten und Deutschland in römischer Zeit durchweg in völlig neuer Gestalt. Überall ist nunmehr nach Einreihung der Persönlichkeiten und ihrer Werke, der Institutionen und Vorgänge in die geschichtliche Entwicklung gestrebt. Daß uns das bei der Neubearbeitung eines verbreiteten Buches nicht überall ganz gelingen konnte, wird derjenige verstehen, der durch eigene Arbeit sich davon überzeugt hat, mit welcher Zähigkeit auch bei einem in neuer Gestalt erscheinenden Buche der einmal gedruckt vorliegende Text sich hält. Die Neubearbeitung hat auch die christliche Antike in Literatur und Kunst aufgenommen. Das Ganze soll im Sinne der Richtlinien durch eine kurze Einleitung des Herausgebers über die Bedeutung der Antike für die Weltgeschichte und unsere Gegenwart zusammengefaßt und in den rechten geistesgeschichtlichen Zusammenhang hineingestellt werden. Die Bilder, die der Herausgeber den einzelnen Abschnitten zugeteilt hat, sollen ein Schmuck des Buches sein und dem Benutzer seine Altertumskunde lieb machen. Daneben wird fortlaufend auf H. Luckenbach, Kunst und Geschichte I. Altertum 13. Aufl. 1922 verwiesen, weil wir annehmen dürfen, daß an allen in Betracht kommenden höheren Lehranstalten mehrere Exemplare dieses Werkes vorhanden sind. Die Bilder und Karten zum griechischen und römischen Heerwesen hat der Verfasser dieser Abschnitte auf Anregung des Herausgebers entworfen und gezeichnet.

Die Literaturangaben in den Anmerkungen erwähnen im allgemeinen nur solche Werke, weniger umfangreiche Schriften und Aufsätze aus solchen Zeitschriften, die nach unserer Erfahrung in der Lehrer-, Hilfs- oder Schülerbücherei vorhanden sind oder leicht beschafft werden können. Wir glauben dadurch dem Schüler die Möglichkeit zu bieten, sich die Literatur zu Vorträgen und schriftlichen Ausarbeitungen (größerer Hausarbeiten im Sinne der Richtlinien) zusammenzustellen.

Wenn in neuester Zeit in erfreulicher Weise die Hauptaufgabe des altsprachlichen Unterrichts wieder immer mehr in der Übersetzung und dem eindringenden Verständnis sorgfältig ausgewählter Abschnitte aus den Werken der Klassiker gesehen wird, die einen Erlebniswert für den Schüler haben, so soll auch unser Buch an seiner Stelle diese Aufgabe dadurch fördern, daß es die Mitteilung der kulturgeschichtlichen Stoffe aus den verschiedenen Gebieten des antiken Lebens an die Schüler übernimmt. Diese sollen angeleitet werden, die für das Verständnis der Schriftsteller not-

wendigen kulturgeschichtlichen Stoffe und Tatsachen in ihrer Alttertumskunde aufzusuchen und sich daran gewöhnen, sie im Zusammenhange der geschichtlichen Entwicklung zu sehen.

So haben sich Verfasser, Verleger und Herausgeber bemüht, dem modernen Unterricht in den alten Sprachen ein brauchbares Hilfsbuch zu schaffen und hoffen, daß das Buch auch in seiner neuen Gestalt wie der alte Henje den Beifall der Amtsgenossen finden wird. Für Verbesserungsvorschläge werden wir stets dankbar sein.

Zu herzlichem Dank ist der Herausgeber neben seinen treuen Mitarbeitern vielen Fachgenossen verpflichtet, in erster Linie den Altsprachlern am Staatlichen Paulinischen Gymnasium zu Münster, die nie müde wurden, die Gestaltung des Buches im Ganzen und in den Einzelheiten mit ihm durchzusprechen und ihm mit ihrem Räte stets zur Seite gestanden haben.

Bottrop i. W., im November 1927.

J. A. der Verfasser:

Der Herausgeber Dr. Friedrich Leonard.

Inhalts-Verzeichnis

Der Sinn des Studiums der Antike 1

Die Griechen

	Seite		Seite
Altertum und Gegenwart		II. Die hellenistische Zeit	
§ 1.	5	§ 31.	48
Die Bedeutung der Antike für die Weltgeschichte und unsere Gegenwart		§ 32.	49
Übersicht über die Literatur		§ 33.	50
§ 2.	11	§ 34.	52
Die Literaturgattungen		§ 35.	52
Die Dichtung der Griechen		Die Epigonen der hellenistischen Dichtung	
§ 3.	11	III. Die römische Kaiserzeit	
I. Die klassische Zeit		A. Die heidnische Dichtung	
A. Das Epos		§ 36.	54
§ 4.	12	§ 37.	54
§ 5.	15	§ 38.	55
§ 6.	17	§ 39.	56
§ 7.	21	B. Die christliche Dichtung	
§ 8.	25	§ 40.	56
§ 9.	26	§ 41.	57
§ 10.	26	Die Geschichtsschreibung	
§ 11.	27	§ 42.	59
§ 12.	27	§ 43.	60
Die Ausläufer des Epos		§ 44.	62
B. Jambos und Elegie		§ 45.	64
§ 13.	28	§ 46.	66
§ 14.	29	§ 47.	68
§ 15.	30	§ 48.	69
§ 16.	30	§ 49.	71
§ 17.	31	§ 50.	73
§ 18.	32	§ 51.	75
C. Die Lyrik		Die Geschichte Alexanders des Großen	
§ 19.	32	Griechen als Darsteller römischer Geschichte	
§ 20.	33	Die christliche Geschichtsschreibung	
§ 21.	35	Anhang. Die Eroberung bei den Griechen	
§ 22.	36	Die Philosophie	
D. Das Drama		§ 52.	76
§ 23.	38	§ 53.	78
§ 24.	38	I. Die Ethik	
§ 25.	39	§ 54.	79
§ 26.	40	Sokrates	
§ 27.	43	II. Die Naturphilosophie	
§ 28.	45	Das Wichtigste über das Leben der Naturphilosophen	
§ 29.	46	I. Die Ethik	
§ 30.	48	Sokrates	

	Seite
§ 55. Platon und die ältere Akademie	82
§ 56. Aristoteles und die Peripatetiker	83
§ 57. Zenon und die Stoa	87
§ 58. Das Wichtigste über das Leben der Äniker und Stoiker	88
§ 59. Epikur und der Epikureismus	89
§ 60. Das Wichtigste über das Leben der Hedoniker und Epikureer	89
§ 61. Der Skeptizismus	90
§ 62. Die Philosophie in Rom	90
§ 63. III. Die Theosophie	91
§ 64. Die antike Philosophie im Wandel der Jahrhunderte. Stellung des Christentums	92

Die Beredsamkeit

§ 65. Entstehung und Entwicklung der Beredsamkeit	94
§ 66. Die Arten der Rede	96
§ 67. Der „Kanon“ der attischen Redner	96
§ 68. Lysias	98
§ 69. Isokrates	97
§ 70. Demosthenes	98
§ 71. Aischines	102

Realien zu Homer

§ 72. Vorbemerkung	104
§ 73. Gebet, Opfer, Eidschwur	105
§ 74. Der homerische Mensch	106
§ 75. Die sittlichen Zustände	107
§ 76. Erdkunde	108
§ 77. Die Ständegliederung	109
§ 78. Das Erwerbsleben	110
§ 79. Gewerbe und Handel	111
§ 80. Das Fürstenhaus	111
§ 81. Hausgerät	113
§ 82. Kleidung und Mahlzeiten	113
§ 83. Wagen	115
§ 84. Waffen	115
§ 85. Die Schlacht	117
§ 86. Das Schiffslager der Achäer	118
§ 87. Schifffahrt	118

Realien zu den Tragikern

Das Bühnenwesen in Athen

§ 88. Die tragischen Wettkämpfe an den Dionysiosfesten	120
§ 89. Vorbereitungen zur Aufführung	121
§ 90. Theater	122
§ 91. Die Schauspieler	125

	Seite
§ 92. Der Chor	127
§ 93. Die Teile der Tragödie und die Art und Weise ihres Vortragtes	128
§ 94. Die Dekoration	129
§ 95. Die Maschinen	130
§ 96. Das Publikum	130
§ 97. Nach der Aufführung	151

Das Heerwesen der griechischen Staaten

§ 98. Allgemeiner Überblick	132
§ 99. Das Heroenzeitalter	133
A. Das spartanische Heer	
§ 100. Seine Organisation	136
§ 101. Die Truppengattungen und ihre Bewaffnung	138
B. Das athenische Heer	
§ 102. Die Entwicklung	141
§ 103. Dienstpflicht und Ausbildung	143
§ 104. Die Truppengattungen und ihre Bewaffnung	143
§ 105. Befestigungs- u. Belagerungskrieg	146
§ 106. Die athenische Flotte	147
§ 107. Die Heere der hellenistischen Zeit	150

Realien zur politischen Beredsamkeit in Athen

§ 108. Der Rat der Fünfhundert	154
§ 109. Die Volksversammlung	155
§ 110. Das attische Gerichtswesen	156
§ 111. Die Gerichtsverfassung	157
§ 112. Wichtigere Prozessformen	158

Griechische Privataltertümer

§ 113. Vorbemerkung	160
§ 114. a) Wohnung	161
§ 115. b) Hausgerate	165
§ 116. c) Kleidung	167
§ 117. d) Ehe	170
§ 118. e) Kindererziehung	171
§ 119. f) Das tägliche Leben	174
§ 120. g) Die Bestattung	175

Topographie von Athen

§ 121. Athen	178
§ 122. Die Akropolis, die Stadtburg des alten Athen	181
§ 123. Die Unterstadt	187
§ 124. Das Hagengelände	191

Die Römer

Die Dichtung der Römer

	Seite		Seite	
§ 125.	Charakter der Römer; ihre Stellung zur Literatur . . .	195	4. Die christliche Dichtung in lateinischer Sprache.	
I. Die vorliterarische Periode				
§ 126.	Der Saturnische Vers. Kultlieder	196	§ 148. Die Arten und Formen der christlichen Dichtung	
II. Die Zeit der Republik			§ 149. Die epische Dichtung	
a) Bis zur Zeit der Bürgerkriege			§ 150. Die christliche Hymnedichtung	
§ 127.	Die Anfänge: Livius Andronicus und Navius	197	Römische Geschichtschreibung	
§ 128.	Die fabula palliata a) Plautus	198	§ 151. Einleitung	230
§ 129.	Ennius	201	§ 152. Eigenart römischer Geschichtschreibung	231
§ 130.	Die fabula palliata. b) Terentius	202	I. Die Zeit bis Sulla	
§ 131.	Die fabula togata, die Atellana und der Mimus	202	§ 153. Die älteste Form der Geschichtschreibung	231
§ 132.	Die Satire. Lucilius	203	§ 154. Die griechisch schreibenden Annalisten	232
b) Bis zur augusteischen Zeit			§ 155. M. Porcius Cato	232
§ 133.	Das erste Jahrhundert vor Christus	203	§ 156. Lateinisch schreibende Annalisten. Historische Monographie und Autobiographie	233
§ 134.	Der römische Lyriker C. Valerius Catullus	204	II. Die Zeit bis Augustus	
§ 175.	Das philosophische Lehrgedicht. I. Lukretius Karus	205	§ 157. Sisenna	234
III. Von den Zeiten des Augustus an			§ 158. Sallust	234
a) Die augusteische Zeit.			§ 159. Cäsar	235
Das goldene Zeitalter der römischen Literatur			§ 160. Biographie	235
§ 136.	Augustus und sein Kreis	206	§ 161. Autobiographie	236
§ 137.	Das Epos P. Vergilius Maro	207	§ 162. Altertumskunde	236
§ 138.	Q. Horatius Flaccus	210	§ 163. Stadtzeitung	237
§ 139.	Die Elegie. Albius Tibullus und Sertius Propertius	213	III. Die Zeit des Augustus	
§ 140.	P. Ovidius Naso	215	§ 164. Allgemeine Charakteristik	237
b) Die nachaugusteische Zeit.			§ 165. Monumentum Ancyranum	238
Das silberne Zeitalter der römischen Literatur			§ 166. Livius: Leben und Werk	238
1. Von Tiberius bis Nero			§ 167. Seine Arbeitsweise	239
§ 141.	Allgemeines. Phädrus	217	§ 168. Livius der Geschichtschreiber römischer Größe	239
§ 142.	Der Modeschriftsteller L. Annäus Seneka	217	§ 169. Schwächen des Werks	240
§ 143.	Satire (Persius). Roman (Petronius)	218	§ 170. Aufbau und Stil	240
§ 144.	M. Annäus Lukanus	220	§ 171. Pompejus Trogus	241
2. Von Vespasian bis Hadrian			IV. Vom Tode des Augustus bis Hadrian	
§ 145.	Epos. Epigramm (Martial) Satire (Juvenal)	220	§ 172. Verlorene Werke der früheren Kaiserzeit	241
3. Von den Zeiten Trajans an			§ 173. Bellejus Paterkulus	242
§ 146.	Apulejus	221	§ 174. Valerius Maximus	242
§ 147.	Die Ansläufer	222	§ 175. Q. Curtius Rufus	243
			§ 176. Cornelius Tacitus: Leben und Werke	243
			§ 177. De vita et moribus Iulii Agricolae	243
			§ 178. Die Germania	245

	Seite
§ 179. Die Historien und Annalen	245
§ 180. Quellen	245
§ 181. Der Geschichtschreiber und Stilist	245
§ 182. Suetons Kaiserbiographien	247
§ 183. Der Niedergang der Geschichtschreibung	248
§ 184. Die scriptores historiae augustae	248
§ 185. Der letzte große Geschichtschreiber Roms	248
§ 186. Abrisse und Chroniken	249
§ 187. Die christliche Geschichtschreibung	250
§ 188. Augustinus	250

Die Beredsamkeit

§ 189. Die Bedeutung der Redekunst bei den Römern	251
§ 190. Die römische Beredsamkeit vor Cicero	252
§ 191. Leben Ciceros	253
§ 192. Die wichtigsten Reden Ciceros	254
§ 193. Cicero als Redner	255
§ 194. Ciceros sonstige Schriften	256
§ 195. Ciceros Charakter	257
§ 196. Cicero im Wandel der Jahrhunderte	258

Das Kriegswesen der Römer

§ 197. Die Entwicklung	260
I. Das Bürgerheer des Kamillus, exercitus	
§ 198. Gliederung und Ausrüstung	261
§ 199. Führung, Aushebung, Ausbildung u. Kampfesweise des römischen Heeres	264
II. Das ausgehobene Söldnerheer des Marius u. Cäsar, exercitus conducticius	
§ 200. Änderungen gegenüber der früheren Entwicklungsstufe	268
III. Das stehende Berufssöldnerheer der Kaiserzeit	
§ 201. Das Heer des Imperiums: milites perpetui	271
§ 202. Belagerungs- und Festungskrieg	273
§ 203. Das römische Lager	276
§ 204. Die römische Flotte	279

Der römische Staat

A. Staatsgewalten u. Beamte	
§ 205. Römische Staatsanschauung	281
§ 206. Die Formen des römischen Staates	282

§ 207. Bürgererschaft, Senat, Volkstribunat	283
§ 208. Die gesellschaftliche Gliederung des römischen Volkes	283
§ 209. Die Einteilung des Volkes nach seiner staats- und privatrechtlichen Stellung	284
§ 210. Die Volksversammlungen	285
§ 211. Der Senat	287
§ 212. Die Regierungsbeamten	288
§ 213. Der Volkstribunat	291

Die Monarchie

§ 214. Die Machtbefugnisse des Kaisers	292
B. Die Staatsverwaltung	

§ 215. Die Untertanen	293
§ 216. Die Verwaltung d. Provinzen	295
§ 217. Die Stellung römischer Volksbürger unter den Untertanen	295
§ 218. Die römischen Finanzen	296

C. Das Gerichtswesen

§ 219. Vorbemerkung	297
§ 220. Der Prozeßgang	299
§ 221. Der Zivilprozeß	299
§ 222. Der Kriminalprozeß	299
§ 223. Das römische Rechts- und Staatswesen im Wandel der Jahrhunderte	301

Privataltertümer

§ 224. a) Wohnung	303
§ 225. b) Hausgeräte	310
§ 226. c) Kleidung	312
§ 227. d) Die Ehe	314
§ 228. e) Kindererziehung	316
§ 229. f) Das tägliche Leben	319
§ 230. g) Die Bestattung	320

Topographie von Rom

A. Die Geschichte der Stadt	
§ 231. Die Lage Roms	324
§ 232. Wachstum des Stadtbildes	325
§ 233. Innere Entwicklung des Stadtbildes	326
§ 234. Niedergang der Stadt	328
§ 235. Ausgrabungen	328
B. Beschreibung der Stadt	
§ 236. I. Allgemeines	329
§ 237. II. Das Zentrum der Stadt	333
§ 238. III. Die Stadtteile am Tiber	342
§ 239. IV. Der Osten Roms	344

Die griechische Religion

I. Die primitiven Grundlagen der griechischen Religion	
§ 240. Die griechische Religion vor der Bildung des Gottesbegriffs	346

	Seite
§ 241. Prädeistliche Vorstellungen und Gebräuche (Riten), Kraft oder Macht	347
II. Die Entstehung der griechischen Religion	
§ 242. Die kretisch-mykenische Religion und das Werden der griechischen Götter	349
III. Die Entwicklung der griechischen Religion in geschichtlicher Zeit	
§ 243. Der homerische Rationalismus und Anthropomorphismus	353
§ 244. Die Formen des Kultus der griechischen Religion	356
Die Zeit religiöser Erregung	
§ 245. Legalismus u. Mystizismus der archaischen Zeit bis zu den Perserkriegen	361
§ 246. Die bürgerliche (patriotische) Religion der klassischen Zeit	364
§ 247. Auflösung und Umbildung	367
§ 248. Die asf homer und Hesiod fußende Mythologie in Literatur und Kunst der Griechen und Römer	371
Himmelsgottheiten	371
Meeres- u. Wassergottheiten	379
Gottheiten der Erde	378
Gottheiten der Unterwelt und des Todes	381
Die Religion der Römer	
I. Die sog. numanische Religion der Königszeit	
§ 249. Der Prädeismus	383
§ 250. Die altrömischen Götter (di indigetes)	385
§ 251. Die Formen des Kultes. Kultorte, Kultzeichen, Kultpersonen	388
I. Die vier großen Priester-tümer	389
II. Die priesterlichen Sodalitäten	391

	Seite
III. Allgemeine Übersicht über das römische Priestertum	
a) Verhältnis zwischen Magistratur und Priestertum	391
b) Kulhandlungen	392
II. Die Religion der republikanischen Zeit	
§ 252. Die römische Religion unter etruskischem und griechischem Einfluß	394
III. Die religiöse Entwicklung der Kaiserzeit (Synkretismus)	
§ 253. Die Religionspolitik des Augustus	349
§ 254. Philosophie und Religiosität	401
§ 255. Die orientalischen Religionen und das Ende	404
Klassische Ruinenstätten	
§ 256. Tyrns	412
§ 257. Mykenä	414
§ 258. Troja	416
§ 259. Korakya und Ithaka	419
§ 260. Olympia	421
§ 261. Delphi: γυνῶδι σεαυτόν	423
§ 262. Pergamon	425
§ 263. Pompeji	428
Deutschland in römischer Zeit	
§ 264. Deutschland in römischer Zeit	433
§ 265. Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches	436
§ 266. Die Saalburg bei Homburg v. d. H.	439
§ 267. Die Römerlager an der Lippe bei Haltern	442
§ 268. Oberaden	446
Metrologisches	
§ 269. I. Längenmaße	448
§ 270. II. Flächenmaße	449
§ 271. III. Hohlniaße	449
§ 272. IV. Gewichte und Münzen	451
§ 273. V. Zeitrechnung	453

Der Sinn des Studiums der Antike.

Schlußwort von Josef Durm, Die Baukunst der Griechen 3. Aufl. 1910 S. 552:

Oft wird heutzutage aus Künstlerkreisen die Frage gestellt: Wozu das Studium, die Erforschung von Bauformen und Konstruktionen längst verklungener Zeiten, wenn sie auch an sich noch so schön, aber doch unter anderen Verhältnissen entstanden sind? Unter Verwertung eines Ausspruches Viollet-le-Duc's¹ hier die Antwort:

Was vor dir geleistet wurde, daran darfst du nicht unwissend vorübergehen; es ist öffentliches Vermögen, ein erworbenes Gut, dessen Größe und Wert man kennen muß.

Du aber füge hinzu, was du von deinem Geiste hinzuzufügen vermagst, raffe all' dein Denkoermögen zusammen — aber gehorche den Forderungen des Tages!

¹ Berühmter französl. Architekt und Kunsthistoriker (1814—1879.)



Alten und Jungen.

Die Griechen



Abb. 1. Januskopf auf einer alten römischen Münze.

Altertum und Gegenwart.

§ 1. Die Bedeutung der Antike für die Weltgeschichte und unsere Gegenwart.

Die Griechen sind nach einem Worte von Wilamowitz die gemeinsamen Vorfahren aller modernen zivilisierten Völker. Daß die europäische Entwicklung, sowohl die politische als auch die geistige, den Verlauf genommen hat, den sie in der Lat nahm, ist durch ihr Verhältnis zur Antike bestimmt, mit der die nationalen Kulturen (also auch unsere deutsche) ein weltgeschichtlicher Zusammenhang verbindet. Denn wenn auch gerade die Zeit des Überganges von der Antike zum Mittelalter, die dunklen Jahrhunderte der Völkerwanderungszeit, im einzelnen noch nicht genügend erforscht sind, so ist doch mit hinreichender Sicherheit festgestellt, daß auf den verschiedenen Gebieten des staatlichen und menschlichen Lebens ein Zusammenhang zwischen der Antike und der späteren Zeit vorhanden ist, so daß die Geschichte des europäischen Kulturkreises eine dauernde, durch keine Katastrophe unterbrochene Entwicklung darstellt¹.

Schon vor den Griechen haben **die Völker Vorderasiens**: Ägypter, Babylonier, Assyrer, Phöniker eine hohe Stufe menschlicher Besittung und Kultur erarbeitet und sind in vielen Dingen die Lehrmeister der Griechen geworden. Von den Phönikern haben diese die Schrift und die Namen der Buchstaben (vgl. Tacitus, ann. XI 14), von den Kleinasiaten Maße und Gewichte, sowie den Kalender, Erfindungen der Babylonier, von den Lydern die Münzprägung übernommen. Unter ägyptischem Einfluß ist die Schöpfung des monumentalen Gotteshauses, des Tempels, unter ägyptischem und kleinasiatischem Einfluß die Plastik entstanden. So haben die Orientalen, zu denen die Griechen schon früh in Handelsbeziehungen traten, diese in vielen Künsten und Fertigkeiten stark beeinflusst, doch haben die Griechen sich stets von der mechanischen Nachahmung

¹ Vgl. A. Doppsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit Cäsars bis auf Karl den Großen. I² 1918; II² 1924.

des fremden Gutes freigehalten. Sie haben dadurch, daß sie das Übernommene mit einer beispiellosen seelischen Frische und Kraft weitergebildet haben, es sich ganz zu eigen gemacht und ihm den Stempel ihres Geistes aufgedrückt. Ihr ureigenstes Werk aber ist die Schöpfung der Wissenschaft¹. Wohl haben sich auch die Völker des alten Orients wie auch jene des fernen Ostens, vor allem die Chinesen, auf vielen Gebieten ein umfangreiches Wissen und zahlreiche Kenntnisse und Fertigkeiten angeeignet, aber diese dienten rein praktischen Zwecken, oder ihre Entwicklung ist wenigstens nicht ohne praktische Nebenabsichten zu denken (vgl. die Feldmeßkunst in Ägypten zur Feststellung der durch den Nil überschwemmten Felder). In den Griechen dagegen lebte der unstillbare Drang nach Erkenntnis allein der Erkenntnis wegen, das reine Interesse an der theoretischen Lösung ohne Rücksicht auf die praktische Verwendbarkeit. Aus dieser seelischen Veranlagung ist im Jonien des 6. Jahrhunderts die Wissenschaft, in erster Linie die Grundwissenschaft, die Philosophie, geboren, die wir uns aus unserer europäischen Kulturentwicklung gar nicht wegdenken können. Auf der Grundlage einer den Griechen eigentümlichen Stellungnahme zu ihrer Um- und Mitwelt und den sich aus dem Zusammenleben im Staate ergebenden Fragestellungen sind die Kulturgüter und die Formen menschlichen Daseins und staatlichen Zusammenlebens in Staat und Verfassung, in Recht und Sitte, in Sprache und Schrift, in Maß und Gewicht, sowie die Formen geistiger Anschauung und Betätigung in Religion, in Philosophie und Wissenschaft, in Kunst und Literatur von diesem Volke zu hoher Vollendung ausgebildet und dann weiter in der staatlichen und kulturellen Entwicklung Europas wirksam geworden.

Mittler zwischen dem Abendlande und dem Griechentum wurden die Römer, deren staatsgestaltende Kraft in der Schaffung und dem Ausbau des Imperium Romanum² eine Leistung vollbracht hat, die grundlegend geworden ist für das mittelalterliche Weltbild und kirchliches und weltliches Machtstreben der Folgezeit aufs stärkste beeinflusst hat. Die Römer sind schon früh zu den Griechen Unteritaliens in Beziehung getreten, von denen sie, wie die übrigen Italiker, die Buchstabenschrift übernommen haben³. Sogar das älteste römische Recht, die bedeutendste Schöpfung dieses Staatsvolkes, läßt schon die Einwirkung des griechischen Rechtes Unteritaliens erkennen.

Seit der Eroberung Tarants (272) wirkte sich griechischer Einfluß auf allen Gebieten des Lebens: in Literatur und Kunst, in Philosophie und Religion ungehemmt aus. Vor allem in der römischen Literatur ist die griechische Einwirkung in der Übernahme und Weiterbildung von Stoffen und Motiven wie auch in der Übernahme der Literaturgattungen und Kunstformen wirksam, so daß es der neueren Forschung in vielen Fällen schwer wird, den eigentlich römischen Gehalt in den erhaltenen Literaturwerken zu erkennen⁴.

¹ Vgl. M. Pohlenz, Der Geist der griechischen Wissenschaft. Berlin 1923

² Vgl. L. Wenger, Von der Staatskunst der Römer. München 1925.

³ B. Gardthausen, Das Alter der italischen Schrift und die Gründung von Cumä. Neue Jahrb. 1916 I 369.

⁴ G. Jachmann, Die Originalität der römisch. Literatur. Leipzig-Berlin 1926.

Im Verbande des römischen Reiches sind seine Westprovinzen romanisiert worden; sie haben die lateinische Sprache und Kultur übernommen. Beim Zerfalle des Gesamtreiches zur Zeit der Völkerwanderung entstanden die romanischen Nationalitäten: Rumänen, Italiener, Spanier, Franzosen, eine Völkergruppe, die noch in der Gegenwart eine bedeutende Stellung in der europäischen Völkerfamilie einnimmt.

Bezeichnend für den Einfluß des Römertums ist allein schon die Tatsache, daß die lateinische Schrift der westlichen Hälfte des römischen Weltreiches durch die Vermittlung des römischen Christentums schließlich in kaum veränderter Form zur alleinigen Schrift fast ganz Europas mit Ausnahme des östlichen und südöstlichen Teiles, ja, darüber hinaus die Schrift eines erheblichen Teiles anderer Erdteile, vor allem Amerikas geworden ist¹.

Das ganze **Mittelalter** steht auf allen Gebieten des Lebens unter dem Einflusse Roms. Seine Nationalliteraturen sind mittelst der Kirchenväter von der Antike abhängig. In der Kirche, der künstlerischen Ausgestaltung ihres Gotteshauses und in den Formen ihres Gottesdienstes leben die antike Kunst, die antike Liturgie und Musik fort. Die mittelalterliche Schule ist in ihrem Stoffe und der Gestaltung des Unterrichts eine Fortsetzung der antiken.

Die **Renaissance** und der **Humanismus** bedeuten ein Zurückgehen auf die Antike, die nunmehr Allgemeingut der gebildeten Laien wird. Durch die Bekanntschaft mit den Griechen wurden alle Wissenschaften befruchtet: Schaffung eines neuen Weltbildes durch Kopernikus, die Naturwissenschaften und die Medizin, die Geisteswissenschaften wie Kritik und Geschichtschreibung, germanische Altertumskunde und Sprachwissenschaft. Die Übernahme des römischen Rechts seit dem 12. Jahrhundert ist von entscheidender Bedeutung für die Gestaltung und Regierung der europäischen Staaten geworden. Die römische Mythologie wurde die Mythologie der deutschen Dichter (vgl. die vergeblichen Versuche Klopstocks, sie durch die germanische zu ersetzen). Seit dem 17. Jahrhundert übernahmen die deutschen Dichter nach dem Vorgange von Opitz auch die Formen der römischen Dichtkunst.

Im Banne der Antike und zwar nunmehr unmittelbar der Griechen stehen die Größen der **Klassischen Zeit** unserer Literatur: Winkelmann, Lessing, Herder, Goethe², Schiller³, wie auch der Neuhumanismus W. von Humboldts.

Das ganze **19. Jahrhundert** ist in verschiedenen Zeiten in verschiedener Weise von der antiken Literatur und Kunst, überhaupt von der Stellung der Alten zu den tiefsten Problemen des Menschendaseins beeinflusst. Ich

¹ W. Weinberger, Beziehungen zw. griechischer, lateinischer und unserer heutigen Schrift. Neue Jahrb. 1921 I 164 ff. Vgl. auch A. Mack, Das Fortwirken römischer Stenographie. Ebenda 1916 I 493 ff.

² E. Wolf, Goethe u. die griech. Plastik. Neue Jahrb. f. Wiss. u. Jugendb. 1925 S. 54 ff. R. Rabow, Goethe u. die Antike. Ein Problem der deutschen Schule. Neue Jahrb. für Wiss. u. Jugendb. 1926 S. 670 ff. D. Kern, Goethe, Böcklin, Mommsen. Vier Vorträge über die Antike. Berlin 1906. E. Maasß, Goethe und die Antike, Stuttgart 1912.

³ H. v. Filscher, Schiller u. die griech. Tragödie. Neue Jahrb. 1918 I 245 ff.

erinnere an Fichte und Schleiermacher, an die Romantiker¹, besonders Fr. Schlegel, Novalis und Hölderlin², an Grillparzer, Hebbel, Jordan, Hamerling, Möricke, Geibel³, die Philosophen Schopenhauer und Eucken, den Musiker R. Wagner⁴, die Maler Böcklin und Klinger, den Plastiker A. Hildebrand (vgl. sein Buch: Das Problem der Form. 3. Aufl. Straßburg 1901). Selbst in dem starken Widerstreben mancher Kreise hat sich die Macht der Antike gezeigt.

Auf unsere Gegenwart vollends, **das 20. Jahrhundert**, wirkt sich der Einfluß der antiken Literatur und Kunst und der antiken Gedanken- und Vorstellungswelt überhaupt mit besonderer Stärke aus⁵. Für die Stellungnahme unserer Zeitgenossen ist neben der Forscherarbeit von Gelehrten wie Ribbeck, Usener, Rohde, Bruns, Leo, Schwarz, Norden, Wilamowitz für weite Kreise der Gebildeten das Werk Fr. Nietzsche (1844 – 1900) bestimmend geworden⁶, „der einer verbürgerten und verballhornten Antike wieder heldische Größe, dramatische Wucht, dionysische Blut, apollinisches Licht bringt“. Sein Einfluß hat in verschiedener Richtung gewirkt. Moderne Dramatiker bevorzugen antike Stoffe: Hugo von Hofmannsthal (Elektra⁷, Alkestis), Franz Werfel (Troerinnen), Walter Hasenclever (Antigone). Dichter wie der vornehme Stefan George, der mit den Alten auch in der Form wetteifert, Gerhart Hauptmann (Griechischer Frühling, Bogen des Odysseus⁸), Carl Spitteler (Olympischer Frühling)⁹, Henrik Ibsen (Kaiser und Galiläer), auch Hermann Sudermann (Bogen des Claudian), Herbert Eulenberg (Kassandra) zeigen sich von der Antike beeinflusst¹⁰.

Die starke Anteilnahme, die der alten Welt und zwar nicht nur auf den Gebieten der Kunst und Literatur, sondern auch ihrer Geschichte, Kulturgeschichte, Philosophie und Religionsgeschichte entgegengebracht wird, zeigt die weite Verbreitung, die die popularisierenden Werke von Th. Birt¹¹ und die betreffenden verbreiteten Bändchen der Sammlungen: Sammlung

¹ Vgl. z. B. M. Wundt, Plotin und die Romantik. Neue Jahrb. 1915 I 649 ff.

² H. Lückeler, Hölderlin als Übersetzer. Neue Jahrb. f. Wiss. u. Jugendb. 1926 S. 688 ff.

³ R. Thomas, E. Geibel als Übers. altkl. Dichtg. N. Jahrb. 1907 I 187 ff.

⁴ Günther, Rich. Wagner und die Antike. Neue Jahrb. 1913 I 323 ff.
G. Braşchowanoff, Richard Wagner u. die Antike, Leipzig 1910.

⁵ Vgl. R. Binding, Nähe der Antike in: W. F. Otto, Zeit und Antike, Frankfurt a. M. 1926; W. Brecht, Klass. Altert. u. neueste Dichtg., Wien 1918.

⁶ Nestle, Fr. Nietzsche u. die griech. Philosophie. Neue Jahrb. 1912 I 553 ff.

⁷ H. Meyr-Benfan, Die Elektra des Sophokles und ihre Erneuerung durch Hofmannsthal. Neue Jahrb. 1924 I 159 ff.

⁸ A. Claudien, Gerhart Hauptmanns Bogen des Odysseus. Neue Jahrb. 1921 I 215.

⁹ A. Nathansky, Spitteler und die Antike. Neue Jahrb. 1922 I 288 ff.

¹⁰ Vgl. für den Einfluß der antiken Literatur auf unsere deutsche: Stemplinger, Antike Literatur in: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte hg. von P. Mecker und W. Stammer. Berlin 1925 ff. Bd. I 49 ff.; für das 19. Jhd. dens. in: Die Ewigkeit der Antike, Leipzig 1924. Die Wechselbeziehung von Antike u. Christentum innerhalb der deutschen Wortkunst verfolgt H. Chyraz in: Antikisierende Dichtung in: Reallexikon I 62 ff. Für die bildende Kunst vgl. G. Treu, Hellenische Stimmungen in der Bildhauerei von Einst und Jetzt. Leipzig 1910. H. Semper, Das Fortleben der Antike in der Kunst des Abendlandes, Eßlingen 1900.

¹¹ Ich nenne hier nur: Von Homer bis Sokrates; Alexander der Große u. das Weltgriechentum; Römische Charakterköpfe u. Spätromische Charakterbilder.

Bösch, Aus Natur- und Geisteswelt, Wissenschaft und Bildung und Jedermanns Bücherei gefunden haben. Wesen und Wirkung der Antike will nicht nur dem engen Kreise der Fachleute erschließen die Sammlung: Das Erbe der Alten I. Reihe Bd. 1—10 hg. von O. Crusius, O. Immisch, Th. Zielinski; II. Reihe Bd. 1—12 hg. von O. Immisch. Auch die von W. Jaeger herausgegebene Zeitschrift „Die Antike“ Bd. I 1925 will die wissenschaftliche Erkenntnis der antiken Kultur für das Geistesleben der Gegenwart für weitere Kreise fruchtbar machen und ihr innerhalb der deutschen Bildung den ihr nach den unabänderlichen Voraussetzungen unserer geschichtlichen Entwicklung wie ihrem dauernden Wert nach zukommenden Platz wahren¹.

Ältere Übersetzungen antiker Schriftsteller werden neu gedruckt und finden großen Absatz. Neuere Übersetzer bemühen sich mit Erfolg, unserer Zeit das Verständnis der Alten in einer der wissenschaftlichen Forschung und dem Geiste unserer Zeit angemessenen Form zu erschließen: Bardt, Thassilo von Scheffer, Meckler, R. U. Schröder, U. von Wilamowitz (vgl. auch die Übersetzungen der Bremer Presse, der Tuskulum-Bücher in München und die Klassiker des Altertums, die der Propyläenverlag in Berlin erscheinen läßt).

Man könnte dem entgegenhalten, daß sich die Antike in unserm modernen Leben nur oder doch wenigstens in erster Linie auf Gebieten auswirkt, die zwar dem einzelnen Menschen, vor allem dem Gebildeten durch befreiende und erhebende Wirkungen das Dasein schmücken und erhöhen, während die große Masse des Volkes gar nicht oder doch nur mittelbar davon erfaßt wird. Ist aber nicht die Idee eines freien Kultur- und Rechtsstaates, die den Griechen zuerst aufgegangen ist, auch für unsern Staat und unser Volk immer noch von Bedeutung? Ist nicht der von den Griechen zuerst gedachte Humanitätsgedanke die Grundlage der modernen Zivilisation?

Grade in unsern Tagen kämpfen in dem Ringen um die Gestaltung Europas die Anhänger zweier Anschauungen um die Vorherrschaft gegeneinander. Von ihnen sehen die einen das Heil und das Ziel unserer geschichtlichen Entwicklung in einer einheitlichen Organisation Europas, ja

¹ Vgl. noch P. Cauer, Das Altertum im Leben der Gegenwart² (Natur u. Geistesw.) 1915; O. Immisch, Das Nachleben der Antike (Erbe d. Alten II, 1) 1919; E. Stempelinger und H. Lamer, Deutschland und Antike (Nat. u. Geistesw.) 1920; H. Preller, Das Altertum, seine staatl. und geistige Entwicklung und deren Nachwirkungen (Nat. u. Geistesw.) 1920; Vom Altertum zur Gegenwart. Die Kulturzusammenhänge in den Hauptepochen u. auf den Hauptgebieten. 2. Aufl. Leipzig und Berlin 1921. Wilamowitz (Reden u. Vorträge II⁴) ist für die Erkenntnis der Zusammenhänge zwischen der antiken u. unserer Kulturentwicklung wichtig. R. Zettel, Hellas u. Rom im Spiegel deutsch. Dichtg. 2 Bde. Erlangen 1908. Besondere Beachtung verdient Mauriz Schuster, Altertum u. deutsche Kultur, Wien 1926. In diesem Buche werden von den Schriftstellern und der bildenden Kunst des Altertums Verbindungsfäden zu den verschiedensten Richtungen des deutschen Geisteslebens gezogen. Die Schule durch das Griechentum, die Vertrautheit mit dem Griechentum ist nach E. Horneffer (Die klassische Bildung als allgemeine Volksbildung, Gießen 1925) der einzige Weg für die allgemeine und große Volksbildung, wenn von jetzt ab nicht nur ein kleiner auserwählter abgeschlossener Kreis des Volkes, sondern wenn das ganze Volk in die Kultur einströmen soll.

der Welt in einer Zivilisationsgemeinschaft der Völker (vgl. den Völkerbunds-gedanken), während die anderen an der Freiheit und Selbständigkeit eigener nationaler Entwicklung festhalten wollen. Auch dieser Widerspruch, der in dem politischen Kampfe unserer Tage mit aller Macht wirksam ist, geht letzten Endes auf antike Überlieferung zurück. Auch in früherer Zeit ist unsere deutsche Geschichte im Laufe der Zeit wiederholt durch universale Strömungen, vor allem durch antike Überlieferungen beeinflusst worden. Die Vorstellung einer einheitlichen Weltkultur geht auf die griechische Idee der Oikumene zurück, d. h. auf die Idee einer innerlich zusammengehörenden, in einheitlicher Organisation verbundenen Kulturmenscheit. Diese Idee erhielt ihre höchste und reifste Ausgestaltung durch die stoische Philosophie, nach der die Menschen als vernünftige Wesen Anteil an der Weltvernunft haben und so zu der großen, Menschen und Götter umfassenden Weltgemeinschaft verbunden sind. Von der bezwingenden Kraft dieser Idee zeugt der Einfluß, den sie auf die Römer ausgeübt hat, deren Weltreich — der von Augustus wiederhergestellte Vorrang von Italien hat die Entwicklung nur kurze Zeit aufhalten können — in stets zunehmendem Maße mit der Idee der Oikumene zusammengewachsen ist. Dieser Einheitsgedanke ist ein geradezu grundlegendes Element in dem Kulturerbe, das die Alten den folgenden Geschlechtern übermitteln haben. Durch die katholische Weltkirche, die grundsätzlich die ganze Oikumene umfassende Heilsanstalt, die sich ja in ihrer Organisation auf das römische Weltreich der Spätantike aufbaut und in der Begründung und Verteidigung ihrer Lehre auf die griechische Wissenschaft zurückgreift, ist die antike Idee der Kulturgemeinschaft ins christliche umgebildet worden¹.

¹ Vgl. J. Kaerst, Weltgeschichte. Antikes u. deutsches Volkstum. Leipzig 1925; ferner Joh. Newaldt, Das Weltbürgertum in der Antike in: Die Antike II 177 ff. besonders 185 ff.



Abb. 2. Relief des Löwentors von Mykenä.

Übersicht über die Literatur.

§ 2. Die Literaturgattungen.

Der Stoff der Literaturgeschichte umfaßt Poesie und Prosa. Die Poesie ging bei den Griechen der Prosa voraus; sie hatte auf den verschiedenen Gebieten bereits ihre höchste Entwicklung und schönste Blüte erreicht, als die Prosa aufkam.

Die Poesie umschließt das Epos, das bedeutende Handlungen der Vergangenheit in großem Zusammenhange erzählt, die Lyrik, die Gefühlen oder Seelenstimmungen Ausdruck gibt, und das Drama, das Handlungen in ihrer Entwicklung als gegenwärtig zur Darstellung bringt.

In der Prosa entwickelten sich etwa gleichzeitig die Geschichtsschreibung und die Philosophie und sehr viel später die Beredsamkeit

Die Dichtung der Griechen¹.

§ 3. Vorbemerkung.

Die griechische Poesie hat sich etwa vom 9. Jahrhundert an bis zum Ende des 5. Jahrhunderts in allen ihren Gattungen mit erstaun-

¹ Benutzt sind außer der großen Literaturgeschichte von Christ-Schmid die Abrisse von Wilamowitz und Bethe, im II. Abschnitt besonders die Literaturge-

licher Regelmäßigkeit entwickelt und überall das Höchste erreicht. Zunächst entwickelt sich das Epos, das im 7. Jahrhundert seine letzte Vollendung erreicht. Im 7. und 6. Jahrhundert werden Elegie und Jambos, Einzellied und Chorlyrik ausgebildet. Das 5. Jahrhundert bringt die Tragödie und Komödie hervor.

Die Heimat der griechischen Dichtung ist Kleinasien. Von dort wird sie gegen das Ende des 6. Jahrhunderts nach Athen verpflanzt, das fast zwei Jahrhunderte die Führung übernimmt. Mit Alexander d. Gr. beginnt die Zeit des Hellenismus, der die alten Formen aus dem Lebensgefühl einer neuen Zeit heraus mit neuem Inhalt erfüllt. Neben Athen, das immer mehr zurücktritt, treten Alexandria und Antiocheia. Es folgt etwa von 30 v. Chr. (Eroberung Alexandrias) die römische Periode bis Justinian; es ist die Zeit des Niedergangs. Nur in der christlichen Kultur findet die Dichtung neue Formen.

In folgenden drei Abschnitten soll der Stoff behandelt werden: I. Klassische Zeit, II. Hellenismus, III. Römische Kaiserzeit (christliche Poesie).

I. Die klassische Zeit.

A. Das Epos.

§ 4. Homer.

Am Anfang der griechischen und damit der europäischen Dichtung überhaupt steht Homer, unter dessen Namen man einst das ganze Heldenepos umfaßte. Die schon am Ende des 5. Jahrhunderts einsetzende Kritik schrieb ihm nur noch Ilias und Odyssee zu, die als die besten Heldengedichte erhalten sind, während von den übrigen Epen nur dürftige Reste vorliegen. In der Tat haben diese beiden Epen, trotz der verschiedenartigen Kultur, die sich in der Vorstellung von den Göttern, in der sittlichen Auffassung und auch im äußeren Leben zeigt, und trotz mancher Widersprüche, die grübelnde Belehrsamkeit in beiden Epen nachgewiesen hat, Einheitlichkeit in der gleichartigen künstlerischen Behandlung, in Sprache, Vers und Stil. Freilich die Anfänge dieser Kunstform, besonders aber die Gestaltung der Heldensage müssen viel weiter zurückliegen. Etwa zwischen 800 und 700 v. Chr. ist die Ilias und vielleicht auch die Odyssee in ihrer ältesten Gestalt von einem großen Dichter Kleasiens, den die Antike Homer nennt, gedichtet worden. Es ist die Zeit nach den griechischen Wanderungen, in der die Erinnerungen an den Glanz der kretisch-mykenischen Kultur fortleben. Daß die Angaben der Ilias geschichtlich sind und auch in der Odyssee ein geschichtlicher Kern steckt, haben uns die Ausgrabungen Heinrich Schliemanns (1822 – 1890) und seines Mitarbeiters Wilhelm Dörpfeld (* 1853, lebt noch in Jena) gelehrt¹. Die Größe beider

schichte von Aly (Bielefeld und Leipzig 1925). Gute Übersichten in den literaturgeschichtlichen Abschnitten von Belochs griechischer Geschichte. 2. Aufl. Bd. I–III. 1912 ff. Im Erscheinen: Joh. Geyssen, Griech. Lit.-Geschichte. Bd. 1: Von den Anfängen bis auf die Sophistenzeit. Heidelberg 1926.

¹ Entzifferungen von Keilschrifttexten in der Hethiterhauptstadt Boghaskiöj durch Forrer bringen neue Aufklärung über die Beziehungen Griechenlands in der

Bedichte beruht auf der Tatsache, daß sie nach einem bestimmten Plan entstanden sind. Natürlich hat es vor Homer größere und kleinere epische Bedichte, auch Lieder gegeben. Der große Fortschritt in der Homerischen Dichtung liegt darin, daß nicht nur eine Reihe von Einzelliedern oder Einzelsagen aneinandergesetzt wurde, sondern daß sich in ihnen alles um eine Hauptperson gruppiert, in der die charakteristischen Eigenschaften hellenischen Heldentums verkörpert sind: die trohige Stärke und Tapferkeit in Achill, die Vielgewandtheit und rücksichtslose List in Odysseus.

Achill ist ein äolischer Held; in Thessalien ist er heimisch, lebt dann auf Skyros, erobert Lesbos und kämpft weiter an der asiatischen Küste. Das ist etwa der geschichtliche Kern unserer Ilias. Daraus ist in der Sage ein großer Völkerkampf um eine volkreiche Stadt geworden. Weist so der Ursprung der Sage auf äolisches Gebiet, so ist doch die Sprache der Ilias nicht äolisch, sondern eine auf der Sprachgrenze zwischen äolischer und jonischer Siedlung in Kleinasien entstandene jonisch-äolische Kunstsprache, die für die griechische Epik aller Zeiten Gesetz geblieben ist.

Der Dichter und Sänger dieses Epos mag auch den Langvers für die rezitative Poesie erfunden haben. Denn für ein langes Epos war der Sangvers unbequem. Der Rezitator hielt zum Zeichen seiner Würde einen Stab in der Hand, war also ein Rhapsode (*ῥαψῳδός* von *ῥάψαι* *ᾠδὰς* = Befänge aneinanderreihen); dagegen seine Vorfahren, die er im Epos erwähnt, sind noch Sänger (*ᾄδοί*), die sich selbst mit der Laute begleiten.

Ein solcher Rhapsode, ja, der bedeutendste unter ihnen war Homer, und zwar galt er bereits um 700 als der Dichter mehrerer Epen. Sieben Städte stritten sich schon im Altertum um die Ehre, die Heimat des göttlichen Sängers zu sein (Bellius, Noct. Att. III 11):

*Ἐπὶ πόλεις διερίζουσιν περὶ ἧζαν Ὀμήρου
Σμύρνα, Ῥόδος, Κολοφῶν, Σαλαμῖν, Χίος, Ἄργος, Ἀθήναι.*

Es sind uns aus dem Altertum Homerviten erhalten, in denen auch der Annahme jüngerer Forscher ein Kern geschichtlicher Wahrheit enthalten ist. Danach ist Homer ein Aoler aus Smyrna, das um 700 bereits jonisiert war. Er ist der Schöpfer der äolisch-jonischen Kunstsprache des Epos. Er griff vielleicht als erster statt zur Laute zum Stab und erfand den rezitativen Vers. Das ganze Altertum sah in ihm mit Recht den Dichter der Ilias¹. Freilich, die Odyssee sprachen ihm schon alexandrinische Gelehrte des 2. Jahrhunderts, die sog. Chorizonten (*χωρίζοντες* = die Scheidenden), ab. Die ältesten Teile auch dieses Heldenliedes berühren sich aber in Sprache und Technik eng mit der Ilias, so daß die älteste Fassung der Odyssee (ohne die Telemachie!) auch von ihm stammen kann; die uns vorliegende erweiterte Fassung der Odyssee scheint etwa um 600 v. Chr. abgeschlossen zu sein. Auf Homers Namen hat man dann alles, was in Hexametern gedichtet wurde, gesetzt, so auch Hymnen,

Heroenzeit zu Kleinasien. Vgl. Wilcken, Griech. Gesch. 233, vgl. auch weiter unten in Realien zu Homer. Zu Troja und Homer vgl. auch Ath. Mitteil. XLVII 1922, 110 bes. 122 (Dörpfeld und Schuchhardt). Vgl. auch E. Bethe, Die trojanischen Ausgrabungen und die Homerkritik. Neue Jahrb. 1904, 1. 1 ff.

¹ v. Wilamowitz, Die Ilias und Homer² 1912. Reden und Vorträge I⁴ 1925 (S. 37 u. 83). E. Maass, Die Person Homers. Neue Jahrb. 1911, 1 S. 539 ff.

die die späteren Rhapsoden am Feste des betreffenden Gottes als Hulobigung an den Gott ihrer heroischen Erzählung vorausschickten. Darunter befindet sich ein großer Hymnus an Apollon, den ein blinder Sänger aus Chios am Feste des Gottes auf Delos vorgetragen hat. So ist Homer zu seiner Blindheit gekommen¹. Doch schließen die Klarheit, Lebendigkeit und Farbenpracht der Schilderungen in der Ilias und Odyssee den Bedanken an einen blinden Sänger aus.

Die homerischen Gesänge² erzählen nicht nur von der mykenischen Vorzeit, sondern auch von den späteren Jahrhunderten, so wie im Nibelungenliede Schilderungen der germanischen Reckenzeit und des Rittertums durcheinander gemengt sind. Der König in weiter Halle, um ihn die Ältesten. Da pflegen sie Rats, da sitzen sie „beim lecher bereiteten Mahle“, am Herde die „lilienarmige Fürstin, drehend die zierliche Spindel mit purpurner Wolle“, inmitten der dienenden Jungfrauen. Auf dem Marktplatz unter der Burg das Gewimmel des versammelten Volkes. Der König spricht. Das Volk hat zu gehorchen. Den Frechen trifft der Schlag des Zepters. Auf dem Markte messen sich die Edelige im Wettkampfe. Sie durchstiegen im Wagen die staubverdunkelte Bahn. Sie schießen, rennen, ringen; immer der erste zu sein, das ist ihr Ehrgeiz. Der Ritter freut sich seiner hurtigen Rosse, seiner Rüstung, seiner Becher und blinkenden Schalen, seiner Gärten voll Feigen und dunkler Trauben, seiner Schweineherden im Eichwald. Er freut sich seines schönen, geschmeidigen Körpers. Er fällt vor der getürmten Stadt im Zweikampfe mit den Besten der Feinde. Ein kurzes Leben voller Ruhm war ihm lieber als ein langes Phaiakendasein. Und doch, laut jammern seine Gefährten. Schön ist die Erde, trostlos der Hades. „Lieber Tagelöhner auf dem ärmsten Bauerngut als König der Toten.“ Ein jonischer Sänger zieht von Adelshalle zu Adelshalle. Er singt vom Zorn des Achill. Standesgenossen flicken neue Motive an. Ilias und Odyssee entstehen. Das ganze Griechenvolk lauscht. Es hat jetzt eine nationale Sage und Dichtung. Und mehr: der Dichter erzählt, wie die Götter sich im Kampf um Troja einmischen. Nicht mehr als bloße Spukgeister, sondern als schöne Wesen in strahlenden Menschenleibern sah er sie, ausgestattet mit den Tugenden des Adels, wie die Irdischen lachend und weinend, strebend und fehlend. Mit seinen Dichtungen trug er sie von Burg zu Burg. Vor ihnen mußten die Lokalgötter zurücktreten³.

Die religiösen Vorstellungen dieses höfischen Epos stehen in schärfstem Widerspruch zu den Anschauungen des griechischen Bauernvolkes. Der Bauer ist fromm, die Gesellschaft bei Homer dagegen zuweilen geradezu frivol. Homer ist der große Rationalist, der auf religiösem Gebiete verhängnisvoll gewirkt hat. Nicht mit Unrecht macht Xenophanes (um 500), der leidenschaftliche Vorkämpfer des Monotheismus, Homer den Vorwurf, er habe nach menschlichem Muster die Götter als Diebe und Ehebrecher gebildet. Auch die kynische und christliche Polemik setzt hier den Hebel im Kampfe gegen die Religion des Griechentums an.

Die Herren des homerischen Epos fühlten sich durch die Religion

¹ Das Homerbildnis (vgl. Luck. 179), eine Schöpfung der jüngeren hellenistischen Kunst, hat die Blindheit und das Seherhafte im Antlitz des Dichters in ergreifender Weise zum Ausdruck gebracht.

² Vgl. G. Finster, *Homer*². I u. II. Leipzig 1918 und *Die Homerische Dichtung* (Aus Natur u. Geisteswelt) 1915; Thassilo von Scheffer, *Die Schönheit Homers*; ihm verdanken wir auch die beste Homerübersetzung. — Das Folgende gebe ich nach B. Kummstaller (*Beschichtsbuch für die deutsche Jugend: Oberstufe*, S. 17 f.).

³ Vgl. auch C. Wazinger, *Die griech. Heroenzeit und Homer*. *Neue Jahrb. f. Wiss. und Jugendb.* 1926 S. 1 ff.

innerlich nicht gebunden. Auch die sich allmählich regende Moral (*αἰδώς*) hat wenig Einfluß. Kein Staat und kein Gesetz bindet diese selbstherrlichen Männer. Es spiegelt sich eben die unruhige Zeit der Völkerwanderung wider, die die Griechen übers Meer trug, wo die Bindungen der alten Heimat sich lockerten. Die Telemachie, die allerdings für das alte Epos, sagen wir für Homer, nicht in Frage kommt, ist so recht das Abbild einer Anarchie. In der Vorzeit aber, als noch die Burgherren auf Tiryns und Mykenä saßen, muß es anders gewesen sein.

Nach dem Verfall der Fürsten- und Adelherrschaft wandten sich die Sänger oder, besser gesagt, Rhapsoden als Verfasser und Verbreiter des Epos an die breiteren Schichten des Volkes. Das Heldengedicht wanderte jetzt aus seiner Heimat Kleinasien in alle Welt und kam auch ins Mutterland Hellas, wo es liebevolle Aufnahme und Verbreitung fand. Besonders an den Götterfesten lauschte eine von weit her zusammengeströmte Menschenmenge dem Vortrag der homerischen Epen, die so Nationaldichtung der Griechen wurde. Natürlich konnte nicht ein Rhapsode mehr ein ganzes Epos bewältigen, vielmehr wechselten sich die Rhapsoden im Vortrag ab. Da diese mit den schriftlich überlieferten Gesängen oft recht willkürlich verfahren und Einschübe machten, verordnete Solon (594), daß an den athenischen Nationalfesten τὰ Ὀμηροῦ ἐξ ἐπιβολῆς d. h. wohl in der richtigen Reihenfolge auf Grund einer schriftlichen Unterlage vorgetragen werden. Peisistratos ließ die beiden Epen in der jetzigen Gestalt festlegen und bestimmte, daß die so wiederhergestellten Gedichte von den Rhapsoden mit Ablösung (ἐξ ἐπιλήψεως) an den Panathenäen vorgetragen werden.

So blieb der Text bis auf die Zeit der alexandrinischen Gelehrten. Von Zenodotos aus Ephesos, Aristophanes aus Byzanz, vor allem von Aristarchos aus Samothrake stammen neue wertvolle Textrezensionen. Von Zenodotos stammt wahrscheinlich die Einteilung der beiden Epen in 24 Bücher. Aristarchos führte kritische Zeichen (*σημεῖα*) ein: z. B. den *ὀβελός* (—) als Zeichen der Unechtheit (*ἀθετησίως*), die *διπλή* (>) bei schwierigen Stellen, den *ἀστερίσκος* (×) bei Wiederholungen, und verfaßte Kommentare (*ἐπισημνήματα*) zur Erklärung des Textes. Was diese drei Männer für die Homererklärung geleistet haben, ist in den Homerscholien (erklärende Anmerkungen in den mittelalterlichen Handschriften) verarbeitet.

Das Altertum hat Ilias und Odyssee trotz aller Kritik stets für einheitliche Kunstwerke gehalten und nur verhältnismäßig kleine Stellen als störende Zutaten bezeichnet. So gingen die unsterblichen Gedichte Homers, unberührt vom Wandel der Zeiten, fast drei Jahrtausende durch die ganze zivilisierte Menschheit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, wo in Deutschland der Streit um die homerische Frage entbrannte¹.

§ 5. Die homerische Frage².

Ungeheures Aufsehen erregte im Jahre 1795 die Schrift des Hallenser Philologen Fr. Aug. Wolf: Prolegomena ad Homerum sive

¹ Vgl. noch Thassilo von Scheffer: Homer und seine Zeit. Wien und Leipzig 1925; E. Bethe, Die Gedichte Homers (Wiss. u. Bild.).

² Darüber jetzt ausführlich E. Drerup, Homerische Poetik: I. Bd. Das Homerproblem in der Gegenwart (Würzburg 1921); siehe auch P. Cauer, Grund-

de operum Homericorum prisca et genuina forma variisque mutationibus et probabili ratione emendandi.

Darin führt er u. a. folgendes aus: Ilias und Odyssee verdanken ihre Entstehung verschiedenen Dichtern in verschiedenen Jahrhunderten; der Name Homer ist nur eine Kollektivbezeichnung (Ableitung: $\delta\mu\omicron\varsigma + \alpha\iota\omicron\omega$!) für die Zusammenfassung einzelner Heldenlieder, die die Dichter (Rhapsoden) mehrerer Jahrhunderte geschaffen haben; an einen Dichter ist schon deshalb nicht zu denken, weil diese frühe Zeit keine Schrift kannte und ein Dichter ein so umfangreiches Gedicht unmöglich im Kopfe erdacht oder ein Rhapsode nach dem Gedächtnis verbreitet haben konnte.

Man versuchte nunmehr, die Ilias in 16 bis 18 balladenartige Einzellieder zu zerlegen, eine Methode, die dann Karl Lachmann auch auf das Nibelungenlied anwandte. Unter den Einfluß von Lehrs, der für die poetische Einheit eintrat, nahmen G. Hermann, Bergk u. a. einen ursprünglichen Kern an, um den sich spätere Erweiterungen kristallisiert hätten. A. Kirchhoff machte sich 1859 auch an die Odyssee und druckte sie in seiner historischen Einteilung ab: das Kernstück sei der alte Nostos des Odysseus (Fahrt von Kalypso nach Scheria, Aufenthalt bei den Phaiaken, Rückkehr nach Ithaka; ein späterer Dichter habe die ferneren Schicksale des Odysseus bis zu seiner Wiedervereinigung mit Penelope hinzugefügt; dann habe ein anderer die Telemachie vorausgeschickt, endlich sei der auf selbständiger alter Überlieferung beruhende Nostos (B. 9–12) hinzugekommen¹ und das Ende B. 23, 296–24 Schluß nebst einer Reihe kleiner Einschübe hinzugefügt worden.

Die neuere Forschung hat den Thesen Wolfs die Hauptstütze entzogen. Wir wissen heute, daß es bereits im 2. Jahrtausend auch auf griechischem Boden eine Schrift gab; und wenn in den Epen davon nicht die Rede ist, so hat man mit Recht darauf hingewiesen, daß der Dichter ja nicht seine Zeit, sondern die sagenhafte Vorzeit schildern wollte.

Heute ist niemand mehr durchaus Anhänger der Liedertheorie. Auf der anderen Seite suchen nur ganz wenige extreme Unitarier noch alles als das bewußte Kunstwerk des Dichters Homer darzustellen. Denn die Widersprüche und Dubletten lassen sich bei ehrlicher Interpretation nicht aus der Welt schaffen. Die Planmäßigkeit der beiden Epen hinwiederum weist auf einen künstlerisch denkenden Menschen, der ihnen die letzte, nun vorliegende Fassung gab. Es muß aber einmal ein Dichter (nach der antiken Überlieferung Homer!) die Ilias verfaßt haben, ein anderer mit Benutzung verschiedener Quellen die Odyssee.

Gegen Wolf waren sofort vom poetischen Standpunkt aus J. H. Voss und Schiller, später auch Goethe² aufgetreten. Aber darin haben unsere großen Dichter geirrt, daß sie in Ilias und Odyssee den Anfang aller griechischen Dichtung sahen, Herder nahm sie sogar für die Volkspoesie in Anspruch; Schiller baute auf Homer und die moderne Dichtung den Gegensatz zwischen naiver und sentimentalischer Dichtung auf. Heute wissen

fragen der Homerkritik³. I u. II. Leipzig 1921 u. 1923; E. Bethe, Homer. Dichtung u. Sage. I. Ilias. II. Odyssee. Kyklos. Zeitbestimmung. Leipzig u. Berlin 1914 u. 1922. Das archäologische Material zur homerischen Frage hat zuletzt knapp zusammengestellt G. Karo in Realexikon d. Vorgeschichte hg. von M. Ebert V 356 ff.

¹ Neuerdings sucht Karl Meuli (Odyssee und Argonautika, Berlin 1921) die Abenteuer von Telemachos bis Thrinakia, mit Ausschluß der Nekyia, aus dem Argonautenkreis auf Odysseus zu übertragen.

² K. Bapp, Aus Goethes griech. Gedankenwelt 1921, 88 ff.: Goethe und die homerische Frage.

wir, daß das homerische Epos am Ende einer großen Kulturepoche steht, daß es eine Reihe von Dichtungen und Dichtern voraussetzt, die wir meist nur ahnen können.

Jedenfalls hat Nietzsche im Hinblick auf die Auswüchse der Homerkritik recht, wenn er an Freiherrn von Gersdorff im Jahre 1867 schreibt: „Wir wollen es nicht leugnen, jene erhabende Gesamtanschauung des Altertums fehlt den meisten Philologen, weil sie sich zu nahe vor das Bild stellen und einen Ölfleck untersuchen, anstatt die großen und kühnen Züge des ganzen Gemäldes zu bewundern und, was mehr ist, zu genießen. Wann, frage ich, haben wir doch einmal jenen reinen Genuß unserer Altertumsstudien, von dem wir leider oft genug reden?“

§ 6. Die Ilias¹.

Die Ilias handelt, wie der erste Vers des Proömiums angibt, von dem Groll des Peliden Achill. Um diesen Mittelpunkt gruppiert sich die Handlung stetig fortschreitend. Hervorhebung verdienen vor allem die scharf gezeichneten und folgerichtig durchgeführten Charaktere der Haupthelden. Die Handlung, die sich in 51 Tagen abspielt, führt mitten hinein in das 10. Jahr des Trojanischen Krieges. Was vorhergeht, wird vom Dichter vorausgesetzt. In der Anordnung des hochdramatischen Stoffes, in der äußeren und inneren Symmetrie, zeigt sich der große Dichter. Das Ganze gliedert sich in sechs Teile: B. 1. Einleitung: der Streit; dem entspricht der Schluß (je 10 + 12 Tage); B. 2—7. Erster Schlachttag: Die Aristie der griechischen Helden, besonders des Diomedes, des Ritters ohne Furcht und Tadel; dem entspricht genau B. 19—23: Vierter Schlachttag: Aristie des Achill (mit dem Nachspiel der Bestattung: in beiden Fällen je 3 Tage); endlich entsprechen sich B. 8—9: Zweiter Schlachttag: Niederlage der Griechen und Absage Achills und B. 10—18: Dritter Schlachttag: Niederlage der Griechen und Achills Wiedererscheinen. Auch die Handlung entspricht diesem Chiasmus in sechs Stufen: Anfang, Steigerung, Höhepunkt, Peripetie, äußere Versöhnung, innerer Ausklang.

1. Einleitung (Exposition): Buch I (21 Tage).

I.
Λοιμός.
Μήρις.

Agamemnon verweigert dem Apollonpriester Chryses die Auslieferung seiner Tochter Chryseis und beleidigt den Priester des Gottes. Auf dessen Hilferuf sendet der Gott eine neuntägige Pest (1.—9. Tag).

Durch den Rat des Sehers Kalchas und durch die ihm in der Volksversammlung von Achill gemachten Vorstellungen bestimmt, will der Oberkönig zwar die Chryseis ausliefern, fordert aber nach einem scharfen Wortstreite mit Achill als Ersatz die Briseis, die diesem aus der Beute vom Heere geschenkt und seine Lieblingsklavin war. Da erklärt Achill mit verhängnisvollem Eidschwur, er werde sich fortan am Kampfe nicht mehr beteiligen. Als Briseis ihm genommen ist, flieht er seine Mutter Thetis um Beistand an (10. Tag).

Odysseus bringt (noch am 10. Tage) die Chryseis ihrem Vater zurück und versöhnt den Gott durch Darbringung einer Hekatombe; am folgenden (11.) Tage kehrt er zum Heere zurück.

¹ Vgl. Heinrich Peters, Zur Einheit der Ilias. Göttingen 1922. Auszug davon in den Neuen Jahrb. 1921, 318 ff. Vgl. Bethe, Zeit und Einheit der Ilias, ebendort 1919, 1 ff.



Ihrem Versprechen getreu erwirkt Thetis ihrem Sohne von Zeus, der sich 12 Tage bei den Nithiopen aufgehalten hat, Genugthuung: die Griechen sollen besiegt werden, damit sie einsehen, daß sie ohne die Hilfe Achills nichts vermögen (21. Tag).

2. Steigende Handlung: II—VIII. Erster Schlachttag und Waffenruhe (22. — 24. Tag).

- | | |
|---|--|
| <p>II.
Ὅνειρος.
Διάπειρα.
Βοιάτεια ἢ κατά-
λογος νεῶν.</p> | <p>Trügerisches Traumbild des Agamemnon, wodurch Zeus ihn bestimmt, am folgenden Morgen den Kampf ohne Achill zu wagen. Ratsversammlung der Könige und Volksversammlung. Das Heer, das von Agamemnon durch Vorpiegelung der Heimkehr auf die Probe gestellt wird, entscheidet sich stürmisch für sofortige Heimkehr; nur mit Mühe hält es Odysseus zurück und gewinnt es für neuen Kampf, nachdem er durch Züchtigung des Schwähgers Iherstes die Krieger in bessere Stimmung versetzt hat. Aufmunterung des Heeres durch Agamemnon und Vorbereitungen zur Schlacht.</p> |
| <p>III.
Ὅρακοι.
Τειχοσκοπία.
Ἀλεξάνδρου
καὶ Μενελάου
μονομαχία.</p> | <p>Aufzählung der beiderseitigen Streitkräfte¹: auf der Seite der Achäer 43 Hauptführer aus 29 Landschaften oder Hauptortschaften mit 1186 Schiffen, deren höchste Bemannung 120, deren geringste 50, im Durchschnitt also 85 Krieger beträgt; die Gesamtbemannung würde demnach auf die hohe Zahl von 100 000 zu schätzen sein². Auf der Seite der Troer stehen 27 Führer mit 16 Abteilungen, von denen 5 der Herrschaft des Priamos unterstehen, die übrigen 11 aus Hilfsvölkern gebildet sind.</p> |
| <p>IV.
Ὅρασιων
ἀγχιυσις.
Ἀγαμέμνονος
ἐπιπόδησις.</p> | <p>Abschluß eines Vertrages zwischen Achäern und Troern, demzufolge der Krieg durch einen Zweikampf zwischen Menelaos und Alexandros (Paris) entschieden werden soll. Helena kommt zu Priamos auf die Mauer und bezeichet ihm die hervorragendsten Führer. Im Zweikampfe siegt Menelaos, Aphrodite aber rettet den Alexandros; Menelaos kann seinen Sieg nicht vollenden.</p> |
| <p>V.
Διομήδους
ἀριστεία.</p> | <p>Bruch des Vertrages durch den Pfeil, den auf Athenes Befehl der Lykier Pandaros auf Menelaos abschleßt.</p> |
| <p>VI.
Ἐκτορος καὶ
Ἀνδρομάχης
ὁμιλία.</p> | <p>Agamemnon durchwandelt die Reihen und schürt mächtig die Lust zu neuem Kampfe.</p> |
| <p>VII.
Ἐκτορος
καὶ Αἴαντος
μονομαχία.</p> | <p>Glänzende Heldentaten des durch Athene unterstützten Diomedes; er tötet den Pandaros und verwundet nicht allein den Aeneas, sondern auch Aphrodite und den Kriegsgott Ares.</p> |
| | <p>Hektor verläßt den tobenden Kampf und geht zur Stadt, um Athene durch eine Opfergabe seiner Mutter versöhnen zu lassen; Zusammentreffen mit seiner Gattin Andromache; rührender Abschied von ihr und seinem Sohne Astyanax. Er begibt sich mit Alexandros zurück auf das Schlachtfeld.</p> |
| | <p>Zweikampf zwischen Hektor und Aias, ohne Entscheidung bei Sonnenuntergang abgebrochen. Am Abend Beratungen in beiden Lagern: Nestor wünscht einen Waffenstillstand zur Bestattung der Toten abzuschließen, während auf der anderen Seite Antenor die Auslieferung der Helena und der Schätze vorschlägt. Alexandros bekämpft diesen Vorschlag mit Erfolg (22. Tag).</p> |

¹ Der sog. Schiffskatalog beruht auf einer Schilderung des politischen Griechenlands um die Mitte des 8. Jahrhunderts.

² Vgl. dazu die Kritik des Thukydides I 10.



Das Anerbieten der Troer, die beim Raube der Helena mitgenommenen Schätze den Griechen zurückzugeben, wird von diesen abgelehnt, während sie einen Waffenstillstand zur Bestattung der Toten annehmen (23. Tag).

*Νεκρῶν
ἀναίρεσις.*

Bestattung der Toten und Befestigung des griechischen Lagers durch Mauer und Graben (24. Tag).

3. Höhepunkt: VIII—IX. Der zweite Schlachttag. Absage des Achill (25. Tag).

VIII.
Κόλος μάχη.

In einer Götterversammlung verbietet Zeus die Teilnahme der Götter am Kampfe und begünstigt die Troer, eingedenk des der Thetis gegebenen Versprechens. Die Griechen werden trotz der Tapferkeit einzelner Heerführer zweimal in die Schutzwehr ihres Schiffslagers zurückgeworfen, und Zeus kündigt für den folgenden Morgen neues Ungemach für sie an. Die Troer lagern bei schnellem Einbruch der Nacht zum Zeichen des Sieges an der Furt des Skamandros.

IX.
*Προεβία
πρὸς Ἀχιλλέα.
Λιταί.*

Agamemnon fordert, eingeschüchtert, zur Rückkehr in die Heimat auf, Diomedes verwirft aber diesen feigen Vorschlag mit Entschiedenheit, und Nestor rät eindringlich, Achill durch Bitten und Geschenke zu versöhnen. Agamemnon willigt ein und erklärt sich bereit, die Briseis zurückzugeben und reiche Sühne zu zahlen. So werden Uias, Odysseus und der greise Phoinix zu Achill entsandt, der unverföhlich bleibt.

4. Fallende Handlung: X—XVIII. Dritter Schlachttag. Niederlage der Achäer. Wiedererscheinens des Achill (26. Tag).

X.
Λολώνεια.

Beratung am Graben. Abenteuer des in der Nacht auf Kundschaft ausziehenden Odysseus und des Diomedes mit Dolon (Nacht zum 26. Tag).

XI.
*Αγαμέμνονος
ἀριστεία.*

Heldentaten des Agamemnon, der verwundet sich zurückziehen muß; gleich ihm werden verwundet Diomedes, Odysseus, Machaon, Eurypylos. Achill entsendet seinen Freund Patroklos, um durch ihn über die Lage des Heeres Erkundigungen einzuziehen.

XII.
Τειχομαχία.

Kampf um die Mauer; Sarpedon und Glaukos rücken mit ihren Lydern gegen den von Menestheus verteidigten Mauerturm; tapfer kämpfen gegen sie Uias und Teukros, bis Hektor mit einem gewaltigen Felsblock das Tor sprengt und die Troer nunmehr durch das Tor und über die Mauer eindringen.

XIII.
*Μάχη ἐπὶ
ταῖς ναυσίαι.*

Poseidon kommt den bedrängten Achäern zu Hilfe; viele Einzelkämpfe um das Schiffslager, die jedoch ohne entscheidenden Erfolg bleiben.

XIV.
Λίος ἀπάτη.

Der Vorschlag Agamemnons, die Schiffe ins Meer zu ziehen und zur Nachtzeit zu entfliehen, wird von Odysseus mit Nachdruck zurückgewiesen. Poseidon spricht dem Atreiden Mut ein und unterstützt die Griechen, als Hera ihren Gemahl eingeschläfert hat. Hektor wird von Uias durch einen Stein verwundet und sinkt ohnmächtig nieder.

XV.
*Παλιξίς παρὰ
τῶν νεῶν.*

Rückzug der Troer, bis Zeus erwacht, den Poseidon zurückruft und den Troern Sieg verleiht; Hektor, von Apollon wiederhergestellt, zwingt die Achäer, sich hinter die 1. Reihe der Schiffe zurückzuziehen, und kämpft gegen Uias, der noch allein standhält und das Schiff des Protejilaos vor Brand schützt.

XVI.
Πατρόκλεια.

Patroklos tritt weinend vor den Peliden, schildert die große Bedrängnis der Griechen und bittet ihn, entweder selbst mit in den Kampf einzutreten oder ihm seine Rüstung zu leihen und die Führung der Myrmidonen anzuvertrauen. Achill erkennt die Not der Griechen und leiht dem Freunde seine Rüstung, damit er die Flotte rette; er verbietet ihm aber, seinen Sieg zu verfolgen, damit ihm nicht der Ruhm der Eroberung der Stadt geschmälert werde. Inzwischen ist das Schiff des Protefilaos in Brand gesteckt und so die Not auf das höchste gestiegen, da der Untergang des ganzen Griechenheeres unabwendbar ist, wenn die Flotte in Flammen aufgeht. Jetzt ist es Achill selbst, der den Freund antreibt, an der Spitze der Myrmidonen anzugreifen. Als die Troer des Achill Rüstung sehen, fliehen sie ängstlich zurück, so daß auch Hektor selbst schließlich weichen muß. Patroklos verrichtet Wunder der Tapferkeit und verfolgt die Feinde bis zu der Mauer Trojas, uneingedenk des Verbotes des Peliden; schon ist er im Begriffe sie zu ersteigen, als er von Apollon zurückgeschreckt wird und von ihm einen betäubenden Schlag empfängt. Von Euphorbos verwundet, wird er von Hektor vollends getötet.

XVII.
*Μενελάου
ἀγοιστεία.*

Mächtig tobt der Kampf um den gefallenen Patroklos, dessen Rüstung Hektor gewinnt, dessen Leichnam aber Menelaos in tapferem Streite zu den Achäern zu retten sich bemüht. Antifochos wird entfannt, Achill die Trauerbotschaft von dem Tode seines liebsten Freundes zu bringen.

XVIII.
Ὀπλοποιία.

Die Todesnachricht versetzt Achill in maßlosen Jammer, so daß der Schmerz über den Fall des Freundes den Groll gegen Agamemnon überwindet; Thetis kommt, um ihn nach der Ursache seiner Betrübniß zu fragen. Sie verspricht ihm eine neue, von Hephaistos zu schmiedende Rüstung. Achill begibt sich dann zum Graben, um die Troer zu verschrecken, die die Beschützer des Leichnams noch immer bedrängen. So wird endlich die Leiche geborgen (26. Tag).

Auf Hektors Rat bleiben die Troer in der Ebene, um am folgenden Tage den Kampf bei den Schiffen fortzusetzen. Totenklage und Erklärung des Peliden, den Freund nicht eher zu bestatten, als bis er Hektors Haupt und Waffen erbeutet habe. Auf Bitten der Thetis schmiedet Hephaistos neue Waffen¹, einen kunstvollen Schild, Panzer, Helm und Beinschienen (Nacht vom 26. zum 27. Tage).

5. **Äußere Versöhnung: XIX—XXIII.** Vierter Schlachttag, **die Racheschlacht.** Bestattung des Patroklos (27.—29. Tag).

XIX.
*Μηριδος
ἀπόδησις.*

Thetis bringt ihrem Sohne die neue Rüstung; er söhnt sich in einer Heeresversammlung mit Agamemnon aus, empfängt von ihm die Brieseis und herrliche Geschenke und bereitet sich dann zum Kampfe. Sein Roß Xanthos weissagt ihm baldigen Untergang.

XX.
Θεομαχία.

Götterversammlung, in der Zeus den Göttern die Teilnahme am Kampfe gestattet.

Kampf des Achill mit Aneas, der durch Poseidon gerettet wird. Tötung des Polydoros, eines Bruders Hektors. Achill wüthet gegen die Feinde wie ein Waldbrand auf dürrer Berge.

¹ Abgebildet auf einer Berliner Schale; vgl. Griech. Vasenmalerei. Auswahl Taf. VIII, 1.

XXI. Er treibt einen Teil der Feinde in den Kanthos, so daß der Flußgott mit ihm den Kampf aufnimmt. Teilnahme der Götter am Kampfe. Achill scheucht die Troer vor sich her zur Stadt.
Μάχη
παραιοτάμιος.

XXII. Hektor will standhalten, flieht aber doch vor dem furchtbaren Gegner dreimal um die Stadtmauer; dann stellt er sich zum Kampfe, in dem Achill ihm die Kehle durchbohrt. Entgegen der Bitte des sterbenden Helden, seine Leiche nicht zu schänden, sondern seinen Eltern zu übergeben, bindet sie der Pelide an seinen Wagen und schleift sie unter dem Jammerruf der Mutter Hekabe und der Troer über den Boden.

XXIII. Totenklage um Patroklos; dieser erscheint dem schlafenden Achill mit der Bitte um schnelle Bestattung. Verbrennung seiner Leiche (28. Tag). Die Leichenspiele am Grabe (29. Tag).
Ἄθλα ἐπὶ
Πατρόκλοφ.

6. **Schluß:** XXIV. Innerer Ausklang. Bestattung Hektors (28. — 51. Tag).

XXIV. Neuntägige Mißhandlung der Leiche Hektors (30. — 38. Tag) Einschreiten der Götter durch Entsendung der Thetis zu Achill Priamos kommt zu ihm mit Geschenken; tief bewegt durch die Rede des unglücklichen Vaters, gibt er ihm die Leiche des Sohnes (39. Tag)¹. Klage der troischen Frauen um Hektor (40. Tag). Herbeischaffen des Holzes zur Verbrennung des Leichnams (40. bis 49. Tag). Die Verbrennung (50. Tag) und Aufschüttung des Grabhügels (51. Tag)².

§ 7. Die Odyssee³.

Die Odyssee ist als das jüngere Epos abwechslungsreicher und heiterer, man möchte fast sagen, mehr kleinbürgerlich; auch der Humor kommt gelegentlich zu seinem Recht. Die Anlage ist kunstvoller. Die eigentliche Handlung vollzieht sich in 40 Tagen. Das erreicht der Dichter durch erstmalige Verwendung der viel bewunderten und oft (so auch von Vergil in der *Aeneis*) nachgeahmten Rahmenerzählung: er beginnt mit dem Ende der Irrfahrten; das Vorhergehende läßt er den Odysseus bei den Phaiaken erzählen. Es sind zum großen Teil altjonische Seemannsmärchen, die wir vernehmen: von den einäugigen Riesen, den Menschenfressern, der Zauberhexe. Aber das reichte immer noch nicht aus, die zehnjährige Irrfahrt zu motivieren. Darum nahm der Dichter den achtjährigen Aufenthalt bei der Nymphe Kalypso auf Ogygia, ursprünglich ein durch herrliche Naturbeschreibung ausgezeichnetes Einzellied, dazu und erreichte dadurch noch ein Zweites, nämlich die Gelegenheit, des Odysseus Gattentreue zu erweisen. Und damit noch nicht genug! Auch des Helden erwachsener Sohn wird von diesem jüngeren Dichter noch eingeführt, um

¹ Abgeb. auf dem Skypbos des Brygos in Wien; vgl. Griech. Vasenmalerei. Eine Auswahl für den Schulgebrauch. Taf. V.

² Vgl. noch A. Buisse, Der Schauplatz der Kämpfe vor Troja. Neue Jahrb. 1907, 1 S. 457 ff. u. neuerdings Mey Das Schlachtfeld vor Troja, Berlin 1926.

³ E. Schwartz, Die Odyssee 1923. W. Dörpfeld, Homers Odyssee. Bd. 1 u. II 1924. (Die Ausführungen Dörpfelds im 1. Bde. geben vielfach zu Bedenken Anlaß, im 2. Bde. Übersetzung Rütters in Prosa.) A. Dahms, Odyssee u. Telemachie. Berlin 1919.

die lange Abwesenheit des Vaters, das Treiben der Freier, die Standhaftigkeit der Penelope zu schildern und den Hörer auf die wohlverdiente Strafe der Ermordung der Freier vorzubereiten. So vereinen sich alle Fäden (Reise des Telemachos, Irrfahrten des Odysseus, Geschehnisse auf Ithaka) in einem Knoten, im Freiermord. Der Aufbau des Epos ist folgender: I—IV Telemachie, V—XII Odysseus' Irrfahrten, XIII—XIV Odysseus' Heimkehr, XV—XXIV die Rache.

1. Die Telemachie. I—IV.

- I. *Θεῶν ἀγορά.
Ἀθηναῖς
παραίνεσις
πρὸς
Τηλέμαχον.* Eine Götterversammlung beschließt auf den Rat der Athene die Heimkehr des Odysseus von Ogygia, der Insel der Kalypso, die ihn nach siebenjährigem Aufenthalt dauernd zu fesseln sucht. Athene beauftragt Telemach, auf einer Reise nach Pylos und Sparta Erkundigungen über seinen Vater einzuziehen. Gegen die Freier tritt Telemach mutig auf (1. Tag).
- II. *Ἰθακησίων
ἀγορά.
Τηλέμαχου
ἀποδημία.* In der Volksversammlung verlangt er vergebens von den Freiern Räumung des Hauses und Ausrüstung eines Schiffes. Athene besorgt ihm Schiff und Gefährten. Seine Abfahrt (2. Tag).
- III. *Τὰ ἐν Πύλῳ.* Ankunft in Pylos bei Nestor, der ihm Aufschluß gibt über die Schicksale der anderen griechischen Helden, namentlich des Agamemnon, und ihm rät, nach Sparta zu Menelaos zu fahren (3. Tag). Ankunft zur Nacht in Pherä. Ankunft in Sparta.
- IV. *Τὰ ἐν
Λακεδαίμονι.* Freundliche Aufnahme bei Menelaos; Erzählungen der Helena und des Menelaos von den Heldentaten des Odysseus (4. u. 5. Tag). Mitteilungen des Meergreißes Proteus, Odysseus halte sich bei Kalypso auf. Beschluß der Freier in Ithaka, Telemach bei seiner Rückkehr zu ermorden. Penelope hört mit Entsetzen von der Reise ihres Sohnes und dem Mordplane der Freier (6. Tag).

2. Odysseus' Irrfahrten: V—XII.

- V. *Ὀδυσσεύως
σχέδια.* Auf Beschluß einer neuen Götterversammlung verlangt Hermes von Kalypso die Entlassung des Odysseus (7. Tag). Kalypso willfahrt der Forderung und begibt sich zu Odysseus, der, von Sehnsucht nach der Heimat verzehrt, traurig am Meerestegende sitzt. In 4 Tagen erbaut er sich ein Blockschiff¹ (8.—11. Tag) und fährt, mit Lebensmitteln reichlich versehen, fröhlich von Ogygia ab. Am siebzehnten Tage (12.—28. Tag) erblickt er hoffnungsvoll Scheria, das Land der Phaiaken, aber Poseidon erregt einen gewaltigen Sturm und zertrümmert sein Schiff. Im Schwimmen von dem Schleier der Meergöttin Leukothea unterstützt, rettet er sich endlich in die Mündung eines Flusses von Scheria (29.—31. Tag).
- VI. *Ὀδυσσεύως
ἀφιξίς
Φαιάκας.* Nausikaa, Tochter des Königs der Phaiaken, im Auftrage Athenes am Meere mit ihren Gespielinnen die Wäsche besorgend und nach der Arbeit sich am Ballspiel erfreuend, nimmt sich des Odysseus an, indem sie ihm zur Bedeckung ein Gewand reichen läßt, ihn nach einem Bade mit Speise und Trank erquickt und ihm Weisungen für den Weg nach der Stadt gibt².

¹ über das Schiff des Odysseus vgl. Aug. Köster, Das antike Seewesen 1923 69 ff.

² Vgl. Griech. Vasenmalerei. Taf. IX, 1.

VII.
Ὀδυσσεὺς
εἰσοδος πρὸς
Ἀλκίνοον.

Ihre Eltern Alkinoos und Arete nehmen ihn gastlich auf. Der König beruft die Fürsten, um über die Heimfendung des Gastes zu beraten. Odysseus berichtet über seine Erlebnisse seit der Abfahrt von der Insel Ogygia (32. Tag).

VIII.
Ὀδυσσεὺς
ὄψιαται πρὸς
Φαίακας.

Ausrüstung eines Schiffes und Gastmahl zur Verabschiedung des Gastes. Gesang des blinden Sängers Demodokos von Odysseus und Agamemnon. Traurige Stimmung des Odysseus. Kampfspiele, in denen er den Diskos über die Zeichen hinauswirft. Gesang des Demodokos vom hölzernen Pferde und von Trojas Zerstörung. Als Odysseus über den Gesang zu Tränen gerührt wird, fordert Alkinoos ihn auf zu sagen, wer er sei und weshalb er weine.

IX.
Ἀλκινόου
ἀπόλογοι.
Κυκλόπεια.

Nachdem Odysseus seinen Namen und seine Herkunft kundgegeben hat, erzählt er von seinen Abenteuern bei den Rikonen, Lotophagen und namentlich bei dem Riklopen Polyphem, der 6 seiner Gefossen zur Mahlzeit verzehrt hat, dafür aber von Odysseus seines einzigen Auges beraubt worden ist.

X.
Τὰ περὶ Αἰόλου
καὶ Λαιστργό-
νων καὶ Κίρκης.

Freundliche Aufnahme bei Aiolos, dem Könige der Winde, der bei der Abfahrt seiner Gäste die widrigen Winde in einen Schlauch sperrt und diesen dem Odysseus übergibt; durch vorzeitiges Öffnen des Windschlauches in der Nähe von Ithaka Entfesselung von Stürmen, wodurch die Schiffe zur Insel des Aiolos zurückgetrieben werden. Nach neuer Fahrt Abenteuer bei den menschenfressenden Laistrygonen, die 11 Schiffe samt der Besatzung vernichten. Mit dem einzig übriggebliebenen Schiffe kommt Odysseus zu der Insel der Zauberin Kirke, die 22 seiner Gefährten in Schweine verwandelt, ihnen aber auf Beheiß des durch ein Zauberkraut gegen ihre Künste geschützten Odysseus die menschliche Gestalt zurückgeben muß. Nachdem er ein Jahr bei ihr verweilt hat, fordert sie ihn auf, zur Unterwelt an den Okeanos zu fahren und den Seher Teiresias über seine Heimkehr zu befragen.

XI.
Νέκυια.

Im Lande der Kimmerier kommt Odysseus in das Totenreich der Unterwelt; Zusammentreffen mit Teiresias, der ihm sein Geschick bis zum Ende seines Lebens verkündet, mit seiner Mutter Antikleia, mit Veda, Phaidra, Ariadne, Agamemnon, Achill, Patroklos, Nias u. a.

XII.
Σειρήνες,
Σκύλλα,
Χάρυβδης,
βόες Ἡλίου.

Rückkehr zu der Insel der Kirke, Fahrt zu den Seirenen¹, durch die Skylla und Charybdis, Landung auf Ithrakia, wo seine Gefährten einige von den Rindern des Helios schlachten. Zur Strafe für diesen Frevel auf der Weiterfahrt Schiffbruch, bei dem die Mannschaft ertrinkt; Rettung nur des Odysseus nach Ogygia (33. Tag).

3. Odysseus' Heimkehr: XIII—XIV.

XIII.
Ὀδυσσεὺς
ἀπόλοιος παρὰ
Φαίακων καὶ
ἄφιξις εἰς
Ἰθάκην.

Abschied von den Phaiaken (34. Tag). Nächtlche Fahrt nach Ithaka, wo die Phaiaken ihn schlafend niederlegen. Er erwacht, ohne seine Heimat zu erkennen. Athene gibt ihm nach seinem Erwachen die Gestalt eines Bettlers und trägt ihm auf, sich zum treuen Sauhirten Eumaios zu begeben.

XIV.
Ὀδυσσεὺς πρὸς
Εὐμαιον ὀμιλία.

Seine freundliche Aufnahme bei Eumaios, der ihm von dem schändlichen Treiben der Freier erzählt; die erdichtete Erzählung des Odysseus, in der er dem zweifelnden Eumaios auch Mitteilung macht von der baldigen Heimkehr des Odysseus. Abendmahlzeit.

¹ Bgl. Griech. Vasenmalerei. Taf. IX, 1.

4. Odysseus' Rache: XV—XXIV.

- XV. Τηλεμάχου
πρὸς Εὐμαίου
ἀφιξίς.
- XVI. Τηλεμάχου
ἀναγνωρισμός
Ὀδυσσεώς.
- XVII. Τηλεμάχου
ἐπάνοδος εἰς
Ἰθάκην.
- XVIII. Ὀδυσσεώς καὶ
Ἴρου πνυγμή.
- XIX. Ὀδυσσεώς καὶ
Πηνελόπης
ὀμιλία. Τὰ
νίπτρα.
- XX. Τὰ πρὸ τῆς
μνηστηροφονίας.
- XXI. Τόξου θέσις.
- XXII. Μνηστηροφονία.
- XXIII. Ὀδυσσεώς ὑπὸ
Πηνελόπης
ἀναγνωρισμός.
- Telemachs Rückreise von Sparta über Pherä nach Ithaka. Erzählung des Eumaios über die Vorgänge in Ithaka und über seine eigenen Erlebnisse (35. u. 36. Tag). Telemach landet auf Ithaka.
- In Abwesenheit des Eumaios, den Telemach zur Penelope entsandt hat, um ihr heimlich seine Rückkehr melden zu lassen, entdeckt sich Odysseus, nachdem ihm Athene seine wahre Gestalt zurückgegeben hat, dem Sohne und entwirft mit ihm einen Plan zur Ermordung der Freier. Inzwischen spinnen auch diese Ränke zur Ermordung des Telemach. Eumaios findet bei seiner Rückkehr den Odysseus wieder als Bettler (37. Tag).
- Telemach geht zur Stadt und begrüßt seine Mutter, Eumaios und Odysseus folgen; beide werden vom Ziegenhirten Melantheus verhöhnt. Der alte Hund Argos erkennt seinen Herrn und stirbt; der Freier Antinoos wirft im Megaron den bettelnden Odysseus mit dem Fußschemel. Penelope, darüber entrüstet, ladet den Fremdling auf den Abend zu sich ein.
- Faustkampf zwischen Odysseus und dem Bettler Iros. Erscheinen der Penelope, die im Megaron um ihren Gatten klagt und die Freier der Erpressung fremden Gutes beschuldigt. Als die Freier sich am Abend wieder zu Tanz und Spiel wenden, wird Odysseus durch die Mägde verspottet.
- Odysseus und Telemach entfernen in der Nacht die Waffen aus dem Saale. Unterredung des Odysseus mit Penelope, der er die baldige Rückkehr ihres Gemahls in Aussicht stellt. Er wird beim Fußwaschen von der alten Amme erkannt, verpflichtet sie aber zum Schweigen. Entschluß der Penelope, der Bewerbung durch einen Wettkampf ein Ende zu machen (38. Tag).
- Glückliche Vorzeichen für Odysseus am folgenden Morgen. Vorbereitungen zu einem Apollonfeste. Erscheinen der Freier, die ein böses Vorzeichen von der Ermordung Telemachs abgehalten hat. Nochmalige Verhöhnung des Odysseus durch einen Freier.
- Wettkampf mit dem Bogen des Odysseus, den Penelope herbeigeht hat. Telemach stellt die Kampfbeile auf und wird von dem Versuche, den Bogen zu spannen, durch Odysseus abgehalten. Vergebliche Bemühungen der Freier, den Bogen zu spannen. Odysseus entdeckt sich den beiden treuen Hirten Eumaios und Philoitios, läßt die Türen schließen, spannt den Bogen und schießt durch sämtliche Arte.
- Dann erschießt er den Antinoos und gibt sich allen Freiern zu erkennen. Von Telemach und den beiden treuen Hirten unterstützt, tötet er sie sämtlich, obwohl sie heimlich von Melantheus, dem Ziegenhirten, Waffen erhalten haben; nur der Sänger Phemios und der Herold Medon werden verschont. Auch die treulosen Mägde und Melantheus erleiden den Tod. (Luck. J. 193.)¹
- Eurykleia weckt Penelope und meldet ihr die Ankunft ihres Gemahls und die Tötung der Freier. Penelope fürchtet mißtrauisch Betrug und verhält sich auch ihrem Gemahl gegenüber stumm; sie will ihn erst auf die Probe stellen. Um das Volk über die Vorgänge zu täuschen, soll im Hause zum Schein Hochzeit durch Reigentanz gefeiert werden. Als bald überzeugt Odysseus seine Gattin von der Echtheit seiner Person; jetzt zweifelt sie

¹ Griech. Vasenmalerei. Taf. X, 2.

nicht länger, umarmt ihn freudig und entschuldigt ihre bisherige Zurückhaltung. Gegenseitige Erzählung der Erlebnisse der Gatten (39. Tag). Am folgenden Morgen geht Odysseus mit Telemach zu seinem Vater Laertes.

XXIV.
Ξνοδοί.

Hermes geleitet die Seelen der erschlagenen Freier in die Unterwelt; Erzählung der Vorgänge auf Ithaka durch den Freier Amphimedon. Freudiges Wiedersehen mit dem greisen Vater Laertes. Kampf mit den Verwandten der Freier und Veröhnung durch Athene (40. Tag)¹.

§ 8. Die epische Kunst Homers.

Das Epos hat einen fest ausgeprägten Stil. Jedem Leser Homers fällt zunächst das Formelhafte auf, das sich äußert in den ständigen Beiwörtern, die Personen und Sachen oft ohne Rücksicht auf den Zusammenhang beigelegt werden (vgl. z. B. Od. I 29 ἀνύμωρος Αἴγλοδοτο), oder bei häufig wiederkehrenden Vorgängen, z. B. in der Anrede, bei Opfern und Mahlzeiten, bei Sonnenaufgang und -untergang. Das ist ein Erbe der alten Sängerschulen. Solche festen Formeln, zumal formelhafte Verse, unterstützten das Gedächtnis und erleichterten auch dem Zuhörer das Verständnis.

Die feinste Kunst des Epos liegt in der schlichten und kunstlosen Erzählung, hinter der sich eine auf langer Schulung beruhende Technik verbirgt. Homer versteht wirkungsvoll zu gruppieren und die Aufmerksamkeit des Hörers zu fesseln. Neben der epischen Breite, die sich besonders in den Genealogien neu eingeführter Personen zeigt (z. B. Od. I 70 ff.) oder bei der Schilderung von Stoffen und Geräten (z. B. Od. IX 195 ff., 240 ff.), finden sich auch Beispiele gedrängter Kürze, so namentlich in den Gleichnissen², die Stimmung erzeugen sollen; in möglichst knappen Versen muß ein hinreichender Vorgang sich entfalten und soll doch zugleich deutbar sein als Sinnbild zu dem Erzählten, das ihn umrahmt. Solches war nur möglich, wenn sich in langer Überlieferung eine Kunst des Zusammenziehens herausgebildet hatte.

Übrigens zeigt sich in diesen Gleichnissen mehr noch als in den Schilderungen eine scharfe Beobachtungsgabe für Vorgänge im Seelenleben des Menschen und im Leben der Tiere; besonders aber offenbart sich darin ein stark ausgeprägtes Naturgefühl, wie wir es in der Lyrik wiederfinden. Lessing hat im Laokoon darauf hingewiesen, daß Homer Beschreibungen (z. B. vom Bogen des Pandaros II. IV und vom Schild des Achill in II. XX) in Handlung umsetze.

Allgemein aufgefallen ist immer schon, daß die direkte Rede der eingeführten Personen einen so breiten Raum der Erzählung einnimmt; die Alten sahen darin eine Verwandtschaft mit dem Drama. Dadurch werden oft mehr als durch die Schilderung die Gefühle der Helden und ihr Charakter beleuchtet. Auch muß man die Naivität der Sprache in

¹ Vgl. noch Fr. Cornelius, Zur Geographie der Odyssee. Rhein. Museum Bd. 74, 344—346.

² Vgl. das treffliche Buch von Hermann Fränkel, Die homerischen Gleichnisse. Göttingen 1921.

Betracht ziehen, die noch kein Denken kennt, sondern nur „ein zu sich selber Sagen“. Doch der Dichter macht daraus eine Tugend. Den Höhepunkt bilden in dieser Hinsicht die *ἀπόλογοι* des Odysseus, die ein Vorbild für die Epik aller Zeiten wurden und darüber hinaus zum Ich-Roman führten.

Über die kraftvolle Zeichnung der Charaktere, zumal in der Ilias, ist schon gesprochen worden, auch von der Verkörperung des Griechentideals in Achill und Odysseus (S. 13).

§ 9. Die Wertschätzung der homerischen Gedichte.

Die Person des Dichters tritt in den Epen ganz zurück. Um so mehr wurde sein Werk von den Griechen geschätzt. Homer hieß schlechtweg „der Dichter“ (*ὁ ποιητής*). Ilias und Odyssee wurden die Grundlage griechischer Religion, Kunst und Bildung. Seit dem 6. Jahrhundert war Homer das Lehr- und Lesebuch der griechischen Jugend. Auch die Erwachsenen holten aus ihm ihre Belehrung. Von ihm sagt Platon: *τὴν Ἑλλάδα πεπαίδευκεν οὗτος ὁ ποιητής*.

Auch in Rom fand Homer Einlaß. Livius Andronikus übersetzte die Odyssee ins Lateinische; diese Übersetzung war das Schulbuch der römischen Jugend. Ennius und Vergil nahmen ihn zum Vorbild. Horaz zieht die Odyssee als Vorbild sittlicher Lehren der Ilias vor (Epist. I 2). Vergils Äneis verdrängte allerdings Homer, bis im 16. Jahrhundert die Humanisten¹ und im 18. Jahrhundert unsere deutschen Dichter (Lessing, Herder, Schiller, Goethe) das Verständnis für wahre Dichtung wieder erschlossen.

§ 10. Der epische Kyklos.

Der Name *ἐπικός κύκλος* für eine Sammlung alter epischer Gedichte, die die gesamte Sagen Geschichte von der Welterschöpfung bis zum Tode des Odysseus behandelten (vgl. unsern „Niederkrantz“), ist erst nach Christi Geburt nachweisbar.

Die Darstellung dieser Heroensage begann mit dem thebanischen Sagenkreis: a) *Θηβαίς* enthielt den Zug der Sieben gegen Theben; b) *Ἐπιγονοί* behandelten die Einnahme der Stadt durch die Nachkommen der Sieben; c) *Οιδιπόδεια* erzählte die Geschichte des Königs Oidipus in anderer Darstellung als bei den Tragikern (vgl. Od. XI 271 ff.). Es folgt der troische Sagenkreis; d) die *Κύπρια* (sc. *Ἔπη*), dem Kyprier Stasinus oder Hegesias zugeschrieben, sangen von Parisurteil² bis zu den ersten Kämpfen vor Troja; e) die *Αἰθιοπιάς* des Arktinos aus Milet, knüpfte an das Ende der Ilias an und erzählte die Kämpfe der Achäer mit der Amazonenkönigin Penthesilea (vgl. Kleists Penthesilea) und den Äthiopienkönig Memnon, Achills Tod (vgl. Goethes Achilleis) und den Streit um die Waffen; f) die *Ἰλιάς μικρά* des Lesches von Mytilene, den Schluß der Äthiopis und die Eroberung Trojas enthaltend; g) die *Ἰλιον πέρος* des genannten Arktinos (vgl. Vergils 2. Buch der Äneis); h) die *Νόστοι* des Hagias von Troizen behandelten im Anschluß an die Odyssee die Heimkehr der anderen Helden; i) die *Τηλεγόνοια* des Eugamon von Kyrene erzählte die Schicksale des Odysseus nach seiner Rückkehr bis zu seinem Tode durch seinen und der Kirke Sohn Telegonos.

¹ G. Finsler, Homer in der italienischen Renaissance Neue Jahrb. 1908 1, S. 196 ff.

² Griech. Vasenmalerei. Taf. XV.

Von allen diesen umfangreichen Epen, von denen eine Reihe gleichfalls Homer zugeschrieben wurde, sind uns nur dürftige Bruchstücke erhalten. Ihr Inhalt lieferte den Tragikern und den bildenden Künstlern Stoffe für ihre Schöpfungen.

Dem Homer wurde auch das burleske Epos *Margites* (d. h. Tölpel) zugeschrieben, das ein kolophonischer Dichter um 700 verfaßt hatte, das noch Kallimachos (um 300) bewunderte. Es hat also schon früh neben Homer eine volkstümliche Dichtung gegeben, die übrigens unter die heroischen Verse jambische Trimeter einmischte. — Ferner lief unter dem Namen Homers eine scherzhaftige Parodie des Heldenepos, die sich an die Tierfabel anlehnt, die *Batrachomyomachia*, der Frosch- und Mäusekrieg, der uns erhalten ist (vgl. Kollenhagens Froschmeuseler 1595, Übersetzung von Chr. v. Stolberg 1827). Endlich tragen über 30 Hymnen den Namen Homers (vgl. oben S. 13 f.).

§ 11. Hesiod¹.

Der Vater des didaktischen Epos ist Hesiod aus Askra am Helikon in Boiotien, von äolischen Eltern stammend (um 700). Der Dichter selbst ist Hirt und Ackerbauer und rühmt sich, am Helikon von den Muses zum Sänger berufen zu sein. Er dichtete:

a) *Θεογονία* in 1022 Versen, die erste Mythologie, enthaltend die Entstehung der Welt aus dem Chaos, die Herrschaft des Uranos, Kronos, Zeus, dessen Kämpfe mit den Titanen, ferner die Sagen der übrigen Götter nach Rang und Verwandtschaft, sowie den Versuch einer Übersicht des olympischen Göttersystems.

b) *Ἔργα καὶ ἡμέραι*, ein Lehrgedicht in 828 Versen, in dem er entsprechend dem Doppeltitel Anweisungen zur Verrichtung der Arbeiten (Ackerbau, Weinpflanzung, Haushalt, Handel, Schifffahrt) und im Anhang einen Bauern- und Schifferkalender gibt. Das Gedicht ist durchsetzt mit Mythen (vom Raub des Feuers durch Prometheus, von Epimetheus und Pandora, von den fünf Weltaltern), Fabeln (vom Habicht und der Nachtigall) und Sentenzen: z. B.

*Τῆς ἀρετῆς ἰδρῶνα θεοὶ προλάροισιν ἔθηκαν.
Ἔργον δ' οὐδὲν ὄνειδος, ἀεργίη δὲ τ' ὄνειδος.*

Hesiod ist der erste Dichter, der rein Persönliches in das Epos bringt; in den *Ἔργα* setzt er sich mit seinem lieblosen Bruder Perses auseinander, der ihn nach des Vaters Tod übervorteilt hat.

§ 12. Die Ausläufer des Epos.

Gegen Ende des 6. Jahrhunderts ebte das Heldengedicht ab. Einige Nachzügler, wie Herodots Oheim Panyassis, der eine *Ἡράκλεια* dichtete (Anfang des 5. Jahrhunderts), haben kaum Bedeutung. Doch am Ende des 5. Jahrhunderts blühte es nochmals auf. *Choirilos* von Samos besang Ereignisse der jüngsten Vergangenheit, besonders Athens Sieg über Xerxes, und wurde deshalb von den Athenern hochgeehrt. Auch die größten Männer seiner Zeit, Lykandos von Sparta und Archelaos von Makedonien, feierte er im Lied und wurde damit der Schöpfer

¹ E. Schwartz, Charakterköpfe aus d. ant. Lit. I 1 ff. Hesiod und Pindar.

des enhomastischen Epos, das in den späteren Jahrhunderten üppige Früchte zeitigte. **Antimachos** von Kolophon, der sich um 400 wieder einem mythischen Stoff zuwandte, schuf eine neue Thebais, die mit großer Gelehrsamkeit den Zug der Sieben gegen Theben behandelte; der römische Dichter Statius (80 n. Chr.) hat sie in seinem gleichnamigen Werke benutzt. Antimachos ist ein Vorläufer der gelehrten hellenistischen Poesie.

Wichtiger ist die Entwicklung des philosophischen Lehrgedichtes. Wie Hesiod seine Götterlehre, so stellten auch die Philosophen ihre Welterklärung (*περὶ φύσιος*) im heroischen Versmaß dar. **Xenophanes** aus Kolophon (um 500) führte nach der Unterwerfung Joniens durch die Perjer ein unstetes Wanderleben in Griechenland und Sizilien als Rhapsode homerischer und hesiodischer Gedichte, bis er schließlich im hohen Alter in dem neugegründeten Elea (Velia) in Unteritalien eine neue Heimat fand. Er bekämpfte scharf den aufkommenden Materialismus, besonders aber den auf Homer und Hesiod sich stützenden Götterglauben:

*Πάντα θεῶσ' ἀνέθηκαν Ὀμηρός θ' Ἡσίοδος τε,
ὅσσα παρ' ἀνθρώποισιν ὀρεΐδεια καὶ ψόγος ἐστίν.*

Demgegenüber stellt er einen neuen, erhabenen Gottesbegriff auf:

*εἰς θεός, ἐν τε θεοῖσι καὶ ἀνθρώποισι μέγιστος,
οὐτι δέμας ἰνῆτοισιν ὁμοίος οὐδὲ νόημα.
οὐλος ὄρη, οὐλος δὲ νοεῖ, οὐλος δὲ τ' ἀκούει.*

Auch **Parmenides** aus Elea (erste Hälfte des 5. Jahrh.) hat seine Lehre in holprigen Hexametern vorgetragen, die oft an Hesiod anklängen. Nur die einer älteren Vorlage nachgebildete Himmelfahrt mit feurigen von Sonnenjungfrauen gelenkten Rossen zum Palaste der Göttin, die ihm die Offenbarung zuteil werden läßt, hat poetischen Schwung.

Ein großes theologisch-philosophisches Lehrgedicht verfaßte um 450 in erhabener Sprache **Empedokles** aus Akragas, der Staatsmann, Philosoph, Naturforscher, Arzt und Wundertäter zugleich war und sich der Sage nach in den Schlund des Atna stürzte. (Vgl. Hölderlins Tod des Empedokles.) Von seinem Gedicht *περὶ φύσεως* sind uns zahlreiche, zum Teil sehr umfangreiche Fragmente erhalten.

B. Jambos und Elegie.

§ 13. Allgemeines.

Jambos und Elegie gehören nach antikem Begriff zur rezitativen Poesie ebenso wie das Epos; man nannte auch sie zunächst *ἔπη*. Den Vortragenden begleitete ein Flötenspieler. Die Leier war längst abhanden gekommen; an ihre Stelle trat die von den Phrygern und Lydern übernommene schrille Doppelflöte (*αὐλός*, eher unserer Klarinette vergleichbar). Nun fehlt bei keinem Opfer der Flötenspieler, bei keinem Gelage die Flötenspielerin¹.

Der Jambos eignet sich als der Vers, der dem gesprochenen Wort am nächsten kommt, ganz vorzüglich zum Spottvers. Jamben gab es

¹ Über Musik und Musikinstrumente in Griechenland und Rom vgl. C. Sachs, Musik des Altertums in Jedermanns Bücherei 1924, 45 ff. bes. 56 ff. Fr. Behn, Die Musik des Altertums. Kulturgeschichtliche Wegweiser durch das Römisch-Germanische Central-Museum Nr. 7, Mainz 1925.

in Griechenland, bevor es eine Literatur gab; so hießen schon die rituellen Spottgedichte, die die Frauen beim Demeterfest aus dem Stegreif dichteten. Neben dem hauptsächlich jambischen Trimeter, den wir schon vom Margites her kennen (S. 27), tritt der trochäische Tetrameter. Auch epodische Maße, wie wir sie auch von Horaz kennen, kommen schon vor.

Die Elegie (*ἔλεγος*) geht auf die Totenklage (*ἔλεος*) zurück, was aber für den Inhalt der späteren Elegie nichts besagt. Sie knüpft in Sprache und Form an das Epos an; aus ihm entnahm der Elegiker den Hexameter als Vorgesang; dazu kamen zwei Stollen von je einem katalektischen daktylischen Trimeter (— — — — —), der schon in früher Zeit zu einem Vers (Pentameter) verwachsen war. Beide zusammen bilden das Distichon, das sich auch für die Grabinschrift (Epigramm) eignet.

Im Epos trat der Dichter hinter dem Stoff zurück. Unpersönlich ist auch noch die älteste Elegie (Kallinos, Mimnermos, Tyrtaios). Mit Solon tritt uns zuerst eine kraftvolle Persönlichkeit entgegen. Im Jambos entfaltet sich des Dichters ganze Individualität; hinter dem Spottgedicht steht der Dichter selbst. Der Aufschwung dieser neuen subjektiven Dichtung ist natürlich durch die steigende Bildung der herrschenden Stände und das rege politische Leben in den griechischen Städten bedingt.

§ 14. Archilochos.

Schöpfer und zugleich Bollender der jambischen Dichtung ist Archilochos von Paros, den die Alten dem Homer gleichstellten. Seine Zeit ist bestimmt durch die in einem Gedicht erwähnte totale Sonnenfinsternis vom 6. April 648 v. Chr. Mit einer parischen Kolonie siedelte er nach Thasos über, wo er viel Mißgeschick erlebte: er verlor sein ganzes Vermögen, rettete im Kampf mit den wilden Thrakern mit knapper Not das nackte Leben; seine Verlobte Neobule gab deren Vater Lykambes einem andern; ein wilder Kämpfe fiel er in der Schlacht. Er selbst stellt sich uns vor:

*Ἐγὼ δ' ἐγὼ θρασέων μὲν Ἐνναλοῖο ἀνακτοῦ
καὶ Μουσέων ἑρατὸν δῶρον ἐπιστάμενος.*

Von reizbarer Gemütsart und durch Kränkungen und Drangsale verbittert, verfolgte er seine Gegner mit heißen Spottgedichten, namentlich die Familie des Lykambes:

*Πατέρ Ανκάμβα, ποῖον ἐφράσω τόδε;
τίς σὰς παρήειρε φρένας;
ἦς τὸ πρὶν ἠρήθεισθα; νῦν δὲ διή πολὺς
ἀσοῖτοί φαίνεαι γέλωσ.*

Besonders anschaulich wird die Wucht seines Hasses in dem neu entdeckten Bruchstück, das einen Vergleich mit Horaz (Epod. 10) ermöglicht. Er wünscht seinem Gegner „glückliche Fahrt“; Schiffbruch soll er leiden, nackt und vor Kälte zitternd, mit Tang und Schaum bedeckt, wie ein Hund auf dem Bauche liegend, angespült werden an die Küste der feindlichen Thraker, die ihn knechten und schinden sollen. (Beachte besonders, im Gegensatz zu Horaz, den Schluß der Epode!):

... κύματι πλαζόμενος,
 κἄν Σαλμυδησοῦ γυμνὸν εὐφρονέστατα
 Θρήικες ἀκρόκομοι
 λάβοιεν (ἐνθα πόλλ' ἀναπλήσει κακὰ
 δούλιον ἄρτον ἔδων)
 ὄρει πεληγόν' αὐτόν, ἐκ δὲ τοῦ ῥόδου
 φυνκία πόλλ' ἐπέγοι,
 κροτέοι δ' ὀδόντας ὡς κύων, ἐπὶ στόμα
 κείμενος ἀκροσίη
 ἄκρον παρὰ ῥηγμίνα κνυάτων ὁμοῦ.
 ταῦτ' ἐθέλομ' ἄν ἰδεῖν,
 ὅς μ' ἠδίκησε, λάξ δ' ἐφ' ὀρκίοισ' ἔβη,
 τὸ πρῖν ἑταῖρος εἶν.

§ 15. Die übrigen Jambographen.

Semonides aus Amorgos (um 650) bleibt hinter Archilochos an poetischer Kraft zurück. Nichts Persönliches findet sich in seiner Dichtung. Es sind die alten Klagen über die Vergänglichkeit des Menschenlebens. Ein langes, wißloses Spottgedicht auf die Frauen, deren Charaktere er von den Tieren (Schwein, Fuchs, Hund, Esel, Pferd, Affe, Biene) ableitet, beginnt also (in der Nachdichtung von Günther Koch):

Bar mannigfalt ist Weibes Art,
 seitdem es von Gott geschaffen ward.
 Die erste macht' er aus borst'gem Schwein:
 die hält in Haus und Hof nichts rein,
 Verlodert alles und wirft's umher
 bald da, bald dort, die Kreuz und Quer:
 Sie wäscht nicht Leib und Kleider sich,
 sie sitzt im Dreck und mäftet sich.

Hundert Jahre später (um 520) treibt sich ein Poet auf den Straßen von Ephesos herum und bittelt wehleidig um einen Kock, ein kleiner, grundhäßlicher Kerl, der aber bissige Verse machen kann. Es ist **Hipponax**, der Schöpfer des Hinkjambos (σκάζων oder χωλίαμβος); am Schluß des jambischen Trimeters wird das letzte Metrum umgebogen (◡◡◡ statt ◡◡◡), das gibt dem Vers etwas Bissiges und Verzerrtes (Beispiel von Schlegel: „Wo die Kritik hinkt, muß ja auch der Vers lahm sein“). Der Hinkjambos wurde seitdem kanonisch. Er wird später auch in den Fabeln verwendet. Von den römischen Dichtern verwenden ihn Catull und Martial.

§ 16. Die ältere Elegie¹.

Als Begründer der Elegie gilt Kallinos aus Ephesos (um 650), der in einem größeren Bruchstück die Jugend zum Kampf für das Vaterland anfeuerte.

Daselbe tat in Sparta zur Zeit des 2. messenischen Krieges (um 650—630) **Tyrtaos**. Von seinen Ermahnungen (ὑποδημαί) sind noch 3 erhalten, aus denen Beibel in seinem klassischen Liederbuch einen Schlachtgesang gemacht hat. Der Anfang des einen Fragments ist berühmt geworden:

Τεδνάμεναι γὰρ καλὸν ἐνὶ προμάχοισι πεσόντα
 ἀνδρ' ἀγαθὸν περὶ ἢ πατρίδι μαρνόμενον (Vgl. Horaz.)

¹ R. Reitzenstein, Epigramm und Skolion, Bießen 1893, S. 45 ff.

Außerdem besitzen wir noch den Anfang eines seiner anapästischen Marschlieder (*ἐμβατήρια*) in dorischer Mundart:

ἄγετ' ὦ Σπάρτας εὐάνδρω — κῶροι πατέρων πολιτῶν κτλ.

Bezeugt aus Spartas Heldenmark,
ihr Jungen, vorwärts, kühn und stark!
Den Spieß geschwungen teuflerswild,
zur Linken vorgestreckt den Schild!
Macht nieder! heißt das Feldgeschrei.
Spartanerbrauch! Es bleibt dabei. (Bruno Wille).

Mimnermos aus Kolophon (um 610) ist der Schöpfer der erotischen Elegie, die später von den Alexandrinern und Römern (Propertius) nachgeahmt wurden¹. Eine seiner Elegien beginnt: *τίς δὲ βίος, τί δὲ τερονὸν ἄτεο χροσῆς Ἀφροδίτης;*

§ 17. Solon und Theognis².

Mit dem weisen **Solon**, dem berühmten Gesetzgeber (Archon 594) tritt zum erstenmal Athen literarisch hervor³. Dem klugen und energischen Politiker war es endlich gelungen, den Staat zu ordnen und durch Aufhebung der Schuldknechtschaft das Wohl des Volkes zu sichern. Als den Athenern die für die Sicherheit ihres Handels nötige Insel Salamis, die vor ihrem Hafen lag, von Megara streitig gemacht wurde, begeisterte der Dichter die Bürger mit den Versen:

*Ἴομεν εἰς Σαλαμίνα, μαχίσομενοι περὶ νήσον
ἡμερτῆς χαλεπὸν ἰ³ αἰσχρὸς ἀπωσόμενοι.*

Solon trieb die Poesie nicht um ihrer selbst willen, sondern benutzte sie als Mittel zur packenden Wirkung. Hinter seinen Versen steht eine klar umrissene Persönlichkeit, die auf die Schäden des Staates hinweist, ihre Ursachen aufzeigt, die Habgucht der Reichen schildert, vor der Herrschgucht der Vornehmen warnt:

Soviel gab ich dem Volke Gewalt, wie diesem genug ist,
nichts ihm nehmend und nichts übriges bietend an Macht.

Auch für jene, die Macht und Schätze in Fülle besitzen
sorgt' ich, und jegliche Schmach wehrte von ihnen ich ab.

Also tret' ich mit starkem Schilde als Schützer vor beide:
keinem erlaubt' ich den Sieg, gegen das heilige Recht. (Fr. Jakobs).

Aus dem Gewölk bricht heftig der Schnee und der prasselnde Hagel,
auf den flammenden Blitz folget des Donners Geträch;
brausend wälzt sich, von Stürmen bewegt, die erschütterte Meerflut;
aber wenn nichts sie bewegt, liegt sie in friedlicher Ruh'.

Also verwirren die Großen die Stadt; in des mächtigen Herrschers
drückende Knechtschaft fällt unvermutet das Volk.

Reicht ist's nicht, den zu hoch Erhobenen später zu stürzen,
darum bedenket euch wohl, ehe empor ihr ihn hebt. (Fr. Jakobs).

Unter dem Namen des **Theognis** von Megara (um 490), der von Geburt dem dorischen Adel angehörte, aber aus Anlaß einer Revolution auswandern mußte, ist eine Sammlung kurzer Gedichte von wenigen Dichtern überliefert. Im Mittelpunkt steht ein edler Jüngling namens Kynos;

¹ Wilamowitz, Sappho u. Simonides S. 176: Mimnermos und Propertius.

² Zu Theognis vgl. Reizenstein, Epigramm u. Skolion, S. 52 ff. u. S. 264 ff.

³ R. Ziegler, Solon als Mensch und Dichter Neue Jahrb. 1922 S. 193 ff.

Theognis vertritt den rücksichtslosen aristokratischen Standpunkt; nur die alten Herrschergeschlechter sind gut und trefflich, das Volk ist schlecht und feig; darum soll sich Kynos, der geliebte Jüngling, den Sinn und Charakter der Vorfahren, die alte Mannestugend (*ἀρετή*), bewahren. Seine Dichtungen, die reich an Sentenzen (*γνώμαι*) sind, wurden dem Jugendunterricht zugrunde gelegt. Theognis ist der Hauptvertreter der „gnomischen“ Elegie.

Auch Xenophanes aus Kolophon (S. 28) verfaßte Elegien, in denen er die übermäßige Hochschätzung des Sportes gegenüber der geistigen Ausbildung bekämpfte.

§ 18. Das Epigramm.

Im 7. Jahrhundert begannen die Griechen, die „Aufschriften“ auf Grabmälern und Weihgeschenken in Distichen abzufassen. Dieser Brauch erhielt sich bis in die späteste Zeit. Am bekanntesten ist die schlichte Grabchrift der Thermopylenkämpfer, die fälschlich dem Simonides, dem Meister des Epigramms, zugeschrieben wird:

ὦ ξείν', ἀγγελλεῖν Λακεδαιμονίους, ὅτι τῆδε
κειμένα τοῖς κείνων ἤημασι πειθόμενοι.

Die meisten Dichter haben sich in dieser Gattung versucht, auch die großen Tragiker: Aischylos, Sophokles, Euripides, ferner der Historiker Thukydides und der Tyrann Kritias. Auf den Steinen sind uns eine Menge solcher Aufschriften erhalten.

Neben der eigentlichen „Aufschrift“ hat das Epigramm auch die Aufgabe bekommen, geistreiche Gedanken in möglichst knapper Form zum Ausdruck zu bringen. Davon sind uns eine große Zahl in der Anthologia Palatina (S. 56) überliefert. Der Schöpfer dieser Kunstgattung ist Simonides von Keos, der zugleich Lyriker war (S. 36). Martial hat diese Gattung in Rom eingebürgert. Auch die Singedichte unserer Klassiker (Lessing, Schiller, Goethe) sind Nachahmungen dieser Art Epigramme¹.

C. Die Lyrik².

§ 19. Allgemeines.

Lyrik und Musik gehören aufs engste zusammen. Bücher hat in seinem berühmten Buche: Arbeit und Rhythmus (1896) auf die Musik als die Reglerin der Gemeinschaftsarbeit hingewiesen. Auch bei den Griechen läßt sich das längst, bevor es eine Literatur gab, nachweisen. Beim Kornschneiden, Mahlen, Kelttern, beim Spinnen und Wassers schöpfen erklangen Arbeitslieder. Ein solches hat sich uns erhalten:

¹ Joh. Beffken, Studien zum griech. Epigramm. Neue Jahrb. 1917, 1 S. 88 ff.

² Vgl. Wilamowitz, Sappho und Simonides. Untersuchungen über die griechischen Lyriker. Berlin 1912; E. Bethe, Griechische Lyrik (Aus Natur und Geisteswelt 736). Gute Übersetzungsproben gibt Karl Preisendanz, Griechische Lyrik (Inselbücherei Nr. 124). Siehe auch E. Beibel, Klassisches Niederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung; G. Eskuße, Hellenisches Lachen. Hannover 1911. Über vorhomerische Lyrik vgl. Otto Schröder, Sokrates 1922, S. 42 ff.

Ἄλει μύλα ἄλει
καὶ γὰρ Πιττακὸς ἄλει, μεγάλας
Μυτιλήνας βασιλεύων.

Als sich dann das kunstmäßige Lied herausgebildet hatte, begleitete es der Dichter mit der siebenseitigen Lyra; er mußte also gleich die Melodie miterfinden. Ein solches Einzellied (*μέλος*) hinwiederum setzt Strophenbau voraus. Mit dem Gesange verbindet sich meist Tanz. Später hat sich neben der melischen Lyrik eine eigene Gattung Chorlyrik entwickelt. Beide treten uns sofort in ihrer höchsten Vollendung entgegen. Die Heimat der melischen Lyrik ist Lesbos; man spricht daher auch von lesbischer Lyrik. Die Chorlyrik soll gleichfalls ein Lesbier, Terpandros, nach Sparta verpflanzt haben, wo sie zu Beginn des 7. Jahrh. heimisch ist.

Die rhythmischen Formen und Strophen sind in der lesbischen Lyrik dieselben, die wir aus Horaz kennen; nur ist der Anfang der einzelnen Verse (Blykoneus, Pherekrates, Asklepiadeus, sapphischer Elffüßler) noch nicht erstarrt, sondern hat noch dieselben Freiheiten, die der Phalaecus auch bei den Römern (Katull) bewahrt hat.

Die Lyra freilich ist längst abhanden gekommen. An ihre Stelle trat die Kithara. Lesbische Kitharoden zogen ebenso wie die ionischen Rhapsoden durch die Lande und trugen ihre Einzellieder vor.

§ 20. Die Lesbische Lyrik.

Nach der Ansicht des gesamten Altertums galt *Alkaios* aus Mytilene auf Lesbos (um 600) als der Hauptvertreter der melischen Lyrik; man wußte nicht, sollte man die Meisterschaft der Form mehr bewundern oder die Kraft, Natürlichkeit und Vielseitigkeit des Inhalts. Er war von adliger Herkunft und nahm in seiner Vaterstadt an den Kämpfen seiner Partei gegen Demokratie und Tyrannis lebhaften Anteil. Gegen äußere Feinde focht er mit in einem Kriege, der zwischen Mytilene und Athen um den Besitz von Sigeion im Troerlande entbrannt war. Als der geistig hochstehende Pittakos die zerrütteten Verhältnisse von Mytilene nach dem Willen seiner Mitbürger zu ordnen unternahm, verließ Alkaios die Heimat und trat in fremde Kriegsdienste; die letzten Jahre seines Lebens aber brachte er wieder in Mytilene zu.

Seine Gedichte, teils *στασιωτικά* (politische Lieder), teils *συμποτικά* (Trinklieder), teils *ἔρωτικά* (Liebeslieder), sind der Ausdruck eines leidenschaftlich bewegten Gemütes; seine Sprache ist kraftvoll, seine metrische Kunst zeugt von genialer Gewandtheit, namentlich in der nach ihm benannten alkäischen Strophe, die Horaz in Rom einführte, der auch inhaltlich sein Vorbild mehrfach nachahmte (I 7, I 9, I 14):

Νῦν χοῆ μεθύσθην καὶ τινα πρὸς βίαν
πάνην, ἐπειδὴ κάθησθε Μῦρσιλος. — —
Ἵει μὲν ὁ Ζεὺς, ἐκ δ' ὄρανω μέγας
χειμῶν, πελάγαισι δ' ὑδάτων ῥοαί . . .
κάβαλε τὸν χειμῶν' ἐπὶ μὲν τιθεὶς
πῦρ, ἐν δὲ κέρναις οἶνον ἀφειδέως
μέλιχρον, αὐτὰρ ἀμφὶ κόρσα
μᾶλθαρον ἀμφιβάλων γνόφαλλον.

Zum Schluß das „Staatschiff“ nach der Übersetzung von Mähly.

Der Stürme Zwiespalt faßt der Verstand nicht mehr,
denn bald von rechts her wälzen die Wogen sich,
bald links her, und inmitten beider
treiben wir schwankend in dunkeln Schiffen.

Mit Müh' und Not nur halten wir uns im Kampf;
denn schon des Mastbaums Wurzel bespült die Flut
und schon vom sturmzerriss'nen Segel
hängen die mächtigen Felsen nieder.

Die Ankertaue haften nicht länger mehr,
schon naht ein zweiter höherer Wogeneschwall;
und bricht er ein, so wird vom Schöpfen
unsere rüstige Hand erlahmen.

Sappho, die jüngere Zeitgenossin und Landsmännin des Alkaios, ist den Griechen, was uns der Lyriker Goethe ist. Sie ist die erhabenste Frauengestalt des Altertums, die „reine Frau mit dem milden Lächeln“, wie Alkaios sie nennt; Platon nennt sie die 10. Muse. Und doch ist auf keine Frau soviel Schmutz geworfen worden. Besonders die Komödie bemächtigte sich des Stoffes; die Sapphoepistel des Ovid tat auch das Ihrige, und so lebte die Karikatur der liebestollen Sappho bis auf unsere Tage fort (vgl. auch Grillparzers Sappho)¹.

Sappho stammt aus vornehmerm Hause in Eresos; nach zeitweiligem Aufenthalt in Sizilien war sie in Mytilene verheiratet, wo sie junge Mädchen, die aus Milet und von den fernen Inseln zu ihr kamen, in Musik und Tanz unterrichtete. Es war ein auf religiöser Grundlage gegründeter weiblicher Verein (*Thiasos*) zu Ehren der Aphrodite. Ihr berühmter Hymnos beginnt also:

Ποικιλόθρον' ἀθανάτ' Ἀφροδίτα,
παῖ Λιῶς δολόπλοκε, λίσσομαί σε,
μὴ μ' ἄσαισι μηδ' ὀνίαισι δάμνα,
πότνια, θῆμορ,

Alle Gedichte Sapphos sind Gelegenheitsgedichte, die sie beim Scheiden ihrer Schülerinnen, wenn sie sich verheirateten, im Kreise der Mädchen vorträgt; die Dichterin legt ihre ganze Seele hinein. Liebe und Freundschaft findet darin ihren höchsten Ausdruck, so in den neugefundenen Berliner Fragmenten, die Wilamowitz etwa so übersetzt:

„. . . ganz ehrlich, ich wollt', ich wäre tot. Als sie fortging, hat sie unter vielem Schluchzen zu mir gesagt: 'Ach, Sappho, wie schwer haben wir es. Wahrhaftig, ich gehe ungen von dir fort.' Da gab ich zur Antwort: 'Glückliche Reise und denk' an mich. Du weißt ja, wie wir für dich gesorgt haben. Und wenn nicht, will ich dich erinnern. Du vergißt, wie leicht und lustig wir's gehabt haben. Viele Kränze aus Rosen und Veilchen hast du bei mir um Locken und Zöpfe gelegt, viele Girlanden geschlungen um den weichen Nacken, aus Frühlingsblumen gemacht. Mit vielen Salben, königlichem Brenthos hast du dich gesalbt, auf weichen Polstern hast du geruht. . . .“

„. . . von Sardes oft hierher die Gedanken richtend. Als wir zusammen lebten, sah Arignota dich wirklich ganz wie eine Göttin an und hatte an deinem Gefange die größte Freude. Jetzt glänzt sie unter den Indischen Frauen wie der

¹ Erst Wilamowitz, Sappho und Simonides ist die Ehrenrettung ganz gelungen.

rosig strahlende Mond, der alle Sterne übertrifft. Sein Licht erhebt sich über das salzige Meer und auch über die blumenreichen Felder. Lieblich ist der Tau gefallen; üppig stehen die Rosen, die feinen Gräser, der blühende Klee. In der Erinnerung an die freundliche Atthis geht sie vielmals hin und her, und ihr weiches Gemüt wird von Sehnsucht, ihr Herz von Kummer schwer. Laut ruft sie, wir sollten dorthin kommen. Das vernehmen wir beide nicht; nicht erzählt es uns die Nacht, die mit ihren tausend Ohren alles hört, über das Meer herüber. . ."

Nun verstehen wir auch das so oft mißverständene Gedicht, das Katull (c. 51) in so rührender Weise für seine Lesbia bearbeitet und mit einer knabenhaften Schlußmoral versehen hat. Der göttergleiche Mann ist der Bräutigam der Lieblingschülerin Agallis; die Gäste kommen und gratulieren. Was wird Sappho ihr zum Abschied singen? Diesmal singt die Dichterin kein Lied, wie sie es sonst gesungen hat, voll von Scherzen und Neckereien gegen Braut und Bräutigam; diesmal singt sie von ihrer heißen, leidenschaftlichen Liebe, wie sie auch diesmal, da es soweit ist, darüber hinwegkommen muß. — Erhabeneres gibt es in griechischer Sprache (abgesehen von Platon) nicht. Sapphos Hochzeitslieder hat Katull nachgeahmt.

§ 21. Die jonische Lyrik.

Anakreon aus Teos (um 540)¹ hat die Melik nach Jonien gebracht. Von den Persern aus seiner Heimat vertrieben, verkehrte er als Ritter und Sänger an den Höfen der Adligen Thessaliens, bei den Peisistratiden und am Hofe des Polykrates von Samos. Verskunst und Sprache hat er bei Archilochos gelernt; doch fehlt ihm dessen Kraft. Seine Wein- und Liebeslieder zeigen unverwüßliche Anmut und Lebenslust. Sein Lieblingsversmaß sind Ioniker (w---w---), doch sind sie bei ihm noch nicht erstarrt, er biegt sie häufig um (w---w---). In einem von Horaz (I 23) nachgebildeten Gedicht vergleicht er das scheue Mädchen mit einem Reh, das von der Mutter verlassen, im Walde aufschreckt, ein andermal mit einem jungen Fohlen:

Böse kleine Thrakerstute,
wie so scheu du schielen magst
und in deinem Übermute
wild dann in die Ferne jagst!
Glaub mir, zäumen dich und zügeln,
wäre sehr nach meinem Sinn,

recht dich tummeln und besflügeln
durch die Rennbahn her und hin.
Doch leicht hüpfend spielst du weiter,
weidest frei im Wiesengras,
weil kein kunstgerechter Reiter
je auf deinem Rücken saß.

(Schulz-Geffken).

Aus dem 5. Jahrhundert haben wir eine Sammlung attischer Volks- und Kommerslieder. Es sind kleine Strophen (*σκόλια*), die abwechselnd an der Tafelrunde beim Gelage gesungen wurden. Ein hübsches Freundschaftslied ist auch in unsere Kommersbücher übergegangen (Versmaß: größere Asklepiaden):

*Ὅν μοι πῖνε, σὺν ἕβῃ, σὺν ἑσπῆ, σὺν στερφανηφόρῳι,
ὄν μοι μαινομένῳ μαινεῖο, σὺν σάφροσι σφρόνοι.*

Lebe, liebe, trink und schwärme
und bekränze dich mit mir;
härme dich, wenn ich mich härme
und sei wieder froh mit mir!

¹ Wilamowitz, Sappho und Simonides S. 102.

§ 22. Die chorische Lyrik.

Bei den Dorern blühte, entsprechend dem Charakter des Volkes, eine nicht das Gefühl des einzelnen, sondern das Denken und Empfinden der ganzen Gemeinde ausdrückende chorische Lyrik, indem bei öffentlichen Festlichkeiten Gesänge von tanzenden Chören, von Männern, Jünglingen und Knaben, den Frauen, Jungfrauen und Mädchen unter Begleitung der Kithara oder Flöte vorgetragen wurden. Den Bewegungen des Tanzes gemäß waren die Gesänge reicher und kunstvoller und zeigten eine Strophe (*στροφή*), gesungen beim Vorschreiten des Chores, eine gleichmäßige Gegenstrophe (*ἀντιστροφή*), gesungen bei seinem Rückschreiten, und die im Stehen gesungene *ἔπωδος*.

Die Dichtungen sind mannigfachster Art: *ὑμνοι*, Festlieder zum Preise der Götter, *παῖνες*, Preis- und Danklieder zu Ehren des Apollon¹, *διθύραμβοι*, stürmische, wild erregte Bakchoslieder, darstellend die Leiden und Freuden des Dionysos, *ὑπορχήματα*, mimische Tanzlieder, zumeist zu Ehren des Apollon, *ἐπινίκια*, Ruhmeslieder zum Preise von Siegern und Wettkämpfern, *ὑμέναιοι* und *ἐπιδαλάμοι*, die bei festlichem Brautzuge und vor der Tür des Hochzeitsgemaches von Jünglingen und Jungfrauen gesungenen Chöre, *οκόλια*, Lieder bei fröhlichem Gastmahl, *θρήνοι*, Trauer- gesänge unter Flötenbegleitung bei Leichenfestlichkeiten. Alle diese Lieder waren durchweg in der dorischen Mundart geschrieben.

Die bedeutendsten Dichter:

Altman (um 660), aus Sardes, errang nach Terpandros (S. 33) in Sparta Lorbeeren. Er dichtete zahlreiche Hymnen, Paiane, Jungfrauenchöre (*παρθένεια*, davon ein großes Bruchstück auf einem Papyrus erhalten. Die Reste zeigen den lakonischen Dialekt in spätlakonischer Orthographie (*Μῶσ' ἄγε, Μῶσα λίγεια, πολυμιμῆές ἀὲν αἰοδέ, μέλος νεοχυὸν ἄοχε παρσέοις ἀείδην*).

Stesichoros (= Choraufsteller) lebte meist in Himera auf Sizilien² (um 640—555) und schloß sich in seinen Liedern nach Inhalt, Mundart und Versmaß eng dem Epos an. Er dichtete Hymnen, Paiane, Epithalamien u. a. und fügte der Strophe und Gegenstrophe die Epodos hinzu.

Arion aus Methymna auf Lesbos, ließ (um 600) am Hofe des Periandros zu Korinth den von ihm kunstvoll ausgebildeten Dithyrambos durch Chöre, die sich im Kreise um den Altar des Dionysos bewegten, zur Aufführung bringen. Der Inhalt seiner Gesänge war je nach Art der dargestellten Geschichte des Gottes bald heiter, bald traurig. (Die Sage von seiner Beraubung durch korinthische Schiffer, seinem Sprung ins Meer und seiner Rettung durch einen Delfin in A. W. Schlegels Ballade „Arion“.)

Ibykos aus Rhegion in Unter-Italien (um 528), kam auch zum Tyrannen Polkhrates auf Samos; er schrieb Gedichte mythischen Inhalts und leidenschaftliche Liebeslieder. Bekannt ist die Erzählung von seiner angeblichen Ermordung auf dem Wege zu den isthmischen Spielen und von der Entdeckung der Mörder durch Kraniche. (Vgl. „Die Kraniche des Ibykus“ von Schiller.)³

Simonides von Keos, gestorben 468 zu Syrakus im 88. Lebensjahre, befreundet mit Hipparch, Anakreon, Themistokles, Pausantias u. a., errang zur Zeit der Perserkriege hohen Ruhm⁴. Er war ein vielseitiger Dichter, bekannt durch Hymnen, Paiane, Parthenien, Dithyramben, Epi-

¹ V. Deubner, Paian. Neue Jahrb. 1919, 1 S. 385 ff.

² Wilamowitz, Sappho und Simonides S. 233.

³ Wilamowitz, ebend. S. 243 ff.

⁴ Wilamowitz, ebend. S. 137.

nikien, Elegien, Threnen u. a., der durch seine Formgewandtheit manchen Preis in öffentlichen Wettkämpfen gewann.

Bakchylides¹, gleichfalls von Keos stammend (lebte bis nach 430), ein Schweftersohn des Simonides, schrieb Epinikien, Hymnen, Dithyramben, Paiana, Parthenien, auch Tanz-, Wein- und Liebeslieder. In neuerer Zeit sind auf einem ägyptischen Papyrus in 2 Teilen 14 Epinikien und 6 für Götter- und Heroenfeste gedichtete Oden aufgefunden worden, die in einfachen Metren und leicht verständlicher Sprache geschrieben sind.

Pindar², geboren zu Theben 522, gestorben 442 im Alter von 80 Jahren, ist der größte Lyriker des Altertums. Er lebte meist in seiner Vaterstadt, die er nur verließ, um Gastfreunde in Griechenland und Sizilien oder die Nationalspiele in Olympia, Delphi usw. zu besuchen. Er ist ein Meister in jeder Art des Chorgesanges. Wir besitzen von ihm noch Epinikien, Festlieder zur Verherrlichung der in den 4 griechischen Nationalspielen errungenen Siege, nämlich 14 olympische, 12 pythische, 11 nemeische und 7 isthmische Oden. Aus Strophe, Gegenstrophe und Epodos bestehend, waren sie bestimmt zur Aufführung unter Musik und Tanz. Mit Recht wird er von Quintilian (X 1, 61) genannt: *Novem lyricorum longe princeps spiritus magnificentia, sententiis, figuris, beatissima rerum verborumque copia, velut quodam eloquentiae flumine, propter quae Horatius (Od. IV, 2, 1) eum merito credit nemini imitabilem.*

Korinna aus dem böotischen Tanagra, Pindars Zeitgenossin, dichtete in einfacher Erzählung, im eigenen Dialekt und in kleinen kunstlosen Strophen, die sich stets wiederholen, für einen kleinen Kreis Chorlieder, deren 2 ein Berliner Papyrus ans Tageslicht brachte. Sie erzählt vom Sängerkampfe der Berggötter Kithairon und Helikon vor der Götterversammlung. Es sind Lokalsagen, durch die sie zur Volksdichterin geworden ist.

Durch **Lasos** von Hermione in Argolis (um 500) kam der Dithyrambos nach Attika. Seitdem wurden in Athen an den großen Dionysien jedes Jahr Dithyramben vorgetragen, wobei der musikalische Teil die Hauptrolle spielte. So entstand ein neuer Dithyrambos, der die Metren ganz frei behandelte; als ihr Begründer gilt Phrynis von Mytilene, der 446 in Athen den Sieg davontrug. Die moderne Kunst erreicht um 400 ihren Höhepunkt in **Philoxenos** von Kythera. In dessen Oper „Kyklops“ der rüpelhafte, in die schöne Galathea verliebte Riese als Hirte, mit einem Ranzen bekleidet, zarte Arien singt und von Odysseus, der auch als Solist auftrat, durch einen Liebeszauber betrogen und geblendet wird.

Auch der neugefundene **Nomos**³ „Die Perser“ des miletischen Dichters **Timotheos** (um 400) zeigt die moderne Entwicklung, die auf Rhythmus, Tonmalerei, Instrumentalmusik den Hauptwert legt. Er erzählt die Schlacht bei Salamis oder vielmehr eine typische Schlacht zwischen Griechen und Barbaren. Doch das mit großer musikalischer Effekthascherei vorgetragene Werk, ähnlich wie die Schlager unserer Tage, wurde vom Publikum mit Beifall aufgenommen. Der **Nomos** ist oft wiederholt worden.

¹ Vgl. Wilamowitz, Bakchylides. Berlin 1898. Reden und Vorträge I⁴ 1925 S. 146.

² Vgl. Wilamowitz, Pindaros. Berlin 1923. Reden u. Vorträge I⁴ 119 ff. Übersetzung von F. Dornseiff. Leipzig 1925; Ed. Schwarz, Charakterköpfe I 14 ff.

³ **Nómos** ist eine musikalische Form, bestehend aus folgenden Teilen: 1. *ἀοιδή*, 2. *μεταρχία*, 3. *κατατροπή* (Hinwendung zum Thema), 4. *μετακατατροπή*, 5. *ὄργανός* (Hauptteil: Erzählung), 6. *σφραγίς* (Bekanntnis des Dichters zu seinem Werk), 7. *ἐπίλογος*.

D. Das Drama.

§ 23. Einteilung des Dramas.

Das Drama (vom dorischen Verbum *δράν* = handeln) verbindet epische und lyrische Poesie miteinander. Dem Epos entspricht der Dialog, der Träger der Handlung, die freilich nicht als bereits geschehen in ihrer Entwicklung erzählt, sondern als gegenwärtig geschehend vorgeführt wird. Statt des ernstesten Daktylos im Hexameter ist der leicht bewegliche Jambos als Metrum gewählt. Der Lyrik entsprechen dagegen die Chorgesänge, die der chorischen Lyrik auch im Metrum und in der dorischen Sprache nahe stehen. Das Drama zerfällt in die Tragödie und Komödie.

§ 24. Die Tragödie¹.

Die Tragödie (*τραγωδία*, von *τράγος-ὄδη*, Bocksgesang) hat ihren Namen von den mit Bocksfellen als Satyrn verkleideten Chorsängern, die Gesänge und Tänze zu Ehren des Dionysos aufführten. Arion (S. 36) war der erste, der in Korinth einen Dithyrambos von einem Chore von Satyrn singen ließ; somit erfand er die „tragische Weise“. Peisistratos hat, als er um 540 das große Dionysosfest stiftete, diesen tragischen Dithyrambos, wie später die eigentliche Tragödie, unter die Festspiele aufgenommen. Nach Aristoteles ist der Grund zur Tragödie gelegt worden von den Vorsängern des Dithyrambos, indem der Vorsänger sich vom Chore trennte und in verschiedenen Rollen mit ihm sich unterhielt².

Als eigentlicher Begründer der Tragödie ist aber Thespis aus dem attischen Demos Ikaria (524) anzusehen, da er dem Chore, dem lyrischen Momente, einen erzählenden Schauspieler (*ὑποκριτής*) gegenüberstellte. Zugleich wird er als der Erfinder der Theatermaske bezeichnet; er war Dichter und Schauspieler in einer Person.

Eine weitere Entwicklung erhielt die Tragödie durch den Athener Phrynichos (um 512), der von Männern gespielte Frauenrollen einführte und seinen Stoff zum Teil der Zeitgeschichte entnahm (*Μιλήτου ἄλωσις* und *Φοίνισσαι*, letztere nach dem Chore phönikischer Jungfrauen genannt, die über die Niederlage in der Seeschlacht von Salamis Klagelieder sangen).

¹ Vgl. J. Geffcken, Die griechische Tragödie (Aus Natur und Geisteswelt) 1918. — Griechische Tragödien, übersetzt von Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf, 4 Bde. (Berlin 1922), enthaltend: I. Sophokles, Oedipus; II. Euripides, Hippolytos; III. Euripides, Der Mütter Bittgang; IV. Euripides, Herakles; V. Aischylos, Agamemnon; VI. Aischylos, Das Opfer am Grabe (Choëphoren); VII. Aischylos, Die Verhöhnung (Eumeniden); VIII. Euripides, Kyklop; IX. Euripides, Alkestis; X. Euripides, Medea; XI. Euripides, Troerinnen; XII. Sophokles, Philoktetes; XII. Euripides, Die Bakchen; XIV. Die griechische Tragödie und ihre drei Dichter. — P. Friedländer, Die griechische Tragödie und das Tragische. Die Antike I 1925, 5 ff. 295 ff.

² W. Kranz, Die Urform d. alt. Tragödie. Neue Jahrb. 1919, 1 S. 145 ff. Martin P. Nilsson, Der Ursprung der Tragödie. Neue Jahrb. 1911, S. 609 ff. und 673 ff. E. Bethé, Die griech. Tragödie und die Musik. Neue Jahrb. 1907, 1 S. 81 ff.

Ihre Vollendung erhielt die Tragödie durch Aischylos, Sophokles und Euripides, denen schon um 330 Lykurgos in dem neuerbauten Dionysostheater Bronzestatuen aufstellte¹.

§ 25. Aischylos.

Aischylos, geb. zu Eleufis 525, Mithämpfer von Marathon, Salamis und Plataä, gewann 488 den ersten Preis, ging 467 nach Syrakus zum Könige Hieron, kehrte nach Athen zurück und errang, nachdem er 468 seinen jüngeren Zeitgenossen Sophokles unterlegen war, 458 mit seiner Orestie einen glänzenden Triumph. Er starb 456 zu Gela in Sizilien.

Man hat ihn mit Recht den Vater der Tragödie genannt. Er fügte dem ersten Schauspieler (*πρωταγωνιστής*) des Thespis einen zweiten (*δευτεραγωνιστής*) hinzu und erweiterte so durch einen ausgedehnten Dialog die Handlung, die zugleich durch Verminderung und Beschränkung der Chorlieder stärker in den Vordergrund trat. Auch wurden Dialog und Chorlied in engen Zusammenhang gebracht, so daß sie ein zusammenhängendes Ganzes bildeten. Desgleichen tat er viel für die szenische Ausstattung. Zunächst führte er würdige Masken (*πρόσωπα*, larvae) ein, die ein geeignetes Mittel waren, die Zuschauer aus dem Alltagsleben in eine idealere Welt zu erheben, dann schuf er lange, faltenreiche, bis auf die Füße reichende Gewänder (*χιτώνες ποδήρεις*)² und erhöhte das Maß der auftretenden Personen dadurch, daß er dem Kothurn (*κόθορος*), dem hohen, weichen, im täglichen Leben sohlenlosen Schaffstiefel, der Fußbekleidung der Herren und des Gottes Dionysos eine Sohle unterlegte. Demselben Zwecke diente der hohe Aufsatz an der Maske (*ὄγκος*). Auch wird ihm das Verdienst der Herstellung einer Szenerie und einer zweckdienlichen Maschinerie zugeschrieben.

Aischylos soll mindestens 70, nach andern 90 Dramen verfaßt haben. Von seinen Stücken gehören gewöhnlich je 3 zusammen, die so eine Trilogie und mit Hinzufügung eines Satyrdramas³ eine Tetralogie bildeten. Von Aischylos sind uns noch 7 Tragödien erhalten: *Ἰκέτιδες* (nach dem Chor der Schutzlehenden Danaostöchter benannt), *Πέλοποι* (aufgeführt 472), die Niederlage des Xerxes in der Schlacht bei Salamis, die der Königin-Mutter Atossa von einem Boten gemeldet wird, *Ἐπία ἐπὶ Θήβας* (Zug der Sieben gegen Theben), *Προμηθεύς* (*δεσμώτης*), im Gegensatz zu dem nicht erhaltenen *λύόμενος*), der, weil er den Menschen das Feuer und damit die Kultur gebracht, an einen Felsen geschmiedet wird, aber noch in Fesseln den Göttern trotzt (vgl. Goethes

¹ Vgl. auch M. Pohlenz, Handlung und Held in der griech. Tragödie. Neue Jahrb. f. Wiss. und Jugendb. 1925 S. 581 ff.

² Eine Anschauung von der Theatertracht gibt ein unteritalisches Prachtgefäß mit der Darstellung des Kriegsrats des Dareios, abgeb. Griechische Vasenmalerei, Auswahl für den Schulgebrauch aus Furtwängler-Reichhold Taf. XIX.

³ Das Satyrdrama behandelte heitere Stoffe. Durch seinen Chor, der aus Satyrn gebildet wurde, bewahrte es die Erinnerung an den Ursprung der Tragödie; es war der letzte Rest der alten volkstümlichen Dionysosfeier, den man nicht beseitigen mochte. So erklärt sich die auf den ersten Blick befremdliche Verbindung eines scherzhaften Spieles mit ernstern Dramen.

Prometheus), und die Orestie, die einzige erhaltene Trilogie: *Ἀγαμέμνων*, schildernd Agamemnons siegreiche Heimkehr aus Troja und seine Ermordung durch die arglistige Gattin Klytāimēstra, *Χοηφόροι* (Spendenträgerinnen), vorführend die Rache, die Orestes an der Mutter für den Mord vollzieht, nachdem er den Agisthos getötet hat, *Εὐμενίδες*¹, behandelnd die Verfolgung des wahnsinnig gewordenen Orestes durch die Erinnyen und seine Befreiung von der Schuld des Muttermordes durch das Eintreten der Göttin Athene bei dem Areopag.

Die Tragödien des Aischylos zeichnen sich inhaltlich aus durch Ernst, Würde und Erhabenheit, sprachlich durch kernige, oft schroffe Bedrängtheit, durch markige Kraft und kühne Bilder. Ihren Hintergrund bildet der Glaube an die gerecht waltende Gottheit und den Staat als sittliche Mächte. Tiefe Religiosität, feste Sittlichkeit, erhabene Weltanschauung, entschlossener Charakter sind, wie dem Dichter, dem frommen Lehrer seines Volkes, so auch den Gestalten seiner Dramen eigen².

§ 26. Sophokles. (Quä. F. 185.)³

Sophokles, geb. 496 in dem Demos Kolonos bei Athen, in seiner Jugend durch Musik und Gymnastik gebildet, führte 480 den Chor an, der nach Salamis den Siegespaian sang, überwand in einem Wettkampf 468 Aischylos, bekleidete 440 nach der glänzenden Aufführung seiner Antigone das Amt eines Strategen im Kriege gegen Samos und starb 406 hochgeehrt im Alter von 90 Jahren.

Durch ihn hat die attische Tragödie ihre höchste Blüte und Vollendung erreicht. Er fügte dem zweiten Schauspieler noch einen dritten (*τραγῳωνιστής*) hinzu, wodurch die Handlung bei freierer Entfaltung des Dialogs mannigfaltiger gestaltet und eine reichere Charakterzeichnung ermöglicht wurde. Die Einführung eines dritten Schauspielers verlangte die weitere Einschränkung der Chorlieder, die aber inhaltlich durch Reichtum der Gedanken und Tiefe der Empfindung und sprachlich durch Wohlklang der Rhythmen gehoben wurden. Durch Vermehrung der Choreuten von 12 auf 15 wurde zugleich eine mannigfachere Stellung und Gruppierung erzielt. Auch vermied er die nicht selten schroffe und dunkle Sprache des Aischylos und wandte eine Sprache an voll Hoheit, Würde und Harmonie⁴.

Von angeblich 123 Dramen sind uns vollständig 7 Tragödien erhalten: 1. *Αἴας*, 2. *Ἀντιγόνη* (441), 3. *Ἠλέκτρα*, 4. *Οἰδίπους τύραννος* (Oedipus rex) 428, 5. *Τραχίνιαί*, 6. *Φιλοκλήτης* (409), 7. *Οἰδίπους ἐπὶ Κολωνῶ* — so nach der mutmaßlichen Zeit ihrer Aufführung geordnet —; außerdem kennen wir seit kurzem ein größeres Bruchstück (ungefähr die erste Hälfte) eines Satyrdramas, der Spürhunde (*Ἰχνηρεταί*).

¹ H. Jordan, Aischylos' Choëphoren in ihrem dramatischen Aufbau. Neue Jahrbücher 1907, 1 S. 176 ff.

² W. Nestle, Die Weltanschauung des Aischylos. Neue Jahrb. 1907, 1 S. 225 ff. und 305 ff.

³ C. Steinweg, Sophokles, sein Werk und seine Kunst. Halle 1924.

⁴ E. Bruhn, Zur dramatischen Technik des Sophokles. Neue Jahrb. 1918, 1 S. 303 ff.

Von diesen gehören König Didipus, Didipus auf Kolonos und Antigone der thebanischen Didipusjage, Aias, Philoktet und Elektra der trojanischen und die Trachinterinnen der Heraklesjage an.

Nach Sophokles ist die Didipusjage folgende: Laios, König von Theben, Urenkel des Kadmos, lebte mit Jokaste lange Zeit in kinderloser Ehe. Da er von Apollon das Orakel erhalten hatte, es sei ihm bestimmt, von dem Sohne, den Jokaste ihm schenken würde, getötet zu werden, ließ er das Kind mit durchstochenen Füßen auf dem Kithairon durch einen Diener aussetzen. Dieser aber, von Mitleid bewegt, übergab den Knaben einem korinthischen Hirten, der ihn seinem Herrn, dem kinderlosen König Polybos, überbrachte. Nach seinen geschwollenen Füßen Didipus (*Oidipous* = Schwellfuß) genannt, wuchs der Knabe am königlichen Hofe auf. Bei einem Gelage von Genossen als unechter Sohn bezeichnet und von seinen vermeintlichen Eltern über seine Herkunft in Unsicherheit gelassen, geht er nach Delphi zum Orakel Apollons. Hier erhält er die Kunde, es sei sein Geschick, seinen Vater zu töten und seine Mutter zu heiraten. Aus Sorge wendet er sich nicht nach Korinth zurück, sondern wandert gen Theben. An einem Kreuzwege trifft er mit dem ihm unbekanntem Laios zusammen und tötet ihn in Gegenwehr. Durch Lösung des bekannten Rätsels der Sphinx (Kopf und Brust einer Jungfrau mit geflügeltem Löwenrumpf) befreit er Theben von diesem Ungeheuer und gewinnt mit der Hand der Jokaste die Königswürde. Der Ehe entstammen Eteokles und Polyneikes, Antigone und Ismene. Nach glücklichen Jahren bricht eine furchtbare Pest aus, welche die Einwohner zwingt, sich um Hilfe an Didipus zu wenden.

Mit dieser Szene beginnt die an „tragischer Ironie“ reiche Tragödie „König Didipus“. In treuer Sorge um die Stadt hat Didipus seinen Schwager Kreon nach Delphi gesandt, den Gott um die Ursache der Pest zu befragen. Dieser kehrt zurück mit der Nachricht, daß Blutschuld die Stadt beflecke und Sühnung nur möglich sei durch Bannung oder Tötung der Mörder des Laios. Didipus verwünscht die Mörder mit schwerstem Fluche und verlangt von dem blinden Seher Teiresias Auskunft. Dieser verweigert sie, als aber seine Seherkunst von Didipus verspottet wird, bezeichnet er den König als Mörder. Da vermutet Didipus ein Komplott des Sehers mit Kreon und bedroht diesen mit dem Tode. Jokaste sucht ihren Bemahl vergebens zu beruhigen, indem sie ihm die Nichtigkeit der Seherkunst nachweisen will. Didipus enthüllt ihr seine Vergangenheit mit dem ihm in Delphi gewordenen Orakel. Die Nachricht eines Boten von dem Tode des Königs Polybos, seines vermeintlichen Vaters zu Korinth, beruhigt ihn nur zum Teil, er gerät aber in die furchtbarste Angst, als der Bote ihm mitteilt, daß ihm Didipus einst auf dem Kithairon von einem Diener des Königs Laios übergeben sei. Als dieser Diener herbeigeht wird und sich gezwungen sieht, alles zu bekennen, sticht sich Didipus mit den Spangen seiner Gattin und Mutter, die sich in Verzweiflung erhängt hat, die Augen aus; er will als blinder Bettler ins Elend gehen.

Didipus auf Kolonos¹. Von Kreon und seinen eigenen Söhnen aus Theben verbannt, wandert Didipus, von seiner ältesten Tochter Antigone geleitet, gen Athen, wo er in den Hain der Kumeniden im Gau Kolonos gelangt. Vergebens bemühen sich Kreon und nach ihm Polyneikes, einem Orakelsprüche folgend, den blinden Greis zur Rückkehr zu bestimmen. Theseus, Athens König, schützt ihn. Diesem seine verwaisten Töchter empfehlend, sinkt er auf geheimnisvolle Weise hinab zu des Hades Pforten, sein Grab aber bedeutet Segen für Athen. (Verherrlichung der Heimat des Dichters.)

Antigone². In blutiger Fehde hat Polyneikes mit sechs Helden gegen seinen Bruder Eteokles um die Herrschaft von Theben gestritten; die feindlichen Brüder fallen im mörderischen Bruderkampfe, ihr Oheim Kreon tritt die Herrschaft an. Er ordnet für Eteokles eine ehrenvolle Bestattung an, verbietet aber die des Bruders bei Todesstrafe. Antigone, welche die Liebe zum Bruder höher schätzt

¹ F. Altheim, Das Göttliche im Didipus auf Kolonos. Neue Jahrb. f. Wiss. und Jugendb. 1923 S. 174 ff.

² H. Jordan, Sophokles' Antigone. Neue Jahrb. 1910, 1 S. 81 ff. E. Bruhn, Eine neue Auffassung der Antigone, ebend. 1899, 1 S. 248 ff.

als das staatliche Verbot, die das göttliche Recht dem menschlichen vorzieht, trotz dem Machtprüche und bestattet den Bruder, nachdem die angstvolle Schwester Ismene ihre Beihilfe versagt hat. Bei der Tat ertappt, wird sie trotz der Bitten Ismenes und ihres Bräutigams Haimon, des Sohnes Kreons, zum Hungertode in einem Grabgewölbe verurteilt. Sie erhängt sich in der Gruft, Haimon wirft sich verzweifelt über ihre Leiche. Vom Seher Teiresias mit schwerem Unheil bedroht, will Kreon Antigone befreien, aber er kommt zu spät; Haimon ersticht sich vor seinen Augen und zieht auch den Tod seiner Mutter Eurydike nach sich. So büßt Kreon „das vermessene Wort mit schwerer Sühne“.

Die „Antigone“ ist die herrlichste und gefeiertste aller griechischen Tragödien. Eine furchtbar tragische Verwicklung führen herbei die sittliche Anschauung der Heldin von den ewigen, ungeschriebenen Gesetzen der Bruderliebe und Frömmigkeit und die starre Auffassung Kreons von der Notwendigkeit der Durchführung staatlicher Anordnung. Die Menschenzucht beugt sich endlich der Heiligkeit der ungeschriebenen Gesetze; das kann aber das furchtbare Geschick von dem Haupte der Trägerin der Handlung und zweier Mitglieder des eigenen Hauses nicht mehr abwenden.

Dem trojanischen Sagenkreise gehören an: Nias, Philoktet und Elektra. Nias. Nach dem Tode Achills wurden seine von Hephaistos geschmiedeten Waffen (II. XVIII 478 ff.) von Agamemnon dem Odysseus und nicht Nias, dem Tapfersten des Heeres, zugesprochen. Über diese Zurücksetzung auf das äußerste ergrimmt, will Nias am Utriden und an Odysseus blutige Rache nehmen. Athene umnachtet seinen Sinn, so daß er statt in das Heer in die Herden einfällt. Einem Widder, den er für Agamemnon hält, reißt er die Zunge aus, einen andern, den vermeintlichen Odysseus, peitscht er. Zur Besinnung zurückgekehrt, vermag er seine Schmach nicht zu überleben und stürzt sich in sein Schwert. Als die Utriden seine Bestattung weigern, bewirken sein treuer Halbbruder Teukros und Odysseus, bisher sein heftigster Gegner, seine Beisetzung.

Philoktetes¹. Der griechische Heerführer Philoktetes ist auf der Fahrt nach Troja wegen einer durch einen Schlangenbiß verursachten eiternden, übelriechenden Wunde auf Befehl der Utriden durch Odysseus auf der Insel Lemnos zurückgelassen. Neun Jahre fristet er dort ein elendes, schmerzvolles Leben. Da weisagt der trojanische Seher Helenos, daß Troja, wie nicht ohne Neoptolemos, den Sohn Achills, so auch nicht ohne Philoktet und seine Waffen, die er vom Herakles geerbt hatte, erobert werden könne. Daher fahren Odysseus und Neoptolemos nach Lemnos. Neoptolemos, durch Odysseus zu arglistigem Handeln wider seine Natur bestimmt, gewinnt das Vertrauen des arglosen Dulders und empfängt von ihm seinen Bogen, als er von einem schweren Anfall seines Leidens heimgesucht wird. Der traurige Anblick des Leidenden bestimmt Neoptolemos zur Enthüllung der Wahrheit, daß Philoktet nicht zur Heimat, sondern nach Troja gebracht werden solle. Mit Ungestüm fordert dieser nun seinen Bogen zurück; Neoptolemos weigert sich anfangs, gibt aber dann, der Lüge sich schämend, trotz des Widerstandes des Odysseus seinen Wünschen nach. Als die flehenlichen Bitten des Neoptolemos den Philoktet zur Fahrt nach Troja nicht bestimmen können, erscheint Herakles und verkündet auf Befehl des Zeus, daß Philoktet mit nach Troja fahren solle. (Einfluß des Euripides: deus ex machina.)

Elektra. Agamemnon ist nach seiner Heimkehr ein Opfer seiner arglistigen Gemahlin Klytämnestra und ihres Buhlen Aigisthos geworden. Dieses graue Verbrechen soll durch Agamemnons Sohn Orestes gerächt werden. Elektra beklagt die Ermordung des Vaters und sehnt sich nach ihrem Bruder; ihr Los ist ihr mit der Zeit unerträglich geworden, ja, sie erfährt, daß sie nach der Heimkehr des Aigisthos wegen ihrer steten Klagen eingekerkert werden soll. Ihre sanfte Schwester Chrysothemis läßt sich bestimmen, im Auftrage ihrer von einem unheimlichen Traume erschreckten Mutter am Grabe Agamemnons ein Sühnopfer darzubringen. Der Pädagoge, der seinen Zögling Orestes nach langer Abwesenheit in die Heimat zurückgeführt hat, meldet trügerischerweise dessen bei den pythischen

¹ W. Büchner, Die psychologische Begründung im Philoktet des Sophokles. Neue Jahrb. 1919, I S. 441 ff.

Spielen erfolgten tragischen Tod; diese Mitteilung ruft bei Alktaimestra hellen Jubel hervor, während Elektra der Verzweiflung nahe gebracht wird und sich entschließt, den Aigisthos umzubringen. Als ihr die Urne mit den vermeintlichen Gebeinen des Bruders übergeben wird, bricht sie in laute Klage aus, erkennt aber bald den als tot beweinten Bruder. Orestes und Pylades vollführen den grauenvollen Mord hinter der Szene zur Herzensfreude Elektras. Auch Aigisthos, von Elektra ins Haus gewiesen, wird von seinem Geschick ereilt: er sieht statt der Leiche des Orestes die der Alktaimestra und wird zum Tode abgeführt.

Auch dieser Stoff ist von Aischylos in den Choëphoren (Orestie) und von Euripides behandelt worden.

Die Trachinierinnen haben ihren Namen von dem Chore, der aus Jungfrauen von Trachis gebildet ist; im Mittelpunkte der Handlung steht Deianeira, die, eifersüchtig auf ihre Nebenbuhlerin, die schöne Iole, ihrem Gatten Herakles durch ein Zaubermittel den Untergang bereitet.

In den Spürhunden¹ werden die Satyrn als Hunde verwandt, welche die dem Apollon von dem eben geborenen Hermes gestohlenen Rinder aufzuspüren suchen.

Die Poesie des Sophokles galt als der reinste und lauterste Ausdruck attischer Bildung. Er gab die verbundene Trilogie des Aischylos auf und schuf die geschlossene Tragödie als ein für sich bestehendes organisches Ganzes. Seine Bedeutung liegt in dem streng folgerichtigen Aufbau der Handlung und in der meisterhaften Charakteristik scharf ausgeprägter, individueller, aus freier Selbstbestimmung handelnder Persönlichkeiten; er glaubt an eine sittliche Weltordnung und zeigt in der ehrfürchtigen Achtung der ewigen Gesetze eine tiefe Religiosität. So kann es uns nicht wundern, daß die Athener ihm nach seinem Tode einen heroischen Kultus widmeten. Seine herrliche Statue im Lateran gibt uns auch äußerlich die Bedeutung der Persönlichkeit wieder, in der sich Anmut, Würde und Schönheit ausprägen.

§ 27. Euripides². (Luck. F. 183.)

Euripides, von attischen Eltern angeblich am Tage der Schlacht von Salamis (480) zu Salamis geboren, als Schüler des Anaxagoras und der Sophisten Prodikos und Protagoras durch philosophische und rhetorische Studien gebildet, befreundet mit Sokrates, trat etwa in seinem 25. Lebensjahre als Dichter auf. Er war von herber, finsterner Gemütsart und führte ein zurückgezogenes Leben, so daß er Teilnahme an dem politischen Leben nur in seinen Dichtungen bekundete. Im hohen Alter verließ er Athen und wanderte nach Pella in Makedonien an den Hof des Königs Archelaos aus, wo er im Jahre 406 kurz vor Sophokles starb. Seine Chorgesänge, die mehrfach eingelegten Musikstücken gleichen, stehen nicht immer in engem Zusammenhange mit der Handlung und den Charakteren der handelnden Personen; der Handlung fehlen oft Einheit, natürliche Entwicklung und Folgerichtigkeit des Ausganges. Eigentümlich sind ihm der Prolog, der eine Art von Exposition bildet, und der deus

¹ Die Spürhunde, ein Satyrspiel des Sophokles, frei übersezt und ergänzt von Carl Robert. Berlin 1903. Vgl. auch U. v. Wilamowitz, Die Spürhunde des Sophokles. Neue Jahrb. 1912, 1 S. 4:9 ff.

² Vgl. Ed. Schwarz, Charakterköpfe 1 36 ff.; W. Nestle, E., der Dichter der griech. Aufklärung. Leipzig 1901. — H. Steiger, Euripides, seine Dichtung und seine Persönlichkeit 1912.

ex machina, der durch sein Erscheinen den Knoten in der Mehrzahl der Stücke löst.

Er schrieb etwa 92 Dramen, darunter 8 Satyrdramen. Von den 18 erhaltenen Tragödien sind die bedeutendsten: *Ἰφιγένεια ἢ ἐν Ἀβλίδι*, die Schiller übersetzt hat, *Ἰφιγένεια ἢ ἐν Ταύροις*, die Goethe den Stoff zu seiner „Iphigenie“ gegeben hat, *Φοίνισσαι*, *Μήδεια*, *Ἰππόλυτος*, *Ἡρακλῆς*, *Ἀλκίσις*, *Βάκχαι*.

Φοίνισσαι, benannt nach dem Chore phönikischer Jungfrauen. Das Stück behandelt den Fall der feindlichen thebanischen Brüder Eteokles und Polyneikes.

Μήδεια. Medea, von ihrem Gemahl Jason verstoßen, läßt sich durch Eifer- und Rachsucht zu graufigen Taten fortreißen: sie tötet Glauke, die Tochter des Königs von Korinth, mit der Jason sich vermählen will, und mordet dann ihre eigenen Kinder. (Vgl. Grillparzers Medea.)

Ἰππόλυτος. Phaidra, die Gemahlin des athenischen Königs Theseus, ist von verzehrender Liebe zu ihrem Stiefsohn Hippolytos erfüllt. Der keusche Jüngling verschmäht sie; da verleumdet ihn Phaidra in einem Briefe bei seinem Vater und gibt sich dann selbst den Tod. Theseus flucht seinem Sohne und fleht Poseidon um Rache an; H. wird von seinem durch ein Meerungeheuer schon gemachten Pferde zu Tode geschleift. (Nachgebildet von Seneka und Racine.)

Ἡρακλῆς. In dem Glauben, Herakles sei bei dem Kerberos-Abenteuer umgekommen, haben die Thebaner den aus ihrer alten Königsfamilie stammenden Lychos zum Herrscher berufen, der indes den alten Amphitrjon und Herakles' Gattin und Kinder mit dem Tode bedroht. Der heimkehrende Held erschlägt den Lychos, wird dafür aber von Hera in Wahnsinn verstrickt und tötet seine eigene Familie. Als er das Unheil erkennt, will er selbst Hand an sich legen, wird aber von seinem Freunde Theseus zur Entführung nach Athen geführt. (Vgl. Senekas Hercules furens).

*Ἀλκίσις*¹. Alkestis erbietet sich, für ihren Gemahl Admetos, den König von Pherä in Thessalien, dem einst Apollon geweissagt hatte, daß er dem Tode entrinnen werde, wenn jemand für ihn freiwillig sterbe, in den Tod zu gehen. Als der Tod sie abholen will, kehrt Herakles als dießsehrer Gast bei dem König ein. In einer Weinlaune ringt er dem Tod die Alkestis ab und gibt sie ihrem Gatten zurück. (Vgl. Glucks Oper und Wielands Singspiel Alkestis.)

*Βάκχαι*². Dionysos, der die thebanischen Frauen in bakkische Raserei versetzt hat, wird auf Befehl des Königs Pentheus gefesselt, befreit sich aber, zertümmert die Königsburg und erklärt dem erstaunten Herrscher, Dionysos habe ihn erlöst. Inzwischen meldet ein Bote, daß des Königs Mutter Agaue mit ihren Schwestern auf dem Kithairon die schwärmenden Chöre anführe; auf Dionysos' Vorschlag belauscht sie der König in Frauenkleidern, wird aber erkannt und von den Bakkantinnen zerrissen. Triumphierend bringt Agaue das Haupt ihres Sohnes, das sie für den Kopf eines Löwen hält, zu ihrem Vater Kadmos und erkennt nun die Strafe des Gottes. Dionysos erscheint in verklärter Gestalt und verkündet, daß Kadmos und seine Gattin Harmonia in Drachen verwandelt werden, später aber in die Gefilde der Seligen eingehen sollen; Agaue wird mit Verbannung bestraft. — Dieses gewaltige Stück wurde im J. 53 v. Chr. am Hofe der Parther zur Feier des Sieges bei Karthä von griechischen Schauspielern aufgeführt; an Stelle des Pentheus wurde das Haupt des Krassus auf die Bühne gebracht.

Von den 8 Satyrdramen ist auf uns gekommen der *Κύκλωψ*, das einzige vollständig erhaltene Satyrspiel; es stellt die Blendung des Kyklopen Polyphem nach der Odyssee (Buch IX) dar.

Euripides steht dem Aischylos nach an Erhabenheit, dem Sophokles an seelischer Ausgeglichenheit, übertrifft sie aber beide durch die Wahrheit,

¹ M. Siebourg, Die Motivierung in der Alkestis. Neue Jahrb. 1916, 1 S. 305 ff. Übersetzung von H. Rupé, Augsburg (Zilser).

² Übersetzung von Hans von Arnim. Wien 1903.

mit der er, ein genauer Kenner der Tiefen der Menschenbrust, ein Realist des Altertums, die wirklichen Verhältnisse des Lebens, namentlich die πάθη, die Leidenschaften, in leichtverständlicher Sprache zu zeichnen versteht. Aristoteles nennt ihn daher τραγικώτατος. Dem alten Götterglauben und der theologischen Weltanschauung fernstehend, galt er dem Aristoteles als Repräsentant einer neuen gefährlichen Richtung. Bei den Römern fand er wegen seiner leichten und anmutigen Sprache, seines von den Sophisten erlernten rhetorischen Gepräges, wegen des Reichtums an geistreichen Sentenzen, derentwegen er „ὁ ἐπὶ οκνήης φιλόσοφος“ genannt wurde, hohe Anerkennung¹.

Mit dem Tode der großen Tragiker verödete die Bühne keineswegs. Die Dramen vor Alexander d. Gr. sollen auf mehr als 1200 gestiegen sein. Zunächst sind es die Nachkommen der großen Meister, die deren Nachlaß, aber auch eigene Werke auf die Bühne brachten: so Aischylos' Sohn Euphorion, sein Neffe Philokles, sein Enkel Aisthdamas (um 380) der nicht weniger als 240 Stücke verfaßt und 15mal gesiegt haben soll; ferner Sophokles' Sohn Iophon, sein gleichnamiger Enkel, des Euripides Neffe, Euripides d. J. Aber die Tragödien des Aischylos, Sophokles, Euripides werden bereits als klassisch empfunden und immer wieder aufgeführt. Da im Lauf der Zeit immer stärkere Interpolationen vorgenommen werden, sah sich der Redner Lykurgos veranlaßt, eine Normalabsch. ist der drei großen Tragiker anfertigen zu lassen.

Eine Vorstellung von der späteren Tragödie des 4. Jahrhunderts können wir uns nicht mehr machen. Soviel aber ist sicher, daß die äußeren Effekte der Bühnentechnik immer stärker hervortraten, dafür aber der Chor immer mehr zurücktrat, und daß die Rhetorik und Symbolik überhand nahm.

§ 28. Die alte Komödie².

Die attische Komödie hängt wie die Tragödie mit dem Dionysoskult zusammen. Wie Aristoteles berichtet, fanden in den ältesten Zeiten Umzüge mit Symbolen des Wachstums und der Fruchtbarkeit statt, wobei die verummten Teilnehmer des Zuges die Zuschauer mit Spottversen überschütteten. Darin liegt der Ursprung der Komödie; ihr Name bezeichnet den Gelaug (ᾠδή) eines lustigen Schwarmes (κῶμος). Während aber bei der Tragödie der Chor der Satyrn die Verbindung mit dem Gotte bewerkstelligt hat, sind es in der Komödie die Schauspieler. Diese verummten Gestalten mit ihrem unmäßigen Hinterteil, einem stattlichen Schmerbauch und einer gräßlichen Maske sind Dämonen, das Gefolge des nordischen Gottes, der als Herr der Seelen mit seinem wilden Heere durch die Berge raft. Freilich der unheimliche Charakter dieser Ekstase scheint in Athen schon früh in fröhliche Ausgelassenheit beim Feste des Weingottes umgebogen zu sein.

Auf die Entwicklung der attischen Komödie aus primitiven Anfängen zum wirklichen Kunstwerk war die sog. sizilische Komödie des Epicharmos (um 480) in Syrakus von Einfluß. Seine Stücke — Komödien sind es eigentlich nicht, weil ihnen der Chor fehlte — sind teils Travestien (possehafte Umkleidung eines ernst-

¹ Für die Wirkung der griechischen Tragödie auf die Weltliteratur vgl. R. Heinemann, Die tragischen Gestalten der Griechen in der Weltliteratur (Erbe der Alten. Neue Folge). I u. II. Leipzig 1920.

² Vgl. A. Körte, Die griechische Komödie (Aus Natur und Geisteswelt) 1914. W. Süß, Das Problem des Komischen im Altertum. Neue Jahrb. 1920, 1 S. 28 ff.

haften Stoffes) mythologischer Gestalten (z. B. der gefräßige Herakles, die gefesselte Hera, der betrunkene Polyphem), teils Typen aus dem Leben der Gegenwart (z. B. der Parasit, der bramarbasierende Soldat). Die Szenen aus dem Alltagsleben verstand er mit trefflichen Sentenzen zu würzen, z. B. *νάφε καὶ μέρνω ἀπιστεῖν ἄρθρα τὰν φρενῶν*.

Die Komödie entstand in dem Augenblick, wo die Schwänke der dorischen Poesie mit dem attischen Chor vereinigt wurden. Wann das geschehen ist, wissen wir nicht. In Athen wurden jedenfalls seit 488/487 neben den Tragödien auch Komödien aufgeführt; schon bald scheinen sie politischen Charakter angenommen zu haben. Ihre Hauptvertreter sind: Eupolis atque Cratinus Aristophanesque poetae (Hor. Serm. I 4).

Kratinos soll 21 Komödien in kräftiger, volkstümlicher Sprache geschrieben haben; an Ideen ist er reich, aber es fehlt ihm die Anmut des Aristophanes, über den er kurz vor seinem Tode (423) den Sieg davontrug. In der „Bouteille“ (*Πυτινή*) ist für den Athener auch ein Fremdwort brachte er sich selbst auf die Bühne, wobei er seine Trunksucht verspottet. Er hat den Satz geprägt:

Ὅδω δὲ πίνων χρηστὸν οὐδὲν ἂν τέκοις.
(Wer Wasser trinkt, der bringt was Rechtes nie zustand.)

Eupolis, der wichtigste und liebenswürdigste Komödiendichter, soll eine große Erfindungsgabe besessen haben. Er war zunächst des Aristophanes Freund, später sein scharfer Gegner; 17 Jahre lang hat er die Bühne beherrscht. Leider ist uns außer drei Papyrusblättern aus den „Demen“ (*Δήμοι*, die attischen Gaue) fast nichts erhalten.

Eine Mittelstellung zwischen diesen beiden nimmt Aristophanes ein, der nach dem Urteil der Alten weder so scharf wie Kratinos noch so liebenswürdig wie Eupolis gewesen sei, aber doch gelegentlich die Kraft des Kratinos mit des Eupolis Anmut verbunden habe. Von seinen 44 Stücken sind 11 auf uns gekommen.

§ 29. Aristophanes.

Aristophanes, um 450 in Athen geboren, führte seine Komödien in der Zeit des Peloponnesischen Krieges und nachher auf, bis er bald nach 388 starb. Die bedeutendsten sind: *Οἱ ἰλλεῖς* (die Ritter), aufgeführt 424, gerichtet gegen den Demagogen Kleon, *αἱ νεφέλαι* (die Wolken, 423), gegen die Sophisten und gegen Sokrates, den er merkwürdigerweise zum Vertreter des Atheismus und aller Sophistenkünste macht, *οἱ σφήκες* (die Wespen, 422), gegen die Prozeßsucht der Athener, *οἱ ὄρνιθες* (die Vögel, 414), handelnd von einem Vogelstaate in Wolkenkuckucksheim, nicht bloß ein poetisches Märchenpiel, sondern ein geistreicher Spiegel der Stimmungen der Athener zur Zeit des sizilischen Abenteurers, *αἱ Θεσμοφοριάζουσαι*, benannt nach einem Frauenfeste (Thesmophorien, 411), gerichtet gegen Euripides, *οἱ βάτραχοι* (die Frösche, 405), über den Verfall der tragischen Kunst nach dem Tode des Sophokles und Euripides.

Das Ziel der Komödien des Aristophanes und der sog. älteren Komödie ist nicht in erster Linie Erheiterung der Zuschauer durch ausgelassenen Scherz und derben Wit, sondern ein höheres, sittliches, in-

dem durch Verspottung von Fehlern und Blößen des Staats- und Privatlebens auf Besserung hingewirkt werden soll. Staatsmänner, Philosophen, namentlich die durch ihre Lehre verderblichen Sophisten, Feldherren, Demagogen wurden schonungslos, selbst mit Nachahmung ihrer Persönlichkeit durch sorgfältig gearbeitete Masken, auf die Bühne gebracht und mit bitterem Spott gegeißelt. So übte Aristophanes mit genialem, uner schöpflischem, oft derbem Witz das Amt eines politischen Zensors. Schärfe des Urteils, Uner schöpfllichkeit des Witzes, Meister schaft der Darstellung in bester attischer Sprache machen ihn zu dem größten Komödiendichter, wenn auch seine Mißgriffe in Übertreibungen, in Entstellungen, namentlich des Sokrates, und in unser Empfinden beleidigenden Späßen nicht ver schwiegen werden dürfen.

Die alte Komödie verfügte über einen Chor von 24 Personen und über eine reiche Ausstattung. Eigentümlich ist ihr die Parabase, in der der Dichter, meist in der Person des Chorführers, mit Unterbrechung der Handlung des Stückes sich an das Volk wandte, um Wünsche und Klagen, sein Lob und seinen Tadel der öffentlichen Verhältnisse zum Ausdruck zu bringen.

Auf die geniale Märchenkomödie „Die Vögel“, die die schwüle Stimmung während der sizilischen Expedition in Athen zum Ausdruck bringt¹, und die literarhistorisch interessantesten „Frösche“² sei besonders hingewiesen:

Oi öρνιθες. Zwei Bürger Athens, Hoffegut (Euelpides) und Katesfreund (Peithetairos) suchen den ewigen Streitigkeiten der Athener zu entgehen und begeben sich zum Wiedehopf, der ihnen auch weiter keinen Rat geben kann. Mit Hilfe des schnell herbeigerufenen Chores der Vögel begründen sie in der Luft ein neues, von Göttern und Menschen unabhängiges Reich, das Wolkenkuckucksheim (*Νεφελοκοκκυρία*). Als nun Iris erscheint, um für Zeus Opfergaben zu verlangen, wird sie höhnisch abgewiesen mit dem Bemerkten, Zeus' Herrschaft sei jetzt zu Ende. Alle Erdenbewohner möchten am liebsten zu der Vogelstadt fliegen. Dort erscheint auch, aus Furcht vor Zeus ver mummt, der menschenfreundliche Prometheus und berichtet von der Notlage der ausgehungerten Götter, die bald eine Gesandtschaft um Frieden schicken würden; Katesfreund solle aber nur Frieden schließen, wenn er des Zeus mächtige Lieblingstochter Basileia (= Athene) zur Frau bekomme. Bald naht auch die Gesandtschaft: Poseidon, Herakles und ein tölpischer Barbarengott. Katesfreund holt Basileia vom Olymp; mit dem Hochzeitsreigen der Vögel schließt das Stück.

Oi βάρβαροι. Als Vertreter des athenischen Volkes begibt sich Dionysos mit der Keule des Herakles und dem Löwenfell in die Unterwelt, um einen richtigen Dichter, den eben verstorbenen Euripides, herauszuholen. Während er im Nachen des Charon hinüberfährt, stimmen die unsichtbaren Frösche ihr *βοκεκεκεκεξκουάξ κουάξ* an. Schließlich gelangt er durch die blumigen Auen der Nykten, die von nun an den Chor bilden, in den Hades, wo es ganz toll, wie in Athen, hergeht. In dem zwischen Aischylos und Euripides entbrannten Wettstreit, in dem die poetischen und moralischen Schwächen der euripideischen Tragödie schonungslos an den Pranger gestellt werden, entscheidet sich Dionysos, der zum Kampfrichter bestimmt worden war, für Aischylos, dessen guter Rat dem schwer bedrängten Athen bitter nottue, und nimmt ihn mit in die Oberwelt; inzwischen solle Sophokles den tragischen Ehrensitz einnehmen. Mit einem Jubellied des Chores endet das Spiel.

¹ Übersetzungen: Von Carl Robert (Berlin 1920); in deutsche Reime gebracht von Dwiglaß (Jena 1910).

² Eskuche, Griechische Einakter (Halle 1913) S. 100 ff.

§ 30. Die mittlere Komödie.

Die mittlere Komödie, die den Übergang zu der neuen Charakterkomödie (S. 49) bildet, entstand, als nach dem Peloponnesischen Kriege das Gesetz die Bühnenfreiheit zum Teil einschränkte und das durch den langen Krieg verarmte Volk für eine teure Chorausstattung kein Geld mehr hatte. Statt mächtiger, bedeutamer Staatspersonen bringt sie Persönlichkeiten und Männer aus dem täglichen Leben auf die Bühne; der Chor wird mehr und mehr eingeschränkt, bis er, wie auch die Parabase, fast ganz verschwindet.

Die Hauptvertreter der mittleren Komödie sind Antiphanes, von dem *Τίμων* (der Menschenhasser) stammt, Eubulos, der den Euripides parodierte (= scherzhaft nachbildete), auf dessen *Ἀμύριον* das gleichnamige Stück des Plautus zurückgeht (vgl. Molière und Kleist), Anaxandrides, der die Liebesintrige einführte, und Alexis von Thurioi, nach dessen Vorbild Plautus seine *Captivi* gebildet hat.

II. Die hellenistische Zeit.

§ 31. Der Hellenismus.

Der Plan Alexanders d. Gr., die unterworfenen Völker mit den Griechen zu einer großen Universalmonarchie zu verschmelzen, war durch seinen frühen Tod (323) vereitelt; dafür hatten seine Eroberungszüge den Orient der griechischen Sprache und Bildung erschlossen, die in der Folgezeit als einigendes Band die Reiche seiner Nachfolger, der Diadochen, umschlangen. Athen blieb zwar noch der Sitz der Philosophenschulen, aber Kunst und Wissenschaft fanden besondere Pflege in Alexandria, Pergamon, Ephesos, Milet und anderen Städten. Diese neue Periode griechischer Kultur nennt man Hellenismus. Zwei Hauptzüge dieser Kultur, die unvereinbar scheinen, sind nach Wilamowitz die Freude an der Repräsentation, dem Pomp und Schmuck, der erhabenen Pose — darin liegt auch das, was wir barock nennen — und die intime Freude an der weltentrückten Stille, dem Frieden des engen, natürlichen Kreises, am Feinen, Kleinen, Reinen.

Die hellenistische Poesie erhielt dadurch ein besonderes Gepräge, daß die Dichter fast ausschließlich Gelehrte waren. In das gesellige Leben des ausgehenden 4. Jahrhunderts erhalten wir einen guten Einblick durch die neue Komödie. Die eigentliche Pflege der „modernen“ Kunst¹ übernimmt zunächst (bis 250) Alexandria, der Sitz der Ptolemäer, deren bedeutendster, Ptolemaios II. Philadelphos (284 — 240), das Museion mit der großen Bibliothek gründete. Von der Mitte des 3. Jahrh. an machte sich ein Vordringen des Klassizismus geltend; Pergamon übernimmt vorübergehend die Führung; der Attalide Eumenes II. (197 — 159) stiftete das bedeutendste Werk des griechischen Barock, den großen Zeusaltar, und die pergamenische Bibliothek. Die Zeit von 150 — 30 v. Chr. zeigt wenig Neigung zum poetischen Schaffen. Doch vermitteln diese Epi-

¹ F. Jacoby, Die griechische Moderne. Rektoratsrede. Berlin 1924.

gonen, von denen mehrere in Rom weilten, das Erbe der Alten an die Römer. Unter Augustus vollzieht sich, nach Überwindung des Hellenismus durch das Römertum, mit Macht der Umschwung zum Klassizismus.

§ 32. Das bürgerliche Lustspiel¹.

Das Lustspiel dieser Zeit ist die Tochter der euripideischen Tragödie²; es läßt die Menschen der Gegenwart „ohne mythische Vermummung“ auftreten. Der Chor ist bis auf geringe Reste verschwunden. An Stelle des politischen Elementes und des derben Spottes des Aristophanes, an Stelle der Parodie der mittleren Komödie setzt die neue Komödie eine naturgetreue Darstellung des kleinbürgerlichen Lebens, freilich ohne die drastische Wirkung auf ein großes Publikum; es ist das feinste attische Salz, das uns hier geboten wird. An einzelnen Typen (*ἡθικοί χαρακτήρες*), die gern belächelt werden, finden sich vor allem: der bedächtige, oft knauserige Vater, der lockere, verliebte Sohn, die freche, gewandte Hetäre, der gewissenlose Kuppler, der freche Sklave, die alte Dienerin als Vertraute der Herrin, der bramarbasierende Soldat, der hungrige Parasit als Witzbold. Liebesnöte junger Paare und Wiedererkennungsszenen (*ἀναγνωρισμοί*) spielen eine große Rolle. Der sprachliche Ausdruck ist klar und einfach, die Dialogführung anmutig und geistvoll. Sentenzen voll praktischer Lebensweisheit sind nicht selten; die bekannten Sprüche (*Ἐργῶν ποιητῶν χεῖρ' ἐλευθέραν ἔχει. Ὅν οἱ θεοὶ φιλοῦσιν, ἀποδιήσκει νέος*) stammen von Menandros (342–292), dem Hauptvertreter dieser Gattung, die so nachhaltig auf die Weltliteratur gewirkt hat³.

Bis vor kurzem kannten wir die neue Komödie nur aus der Nachahmung der römischen Dichter, Plautus und Terenz.

Alles, was diese neue Kunstgattung hervorgebracht hat, schien bis auf wenige Verse im Original verloren zu sein; da kamen in Ägypten Papyri mit Resten menandrischer Komödien⁴ zum Vorschein — der wichtigste Fund ist der von Aphroditopolis (1905) —; alles in allem besitzen wir etwa 2300 Verse von Menandros, und zwar vom *Ἦθος* den Anfang (etwa 70 Verse), von der *Σαμία* (Samierin) etwa 340 Verse aus dem 3.—5. Akt, von der *Περικειρομένη*, der Geschorenen, die erste Hälfte (450 Verse), vom *Γεωργός*, dem Bauern, und *Κόλαξ* (Schmeichler) je 90 Verse. Den besten Einblick in die Kunst des Menandros geben uns die *Ἐπιπέποιτες* („das Schiedsgericht“), von denen uns etwa zwei Drittel (600 Verse) vorliegen⁵.

¹ A. Körte, Hellenistische Dichtung, Leipzig 1925 (mit reichen Übersetzungsproben).

² R. Kunst, Stud. zur griech.-röm. Komödie. Wo hat d. Betrachtung der att. neueren Komödie anzuknüpfen? Neue Jahrb. 1920, 1 S. 355 ff.

³ H. von Arnim, Kunst und Weisheit in den Komödien Menanders. Neue Jahrb. 1910, 1 S. 241 ff. Fr. Poland Zur Charakteristik Menanders, ebend. 1914 1 S. 585 ff. Siehe auch F. Studniczka, Das Bildnis Menanders Neue Jahrb. 1918, 1 S. 1 ff.

⁴ Szenen aus Menanders Komödien, übersetzt von Carl Robert. Berlin 1908.

⁵ Vgl. Körte, a. a. O. S. 46 ff. (reichliche Übersetzungsproben), Eskuße, Griech. Einakter, S. 151 ff. „Das Findelkind“; besonders aber Wilamowitz: Menander, Das Schiedsgericht (Text, Kommentar und Übersetzung). Berlin 1925.

Oi 'Eπιτροπέορες. Der Hirte Daos hat ein Kind gefunden, das ein kinderloser Köhler, Syriskos, annehmen will, wofür er den Ring und die anderen Kleinigkeiten, die sich bei dem Findling gefunden haben, beansprucht. Smikrines wird als Schiedsrichter angerufen. Zufällig kommt Onesimos, ein Sklave des jungverheirateten Charisios hinzu, der den angeblich verlorenen Ring seines Herrn erkennt. In der Meinung, daß dahinter etwas Besonderes stecke, bespricht er die Sache mit der Harfenspielerin Habrotonon, die sich dem Charisios gegenüber als Mutter des Kindes ausgibt, um dann die richtige Mutter zu entdecken. Kurz vorher hatte Charisios seiner jungen Frau Pamphile wegen desselben Fehltritts eine Szene gemacht. Smikrines, der oben seinen Schiedspruch zugunsten des Kindes gefällt hat, ist zufällig des Charisios Schwiegervater und bringt voll Wut auf Scheidung; da erkennt Sophrone, die Amme seiner Tochter, in dem Findling den Enkel des Smikrines; seine Mutter ist die Gattin des Charisios, der bei einem Fest eine unbekannte Jungfrau, die ihm dabei den Ring abgezogen hatte, vergewaltigt und sie bald darauf, ohne sie wieder zu erkennen, geheiratet hatte.

§ 33. Die Dichtung in der Zeit des Kallimachos¹.

Die ersten Anzeichen des neuen Weltgefühls, das die „Moderne“ auszeichnet, finden sich um die Wende des 4. Jahrhunderts in den schlechten Epigrammen der Anyte von Tegea. Diese Kurzform des elegischen Epigramms übernahm ein Freundeskreis, der sich auf der Insel Kos unter Leitung des Philitas, des Lehrers des Zenodotos und Erziehers Ptolemaios' II., zusammengefunden hatte. Philitas verfaßte außer Elegien und Epigrammen erotischer Art ein Epyllion über Odysseus und die Tochter des Niolos. Aus den Epigrammen der Freunde Asklepiades von Samos, Poseidippos und Hedyllos klingt echte Fröhlichkeit, mit Weltschmerz gemischt. Auch Hermesianax aus Kolophon, von dem wir ein längeres elegisches Fragment aus der nach seiner Geliebten „Leontion“ genannten Sammlung haben, zeigt außer der mythologischen Belehrsamkeit ein Zurückgreifen auf Minnermos. Nikias endlich aus Milet, der Anytes Epigramme direkt nachahmte, war ein Freund des Theokrit aus Syrakus², der seinerseits wieder Philitas und Asklepiades als seine Vorbilder preist. Theokrit ist der letzte, der eine neue Gattung erfand: *εἰδύλλια*, kleine, aber lebenswahre Genrebilder, die sich durch Frische und Naturtreue auszeichnen, in dorischem oder, besser gesagt, dorisierendem Dialekt in Hexametern mit der sog. bukolischen Diärese (vgl. *ἄρχετε Βουκολικᾶς | Μοῖσαι φίλοι || ἀρχεῖτε ἀοιδᾶς*).

Die **Butolik** hängt aufs engste mit dem Mimos zusammen, der seit alters auf Sizilien zu Hause war. *Μῖμος* ist Nachahmung der Lebensgewohnheiten hauptsächlich der niederen Stände, eine Art Volksposse, die zum erstenmal Sophron (um 430) literarisch erfaßte, der von Platon sehr hoch geschätzt wurde. Außerdem hatte sich in Sizilien im Anschluß an den Kult der Artemis das Volkslied erhalten (vgl. unsere Schnadahüpfeln); die Hirten zogen in sonderbarem Aufzug durch die Stadt und sangen mit den Begegnenden um die Wette; dabei spielte das Lied

¹ Vgl. Wilamowitz, Hellenistische Dichtung in der Zeit des Kallimachos. 2 Bde. Berlin 1924. Reden und Vorträge I⁴, S. 197: Locke der Berenike. S. 229: Demeterfest.

² Vgl. Ed. Schwarz, Charakterköpfe II, S. 44 ff. Reitzenstein, Epigramm und Skolion S. 193 ff. Wilamowitz, Reden u. f. f. I⁴ S. 259 ff.: Daphnis.

von der Liebe und dem Tod des mythischen Hirten Daphnis eine besondere Rolle.

In der unter Theokrits Namen überlieferten Sammlung aus dem 1. Jahrhundert, wo die „Moderne“ bereits klassisch geworden ist, sind 23 echte Gedichte. Zum Teil sind es einfache Szenen in der Form des Mimos, oder es singen zwei Hirten vor einem Schiedsrichter um die Wette oder verspotten sich gegenseitig in Wechselreden. Der derbe Naturalismus, das Volkstümliche der Sprache und Denkungsart sind dem Mimos entnommen; reichliche Verwendung von Sprichwörtern und Rehr reim gehen auf das alte Volkslied zurück. Besonders aber zeigt sich der Meister in den nicht-bukolischen Mimen, wo er ganz in den Bahnen Sophrons wandelt: vgl. den nächtlichen Liebeszauber eines verlassenen Mädchens, die Liebe des Polyphemos zur schönen Galathea (Nikias zum Trost einer unglücklichen Liebe zugeeignet), die Hochzeit der Helena, besonders aber die Erlebnisse zweier Frauen beim Adonisfest in Alexandria (die Mundart dieser beiden Syrakusanerinnen wird als breites Dorisch verspottet).

Das Schulhaupt des koiischen Kreises ist **Kallimachos** von Kyrene (etwa 310–240), Bibliothekar von Alexandria, der die dortigen Bücherschätze nach Fächern ordnete (*πίνακες* = Katalog). Dichterisch war er auf den verschiedensten Gebieten tätig. Bezeichnend für ihn sind seine Grundsätze: *Ὀυδὲν ἀμάγνυρον ἄδω* und *Μέγα βιβλίον μέγα κακόν*. Darum ist für das heroische Epos kein Platz mehr. Um so mehr Anklang fand das Epyllion („klein, aber fein“). Seine „Hekale“, von der 70 Verse erhalten sind, enthielt die Fahrt des Theseus zur Bezwingung des marathonischen Stiers und seine Bewirtung durch die alte Hekale (vgl. Philemon und Baucis bei Ovid). Sein Hauptwerk waren die Ursprungslegenden (*αἴτια*), romantische Lokalsagen einzelner Städte, aus denen er die Ursachen religiöser Bräuche u. ä. herleitete (vgl. Properz 4. Buch, Ovids Fasten); von Akontios und Kydippe lesen wir jetzt den ganzen Schluß, wie überhaupt unsere Kenntnis des Kallimachos durch die Papyri reiche Ergänzung erhalten hat. Bekannt waren schon immer seine Hymnen auf Zeus, Apollon, Artemis, Delos, Demeter in Hexametern, sowie das Bad der Pallas in elegischer Form. Meisterhaft sind seine Epigramme, knapp, geistreich, witzig, ganz im Geiste der neuen Zeit. Auch Gelegenheitsgedichte hat er gemacht: ein Lied auf den Tod der Ursinö (270), die „Locke der Berenike“ (vgl. Katulls Übersetzung)¹, den „Ibis“, ein Schmähdgedicht auf seinen literarischen Gegner Apollonios, in dem mit Aufwand aller Belehrsamkeit alle nur denkbaren Flüche verwendet sind (vgl. Ovids Ibis).

Dieser **Apollonios** aus Alexandria² war ein Schüler des Kallimachos, verfeindete sich aber mit ihm wegen seines bedeutenden, aber großen Epos „Argonautika“ in 4 Büchern, siedelte darum nach Rhodos über und kehrte erst nach dem Tode des Meisters in seine Heimat zu-

¹ Vgl. Wilamowitz, Reden und Vorträge I⁴ 1925, S. 192 ff.

² P. Sonnenburg, Zur Würdigung des Apollonios von Rhodos. Neue Jahrb. 1909, 1 S. 713 ff.

rück. In der Kenntnis der Sagen- und Geschichtswelt wohl bewandert, verherrlichte er außerdem in epischer Form die Gründung mehrerer Städte wie Alexandria, Naukratis, Rhodos (*κτίσεις*), deren Ehrenbürger er wurde.

Weitere Dichter des koischen Kreises sind: **Aratos** aus Soloi in Kilikien, der *Φαινόμενα*, d. h. die Beschreibung des Sternenhimmels mit vielen Sternsagen und Wetterzeichen in korrekten Hexametern ohne poetischen Schwung verfaßte (vielfach ins Lateinische übersetzt, z. B. von Cicero: Sternbuch des Mittelalters), — Leonidas von Tarent, von dem wir etwa 100 Epigramme besitzen, in denen er allerlei Typen der niederen Volksschichten darstellt, und Lykophron von Chalkis, der Tragiker.

Von seinen Dramen, die historische Vorgänge behandelten, ist leider nichts erhalten. Dafür haben wir eine in dunkler Sprache und mit einem Wust von Gelehrsamkeit verfaßte Monodie „Alexandra“ in 1400 Versen, die einem Wächter der Kassandra in den Mund gelegt ist.

Eine lebhaftere Vorstellung haben wir durch den Papyrusfund von Faijum (1900) von den Mimen des **Herondas** in Hinkjamben. Es sind allerliebste Szenen für eine oder mehrere Personen von durchschnittlich 100 Versen, die einen verblüffenden Realismus, der auch vor dem Schmutz der Gasse nicht Halt macht, offenbaren. Wir haben sieben Vorführungen, z. B. eines Schulmeisters, der einen Jungen prügelt; von Frauen, die das Asklepieion in Kos besuchen; von Halbweltedamen, die beim Schuster vorprechen¹.

§ 34. Satirische Dichtung².

Abseits von der höfischen Dichtung der Alexandriner bildete sich im Kampf der philosophischen und religiösen Meinungen eine neue Gattung, die Satire. Ihr Vorläufer ist das Spottgedicht. In seinen *Silloi* (*σilloi*, der Name bedeutet etwas gegen den Strich Bekämmtes) verspottete Timon von Phleius, ein Schüler des Skeptikers Pyrrhon, sehr geistreich die verschiedenen philosophischen Richtungen. Es war ein parodisches Epos in drei Büchern mit Verwendung homerischer Verse.

Gleichzeitig entwickelte sich als Niederschlag der volkstümlichen Predigten der Kyniker die Diatribe; ihre Hauptvertreter sind Bion von Borysthenes und Teles, deren Art Horaz in seinen Satiren nachahmt. Diesen Stil hat der Kyniker Menippos aus Gadara, ein syrischer Sklave, zur höchsten Entfaltung gebracht, indem er Prosa und Vers mischte. Diese „menippeische“ Satire (zum Unterschied von der Satire des Lucilius, die Horaz nachahmte) führte dann Barro in die lateinische Literatur ein. Die einzige uns vollständig erhaltene Menippea ist die *Apokolokyntosis* Senekas. Weiter entwickelt wurde dieser Stil von Lukian³.

§ 35. Die Epigonen der hellenistischen Dichtung.

Eratoſthenos von Kyrene (etwa 275—195)⁴ ist nicht nur ein großer Gelehrter, sondern auch Dichter. Sein „Hermes“ war eine Verbindung

¹ Eskuche, Griech. Einakter S. 203 ff.; übersetzt in Crusius-Herzog, Die Mimien des Herondas, 2. Aufl. Leipzig 1926.

² Joh. Geffcken, Studien zur griech. Satire. Neue Jahrb. 1911, 1 S. 393 ff.

³ Proben bei Eskuche, S. 207 ff. ⁴ E. Schwarz, Charakterköpfe II S. 68 ff.

von Hymnos und Lehrgedicht. Auch schrieb er ein Epyllion „Erigone“. Endlich haben wir Spuren eines Hochzeitsgedichtes.

Aleantes von Assos, der Theologe der Stoa, die er als Nachfolger Zenons leitete, wählte mehrfach die poetische Form. Berühmt ist ein Zeushymnus, der also beginnt:

*Κόδιος' ἀθανάτων, πολὺν ὄννιμι, παγκρατὲς αἰεὶ,
Ζεῦ, φύσεως ἀρχηγέ, νόμον μετὰ πάντα κυβερνῶν,
χαῖρε' σὲ γὰρ πάντεσσι θεῖμυς θνητοῖσι προσαυδᾷν.*

Nun wird Zeus gepriesen als der Schöpfer und Lenker des Weltalls; alles schafft er mit seinem feurigen Blitzstrahl, nur nicht das Böse; aber er kann auch das Böse wohl fügen; darum betet der Dichter am Schluß:

Allvater Zeus, der die Blitze schleudert, in Wolken gehüllet, schütz' uns Menschen doch vor dem erbärmlichen Unverstände, nimm doch von unserer Seele den Irrtum und gib ihr die Einsicht, der du selber ja folgst, um gerecht die Welt zu regieren, daß wir dir die uns erwiesene Ehre vergelten mit Ehre, stets deine Werke erheben, wie sich's für Menschen gebühret, weder für Menschen noch Götter gibt's eine größere Gabe als in Gerechtigkeit rühmen die heilige ewige Sagung¹.

Euphorion von Chalkis (um 240) scheint den barocken Stil zur Blüte gebracht zu haben. Wir kennen ihn nur aus der römischen Nachdichtung Ciris. Seine Dichtungen sind für die Neoteriker, die Cicero geradezu als cantores Euphorionis bespöttelt, Vorbild geworden.

Rhianos von Kreta, ein Zeitgenosse des Eratosthenes, ist der bedeutendste Vertreter des frühen Klassizismus. Modern ist zwar bei ihm sein Hang zur Romantik. In seinen „Messeniaka“, die für Pausanias die Quelle des zweiten messenischen Krieges bilden, erzählt er in schlichter Weise die abenteuerreiche Geschichte des messenischen Freiheitshelden Aristomenes.

Der Epiker Neoptolemos von Parion in Bithynien (2. Jahrh.), ist für uns wichtig als Quelle der Poetik des Horaz, die die ästhetischen Theorien der Alexandriner verbreitet. Großen Einfluß auf die römischen „Neutöner“ hatte Parthenios von Nikaia, der 73 als Kriegsgefangener nach Rom kam. Außer Elegien dichtete er Metamorphosen, die Ovid nachahmte. Sein „Kräuterbuchen“ ist in dem unter Vergils Namen überlieferten moretum nachgedichtet.

Theokrit findet Nachfolger in Moschos aus Syrakus (um 150). Bion von Smyrna (um 100 v. Chr.), von dem wir neben kleinen niedlichen, etwas sentimentalen Dichtungen ein Prachtstück pathetischen Hymnenstils haben, ein Trauerlied auf Adonis (*ἑπιτάφιος Ἀδώνιδος*), das also anfängt:²

Ich klag' um Adonis: „Adonis ist tot,
Adonis, der holde Knabe.“
„Adonis ist tot, der holde Knab',“
klagen mit mir die Eroten.
Schläfst du noch, Kypris, auf purpurnem Pfuhl?
Wach auf, nimm Trauerflöre,
schlage die Brüste, sag' es dem All,
Tot ist Adonis, der holde.

¹ Vollständige Überetzung v. Wilamowitz, Die Antike I 1925, 158 ff., auch abgedruckt: Reden und Vorträge I⁴ 1925, S. 306 ff.

² Wilamowitz, Reden und Vorträge I⁴ 1925 (S. 292 ff.).

Aratos wird nachgeahmt von Nikandros von Kolophon (um 140), dessen „Verwandlungen“ (*ἑτεροιοῦμενα*) von Ovid, und dessen Georgika von Vergil benutzt sind.

Meleagros von Gadara veranstaltete um 80 v. Chr. zum erstenmal eine Sammlung Epigramme, einen sog. Stephanos, zu dem er selbst über 100 Gedichte beisteuerte.

Bemerkenswert ist noch, daß sich auch alexandrinische Juden am griechischen Geistesleben beteiligen: der ältere Philon (um 200) mit einem Epos „Jerusalem“, Theodotos gleichfalls mit einem Epos „Die Juden“ und Ezechiel mit einer historischen Tragödie „Der Auszug aus Ägypten“, aus der einige hundert Trimeter in euripideischer Sprache erhalten sind.

III. Die römische Kaiserzeit.

A. Die heidnische Dichtung.

§ 36. Das Epos.

In der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. schrieb Quintus Smyrnäus τὰ μετ' Ὀμηρον in 14 Büchern, vom Tode Hektors bis zum Schiffbruch der achäischen Flotte bei Euböa; das mit vielen Gleichnissen, anschaulichen Schilderungen und moralischen Sentenzen aufgeputzte Werk sollte die Kykliker (S 26) ersetzen.

Der Ägypter Nonnos behandelte in schwülstigem Stil, aber in peinlich korrekten Versen den märchenhaften Zug des Bakchos nach Indien (48 Bücher *Ἰωννοιακά*, die erhalten sind).

Triphiodoros (5. Jahrh.) verfaßte in trockenem Stil nach Homer, Quintus Smyrnäus und Vergil eine Odyssee und eine uns erhaltene *Ἄλωις Ἰλιού*, die die Ereignisse vom hölzernen Pferd bis zur Abfahrt der Achäer behandeln.

Erfreulicher ist das Gedicht des Musaios (um 500), das in 340 Versen die liebliche Geschichte von der Liebe und dem Tode der Hero und des Leander (τὰ καθ' Ἡρώ και Λέανδρον) behandeln. Man hat diese durch die Pracht sinnlicher Darstellung ausgezeichneten Hexameter „die letzten Rosen der griechischen Poesie“ genannt.

§ 37. Das Lehrgedicht.

Von dem Leibarzt Neros, Andromachos, besitzen wir eine medizinische Dichtung in Distichen. Aus Hadrians Zeit stammt die letzte *περιήγησις*, die Erdbeschreibung des Dionysios, in jambischen Trimetern. Oppianos aus Kilikien widmete um 180 dem Kaiser Mark Aurel, ein Epos in 5 Büchern über Fischfang (*Ἀλιευτικά*). Erhalten ist auch das von einem Syrer dem Kaiser Karakalla zugeeignete Jagdbuch (*Κυνηγετικά* 4 B.).

Wichtiger ist die religiöse Literatur. Als beim Brande des Kapitols (83 v. Chr.) die alten sibyllinischen Bücher aus Kumä mitverbrannten, ließ man offiziell die Drakelsammlungen anderer Sibyllen, hauptsächlich der zur Ernythra in Jonien, abschreiben. Daraus sind größere Bruchstücke in dem Wunderbuche des Phlegon aus Tralles (2. Jahrh.) erhalten. (Vgl. Goethes

Braut von Korinth.) Von besonderer Wichtigkeit ist das Orakel, das sich auf die Säkularfeier des Augustus im Jahre 17 v. Chr. bezieht. Anfang und Schluß dieses interessanten Fragmentes seien hierher gesetzt:

Ἄλλ' ὅποταν μῆμιστος ἔκη χρόνος ἀνθρώποισι
 ζωῆς, εἰς εἴτερον ἑκατὸν δέκα κύκλον ὀδεύσας,
 μεμνησθαι, Ῥωμαῖε, καὶ οὐ μάλ᾽ ἀλῆσει αὐτός,
 μεμνησθαι τὰδε πάντα, θεοῖσι μὲν ἀθανάτοισι
 5 ῥέζειν ἐν πεδίῳ παρὰ Θύβριδος ἀπλετον ὕδαρ,
 ὄππῃ στενωτάτον, νῦξ ἤνικα γαῖαν ἐπέλθη
 ἡελίου κρύψαντος ἕδον φάος· ἐνθα οὐ ῥέζειν
 ἱερὰ παντογόνους Μοῖραις ἄσρας τε καὶ αἰγας
 κναέας, ἐπὶ ταῖσ' δ' Ἐἰλειθυίας ἀρεῶσασθαι
 10 παιδοτόκους θνέεσσι, ὄππῃ θέμις. αὐθι δὲ Γαίῃ
 πληθρομένη χοῖρός τε καὶ ὕς ἰερόβοιτο μέλαινα.
 πάνλευκοι ταῦροι δὲ Διὸς παρὰ βωμὸν ἀγέσθων
 ἡματι, μηδὲ ἰε νυκτὶ . . .
 35 Ταῦτά τοι ἐν φρεσὶ σῆσιν αἰεὶ μεμνημένους εἶναι,
 καὶ σοὶ πᾶσα χθὼν Ἰταλῆ καὶ πᾶσα Λατίνων
 αἰὲν ὑπὸ σκήπτροισιν ἐπανχένιον ζυγὸν ἔξει.

Ob in den ersten Büchern der Oracula Sibyllina (S. 57) auch Einflüsse der römisch-erzthräischen Sibylle sich finden, ist fraglich.

Religionsgeschichtlich von Bedeutung ist vor allem die Sammlung *Ὀρφικά*, deren aus verschiedenen Jahrhunderten stammender Inhalt im 4. Jahrh. abgeschlossen ist; sie enthält die in schwülstigem Stile geschriebenen *Ἀργοναυτικά*, die Schicksale des Orpheus auf der Argonautenfahrt, ferner die *Λιδικά*, in denen der sagenhafte Sänger geheime Kräfte von Edelsteinen und des Magnetes angibt, endlich 88 überschwengliche Hymnen für Opferfeiern, eine Art orphisches Gesangbuch. Neuerdings sind noch Papyri orphischen Inhalts gefunden worden.

§ 38. Lyrik und Epigramm¹.

Aus der Kaiserzeit stammt die Sammlung der *Anakreontea*. Ohne die Kraft und Kunst Anakreons (S. 35) zu erreichen, haben sich Spätere, die den verschiedensten Zeiten angehören, darin gefallen, meist in katalektischen jambischen Dimetern tändelnde Lieder zu dichten, die im 18. Jahrhundert Männer wie Gleim, Ramler, Uz und noch Goethe zur Nachdichtung anregten. Anbei zwei Proben:

Θέλω λέγειν Ἀκρείδα,
 θέλω δὲ Κάδμον ἄδειν·
 ἃ βάροβιτος δὲ χορδαῖς
 Ἐρωτα μόνον ἤχει.

Χαλεπὸν τὸ μὴ φιλῆσαι,
 χαλεπὸν δὲ καὶ φιλῆσαι.
 χαλεπώτερον δὲ πάντων
 ἀποτυγχάνειν φιλοῦντα.

Das von den Alexandrinern (S. 51) zur höchsten Blüte gebrachte Epigramm findet weiter sorgsame Pflege. Seinen Inhalt bilden nicht nur Aufschriften (an Grabmälern, Gebäuden usw.), sondern auch Sentenzen ernster und heiterer Art, besonders auch Rätsel (*αἰνίγματα*). Philippos von Thessalonike gab die Epigramme, die seit dem Tode des Meleagros entstanden waren, heraus. Eine weitere Sammlung veranstaltete Agathias

¹ R. Keitzenstein, *Epigramm und Skolion*, Bießen 1893. Joh. Wesselen, *Stud. zum griech. Epigramm*, Neue Jahrb. 1917, 1 88 ff.

aus Myrina, ein berühmter Jurist der Zeit Justinians. Der byzantinische Priester Konstantinos Kephalos stellte aus den ihm zugänglichen Sammlungen eine neue nach sachlichen Gesichtspunkten eingeteilte Blumenlese „Anthologie“ zusammen. Alle diese Sammlungen sind erhalten in der sog. Anthologia Palatina; sie wurden nämlich 1606 in einer Heidelberger Handschrift (Heidelberg in der Kurpfalz = Palatium) entdeckt.

§ 39. Die Fabel¹.

Die Fabel ist bei den Griechen uralt und mit der jonischen Novelle eng verwandt; sie ist ein Stück Volksliteratur mit didaktischem Einschlag (*aĩvos*), schon benutzt von Hesiod (S. 27) und Archilochos. Das namen- und herrenlose Gut, das längst im Volke umlief, muß einer gesammelt haben. Als ihr literarischer Urheber galt den Alten die sagenhafte Gestalt des Aisopos, der nach Herodot (II 134) ein Sklave zu Amasis' Zeit (6. Jahrh.) auf Samos gewesen ist. Er endete durch Totschlag. Doch scheint erst Demetrios von Phaleron, (um 300 v. Chr.) eine Sammlung (*Διωπειών μύθων συναγωγή*) veranstaltet zu haben. Dieser Sammlung hat Babrios (um 200 n. Chr.) vermöge einer hochentwickelten Technik die poetische Form des Hinkjambos (S. 30) gegeben. Diese Fabeln haben auf die Folgezeit bis hinein in die Zeit der Byzantiner denselben Einfluß ausgeübt wie die Senare des Phädrus (40 n. Chr.) auf die mittelalterliche und moderne Fabeldichtung Westeuropas.

B. Die christliche Dichtung².

§ 40. Gemeindegesang. Hymnus.

Die christlichen Gemeinden übernehmen von den Juden die alttestamentlichen Psalmengesänge (in der Übersetzung der LXX). Dazu kamen andere lyrische Stellen aus dem Alten und Neuen Testament, z. B. der Gesang des Moses, der drei Jünglinge im Feuerofen, das Magnificat, das Benedictus, zum Unterschied von den Liedern in Versen (Hymnen) *Cantica* genannt. Im 2. Jahrhundert nachweisbar, ist schon das Gloria (*Δόξα ἐν ὑψίστοις θεῶν καὶ ἐπὶ γῆς εἰρήνη καὶ ἐν ἀνθρώποις εὐδοκία*). Auch das *Te deum laudamus* scheint schon im 3. Jahrh. in griechischer Zunge erklingen zu sein. Wann selbständige christliche Lieder (Hymnen) entstanden sind, ist ungewiß; erst aus der ersten Hälfte des 3. Jahrh. gab es *ψαλμοὶ* des ägyptischen Bischofs Nepos.

Von Areios (gest. 336) wissen wir, daß er Müller-, Schiffer- und Reiselieder gedichtet hat, die großen Anklang fanden; seine Sammlung *Θάλεια*, von der uns der Anfang erhalten ist, veranlaßte die Orthodoxen, eine *Ἀντιθάλεια* zu verfassen. Es ist also sehr wohl möglich, daß der Rezer als wirksames Mittel zur Ausbreitung seiner Lehre den Hymnen-

¹ A. Hausath und A. Marg, Märchen, Fabeln, Schwänke und Novellen aus dem klass. Altertum, Jena 1922. G. Thiele, Die vorliterarische Fabel der Griechen. Neue Jahrb. 1908 1 S. 377 ff.

² Für die Zeit des Urchristentums vgl. M. Dibelius, Geschichte der urchristlichen Literatur (Sammlung Bösch) II 86 ff. J. Kroll, Die Hymnendichtung des frühen Christentums. Die Antike II 1926 S. 258 ff.

gesang einführte. — Der erste nachweisbare christliche Lyriker ist der Sophist und spätere Bischof Synesios aus Kyrene (um 370 geboren); er verfaßte 10 Hymnen in Anapästern und Ionikern.

Von großem Einfluß auf die Entwicklung des orientalischen Hymnengesanges waren die Lieder des Syrers Ephräm (gest. 373). Die metrische Form besteht darin, daß die Verse, von denen je 4–12 eine Strophe bilden, die gleiche Silbenzahl, gewöhnlich 7 Silben haben. In der griechischen Bearbeitung dieser syrischen Hymnen trat statt der alten Silbenmessung die Akzentuation. Gregor von Nazianz (gest. 390), der auch einige *γνωμικά τετραστίχα*, Sprüche aus 4 jambischen Trimetern, gedichtet hat, übersezte eine Reihe von Liedern Ephräms, z. B. den *ὕμνος εσπερινός* (Das Abendlied):

Σὲ καὶ πῦν εὐλογοῦμεν — Χριστέ μου λόγε θεοῦ — φῶς ἐκ φωτός ἀνάρχου — καὶ πνεῦμα ἐξανάρχου — τριτοῦ φωτός εἰς μίαν — δόξαν ἀθροισμένον κτλ.

In diesem rhythmischen Maß ist auch das älteste liturgische Lied ein *ἀπόδειπνον* (Abendlied von etwa 500 Versen) geschrieben, das auf einem Papyrus des 6.–7. Jahrh. erhalten ist. Unter Justinian ist von dem gottbegnadeten Romanos aus Beirut eine neue Art Hymnen geschaffen worden, die sog. *κοντάκια* (Stäbchen), bestehend aus 20 oder mehr Strophen mit demselben Kehrreim (*ἐφῆμνιον*, z. B. *κύριε ἐλέησον*). Allmählich bildete sich für gottesdienstliche Zwecke ein Kanon (*κανών*) aus 9 verschiedenen Liedern. Solche *κανόνες* dichteten auch Johannes von Damaskus und sein Adoptivbruder Kosmas (um 730). Der *ᾠκάνητος*, das offizielle Sonntagsliederbuch der griechischen Kirche, wird ihnen zu Unrecht zugeschrieben¹.

Zum Schluß sei eine Probe aus einem alten Kultlied, einem begeisterten Hymnus auf Christus, den Klemens Alexandrinus sehr wirkungsvoll an den Schluß seines Hauptwerkes (*Παιδαγωγός*) gestellt hat, in Übersetzung wiedergegeben:

Großer König der Geweihten,
du des hochgebenedeiten
Vaters allbezwingend Wort,
Quell der Weisheit, starker Hort
der Bedrängten fort und fort;
der da ist und der da war,
der da sein wird immerdar,
Jesu, aller Welt Befreier,
Heger, Pfleger, Zügel, Steuer,
Himmelsfittich, o du treuer
Hüter der allheil'gen Schar!

Daß in Einfach wahr und rein
unser frommes Loblied sein;
daß wir für die Lebensspeise
deiner Worte dir zum Preise
singen, dir, dem starken Sohn,
im vereinten Liebeston.
auf denn, auf, ihr Christgebornen,
auf, du Volk des Auserkornen,
schwinge dich, o Friedenschor,
zu des Friedens Gott empor!

(Übers. von Hagenbach).

§ 41. Epische Dichtung. Epigramm.

Die christlichen Oracula Sibyllina (*χορημοί Σιβυλλιακοί* in 14 Büchern) sind in der Hauptmasse Ende des 2. oder Anfang des 3. Jahrh. von Christen unter Benutzung jüdischer Handschriften — Buch 3–5 sind rein jüdisch — in die heutige Form gebracht worden; die Bücher 11–14

¹ Vgl. die Ausgabe von P. Maas, Byzantinische Kirchenpoesie (Lietzmanns Kleine Texte 52/53).

sind ganz christlich, aber rein politischen Inhalts und am spätesten entstanden, Buch 14 frühestens im 4. Jahrh. Der Inhalt ist ungleich; neben Abschnitten von dichterischem Schwung solche in stilistisch ungeschickter Sprache, manche sogar in fehlerhaften Versen verfaßt. Daß der Ausdruck vielfach unverständlich ist, darf bei Orakeln nicht befremden. Im 8. Buche stehen die akrostichischen Verse, deren Anfangsbuchstaben die Worte *Ἰησοῦς Χριστός Θεοῦ Υἱὸς Σωτῆρ Σταυρός* ergeben; sie werden schon in einer Rede des Kaisers Konstantin und von Augustinus in einer alten Übersetzung (de civ. Dei XVIII 23) angeführt. Auch Laktanz zitiert einige Verse; er hält die Sibyllensprüche für echt¹.

Besonders wurden Teile der Bibel in Hexameter gebracht, so die Psalmen von Apollinarios, dem Bischof von Hierapolis in Kleinasien, der durch seinen Briefwechsel mit dem Kaiser Mark Aurel bekannt ist, der ganze Oktateuch und der Prophet Daniel von Eudokia, der Gemahlin Theodosius' II. (5. Jahrh.), die auch das Martyrium des hl. Cyprian in Versen verherrlichte. Das Beste ist die metrische Paraphrase des Johannes-Evangeliums (*μεταβολὴ τοῦ κατ' Ἰωάννην εὐαγγελίου*) von Nonnos (S. 54), der später zum Christentum übergetreten zu sein scheint.

Das Epigramm endlich fand natürlich auch bei den Christen eifrige Pflege. Das erste Buch der Anthologia Palatina (S. 56) enthält nur christliche Epigramme; das achte Buch bildet eine Auswahl der schönsten Epigramme des Gregor von Nazianz (gest. 390), des formgewandten, natürlich empfindenden, von tiefer Religiosität durchdrungenen Kirchenvaters, der auch ein längeres Gedicht über sein Leben verfaßte (vgl. auch S. 57). Erwähnt sei noch, daß im 14. Jahrh. ein Mönch, Maximos Planudes, eine neue Anthologia Graeca, zum Unterschied von der Palatina „Planudea“ genannt, in 7 Büchern veranstaltete; darin sind alle anstößigen Epigramme ausgemerzt oder abgeändert.

¹ Vgl. Kurfesß, Sokrates 1918, S. 99 ff.

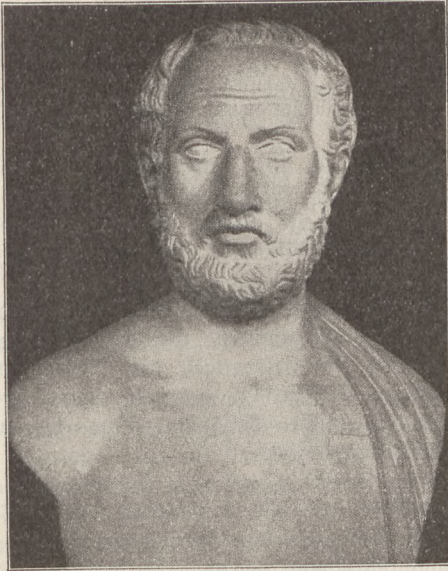


Abb. 3. Bildnis des Thalesides.

Die Geschichtsschreibung¹.

§ 42. Die Anfänge der Geschichtsschreibung in Ionien.

Der selben geistigen Entwicklung in Ionien, der die Philosophie entsproß, haben wir die Entstehung der Geschichtsforschung und -schreibung zu verdanken. Wohl finden wir schon in den vorderasiatischen Staaten geschichtliche Materialsammlungen: Chronikaufzeichnungen und Königslisten, aber geschichtliches Denken kann sich nur dort entwickeln, wo ein freies Volk mit dem lebendigen Gefühle für die Thaten seiner Geschichte Persönlichkeiten hervorbringt, die, sich von dem Zwange der Tradition in Mythos und Sage befreiend, nur das berichten, was die Prüfung vor ihrem kritischen Verstande bestehen kann².

¹ Vgl. C. Wachsmuth, Einleitung in das Studium der alten Geschichte. Leipzig 1895; H. Peter, Wahrheit und Kunst, Geschichtsschreibung und Plagiat im Altertum. Leipzig—Berlin 1911. H. Schneider, Philosophie der Geschichte. Bd. I. Jedermanns Bücherei, Breslau 1923. F. Jacoby, Griechische Geschichtsschreibung in Die Antike II 1926, 1 ff. Wilamowitz, Reden und Vorträge II⁴ S. 216 ff.

² Unter den Völkern des Orients nehmen die Israeliten dadurch eine Sonderstellung ein, daß bei ihnen schon in sehr früher Zeit eine echte Geschichtsschreibung entstanden ist, deren früheste Schöpfungen bereits hohe Vorzüge zeigen:

„In gewissem Sinne ist das genealogische Epos (Hesiod) der erste Versuch einer Weltgeschichte in Griechenland“; es gab Aufzeichnungen von Jahresbeamten und von den Siegern in den Wettkämpfen (in Olympia seit 776). Vom Zwange des Metrums machte man sich zuerst im 6. Jahrh. in Ionien frei und trat der Überlieferung im Geiste der jonischen Aufklärung kritisch gegenüber.

Hekataios von Milet (ca. 500), ein einflussreicher Politiker der bedeutendsten Stadt der griechischen Welt, dem sein Reichtum und seine Zugehörigkeit zum Perserreiche weite Reisen ermöglicht hatten, schrieb unter Benützung älterer Küstenbeschreibungen und eigener Aufzeichnungen eine „Umreisung der Erde“ (*γῆς περίοδος*), wobei er sich in der allgemeinen Auffassung des Weltbildes an das Kartenbild seines Landsmannes Anaximander hielt¹. In seinem Geschichtswerke, den Genealogien, machte er den Versuch, die sagenhaften Überlieferungen des Heroenzeitalters zu einer Geschichte der griechischen Frühzeit zu gestalten, indem er mit Hilfe einer rationalistischen Kritik die epischen Erzählungen von den wunderbaren und naturwidrigen Bestandteilen befreite:

„Dieses schreibe ich, so wie es mir wahr zu sein scheint, denn der Hellenen Erzählungen sind vielgestaltig und, wie ich überzeugt bin, lächerlich.“

Er hat für alle Folgezeit die Grundlagen in der wissenschaftlichen Erdkunde und Geschichtsschreibung gelegt.

Gleichzeitig mit Hekataios und nach ihm stellten eifrige Forscher wie Tharon von Lampsakos die Geschichte ihrer jonischen Heimatstädte dar. Im 5. Jahrh. etwa gleichzeitig mit Herodot schrieb Hellanikos von Lesbos, der, auf manchen Gebieten der Geschichtswissenschaft im Geiste des Hekataios arbeitend, sich besonders um die Schaffung einer einheitlichen Chronologie bemüht hat².

§ 43. Herodot.

Das waren Ansätze, aus denen erst eine so eigenartige und innerlich reiche Persönlichkeit wie Herodot aus dem dorischen Halikarnass (vor 480 — nach 430) unter dem starken Eindrucke der Großtaten seiner Zeitgenossen, gefördert durch das reiche geistige Leben des perikleischen Athen, die für Griechenland charakteristische Form der Geschichtsschreibung geschaffen hat. Er lebte eine Zeitlang als Verbannter auf Samos und kehrte dann in seine Heimat zurück. Von Athen, der Hauptstadt des attischen Seebundes, wo er in Beziehung zu Perikles und Sophokles trat, siedelte er 444 nach der von Perikles gegründeten panhellenischen Kolonie Thurioi in Unteritalien über. Die letzten Lebensjahre verbrachte er wahrscheinlich in Athen. Auf großen Reisen hatte er nicht nur das Festland und die Inseln Griechenlands, ferner Makedonien, Thrakien und Großgriechenland kennen gelernt, sondern war

Betonung der Einheit des Menschengeschlechts und seines gemeinsamen Zielpunktes, Streben nach unparteiischer Gerechtigkeit und Objektivität des Urteils, lebendiges Interesse für die Pflege der Erinnerungen des Volkes, pietätvolles Streben, möglichst viel von den Erinnerungen der Väter zu bewahren.

¹ H. Diels Anaximandros von Milet. Neue Jahrb. 1923, 65 ff.

² Erwähnt bei Thukydides I 97, 2, ein frühes Zitat mit Namensnennung.

auch durch Kleinasien, Assyrien, Babylonien nach Susa und Egbatana gekommen, war bis zur Nordküste des Schwarzen Meeres vorgedrungen, hatte Ägypten bis zum ersten Katarakt durchwandert und Kyrene an der Küste Nordafrikas kennengelernt. Zur Zeit des Perikles schrieb der unter dem Eindrucke der Großtaten Athens zum Athener gewordene kleinasiatische Grieche in jonischem Dialekt sein Werk, die *ιστορίαι ἀπόδειξις* (die Nachweisung seiner Forschung), in dem er die Ergebnisse seiner Reisen und Forschungen unter Zugrundelegung der Werke älterer Geschichtschreiber besonders des Hekataios, an dem er häufig Kritik übt, der Volkserzählung in mündlicher Tradition und eigener Erkundung an Ort und Stelle niedergelegt hat. Denn es drängte ihn:

„Was er erkundet, aufzuzeichnen, auf daß nicht mit der Zeit verlösche, was von Menschen geschah, noch ruhmlos vergehen die großen Wundertaten, die Hellenen nicht minder als Barbaren vollbracht, vor allem aber, warum sie widereinander Kriege geführt haben“

Dieses Werk, dessen Unausgeglichenheiten aus der langen Zeit der Arbeit an ihm herrühren, ist in späterer Zeit in neun, nach den Musen benannte Bücher eingeteilt. Seinem Verfasser hat es mit Recht den Ehrennamen „Vater der Geschichte“ eingetragen; denn es ist das erste einheitlich angelegte, aus einem Grundgedanken gestaltete und gegliederte Geschichtswerk. In ihm will Herodot die Ursachen und den Verlauf der Kämpfe, die der uralte Gegensatz zwischen Griechen und Barbaren, zwischen Okzident und Orient, hervorgerufen hat, darstellen. Nach einem kurzen Hinweise auf die mythischen Streitigkeiten zwischen Griechenland und Asien behandelt er in behaglicher Breite, die Geschichte der Lyder, Meder, Perser, Babylonier und Skythen einschaltend, die Kriege der geschichtlichen Zeit; das letzte von ihm erzählte Ereignis ist die Eroberung von Sestos durch die Athener (479) nach der Schlacht bei Mykale. In den Geschichten des Einzelnen wie der Völker erkennt er das Walten einer göttlichen Weltordnung, die allem Maß und Ziel setzt und Übermut und Vermessenheit (Hybris) zu Falle bringt. Der schließliche Ausgang der Kämpfe zwischen Asien und Europa ist ihm daher ein Strafgericht der Gottheit, welche die Weltherrschaft den Persern wie früher Ägyptern und Babyloniern nimmt und sie dem hellenischen Volke, das durch seine Anlagen und seine Geschichte berufen ist, übergibt. Treu und gewissenhaft berichtet er, was zu seiner Kenntnis gekommen ist, auch wenn es den Stempel des Sagenhaften und Wunderbaren an sich trägt; bei einander widersprechenden Überlieferungen erklärt er oft, welche ihm die richtigste zu sein scheint, und bei großen Unwahrscheinlichkeiten äußert er Zweifel. Mit dem Glauben an Orakel und Wahrzeichen verbindet er, der echte Sohn einer von einander widersprechenden Anschauungen erfüllten Übergangszeit, jonischen Rationalismus in der Mythekritik. Die neuere Forschung hat übrigens manche seiner Angaben, die man für abenteuerliche Märchen hielt, glänzend bestätigt¹.

So erhebt sich Herodot durch Wahl und Verarbeitung des Stoffes weit über seine Vorgänger. „Die Unmittelbarkeit und Plastik seiner Er-

¹ Vgl. z. B. für Ägypten W. Spiegelberg, Die Glaubwürdigkeit von Herodots Bericht über Ägypten. Heidelberg 1926 (Orient u. Antike).

zählungskunst, die Anschaulichkeit, die Fähigkeit, die Menschen in ihren Handlungen zu charakterisieren, haben von jeher seine Leser in einem Maße gefesselt, daß es schwer ist, sich kritisch diesem Zauber zu entziehen, der freilich zum besten Teile nicht seine originale Leistung ist, sondern jenen Namenlosen verdankt wird, die auf jonischen Märkten, Hallen und Schiffen jene alten und ewig neuen Geschichten erzählen“ (Uly)¹.

§ 44. Thukydides.

Wie die sophistische Bewegung in der 2. Hälfte des 5. Jahrhunderts auf allen Gebieten geistiger Betätigung sich auswirkte, zeigt auf einem Sondergebiete der Geschichtschreiber Thukydides, der sowohl in seiner Weltanschauung unter dem Eindrucke der Lehren der Sophisten steht, als auch in seiner künstlerischen Eigenart, in der Charakteristik und in seiner Sprache ihre Einwirkung verrät².

Thukydides³, der Sohn des Oloros von Halimus, von Mutterseite Sproß eines thrakischen Fürstengeschlechts, ist spätestens 454 geboren. Mütterlicherseits war er ein Verwandter des Miltiades und Kimon, in dessen Familiengruft seine Ache auch beigesetzt wurde. Seine Familie besaß die Erbschaft thrakischer Bergwerke. 430/29 erkrankte er an der Pest, die Perikles dahinraffte. Im Jahre 424 als Stratege nach Thrakien gesandt, konnte er nicht verhindern, daß Amphipolis in die Hände der Spartaner fiel. Nach seiner Verurteilung lebte er 20 Jahre in der Verbannung, bis ihm ein Volksbeschluß die Rückkehr nach Athen gestattete (404). Die Zeit seiner unfreiwilligen Muße benutzte er zu Reisen nach Makedonien, dem Peloponnes, vielleicht sogar nach Italien und Sizilien. Den Fall seiner Vaterstadt hat er nicht lange überlebt (gest. wohl nach 399).

Durch sein Werk „über den Krieg der Peloponnesier und Athener“⁴ hat er die wissenschaftliche Geschichtschreibung begründet. Der Staatsmann, dem seine politische Begnenshaft zur attischen Demokratie nicht daran gehindert hat, die Größe des Perikles und seiner politischen und kulturellen Leistung bewundernd mitzuerleben (vgl. die Leichenrede des Perikles II 35 ff.), faßte gleich zu Beginn des Krieges den Plan, die Geschichte des Krieges zu schreiben. Er hat sein Werk, das nach dem Vorgange der Annalistik in Kalenderjahre und Halbjahre eingeteilt ist, nur bis zum Jahre 411 fortgeführt, und auch die erhaltenen 8 Bücher (nach der Einteilung späterer Zeit) liegen nicht in endgültiger Fassung vor. Denn viele Anzeichen deuten darauf hin, daß der Schriftsteller erst im Verlaufe der Zeit die Aufeinanderfolge kriegerischer Entwicklungen als einen einheitlichen Krieg ansehen lernte und bereits fertig gestellte Teile seines Werkes nach neu gewonnenen Erkenntnissen umarbeitete.

Wenn sich Thukydides auch durch das Werk Herodots zu seiner

¹ E. Weber, Herodot als Dichter. Neue Jahrb. 1908, 1 S. 669 ff.

² W. Nestle, Thukydides und die Sophistik. Neue Jahrb. 1914, 1 S. 642 ff.

³ Vgl. Ed. Schwarz, Charakterköpfe aus d. ant. Literatur I 5. Aufl. 1919, 23 ff. und ders., Das Geschichtswerk des Thukydides, Bonn 1919; E. Lange, Thukydides u. sein Geschichtswerk. 1893. Gym. Bibl.

⁴ H. Ecker, Thukydides u. der Name des Pelop. Krieges. Neue Jahrb. 1915, 1 S. 77 ff.

Darstellung anregen ließ, so steht er doch entsprechend der veränderten Einstellung seiner Zeit und seiner eigenen Art zu ihm in jeder Hinsicht in starkem Gegensatz. Abgesehen von einigen Episoden (vor allem die sog. Archäologie, eine Vorgeschichte Griechenlands) bringt er nur Zeitgeschichte, eben den Peloponnesischen Krieg zur Darstellung, weil er überzeugt war, daß er nur von dieser, die er selbst im urteilsfähigen Alter miterlebt hatte, den „wahrhaften Hergang“ ermitteln konnte. Der Erforschung des tatsächlichen Sachverhalts hat er sich nach streng wissenschaftlicher Methode, deren ewig gültige Befehle er in einer kurzen Einleitung klar und überlegt ausgesprochen hat, mit allem Eifer gewidmet: Scheidung von Anlaß und Ursache des Krieges, Bereisung der Kriegsschauplätze, Sammlung von Nachrichten, Kenntnis der Urkunden vgl. I 22; V 26 Feststellung der Fehlerquellen, s. auch die Archäologie I 3 ff.:

„Ich habe niedergeschrieben, was ich selbst miterlebt habe und was ich von anderen mit größtmöglicher Genauigkeit in den Einzelheiten erfragt habe.“

Schon die Wahl seines Themas zeigt seinen Sinn für das geschichtlich Bedeutsame, vgl. I 1. Mit scharfem Urteil wußte er das geschichtlich Bedeutsame und Wirksame von dem bloß Interessanten zu scheiden; im Gegensatz zu Herodot sollt sein Werk sein ein: *νημα ἐς αἰ μάλλον ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκροῦεν.*

„Mein Werk mag ja vielleicht beim festlichen Vortrag durch das Fehlen des Fabulösen weniger ergötzlich wirken. Da mag es genügen, daß die es für nützlich halten, die sowohl von der Vergangenheit genaue Kenntnis gewinnen wollen wie von dem, was sich nach Art alles irdischen Geschehens einmal ebenso oder ähnlich zutragen wird. Als ein dauernder Besitz, nicht als ein Prunkstück zum momentanen Anhören ist es geschrieben.“

Er hatte erkannt, daß im geschichtlichen Verlauf trotz äußerlich verschiedener Abläufe immer die gleichen allgemeinen Befehle und Kräfte das Leben der Einzelnen und der Völker bestimmend beeinflussen (Anlehnung an naturwissenschaftliche Betrachtungsweise). Dadurch, daß sie diese erkennt und zur Darstellung bringt, wird die Geschichte die Lehrmeisterin der Staatsmänner (pragmatische Geschichtschreibung). Im Gegensatz zu Herodot, tritt bei Thukydides, dem Schüler der Sophisten, die Gottheit als Weltursache in den Hintergrund, er erklärt das geschichtliche Geschehen einheitlich aus natürlichen Ursachen, Volkszahl und Volkscharakter, Geld, Bodenschätze, Handelsinteressen, politischen und militärischen Machtmitteln, besonders aber aus der Natur des Menschen:

„Das sind Dinge, wie sie eben vorkommen und vorkommen werden, solange die Menschennatur sich gleich bleibt, nur nach dem Grade der Heftigkeit und der Art des individuellen Auftretens verschieden.“

Mit tiefem psychologischen Verständnis dringt er in das Wesen der dargestellten Personen ein, die er indessen nicht breit charakterisiert, sondern deren Bild aus ihren Handlungen hervortritt.

Als Machtpolitiker sieht er in den Interessengegensätzen die treibende Kraft der Geschichte. Erfolgreiche Politik gewährleistet nur der wohlbezeichnete Einsatz starker Machtmittel. Die Kriege, auch der Peloponnesische, sind letzten Endes aus dem Ausdehnungstreben der Staaten, der Verkörperungen menschlichen Machtstrebens, entstanden, das legitim ist, weil es „naturgemäß“ ist.

Einen wichtigen Bestandteil seines Werkes bilden die im Altertum vielbewunderten **Reden** sowohl ihrem Umfange — sie nehmen etwa den 5. Teil des gesamten Werkes ein — als auch dem Plane des Historikers nach. Thukydides hat sie als erster mit bewußter Kunst in die Geschichtsschreibung eingeführt; und in der Folgezeit hat die Rhetorik die Rede während des ganzen Altertums als unentbehrliches Schmuckmittel eines Geschichtswerkes angesehen.

Für Thukydides war ihre Anwendung ein Mittel, seiner Darstellung den Charakter der Objektivität zu wahren. Sie sollte es ihm ermöglichen, den wahren Hergang ohne eigene Stellungnahme wiederzugeben und den Leser doch mit starker Anteilnahme zu erfüllen. Da wo der moderne Geschichtsschreiber an wichtigen Punkten der Darstellung vor wichtigen Entscheidungen die Gesamtlage schildert und seine Bedanken über dieselbe vorträgt, läßt Thukydides die handelnden Personen selbst auftreten, in der Regel einen Vertreter jeder Partei. Vor Ausbruch des Krieges wird die Lage von vier Paaren von Rednern von allen Seiten beleuchtet. Da der genaue Wortlaut sich natürlich nicht feststellen ließ, gab er das, was nach seiner Ansicht im jeweiligen Moment das Passendste war, wobei er den Charakter der Sprechenden mit feinem Verständnis für ihre Art durchklingen ließ. (Vgl. bes. die Rede des Ephoren Stheneladas). Dabei hielt er sich möglich eng an den Gesamtsinn des wirklich Gesprochenen. Das Glanzstück seiner Reden ist die Grabrede (*lóγος ἐπιτάφιος*), die er den Perikles auf die Befallenen des ersten Kriegsjahres halten läßt, ein hinreißendes Bekenntnis des Schriftstellers zu seiner Vaterstadt (II 34 ff.).

Wenn unter dem Einflusse der Rhetorik die Verwendung von Reden in den Geschichtswerken zu bloßer Spielerei entartete, so ist das nicht die Schuld des Thukydides. Er stand als Historiker so hoch, daß ihm erst in der Neuzeit eine gerechte, allseitige Würdigung zuteil werden konnte¹.

§ 45. Xenophon².

Thukydides bedeutet den Höhepunkt antiker Geschichtsschreibung überhaupt. Sein unvollendetes Werk — es bricht mit dem Jahre 411 ab — hat keinen ebenbürtigen Fortsetzer gefunden. Von seinen Fortsetzern ist der bekannteste der Athener Xenophon.

Nur etwa 25 Jahre nach Thukydides, um 430 v. Chr., wurde Xenophon geboren, Sohn des Gryllos, eines vornehmen Atheners. Nachdem er eine Zeitlang Schüler des Sokrates gewesen war, ließ er sich von einem Freunde, dem Thebaner Progenos, bewegen, an dem Feldzuge des jüngeren Kyros gegen seinen Bruder Artaxerges teilzunehmen. Nach der Schlacht bei Kunaxa (401), in der Kyros fiel, leitete er zusammen mit dem Spartaner Chetrisophos mit vielem Geschick und großer Tapferkeit den Rückzug der (zehntausend) Griechen, die er nach Trapezunt am Schwarzen Meere und von da nach Byzanz führte, trat dann mit ihnen in den Dienst des Königs Seuthes von Thrakien und später in den der Spartaner, deren Feldherr Thibron die Perser in Kleinasien bekriegte. Auch unter den

¹ M. Pohlenz, Thukydides und wir. Neue Jahrb. 1920, 2 S. 57 ff.

² E. Lange, Sein Leben, s. Geistesart u. s. Hauptwerke. 1900. Gyn. Bibl.

Nachfolgern Thibrons blieb er im spartanischen Heere, zuerst unter Derkylidas, darauf unter Agesilaos, den er so sehr schätzen lernte, daß er in ihm das Ideal eines griechischen Helden verehrte und ihm später in einer *Ἀγησίλαος* betitelten Schrift ein literarisches Denkmal setzte. Mit ihm kämpfte er bei Koroneia (394) gegen seine eigene Vaterstadt, was seine Verurteilung wegen Hochverrats zur Folge hatte. Die Spartaner zeigten sich für die Anhänglichkeit Xenophons dankbar; sie schenkten ihm ein schönes Landgut bei der kleinen Stadt Skillus in Elis, nicht weit vom Tempelbezirk von Olympia, auf einem den Eleiern entrissenen Gebiete. Hier beschäftigte er sich mit Jagd und Landwirtschaft, hier verfaßte er auch die meisten seiner Schriften. Als die Eleier nach der Schlacht bei Leuktra (371) Skillus wiedereroberten, floh er nach Korinth und verlebte dort den Rest seiner Tage. Nach Athen mochte er, trotzdem das Verbannungsurteil gegen ihn aufgehoben war, nicht mehr zurückkehren, wohl aber ließ er seine beiden Söhne in das athenische Heer eintreten. Mit Fassung ertrug er die Nachricht, daß der eine von ihnen, Bryllos, bei Mantinea (362) nach tapferer Gegenwehr gefallen sei. Nicht lange darauf, um 354, starb er selbst.

Von seinen Schriften geschichtlichen Inhalts kommen hier außer der schon erwähnten Charakteristik des Agesilaos, den er sehr verehrte, vornehmlich zwei in Betracht:

1. *Ἑλληνικά*, in 7 Büchern, von denen die zwei ersten, das Werk des Thukydides fortsetzend, das Ende des Peloponnesischen Krieges (411–404) erzählen, während die fünf folgenden die Zeit nach diesem Kriege bis zur Schlacht bei Mantinea (362) behandeln; sie sind durchaus vom spartanischen Standpunkte aus geschrieben;
2. *Κύρου ἀνάβασις*, ebenfalls in 7 Büchern, eine tagebuchartige Darstellung des Kriegszuges, den Kyros gegen seinen Bruder unternahm, und des gefährvollen Rückzuges der Zehntausend.

Zwei andere sehr bekannte Schriften Xenophons gehen uns hier nur zum Teile an:

1. *Κύρου παιδεία*, ein historischer Roman, der in 8 Büchern von der Erziehung und Regierung des älteren Kyros handelt, aber Wahrheit und Dichtung mischt, weil ihr Verfasser in Kyros „das Ideal eines nach sokratischen Begriffen gebildeten Herrschers“ aufstellen will;
2. *Ἀπομνημονεύματα Σωκράτους*, eine Verteidigungsschrift seines Lehrers in 4 Büchern, die den Sokrates gegen die Anklagen der Gottlosigkeit und Jugendverführung verteidigt. Sie stehen tief unter den Schriften Platons und bringen, wie alle Bücher Xenophons, nur Selbsterlebtes.

Die Tiefe der Gedanken, die großartige Auffassung, das unbefangene Urteil des Thukydides suchen wir bei Xenophon vergebens. Seine Geschichtsschreibung ist „einfach annalistisch und auf das praktisch Bemerkenswerte gerichtet, ohne von einer höheren Idee beherrscht zu sein“. Für die Spartaner nimmt er unverhohlenen Partei; insbesondere ist er ein eifriger Bewunderer ihres Königs Agesilaos, während er seinem Gegner, dem

¹ R. Münzler, Xenophon in der griechisch-röm. Literatur 1920.
Senje-Leonard, Griech.-röm. Altertumskunde.

Thebaner Epaminondas, weniger gerecht wird. Mit Herodot hat er den frommen Sinn gemein, der in wichtigen Vorfällen gern die lenkende Hand der Gottheit erblickt.

Ungeteilte Bewunderung hat von jeher die Klarheit, Leichtigkeit und Anmut seines Stils gefunden. Die Alten nannten ihn die attische Biene, und Cicero meinte, in seiner Sprache hätten die Muses gesprochen.

§ 46. Die Geschichtschreibung unter dem Einflusse der Rhetorik.

Wie die Geschichtschreibung seit ihrer Entstehung stets in Abhängigkeit von allgemeinen geistigen Bewegungen gestanden hatte, so ist sie auch im 4. Jahrh., das zahlreiche Theorien über die Geschichtschreibung aufgestellt hat, in besonderem Maße mit der geistigen Bewegung verknüpft, die durch die Namen Sokrates, Platon, Isokrates und Aristoteles gekennzeichnet wird.

Infolge der Wirksamkeit des Sokrates stand die Ethik im Vordergrunde des Interesses. So kann es denn nicht wundernehmen, wenn auch die Geschichtschreibung nunmehr sich die Versittlichung und Veredelung der Menschen zum Ziel setzte.

„Sie soll den guten Menschen für ihre edlen Taten das gebührende Lob ins Grab nachrufen, damit die tugendhaft veranlagten durch die Aussicht auf Verewigung ihres Ruhmes veranlaßt werden, sich an schönen Taten zu versuchen, die schlecht veranlagten aber durch drohenden Tadel von ihrem bösen Streben sich abbringen lassen“.

Verhängnisvoller für die ganze Folgezeit ist der Einfluß gewesen, den der eigentliche Begründer der griechischen Rhetorik und Publizistik **Isokrates** (436 – 338), wie auf die gesamte geistige Entwicklung der Antike, so auch auf die Geschichtschreibung ausgeübt hat. Diesem Manne, dem die griechische Literatur die Ausbildung der Kunstprosa verdankt, stand am höchsten die feinste Ausbildung der Form selbst auf Kosten der Gedanken, in denen er von anderen abhängig ist, und der Sache. Die Ausbildung durch die Rhetorik sollte ihre Schüler instand setzen,

„oft über dieselben Dinge sprechen zu können, das Große klein zu machen und das Kleine mit Größe zu umkleiden, das Alte in neuer Weise zu behandeln und das jüngst Geschehene altertümlich zu sagen“.

Wenn Thukydides betont hatte, die Geschichtschreibung sei nicht ein Prunkstück zum momentanen Anhören, so wird das unter dem Einflusse der Rhetorik ihr eigentlicher Zweck, sie wird zu einem Zweige der Kunstrede. Die Theorien über die Kunst der Geschichtschreibung befassen sich in erster Linie mit der Stillisierung. „Sie ist fortan nicht mehr als auf wissenschaftlicher Forschung begründete Feststellung der Tatsachen und zuverlässige Bereicherung des Wissens gepflegt worden, sondern um auch in der Prosa die Wirkung der Kunst auf möglichst weite Kreise des lesenden und hörenden Publikums auszunutzen, und dies geschah durch den Wohlklang der Sprache und eine auf die Sinne berechnete schmuckreiche Gestaltung der Tatsachen.“ Eine Folge dieser Anschauung ist es, wenn Cicero sagen kann, daß es „dem Redner in der Geschichtschreibung erlaubt sei zu lügen, um die Dinge geistvoller darstellen zu können“. So konnte denn in neuerer Zeit sogar behauptet werden, das Altertum habe eine

Wissenschaft von der Geschichte überhaupt nicht gehabt. Die Sammlung des Tatsachenmaterials, die für Herodot und besonders für Thukydides so wichtig war, galt als nebensächlich und minderwertig gegenüber der Arbeit des Rhetors, der aus dem Stoff nach künstlerischen Gesichtspunkten und Erwägungen das Geschichtswerk schuf. Werke, die, auf eigenes Erleben oder mühsames Quellenstudium begründet, die Ereignisse ohne rhetorischen Aufputz in sachlicher Form darstellten, wurden vom großen Publikum nicht gelesen und verfielen, nachdem sie als Stoffsammlungen von den Rhetoren ausgebeutet waren, bald der Vergessenheit¹.

Als Schüler oder wenigstens unter dem Einflusse der Lehren des Sokrates haben Ephoros und Theopomp ihre Werke verfaßt.

Ephoros von Kyne (älterer Zeitgenosse Philipps von Makedonien) hat es als erster unternommen, in seiner *ιστορία τωντων πραγμων* in 30 Büchern eine zusammenfassende Darstellung der gesamten griechischen Geschichte von der Rückkehr der Herakliden bis zur Belagerung Perinths (1069 – 340) zu geben. In diesem Werke hat er die gesamte geschichtliche und geographische Literatur zusammengefaßt und aufgearbeitet und sich durch die dem Zeitgeschmack angepasste rhetorische und moralisierende Art seiner Darstellung die Zuneigung des griechischen Publikums in so hohem Maße erworben, daß er für die Folgezeit der maßgebende griechische Universalhistoriker geworden ist². Er hat so die Vulgata der griechischen Geschichte geschaffen, vor allem bei Diodor (vergl. S. 70) sind große Abschnitte aus seinem Werke erhalten.

Ephoros hat sich zwar bemüht, seinen Quellen gegenüber Kritik zu üben, doch ist er in der älteren Geschichte nicht über eine rationalisierende Mythendeutung hinausgekommen. Die treibenden Kräfte in der geschichtlichen Entwicklung hat er nicht erkannt; vielmehr führt er große Entwicklungen auf kleinliche persönliche Ursachen zurück. Vergangene Zeiten beurteilt er vom Standpunkte des 4. Jahrh. aus. Dazu fehlt ihm, wie vielen Geschichtschreibern des Altertums, die nicht Staatsmänner waren (vgl. z. B. Livius), politischer Blick und militärisches Verständnis. Der Stoff ist auf rhetorische Wirkung zurechtgemacht; sein Stil ist ruhig und nüchtern. Die moralisierende Beurteilung der geschichtlichen Persönlichkeiten wirkt auf uns langweilig.

Von lebhafterem Temperament ist sein jüngerer Zeitgenosse **Theopompos von Chios**, der im Gegensatz zu ihm auch am politischen Leben teilgenommen hat. Nachdem er zunächst des Thukydides Werk in den 12 Büchern *Ἑλληνικά* bis zum J. 394 fortgesetzt hatte³, verfaßte er unter dem Eindrucke der Persönlichkeit des von ihm bewunderten und verehrten Philipp von Makedonien, „des Größten, den Europa bis dahin hervorgebracht hat“, eine Zeitgeschichte in 58 Büchern (von 394 – 334) unter dem Titel *Φιλιππικά*. Er legte Wert darauf, das Leben von Staaten und führenden Männern in ihrer Eigenart zu erfassen und den verborgenen Beweggründen ihrer

¹ Eine andere Stellungnahme bei Ed. Meyer, Kleine Schriften. Bd. I², 367 Anm. 1.

² Sogar Polybios hat ihn den ersten und einzigen Universalhistoriker genannt.

³ In dem Historiker von Oxyrinchos, einem im J. 1907 veröffentlichten Papyrusfunde, ist uns ein längerer Abschnitt aus dem 10. Buche mit einer Darstellung der Ereignisse des Winters 396/95 erhalten.

Handlungen nachzugehen (Einfluß der Charakteristik des Dramas, vgl. auch das Streben nach Erfassung und Darstellung des Charakters im zeitgenössischen Porträt: Demosthenes, Alexander d. Gr.). Der Lebhaftigkeit seines Temperaments entspricht sein leidenschaftlicher Stil. Von den Alten ist seine Schmähsucht heftig getadelt. Besonders gegen Athen hegte der Sohn eines spartanischen Parteigängers heftige Abneigung. Die kritiklose Freude an Wundererzählung teilt er mit¹ vielen Griechen.

§ 47. Aristoteles als Historiker und verwandte Richtungen der Geschichtswissenschaft.

Ganz im Gegenjaze zu Sokrates und der von ihm abhängigen Kunst der Geschichtschreibung steht die geschichtliche Forschung des **Aristoteles** (384–322) und seiner Schüler und Nachfolger. In einer erstaunlichen wissenschaftlichen Kleinarbeit, die ihm den Spott der Sokrateer zuzog, sammelte und bearbeitete er kritisch das Material, auf das er sich bei dem Versuche, auf induktivem Wege durch die Synthese der Vernunft das Allgemeingültige zu erfassen, stützte. Auf alle Gebiete der Natur und des geistigen Lebens hat er eine Arbeitsweise angewandt, die ihn zum Begründer fast sämtlicher Fachwissenschaften gemacht hat. Für die Geschichtswissenschaft im eigentlichen Sinne sind von besonderer Bedeutung die Aufzeichnungen der Sieger an den pythischen Spielen und eine Bearbeitung der Olympionikenliste, Arbeiten, die auf eingehenden archivalischen Studien beruhen. Ein großes Sammelwerk sind die 158 Staatsverfassungen, in denen Aristoteles nach der Bearbeitung der Politik unter Heranziehung lokalgeschichtlicher Quellen die Verfassungen vieler griechischen Staaten und Städte in ihrer geschichtlichen Entwicklung und ihrem systematischen Aufbau dargestellt hat. Während die anderen Verfassungen nur in Bruchstücken erhalten sind, ist uns die von dem Meister selbst geschriebene — er hat sich bei dem gewaltigen Sammelwerke der Mitarbeit seiner Schüler bedient — *Πολιτεία Ἀθηναίων* durch einen Papyrusfund der 90er Jahre wieder geschenkt worden. Gerade dieses Werk zeigt deutlich, wie schon dem Aristoteles, der überzeugt war, daß in dem Menschen ein ohne praktische Nebenzwecke wirkender Erkenntnistrieb liege, die geschichtliche Einzel- forschung um ihrer selbst willen Ziel seiner Arbeit geworden ist.

Seine antiquarischen Forschungen über die Siege an den städtischen und lenäischen Dionysien und die Didaskalien, die Urkunden dramatischer Aufführungen in Athen¹, haben ihm, der auch schon der Persönlichkeit der Dichter und den Gattungen der Literatur seine Forschung zuwandte, zum Begründer der Literaturgeschichte gemacht. Sie wurde auch in seiner Schule mit Vorliebe gepflegt, wobei allerdings bald das Interesse für das Persönliche und Anekdotenhafte, sogar für den Klatsch sich in ungebührlichem Maße breit machte².

Von seinen Schülern schrieb Theophrast die Geschichte der physi-

¹ A. Wilhelm, Urkunden dramatischer Aufführungen in Athen. 1906.

² Fr. Leo, Die griechisch-römische Biographie. Leipzig 1901, 85 ff.

kalischen und metaphysischen Systeme, Eudemos die Geschichte der Arithmetik, Geometrie und Astronomie, Menon die Geschichte der Medizin, nachdem Aristoteles selbst in einem verlorengegangenen Werke *περι φιλοσοφίας* und dem ersten Buche der Metaphysik die geschichtliche Entwicklung der Philosophie dargestellt hatte.

Wenn eine Persönlichkeit von der universalen Anlage des Aristoteles noch das Gesamtgebiet der Wissenschaften beherrscht und, von seinen Schülern unterstützt, bearbeitet hatte, so verselbständigten sich nach ihm die Fachwissenschaften und fanden in der hellenistischen Zeit in den neuen Mittelpunkten der Bildung, besonders in Alexandria liebevolle Pflege. Die Nachwirkung des großen Gelehrten läßt sich in der Geschichtswissenschaft in verschiedener Richtung verfolgen. Aus seiner Schule ging auch die griechische Kulturgeschichte hervor, die in dem *Bios 'Ελλάδος* (Leben Griechenlands) des Dikaiarchos von Messene ihren ersten Bearbeiter gefunden hat. Er stellte die kulturelle Entwicklung, das Leben Griechenlands, von den ersten Anfängen der Menschheit an dar. An den Anfang setzte er das goldene Zeitalter, ließ dann das Nomadenzeitalter und den Ackerbau folgen, verfolgte die Entwicklung über den Orient nach Griechenland, führte das griechische Leben hier in allen seinen Regungen bis zur Gegenwart herab und schloß wohl die geschichtliche Entwicklung mit einer systematischen Übersicht.

Eratosthenes von Kyrene (um 275–195), der 3. Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek, wurde der Begründer einer auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden Zeitrechnungskunde (Chronologie). Er nahm als ihren Ausgangspunkt den Fall Trojas (1183) und verzeichnete nach Olympiaden und ihren Jahren wichtige Ereignisse der politischen und Literaturgeschichte bis zum Tode Alexanders (323). Spätere haben seine Arbeit ausgebaut und bis auf ihre Zeit weitergeführt.

Den geschichtlichen Arbeiten des Aristoteles stehen, wenn auch nicht ihrer Befinnung nach so doch durch ihr Interesse für die geschichtliche Einzelforschung und die sorgfältige Sammlung des urkundlichen Materials, neben Sammlungen von Urkunden die Arbeiten der Lokalhistoriker nahe, unter denen die **Attidographen** in langweiliger, nach Jahren geordneter Aufzählung ins einzelne gehend über attische Sage, Geschichte, Staatseinrichtungen, Kultus, Literatur und Topographie Attikas berichteten. Die Blütezeit dieser Literaturgattung fällt ins 3. Jh. v. Chr. Auch die Perihegeten wandten den lokalen Überlieferungen ihre Aufmerksamkeit zu. Wenn sie die Ortlichkeiten und die bedeutendsten Monumente: Bauten, Statuen und Gemälde der Städte beschrieben, schweiften sie dabei zu Erzählungen alter Sagen, Legenden und Bräuche und geschichtlicher Erinnerungen ab. Uns ist ein Werk dieser Art, das auf dem Studium der Werke der Vorgänger und eigener Anschauung beruht, in der Beschreibung von Hellas in 10 Büchern des **Pausanias** (2. Jahrh. n. Chr.) erhalten. Sein Buch hat der Alttertumwissenschaft bei den Ausgrabungen in Athen, Olympia, Delphi und Delos unschätzbare Dienste geleistet.

§ 48. Die Geschichte Alexanders des Großen.

Der griechischen Geschichtsschreibung wurde, als sie sowohl in wissenschaftlicher als künstlerischer Hinsicht eine hohe Stufe der Vollendung erreicht hatte, durch das gewaltige geschichtliche Geschehen der Alexanderzeit eine große Aufgabe gestellt. Den Historikern, die es unternahmen, das Leben und die Taten des Makedonenkönigs darzustellen, stand neben ihren eigenen Aufzeichnungen urkundliches Material für ihr Werk zur

Verfügung: die Aufzeichnungen eines Amtstagebuches (*βασιλικοὶ ἐφημερίδες*)¹, Berichte von Beamten und Generalen (der bekannte Bericht Nearchs über seine Fahrt vom Indus zur Euphratmündung), der Briefwechsel des Königs.

In der Auffassung der Persönlichkeit und des Werkes Alexanders stehen sich von Anfang an zwei Richtungen gegenüber. Seine begeisterten Anhänger haben die ungünstigen Nachrichten, die das Bild des großen Felden trübten konnten, sogar zu vertuschen gesucht, während seine Gegner: Griechen, die in ihm den Makedonen, Römer, die in ihm den Griechen haßten, Philosophen, die in ihm entweder den Tyrannen oder das Schoßkind der Tyche sahen, ihn scharf beurteilten. Die Zeiten des größten Interesses für Alexander und sein Werk sind die Zeit unmittelbar nach seinem Tode und die Zeiten des Augustus, wie auch Trajans, des „neuen Alexander“, und Mark Aurels gewesen. Die römischen Kaiser fühlten sich wie schon Cäsar von ihm angezogen. Die Geschichtswerke der Diadochenzeit selbst sind verlorengegangen, uns sind sie nur durch die Benutzung durch spätere Schriftsteller bekannt.

Die wichtigsten Werke über den Perserkrieg sind von Teilnehmern des Zuges geschrieben. Der König **Ptolemaios** von Ägypten, der den Feldzug in hohen militärischen Stellungen mitgemacht hatte, und der Techniker **Aristobulos** haben um 300 v. Chr. ihre zuverlässigen Werke, die Arrian seiner *Anabasis* zugrunde gelegt hat (s. w. u.), als Anhänger des Königs verfaßt, und zwar überwog bei Ptolemaios das Interesse für das rein Militärische, während Aristobulos seine Darstellung durch ländler- und volkskundliche Schilderungen belebte. Am meisten gelesen wurde jedoch in der Folgezeit das Werk des Rhetors **Kleitarchos**. Seiner alexanderfeindlichen Darstellung, die in dem großen Könige in moralisierender Weise das Schoßkind des Glückes, das entarten und lasterhaft werden muß, zeichnete, sind auch Diodor und Kurlius Rufus in ihren erhaltenen Werken gefolgt.

Der sizilische Grieche **Diodor** (um 80 bis nach 21 v. Chr.) stellte eine Universalgeschichte (*Βιβλιοθήκη ἱστορικὴ*) in 40 Büchern zusammen, die, mit der Geschichte der orientalischen Völker und den Mythen und Sagen der Griechen beginnend, die Geschichte der griechisch-römischen Welt vom Falle Trojas bis zum Konsulat Cäsars umfaßte. Ihr Wert beruht auf den Quellen, die Diodor z. T. wörtlich übernommen hat (erhalten Bücher 1–5: Orient, mythische Vorzeit der Griechen); Bücher 11–20: Kereszug bis in die Diadochenzeit). Das 17. Buch behandelt die Geschichte Alexanders nach Kleitarch in pathetischer, oft romanhaft gefärbter Darstellung. Die Werke der augusteischen Zeit über Alexander sind uns sämtlich nicht erhalten. Ebenfalls auf Kleitarch geht die alexanderfeindliche Geschichte des **Kurlius Rufus** zurück.

Ein dem großen Könige gerecht werdendes Bild dagegen hat der edle **Plutarch** von Chaironeia (um 50 bis nach 120 n. Chr.)² in seiner Alexanderbiographie entworfen. In seinen *Βίοι παράλληλοι*, in denen er eine moralisierende Tendenz verfolgt, hat er jedesmal die Lebensbeschreibung eines Griechen und eines Römers, die ja in der römischen Kaiser-

¹ Vgl. ähnliche Aufzeichnungen am persischen Hofe Esther 6, 1 f: Dieselbe Nacht brachte der König (Assuerus wahrsch. Keres I. 1. S. des 5. Jhds.) schlaflos zu, und er befahl, die Geschichts- und Jahrbücher der Vorzeit ihm zu bringen. Da diese vor ihm gelesen wurden, kam er zu der Stelle, wo beschrieben war, wie Mardochäus . . . die Nachtstellungen . . . der Kämmerer . . . entdeckt habe.

² Vgl. R. Hirzel, Plutarch. Leipzig 1912. Wilamowitz, Reden und Vorträge II⁴ S. 247 ff.

zeit in die höhere Einheit eines Kulturvolkes aufgegangen waren, zusammengestellt. Er versuchte es mit Erfolg, ein Seelengemälde seiner Helden zu geben, wobei er auch kleine Züge in seine Darstellung aufnahm¹. Wenn Plutarch nun auch die dunklen Seiten im Charakter des Königs nicht verkannt hat, so dient seine Darstellung im wesentlichen der Verteidigung des Königs, der mit dem großen Cäsar verglichen wird. Seine Erfolge werden auf seine eigenartige Areté zurückgeführt.

In glücklicher Weise hat **Flavius Arrianos** (um 95 – 175 n. Chr.), der unter Hadrian lange Zeit Statthalter von Statthaltern in Kappadokien war und später in Athen lebte, ehrliche Begeisterung für seinen Helden mit wirklicher Quellenkritik vereinigt, um ein Werk zu schaffen, das noch heute gern gelesen wird. In seiner *Ἀνάβασις Ἀλεξάνδρου* in 7 Büchern erzählte er in einer schlichten, von allem Schwulst freien Schreibweise, die sich Xenophon zum Vorbild nahm, den Feldzug Alexanders, der unter Mark Aurel (161 – 180) wegen des Krieges mit den Parthern (161 – 165) am kaiserlichen Hofe großes Interesse erregte.

Der Alexanderroman. Im 2. Jhd. v. Chr. ist in Alexandria der Alexanderroman entstanden, in dem der König, dessen Taten sich schon zu seinen Lebzeiten die Legende bemächtigt hatte, ins Übermenschliche erhoben und zum Mittelpunkt eines Sagenkreises wurde. In der orientalischen Sage lebt er als Iskander fort. Eine lateinische Übersetzung lieferte um 300 n. Chr. Julius Valerius. Aus einer mittelalterlichen Bearbeitung in lateinischer Sprache des 10. Jhds. haben zur Zeit der Kreuzzüge, die das Interesse für den Orient neu belebten, Dichter wie der Pfaffe Lamprecht, der Verfasser des Alexanderliedes, geschöpft.

Auch die Werke über die Geschichte der Diadochen und ihrer Nachfolger, die im Altertum berühmt waren, sind uns nur durch die Benutzung späterer Schriftsteller bekannt. Besondere Beachtung verdient unter ihnen der gelehrte Sizilier **Timaios** (um 346 bis um 250 v. Chr.), Verfasser einer vielbenutzten Geschichte des Westens, die schon bis zum 1. Punischen Krieg reichte. Er hat auch die Karthager und Römer in seine Darstellung einbezogen. Dadurch, daß er die Rechnung nach Olympiaden zur Geltung gebracht hat, hat er der griechischen Geschichtschreibung eine allgemein anerkannte Ära (vgl. die christl. Ära) gegeben.

§ 49. Griechen als Darsteller römischer Geschichte.

Schon Timaios hatte in seiner italisch-sizilischen Geschichte die Geschichte Roms von seiner Gründung an behandelt. Seitdem Rom die Griechen seiner Herrschaft unterworfen hatte, trieb es griechische Schriftsteller stets dazu, ihren Landsleuten das Wesen, den Staat und die Geschichte des Herrschervolkes in einer den wissenschaftlichen oder stilistischen Forderungen der Zeit entsprechenden Form darzustellen. Aus dem Drange nach Kosmopolitismus und Zurückdrängung des Nationalitätenprinzips, der schon der Zeit nach Alexander d. Gr. eigentümlich war und sich im römischen Weltreiche noch verstärkte, ist es zu verstehen, daß die Geschichtschreiber sich nunmehr die Aufgabe stellten, die gesamte geschichtliche Entwicklung zumeist vom römischen Standpunkte aus als Weltgeschichte darzustellen.

Die Reihe dieser Historiker eröffnet der nach Thukydides bedeutendste Geschichtschreiber des Altertums **Polybios** aus Megalopolis². Als

¹ Leo, Biographie S. 146 ff.

² E. Schwartz, Charakterköpfe I, 68 ff. Polybios u. Poseidonios. C. Wun-derer, Polybios. Das Erbe der Alten II. 12. 1927.

hoher Offizier und Diplomat des achäischen Bundes kam er 166 mit den 1000 Weiseln nach Rom, hatte hier das Glück, Anschluß an den Scipionenkreis zu finden und in der Umgebung der bedeutendsten und edelsten Männer die größte Zeit Roms zu erleben. Auf Reisen und Feldzügen im Stabe des jüngeren Scipio hat er die Länder der damaligen Welt genau kennengelernt (Buch 34 seines Werkes behandelt die Erdkunde) und an den wichtigsten Ereignissen teilgenommen. Er lebte noch bis in den Beginn des Revolutionszeitalters (133 v. Chr. Auftreten des Tib. Gracchus). So erschloß sich ihm die weltgeschichtliche Aufgabe Roms, er lernte die Unterwerfung Griechenlands als geschichtliche Notwendigkeit begreifen und aus dem Wesen und der Verfassung des römischen Staates (Buch 6 stellt die römische Verfassung dar) die Gründe für die wachsende Macht Roms verstehen. Der Soldat und Staatsmann wurde zum Geschichtschreiber, der seine Aufgabe darin sah, Roms Welt Eroberung und die Hellenisierung der Römer zu fördern.

Über die Aufgabe des Geschichtschreibers hat er nachgedacht (Buch 12). Sein Vorbild war Thukydides. Ein klarer Wirklichkeitsinn, eingehende Kenntnis der Kriegführung, der Verfassungsformen, der Kulturgeschichte und der Länderkunde, die er durch das Studium der Quellen (Inschriften und Verträge) und früherer Bearbeitungen zu mehrern suchte, gaben ihm die sichere Grundlage für seine Aufgabe. Von der Notwendigkeit, Gesetzmäßigkeit und Regelmäßigkeit des geschichtlichen Verlaufs überzeugt (vgl. seine Ansicht über den Kreislauf der Kultur und der Verfassungen in Weiterbildung von Anschauungen des Aristoteles), schrieb er seine Geschichte im Gegensatz zur Rhetorik als sachkundiger Fachmann für Staatsmänner, die die Lehren der Vergangenheit zur Richtschnur ihres Handelns nehmen sollten. Die Geschichte war ihm die Lehrmeisterin des Lebens. Die lehrhafte Tendenz drängt sich manchmal zu stark vor. Zur Religion hatte der Anhänger einer aufgeklärten Philosophie, dem, wie vielen römischen Staatsmännern, die Angst vor den Göttern und der Unterwelt nur ein Druckmittel war, die Massen mit ihrem Leichtsinn, ihren Begierden und Leidenschaften zu bändigen, kein Verhältnis; ihm ersetzte die Tyche, das Irrationale im Leben, die Gottheit. Das Handeln der Menschen entwickelt er aus ihrem Charakter, den er eingehend studiert hat¹.

Seine Historien in 40 Büchern, die zu verschiedenen Zeiten abgefaßt sind, stellen nach einer zusammenfassenden Erzählung der Zeit vom 1. Punischen Kriege bis zum Auftreten Hannibals (266 – 219) die Jahre 219 – 144 dar, die Zeit, in der Rom die Mittelmeerwelt unterworfen hat. Erhalten sind von dem Werke, das von späteren Kunststreichern wegen seiner von Rhetorik freien Sprache, „der in die schriftstellerische Sphäre gehobenen Sprache der Kanzleien“, die ersten 5 Bücher bis zur Schlacht bei Cannä, von den anderen Auszüge und größere Abschnitte infolge der Benutzung durch andere Autoren: Livius, Diodor, Strabon, Plutarch, Appian.

Sein Werk hat Poseidonios (lebte bis in die 50er Jahre des 1. Jahrh.)²

¹ Vgl. Ivo Bruns, Die Persönlichkeit in der Geschichtschreibung der Alten. Berlin 1898. Fr. Leo, Die griechisch-römische Biographie. 1901.

² Vgl. Anm. 1 auf S. 73.

fortgesetzt, der letzte große Gelehrte des griechischen Altertums, dessen Wirkung auf allen Gebieten bis in die christliche Zeit in neuerer Zeit erkannt ist. Seine Historien in 52 Büchern, die er als Anhänger der römischen Aristokratie geschrieben hat, reichen bis zum Jahre 86 vor Christus. Er ist einer der größten Historiker der Antike, der, Geschichts- und Naturbetrachtung wie sonst nie in der Antike zu einer Einheit verschmelzend, die Bedingtheit der Geschichte der Länder durch den Land- und Volkscharakter erfäßt und dargestellt hat, ohne doch die Freiheit der Volksindividualitäten als Kräfte geschichtlichen Werdens unberücksichtigt zu lassen. Der geborene Orientale (aus Apameia in Syrien), der in Athen studierte und später in Rhodos wirkte, hat auf seinen Reisen die antike Welt bis zu den Küsten des Atlantischen Ozeans kennengelernt und zuerst die Völker des Westens: Iberer, Kelten und Germanen in ihrer Eigenart erforscht. Seine ethnographischen und kulturgeschichtlichen Schilderungen waren berühmt¹. Cäsar hat in seinem Exkurs über die Kelten und Germanen (b. G. VI 11–28) den Poseidonios benutzt und auf Grund eigener Beobachtungen ergänzt. Auch in Tacitus' Germania geht vieles durch Mittelsmänner auf Poseidonios zurück².

Unter Augustus hat das Bedürfnis des Weltreiches nach Weltgeschichte mehrere Darstellungen in griechischer Sprache hervorgerufen. **Diodors Bibliothek** haben wir bereits erwähnt (vgl. S. 70). Der als Geograph bekannte **Strabon** (um 69 v. Chr. bis 19 n. Chr.) stellte in seinen Hypomnemata die Weltgeschichte von 143–27 v. Chr. dar. Wie Livius, den er noch überbieten wollte, suchte seinen Stoff in der römischen Vergangenheit der Rhetor **Dionysios** von Halikarnessos — er kam 30 v. Chr. nach Rom und veröffentlichte sein Werk 7 v. Chr. — in seiner Geschichte von Roms Urzeit bis zum 1. Punischen Kriege (*Ῥωμαϊκὴ ἀρχαιολογία*), deren erhaltene 11 Bücher bis in die Zeit nach dem Dezemvirat reichen. Das durch und durch rhetorische Werk ist ein Lob Roms (*ἐγκώμιον Ῥώμης*) vom Standpunkte der patrizischen Gönner des Dionysios aus.

Unter den Historikern der Kaiserzeit sind wichtig: **Plutarch**, Appian und **Rassius Dio**. **Plutarch** von Chäroneia, der durch seine Biographien besonders stark auf das 18. Jhd. gewirkt hat, ist schon früher behandelt (vgl. S. 70f.). Dem 2. Jhd. gehört der tüchtige **Appianos** aus Alexandria an, ein hoher Beamter am kaiserlichen Hofe unter Hadrian (117–138), der seine *Ῥωμαϊκά*, einen Überblick über die Geschichte des römischen Weltreichs bis zu den Kriegen Trajans um 160 n. Chr. schrieb. Der Stoff ist in eigenartiger Weise so angeordnet, daß er die Geschichte jedes Volkes bis zu seiner Unterwerfung unter die römische Herrschaft gab. Erhalten sind die Abschnitte über die Kriege in Spanien, gegen Hannibal, in Afrika (teilw.), gegen Mhrien und ein Teil der Bürgerkriege. Wertvolle, uns sonst nicht erhaltene Quellen sind für die republikanische Zeit herangezogen.

Der bedeutendste griechische Historiker der Kaiserzeit ist **Rassius Dio**, der Kommodus und den Severern (um 200) in hohen Stellungen diente. Seine römische Geschichte (*Ῥωμαϊκὴ ἱστορία*) umfaßte die Zeit von der Ankunft des Aneas bis zum Jahre 229 n. Chr. Erhalten ist im Original die Geschichte der Zeit von 68 v. bis 46 n. Chr. Andere Abschnitte sind uns in den Auszügen byzantinischer Geschichtsschreiber überliefert.

§ 50. Die christliche Geschichtsschreibung.

Wie schon zu Beginn des 3. Jhds. bald nach der Ausbreitung der politischen und kulturellen Herrschaft des Griechentums der ägyptische Priester **Manetho** und der babylonische Baalspriester **Berosos** in griechisch geschriebenen Werken die Griechen mit der Geschichte, Religion und Wissenschaft ihrer Heimatländer bekannt gemacht hatten, so unterzogen sich schon früh jüdische Autoren derselben

¹ Athenaios IV 151 e sagt von ihm in leichter Änderung eines Homerverses: P. hat in seinem Geschichtswerke „vieler Menschen Sitten und Bräuche“ verzeichnet. Vgl. auch W. Capelle, Die griech. Erdkunde und Poseidonios. Neue Jahrb. 1920, 1 S. 305 ff.

² Vgl. E. Norden, Die germ. Urgeschichte in Tacitus' Germania 1920, S. 59 ff. Vgl. auch Hans Philipp, Tacitus, Germania. Leipzig 1926.

Aufgabe, oft mit der Tendenz, die Juden zu Urhebern aller Kultur zu machen. Der bedeutendste jüdische Historiker ist **Flavius Josephus** aus Jerusalem, der zur Zeit der flavischen Kaiser in Rom lebte und durch seine Werke die Griechen über sein Volk aufklärte. Selbsterlebtes erzählte er in den 7 Büchern des jüdischen Krieges — *περὶ τοῦ Ἰουδαϊκοῦ πολέμου* (66–70 n. Chr.). Die jüdische Archäologie — *Ἰουδαϊκὴ ἀρχαιολογία* — in 20 Büchern (der Titel und die Buchzahl wie bei Dionysios von H.) war eine Darstellung der jüdischen Geschichte von der Erschaffung der Welt bis zum J. 66 (XVIII 3, 3, 64 ff. das Zeugnis über Christus, dessen Echtheit angezweifelt wird)¹.

Das älteste **Christentum** war unliterarisch; die Bücher des Neuen Testaments dienen durchweg einem praktischen Zweck, der Unterweisung und Erbauung der Gemeinden. Aber seitdem gegen Ende des 2. Jhds. christliche Gelehrte wie Klemens von Alexandria und Origenes nach den Problemstellungen und Gesichtspunkten der griechischen Philosophie den christlichen Glauben zum System entwickelt hatten, wurde mit den übrigen profanen Literaturformen auch die Geschichtsschreibung von den Christen übernommen. Von maßgebender Bedeutung für ihre Ausbildung waren zwei Faktoren: einmal der Umstand, daß die Christen, die sich als Fortsetzer und Vollender des Alten Testaments betrachteten, auch die geschichtlichen Traditionen des Judentums übernahmen, und ferner der Universalismus des Christentums, das sich, in dem Glauben an die wesentliche Einheit des Menschengeschlechtes und der Gleichheit aller Menschen vor Gott, in seiner Weltmission an die gesamte Menschheit wandte und keine nationalen Schranken anerkannte. Daher hatte die christliche Geschichtsschreibung von vornherein einen Zug ins Universale, wobei die jüdische Geschichte als Vorgeschichte des Christentums eine bevorzugte Stellung erhielt.

Nachdem schon Klemens in seine Stromateis (d. h. Teppiche) chronologische Abschnitte aufgenommen hatte, um das höhere Alter der hebräischen Philosophie zu beweisen, schuf **Sextus Julius Africanus** aus Jerusalem in seinen *Χρονολογραφαί* in 5 Büchern ein wissenschaftliches Handbuch der Weltgeschichte auf christlicher Grundlage, das von der Erschaffung der Welt bis zum J. 221 v. Chr. reichte. In diesem Werke wurden die historischen Angaben der alttestamentlichen Bücher und der profanen hellenistischen und jüdischen chronologischen Handbücher in synchronistischer Form zueinander in Beziehung gesetzt, wobei das Jahr 6000 nach Erschaffung der Welt als das Anfangsjahr des tausendjährigen Reiches angesetzt wurde; die Geburt Christi fiel in das Jahr 5500 = 2 v. Chr.

Kritischer gerichtet und frei von diesen chiliaistischen Vorstellungen ist der größte Historiker des christlichen Altertums, der gelehrte Bischof **Eusebios von Caesarea**, der Zeitgenosse Konstantins d. Gr., den er nach seinem Tode in einer Lebensbeschreibung als den mächtigen Schirmherrn der Kirche gefeiert hat. Von seiner Weltchronik — *Χρονικά* — in 2 Büchern brachte das 1. Buch eine fortlaufende Darstellung der Weltgeschichte nach Völkern getrennt bis zum Jahre 325, während das 2. Buch synchronistische Tabellen mit Regentennamen von Abraham an (1. Jahr Abrahams = 2016/15 v. Chr.; 1 Olympiade = 1240 Abrah.; Gründung Roms = 1264 Abrah.) mit Angaben der heiligen und der politischen und Literaturgeschichte enthielt. Eusebios' Werk, das wie seine Kirchengeschichte das Christentum wissenschaftlich rechtfertigen will, ist eine tüchtige Leistung, sorgfältig gab er seine Quellen an und hat so wertvolles Material vor dem Untergange gerettet. Die Weltchronik selbst ist nicht erhalten, sie läßt sich herstellen durch eine armenische Übersetzung; das 2. Buch ist in der Übersetzung und Überarbeitung des hl. Hieronymus, des Vermittlers der alten Bildung für die lateinisch redende Welt erhalten. Die Kirchengeschichte — *ἐκκλησιαστικὴ ἱστορία* — des Eusebios in 10 Büchern bis zum J. 323 fortgeführt, die Grundlage der Darstellung der Kirchengeschichte für die folgenden Jahrhunderte, gab durch die Geschichte der Kirche ihre Rechtfertigung und erwies sie als göttliche Heilsanstalt. Auch im 5. Jhd. ist die Geschichte der Kirche von mehreren Autoren dargestellt worden.

¹ Die anderen Erwähnungen bei antiken Autoren: Archäol. XX 9, 1; Tacitus ann. XV 44. Suet. Vita Claudii 25; Plin. epp. 96; vgl. Norden, Josephus und Tacitus über Jesus Christus. Neue Jahrb. 1913, 1 S. 637 ff.

§ 51. Anhang. Die Erdkunde bei den Griechen¹.

Über das homerische Weltbild, das erst der jonischen Wissenschaft weichen mußte, vgl. S. 108. In der Folgezeit war die Geographie in der Regel mit der Geschichtsschreibung eng verbunden, vgl. die Werke des Hekataios, Herodot, Timaios, Polybios, Poseidonios und zuletzt noch Strabon. Der besonderen Länder- und Völkerkunde steht, seitdem **Anaximandros** von Milet² im 6. Jhd. über die Größe der Himmelskörper, den Sonnenlauf, die Lage und Gestalt der Erde geforscht hatte, die physikalisch-mathematische (astronomische) Geographie zur Seite³, bis in der späteren hellenistischen Zeit, namentlich aber bei den nur für das praktisch Bewertbare interessierten Römern der Sinn für die spekulative Forschung schwand. Zeiten, in denen sich die Kenntnis der bewohnten Erde erweiterte, folgte die geistige Durchdringung und die wissenschaftliche Verarbeitung des neugewonnenen Materials.

Als durch die griechische Kolonisation und die Fahrten der Phöniker und Karthago im Westen und Osten sich der Horizont der Griechen erweitert hatte, schuf **Anaximandros** seine Erdkarte, schrieben **Hekataios** und **Herodot** ihre Erdbeschreibungen. Die Lehre von der Kugelgestalt der Erde, die die Pythagoreer zuerst vertreten haben, und die darauf gegründete Zonenlehre des **Parmenides** setzten sich durch. Die Schrift *περὶ ἀέρων, ὑδάτων, τόπων* eines Arztes der perikleischen Zeit, die den Einfluß der Lage und des Bodens eines Ortes auf die Körperkonstitution und die Gesundheit seiner Bewohner untersucht hat, lehrt einen geographischen Beobachter mit selbständigem Urteil kennen.

Reiches Material zur Kenntnis des Ostens brachten den Griechen die Feldzüge Alexanders d. Gr. und die Unternehmungen seiner Nachfolger, während gleichzeitig im Westen der kühne Kaufmann **Pytheas** von Massilia (sein Werk *περὶ ὠκεανῶν*) bis in die Nordseebuch vordrang. Dieses Material verarbeitete wissenschaftlich der vielseitige **Eratostrhenes** von Kyrene (seit ungef. 235 v. Chr. Vorsteher der alexandrinischen Bibliothek, durch die Einführung der mathematischen Geographie der eigentliche Begründer der geographischen Wissenschaft. Sein Werk — *Γεωγραφικά* in 3 Büchern — ist der Höhepunkt der antiken Geographie. Im 1. Buche gab er eine kritische Geschichte seiner Wissenschaft, in den beiden folgenden Büchern entwarf er auf Grundlage der erweiterten Kenntnis der Erdoberfläche mit Hilfe von Gradmessung und astronomischen Ortsbestimmungen das erste exakte Bild der Erde. Als Erdumfang stellte er mit Hilfe astronomischer Ortsbestimmungen und einer Messung der Entfernung von Alexandria bis Syene eine Länge von 252000 Stadien = 63000 Meilen, also 9000 Meilen zuviel fest. In seinem Sinne hat im 2. Jhd. **Hipparchos** von Bithynien, der größte Astronom des Altertums, gearbeitet. Auch **Poseidonios** (vgl. S. 72 f.) beherrschte die mathematische Geographie ebenso wie die durch die römischen Eroberungen im Westen (die iberische Halbinsel, Gallien und Germanien) erweiterte Länder- und Völkerkunde. Er versuchte die geographischen Erscheinungen und die Art und den Charakter der Völker ursächlich zu begründen. Die Geographen vor ihm (u. a. auch der Historiker Polybios) und nach ihm wandten sich mehr der auf Erfahrung beruhenden Beschreibung der Länder und Völker zu.

Die verlorene geographische Literatur, darunter besonders die Werke des Eratostrhenes und Poseidonios, ist in den 17 Büchern *Γεωγραφικά* des **Strabon** von Amaseia, der zur Zeit des Augustus in Rom schrieb, erhalten.

Der letzte geographische Forscher des Altertums ist **Klaudios Ptolemaeos** (unter Mark Aurel). In seinem erhaltenen Lehrbuch der Geographie — *Γεωγραφικὴ ἐπιγήνησις* — in 8 Büchern legte er im Anschluß an das Werk eines Vorgängers das geographische Wissen seiner Zeit mit 8000 Ortsbestimmungen nieder. Die Unzuverlässigkeit seiner Ortstabellen, die zumeist auf Straßen- und Küstenmessungen beruhten, war ihm selbst bekannt.

¹ Das Hauptwerk ist **H. Berger**, *Gesch. d. wissensch. Erdkunde der Griechen*. Leipzig 1903. Vgl. auch **Otto Th. Schulz**, *Entwicklung und Untergang des Kopernikanischen Weltsystems bei den Alten*. Stuttgart 1909.

² **H. Diels** in *Neue Jahrbücher* Bd. 1923 S. 65 ff.

³ **Fr. Boll**, *Astronomische Beobachtungen im Altertum*. *Neue Jahrb* 1917, 1 S. 17 ff. und **R. Meister**, *Fr. Boll und die Erforschung d. griech. Astronomie*. *Neue Jahrb. für Wiss. u. Jugendb.* 1925 S. 321 ff.

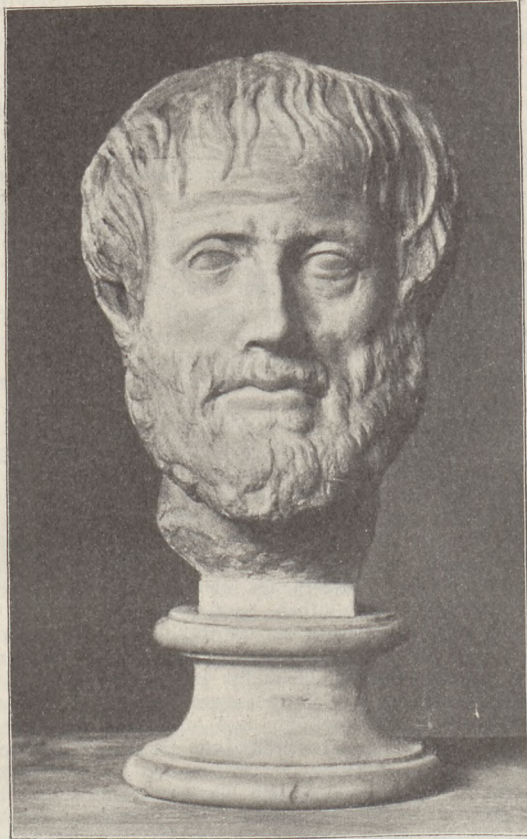


Abb. 4. Kopf des Aristoteles in Wien.

Die Philosophie¹.

§ 52. I. Die Naturphilosophie.

1. Die Entstehungs- und die Wesensfrage. Die erste Frage die den ersten Philosophen, den Milesier **Thales** beschäftigte, war die Frage nach der Entstehung der Welt und dem Weltstoff. Er nahm einen belebten Urstoff an, also einen Stoff, in dem sich auch Geistiges vorfände, und ließ durch dessen Verwandlung alles entstanden sein. Diesen belebten Urstoff fand er im Wasser.

¹ Grundlegend für die Geschichte der griechischen Philosophie wurde durch die sorgfältige philologisch-historische Quellendurcharbeitung und die lichtvolle Darstellung der ganzen Entwicklung E. Zeller, *Die Philosophie der Griechen* (zuerst ersch. Tübingen 1844 – 1852, neueste Aufl. hg. v. W. Nestle). Dazu ein Grund-

Etwa ein Jahrhundert später stellte **Pythagoras** zuerst die Frage, welches das eigentliche Wesen, die besonders charakteristische Eigenschaft der Welt sei, und fand sie als Mathematiker in der schönen Ordnung und Zweckmäßigkeit, die er allenthalben wahrnahm, oder, wie er sich mathematisch ausdrückte, in der Zahl; daher nannte er die Welt auch *κόσμος*, das ist, ein wohlgeordnetes Bauwerk. Er ist zugleich der erste, der sich mit der Ethik befaßte, somit ein Vorläufer des Sokrates, indem er auch die Innenwelt, die eigene Seele, zum Gegenstand der Untersuchung machte. Aus seiner Lehre von der Seelenwanderung ergibt sich, daß er die Seele für die Hauptsache und den Leib nur für ihre zeitweilige Wohnstätte ansah.

2. Das Heraklitische Werden und das Eleatische Sein. **Herakleitos**¹ aus Ephesos vereinigte die Entstehungs- und die Wesensfrage; er ließ nämlich die Welt aus dem belebten Feuer entstehen und fand ihre wesentliche Eigenschaft in einer ununterbrochenen Entwicklung, in einem ewigen Werden: *Πόλεμος πατήρ πάντων. Πάντα ἑεῖ και οὐδὲν μένει.*

Doch schon seine Zeitgenossen, die Eleaten, weisen darauf hin, daß es zwar etwas Ewiges geben müsse, dieses jedoch nur einheitlich und uneränderlich sein könne. Dieses Eine und zugleich Ewige und Unabänderliche liegt der wechselvollen Erscheinungswelt zugrunde. Es könne nicht mit den Sinnen wahrgenommen, sondern nur mit dem fest und sicher urteilenden Verstande erkannt werden.

3. Drei Versuche, zwischen Werden und Sein zu vermitteln. **Empedokles** aus Agrigent schied scharf zwischen Stoff und Kraft, und zwar nahm er 4 Urstoffe an (die Elemente: Erde, Wasser, Luft und Feuer) und 2 einander entgegenwirkende Kräfte: die Liebe und den Haß; die 4 Urstoffe sowohl wie auch die 2 Kräfte sind ewig und unveränderlich, d. h. seiend. Das Werden in der wechselvollen Erscheinungswelt erklärt sich daher, daß die beiden Kräfte immer neue Mischungen und Entmischungen der 4 Urstoffe vornehmen.

Anaxagoras aus Klazomenä² nahm neben den seienden Stoffen nur eine einzige seiende Kraft an. Bedeutsamer noch ist der Umstand, daß er dieser einzigen Kraft Vernunft beilegte, ja, sie geradezu Vernunft, *νοῦς*, nannte; diese göttliche Urvernunft habe auch aus dem ursprünglichen

riß d. Gesch. d. griech. Philos. 12. Aufl. 1920. Unentbehrlich durch seine Literaturangaben ist Fr. Überwegs Grundriß d. Gesch. d. Philos. I. Teil. Die Philos. des Altertums. 12. Aufl. hg. von K. Prächter. Berlin 1926. W. Windelband-Gödeckemeyer Gesch. d. Abendland. Philos. im Altert. 4. Aufl. München 1923. Th. Gomperz, Griech. Denker. Bd. I—III. Berlin. Weniger umfangreiche Werke sind: E. von Astor, Gesch. d. antik. Philos. Berlin 1920. W. Capelle, Gesch. d. Philos. I. Griech. Philos. 1. Teil. Sa. Göschen. J. Hoffmann, Die griech. Philos. I. Von Thales bis Platon. 1921. II. Antike Philosophie bis Poseidonios. Hellenistische u. altchristl. Philos. 1921. u. 1924. Nat. u. Geist. Hans Leisegang, Griech. Phil. von Thales bis Platon 1922 u. Hellenist. Philos. von Aristoteles bis Plotin. 1923. Jederm. Büch. Vgl. auch W. Nestle, Intellektualismus u. Mystizismus in der griech. Philos. Neue Jahrb. 1922, 137 ff. Ausgewählte Texte bei Fr. Humborg, Griechisches philos. Lesebuch mit einer Einführung in die Geschichte der griech. Philosophie. Münster 1926.

¹ E. Howald, Heraklit und seine antiken Beurteiler. Neue Jahrb. 1918. 1, 81 ff.

² W. Capelle, Anaxagoras. Neue Jahrb. 1918. 1, 81 ff. u. 169 ff.

Chaos den Kosmos gebildet. Damit ist Anaxagoras der Vater des philosophischen Gottesbegriffes.

Demokritos von Abdera¹ stellte zuerst die Atomenlehre auf. Die Atome sind ihm das einzig Seiende: es sind das ewige und unveränderliche Urkörperchen, die sich zwar durch Größe, Gestalt und Gewicht, aber nicht durch innere Beschaffenheit unterscheiden. Die werdende Erscheinungswelt erklärt sich durch die überaus mannigfaltigen Verbindungs- und Trennungsarten der ebenso mannigfaltigen Atome; diese Verbindungen und Trennungen erfolgen aus sich allein heraus, ohne daß irgendeine zweckvoll wirkende Kraft eingzugreifen braucht. — Demokrit ist der Vater des Materialismus und der Begründer einer rein mechanischen Weltanschauung. Seine Lehre fand durch Epikur eine weite Verbreitung.

§ 53. Das Wichtigste über das Leben der Naturphilosophen².

Thales³ (um 600), Kaufmann, Staatsmann, Mathematiker, Astronom, aus Milet, der bedeutendsten Stadt des frühen Griechentums, ist der Urheber der griechischen und dadurch der gesamten abendländischen Philosophie. Er soll die ägyptischen Priester gelehrt haben, die Höhe der Pyramiden aus ihrem Schatten zu berechnen, auch die auf den 28. Mai 585 fallende Sonnenfinsternis vorherbestimmt haben. Dem Magnetstein schrieb er, um seine rätselhafte Anziehungskraft zu erklären, eine Seele zu. Er wurde zu den sieben Weisen Griechenlands gezählt.

Die sieben Weisen Griechenlands dürfen mit Ausnahme von Thales nicht als Philosophen angesehen werden, sondern es waren einsichtige, lebenskluge Männer. Der Sinnspruch des Thales lautete: *εγγύα, πάρα δ' ἄτη*, leiste Bürgschaft, und die Verblendung ist dabei. Pittakos aus Mytilene befreite seine Vaterstadt und gab ihr neue Gesetze. Sinnspruch: *καὶ ὄν γινώδι*, erkenne den rechten Zeitpunkt. Solons Sinnspruch war: *μηδὲν ἄρα*, ne quid nimis, Maß zu halten, ist am besten. Periandros war seit 628 Tyrann in Korinth und ein großer Freund der Künste (vgl. Arion). Sinnspruch: *μελέτη τὸ πᾶν*, Sorgfalt in allem, oder: auf Übung kommt alles an. Cheilon, ein spartanischer Ephor. Sinnspruch: *γινώδι πάντων, nosce te ipsum*. Bias von Priene. Sinnspruch: *οἱ πλείους κακοί*, mehrere machen es schlimm.

Pythagoras aus Samos (580–500) ließ sich um 529/28 zu Kroton in Unteritalien nieder. Hier vereinigte er seine Schüler zu einem religiös-politischen Bunde, dessen Zweck ihre sittliche Besserung war. — Diesem Bunde ist eigentümlich eine strenge Prüfung vor der Aufnahme, unbedingte Anerkennung der Autorität des Gründers (*αὐτὸς ἔφα*), tägliche Gewissenserforschung (*πῆ παρῆβην; τί δ' ἔρεξα; τί μοι δέον οὐκ ἐτελέσθη;*), aufopfernde Treue gegen Bundesmitglieder (*κοινὰ τὰ τῶν φίλων εἶναι, τὸν δὲ φίλον ἄλλον ἑαυτὸν*) und eine mäßige und einfache Lebensführung. — Pythagoras soll sich zuerst einen Freund und Liebhaber der Weisheit, *φιλόσοφος*, genannt haben, während sonst der Name ein Weiser (*σοφός* oder *σοφιστής*) üblich war. Auf ihn geht auch der nach ihm benannte

¹ J. Stenzel, Platon u. Demokritos. Neue Jahrb. 1920. 1, 39 ff.

² H. Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker. 4. Aufl. Bd. I–III. Berlin 1922.

³ Joh. Beffken, Die griech. Aufklärung. Neue Jahrb. 1923, 15 ff.

mathematische Lehrlatz zurück und auf seine Lehre vom Weltenbau die sog. Harmonie der Sphären. Diese entsteht dadurch, daß sich nach Pythagoras die Erde mit den anderen 9 Himmelskörpern um das im Mittelpunkte ruhende Zentralfeuer bewegt, wobei ihre schnelle Bewegung verschiedene Töne erzeugt.

Herakleitos aus Ephesos (540—470) wurde wegen seiner tief-sinnigen Gedanken der Dunkle, *ὁ σκοτεινός*, genannt. Von öffentlichen Angelegenheiten hielt er sich fern.

Die Eleaten haben ihren Namen von der Stadt Elea erhalten, in römischer Zeit Velia, südlich von Neapel. Der Begründer ihrer Lehre, **Xenophanes** aus Kolophon (580—485), siedelte nach Elea über, lebte und lehrte dort lange Zeit und fand dort auch seinen begabtesten Schüler, **Parmenides**. Dieser blühte zur Zeit der Perserkriege, gab seiner Heimat musterhafte Befehle und kam als Greis nach Athen (458), wo ihn der damals erst elfjährige Sokrates kennen lernte.

Empedokles aus Agrigent (492—432) galt wegen seiner ärztlichen Kenntnisse als Liebling der Götter, ja als Wundertäter.

Anaxagoras aus Klazomenä (500—428) kam um 460 nach Athen. Er hat die Naturphilosophie in Athen eingeführt und neben den Sophisten das wissenschaftliche Leben Athens in der perikleischen Zeit beherrscht. Mit Perikles war er eng befreundet, und Euripides und Thukydides sollen seine Schüler gewesen sein. Mit seinen Behauptungen, die Sonne sei eine feurige Steinmasse und der Mond eine bewohnte Erde, erregte er in Athen großen Anstoß; er wurde der *ἀσέβεια* angeklagt und entzog sich der Verurteilung durch Auswanderung (gegen Anfang des Peloponnesischen Krieges). — Aristoteles rühmt von ihm, daß er mit seiner Annahme eines weltordnenden Geistes, des *νοῦς*, wie ein Nüchternner unter Trunkene geraten sei.

Demokritos aus Abdera (an der thrakischen Küste), um 460—370, liebte ein heiteres, genußvolles Leben; deshalb wird er als der lachende Philosoph bezeichnet, wie der ernste Herakleitos als der weinende.

II. Die Ethik¹.

§ 54. Sokrates².

Leben des Sokrates (469—399). (Luck. Fig. 181). Sokrates verbrachte in seiner Geburtsstadt Athen fast sein ganzes Leben. Als tapferer Hoplit kämpfte er mit in den Schlachten von Potidaia (432), Delion (424) und Amphipolis (422). Er rettete Alkibiades bei Potidaia das Leben, während der Reiter Alkibiades den Hoplitzen Sokrates auf dem Rückzuge von Delion begleitete. Der ungerechten Verurteilung der Feldherrn nach der Schlacht bei den Arginusen (406) widersetzte er sich mannhaft. Vielfach

¹ Werner Jäger, Das Ziel des Lebens in der griech. Ethik von der Sophistik bis Aristoteles. Neue Jahrb. 1913, 637 ff.

² H. Maier, Sokrates. Sein Werk u. seine geschichtl. Stellung. Tübingen 1913. Ad. Busse, Sokrates. Berlin 1914. F. Böhler, Das wahre Gesicht des Sokrates. Neue Jahrb. f. Wiss. und Jugendb. 1925 S. 709 ff.

verkannt mußte er auf die Anklage des Meletos, Anytos und Lykon im Jahre 399 den Giftbecher trinken.

Als Sohn eines Bildhauers betrieb er zuerst selbst die Bildhauerkunst, deren höchste Blüte unter Phidias er erlebte. Doch schon bald wandte er sich ganz der Philosophie zu, aber nur dem eng umgrenzten Gebiete der Tugendlehre, während er die Naturphilosophie unbeachtet ließ. Zu diesem Berufswechsel veranlaßte ihn wahrscheinlich seine Überzeugung von dem verderblichen Wirken der Sophisten, und es bestärkten ihn darin eine innere göttliche Stimme, sein *δαμόνιον*, und äußere göttliche Kundgebungen in Vorzeichen und Orakeln, so daß er seine Philosophie als Gottesdienst und seine Bestrebungen, die Sitten der Mitbürger zu bessern, als sein gottgewolltes Lebensziel ansah. Der Ruf seiner Weisheit stieg so hoch, daß einer seiner Anhänger in Delphi anfragte, ob jemand noch weiser als Sokrates sei. Die Antwort lautete, Sokrates sei der weiseste. Seine Bemühungen, den Sinn dieses Orakels zu ergründen, brachten ihm jene Menge von Feinden und Verleumdern, deren ebenso eifrigem wie verstecktem Wirken er seine Beurteilung zuschreibt; diese verleumdeten ihn nämlich als gottlosen Naturgrübler oder als skrupellosen Sophisten, und wie erfolgreich sie dabei waren, beweist am besten die Aufführung von Aristophanes' *Wolken* (423), worin Sokrates sogar als Hauptvertreter beider Richtungen erscheint. Sokrates ließ sich jedoch durch alles das nicht beirren und blieb auf dem Posten, worauf er sich von den Göttern gesetzt wußte, fest entschlossen, ihnen mehr als den Menschen zu gehorchen. Erst 399 wagten es seine Begner, sich des 70jährigen Mahners und Warners durch die Anklage zu entledigen, daß er die Jugend verderbe und neue götterartige Wesen einführe: *Σωκράτης ἀδικεῖ τοὺς τε νέους διαφθείρων καὶ θεοῦς, οὓς ἡ πόλις νομίζει. οὐ νομίζων, ἕτερα δὲ δαιμόνια κατὰ*¹.

Die Veranlassung zum Auftreten des Sokrates. Diese gaben die Sophisten, besonders **Protagoras** aus Abdera, **Gorgias** aus Leontinoi und **Proditos** aus Keos. Weil die Ansichten der Menschen über das, was wahr und unwahr, gut und böse, schön und häßlich ist, tatsächlich sehr verschieden sind, so entnahmen die Sophisten daraus die Lehre, daß es allgemeingültige Wahrheiten für das Denken überhaupt nicht gebe, daß es dann aber auch keine allgemeingültigen Regeln für das Wollen und Handeln geben könne; daher seien insbesondere auch Recht und Gesetz unverbindlich: jedermann dürfe vielmehr sein Glück suchen, wo er es zu finden hoffe, unbekümmert um die Mitmenschen oder den Staat. — Das Hauptstreben der Sophisten, die als Wanderlehrer nicht aus idealen Beweggründen, sondern gegen Zahlung unterrichteten, war darauf gerichtet, ihren Schülern alles das, was die allgemeine Bildung hob und äußere Vorteile versprach, mitzuteilen: so besonders nützliche Kenntnisse, die Kunst der Rede (Rhetorik), die Kunst der Beweisführung (Dialektik) und des Disputierens (Eristik), um sie zur Bewandtheit und Tüchtigkeit im praktischen und politischen Leben zu erziehen.

¹ W. M. H., Anytos, der Ankläger des Sokrates. *Neue Jahrb.* 1913. 1, 169 ff.
 H. Gomperz, Die Anklage gegen Sokrates u. ihre Bedeutung für die Sokratesforschung. *Neue Jahrb.* 1924, 129 ff.

Das Wichtigste über das Leben der Sophisten.

Protagoras aus Abdera, ein Landsmann des Demokritos, um 490 bis 410, lehrte zumeist in Athen, wo er wegen des Reichtums und der Tiefe seines Wissens hochangesehen war, auch bei einem Perikles und Sokrates. Wegen seiner Behauptung, er wisse nicht, ob es Götter gebe oder nicht, wurde er der *ἀσέβεια* angeklagt und verbannt. — Der Kern seiner Lehre liegt in dem tief sinnigen Satze, daß der Mensch den Maßstab für alles bilde: *πάντων χρημάτων μέτρον ἐστὶν ἄνθρωπος*; berüchtigt ist seine Forderung, ein Weiser müsse imstande sein, sogar der weniger guten Sache (vor Gericht) zum Siege zu verhelfen, aus Schwarz Weiß zu machen: *τὸν ἥτιο λόγον κρείττω ποιεῖν*.

Gorgias aus Leontinoi kam 427 nach Athen, um dessen Hilfe gegen Syrakus zu erbitten. Seine neue Redeweise, die sich durch ebenmäßigen Bau der Sätze, reichliche Verwendung rhetorischer Figuren und besonders durch antithetische Zusätze auszeichnete, fand großen Anklang.

Proditos aus Keos lehrte fast ständig in Athen, wo sein Unterricht sogar von Sokrates empfohlen wurde; daraus und aus seiner berühmten Erzählung von Herakles am Scheidewege darf man entnehmen, daß er eine Mittelstellung zwischen den anderen Sophisten und Sokrates einnahm.

Die Lehre und Bedeutung des Sokrates. Er lehrte: Es gibt allgemeingültige Wahrheiten für das Denken, daß sind die Begriffe; mag es auch im einzelnen Falle zweifelhaft sein, ob z. B. etwas recht oder unrecht ist, so sind doch die Begriffe „Recht“ und „Unrecht“ allgemein anerkannt. — Damit hatte Sokrates den Grund zu einer neuen philosophischen Teilwissenschaft gelegt, zur Erkenntnislehre. Auf dieser Erkenntnislehre baute er eine zweite philosophische Disziplin auf, die Sittenlehre oder Ethik; wenn es nämlich allgemein anerkannte sittliche Begriffe gibt, so ist damit auch die Notwendigkeit gegeben, das Rechte, Schöne und Gute zu tun, das Gegenteile aber zu meiden und zu bekämpfen.

Die Lehr- und Forschungsweise des Sokrates hielt sich an die Form des Zwiegesprächs und an die Forschungsart der in eine Begriffsbestimmung auslaufenden Induktion. Die dialogische Form bot den Vorteil, daß der Lernende zum Nachdenken und zur Einkehr in sich selbst genötigt wurde, daß er also das Ergebnis miterdacht und miterfunden hatte, also auch um so eher geneigt war, es auf sein Denken und Wollen einwirken zu lassen. Die induktive Methode des Sokrates ging meist von den gewöhnlichsten Erfahrungswahrheiten aus und kam allmählich zur Höhe des Begriffs, der sorgfältig bestimmt wurde. Selten wandte er das entgegengesetzte deduktive Verfahren an, daß er nämlich eine allgemeine, begriffliche Wahrheit in ihre Erfahrungsteile zerlegte. — Eine ironische Färbung erhielten seine wissenschaftlichen Bespräche ohne weiteres dadurch, daß er sich unwissend stellte und um Belehrung bat, sich aber im Verlaufe des Gespräches dem Gegner weit überlegen zeigte: sokratische Ironie.

Die Bekehrungsarbeit des Sokrates. Das Ziel seiner Tätigkeit war, seine Zeitgenossen, zumal die Jugend, durch Belehrung zu bilden und auf den Tugendweg zu leiten. Er wollte die Seelen bessern, eine sittliche Wiedergeburt der Athener von innen heraus vornehmen und damit ihrer drohenden Entartung steuern. Diese sittliche Bekehrung gründete er auf Belehrung, da er glaubte, die klare Erkenntnis des Guten habe die Ausübung des Guten zur notwendigen Folge, ein tugendhaftes Leben könne durch bloße Belehrung erzwungen werden, die Tugend sei lehrbar: *διδακτὸν ἢ ἀρετή*; keiner sei ja freiwillig böse, sondern nur aus Unwissen-

heit: *οὐδείς ἐξ ἂν ποιητός*. — Sokrates hat für die Gebildeten seiner Zeit eine reine Vernunftreligion begründet, die den Zweck hatte, die Menschen hier auf Erden in ihrem Innern zufrieden und damit glücklich zu machen. Und so sehr die späteren, auf Sokrates zurückgehenden Philosophenschulen auch in Grundlehren voneinander abweichen mochten, in diesem Endziel und Hauptzwecke der Tätigkeit ihres Meisters treffen sie alle zusammen.

§ 55. Platon und die (ältere) Akademie.

Das Leben Platons¹ (427 – 347) (Lück. Fig. 182). Mit Kodros und Solon verwandt, gehörte Platon zum vornehmsten Adel Athens. Als zwanzigjähriger Jüngling wurde er mit Sokrates bekannt, dessen begeisterter Schüler er fortan blieb². Voll Unmut über die ungerechte Hinrichtung des verehrten Lehrers verließ er Athen und lebte in Megara. Nach Athen zurückgekehrt, trat er als Borkämpfer der Sokratiker gegen die Sophisten auf, gegen die er auch verschiedene Dialoge veröffentlichte. Doch schon bald unternahm er seine längste und bedeutsamste Reise, die ihn über Ägypten und Kyrene nach Unteritalien führte, wo er mit den Pythagoreern bekannt wurde und in Syrakus an den Hof des älteren Dionys kam. Dieser wurde durch seine freimütigen Äußerungen derart erbittert, daß er ihn als Sklaven verkaufen ließ. Wieder losgekauft, ging er nach Athen zurück, wo er nach dieser zehnjährigen Reisezeit seinen dauernden Wohnsitz nahm. Dort gründete er im Jahre des Antalkidischen Friedens (387) die Akademie, indem er ein Grundstück kaufte, das an den gleichnamigen Park, einen dem Heros Akademos geweihten Bezirk, stieß, und dieses ganz seinen wissenschaftlichen Zwecken dienlich machte. Aus ungezwungenen Anfängen bildete sich bald eine festgefügte Genossenschaft mit Ämtern, Kulte und Festen, die an der nämlichen Stelle fast ein Jahrtausend gelernt, geforscht und gelehrt hat. Mit Ausnahme von zwei kleineren Reisen, die Platon (zwischen 370 und 360) zum jüngeren Dionys unternahm, hat er seine Lehrtätigkeit in der Akademie bis zu seinem Tode fortgeführt; er ergänzte und erweiterte sie durch eine umfassende schriftstellerische Tätigkeit.

Zu seinen frühesten Schriften gehören die Apologie und der Kriton. Auf die Zeit, in der er gegen die Sophisten zu kämpfen hatte, weisen vor allem der Protagoras und Gorgias³ hin. Zu seinen reifsten Schriften gehören das Symposion und der Phaidon⁴; im Symposion vergleicht Alkibiades den Sokrates mit einem Silen, aus dessen grundhäßlichem Angesicht ein edles Götterbild hervorleuchte (Lück. Fig. 181), und im Phaidon spricht Sokrates unmittelbar vor seiner Hinrichtung von der Unsterblichkeit der Seele.

Die Lehre Platons. Platon lehrt das Vorhandensein zweier Welten, der sinnlichen Erscheinungswelt und der übersinnlichen Ideenwelt.

¹ Vgl. U. von Wilamowitz-Moellendorf, Platon. Bd. I u. II. 2. Aufl. Berlin 1922; E. Ritter, Platon. Sein Leben und seine Schriften. Bd. I u. II. München 1910 u. 1923.

² E. Schwartz, Charakterköpfe I 63 ff. Sokrates und Plato.

³ Vgl. Philof. Lesebuch, hg. von Grimmelt-Humborg-Rohfleisch, Münster 1925, 332 ff.

⁴ Vgl. Philof. Lesebuch 12 ff.; 122 ff.; 238 ff.

Der Mensch gehört beiden Welten an, sein Körper der Erscheinungswelt, seine Seele der Ideenwelt.

Die Platonische Idee. Sokrates hatte gelehrt, daß jeder denkende Mensch an die Wahrheit der Begriffe glaube. Platon ging einen bedeutenden Schritt weiter und lehrte, daß die Begriffe als rein geistige Personen vorhanden seien, die ein besonderes Dasein führten. Diese nannte er Ideen. Es gibt so viele Ideen, als es Begriffe gibt; sie stehen alle unter der höchsten Idee, der des Guten oder Gottes. Gott ist aber nicht bloß Herr der Ideenwelt, sondern auch der Weltbildner, überhaupt die Ursache aller Ursachen, und er steht auch fortwährend zu unserer Welt in Beziehung, indem er allem das Dasein und die Erkennbarkeit verleiht.

Der Mensch nach Platon. Der Mensch hat drei Seelen: den *νοῦς* oder die denkende und erkennende Seele, den *θυμός* oder die hochstrebende Seele, die sich alles Gute und besonders die Tugendhaftigkeit als Ziel ihres Strebens gesteckt hat, und die *ἐπιθυμία* oder die begehrlische Seele, die nach dem Niedrigen und Vergänglichen hinneigt. — Die Denkseele ist die Lenkerin des Wagens, der von den zwei Rossen Tugendseele und Bierseele gezogen wird; die Tugendseele ist edel und fügsam, die Bierseele dagegen ist störrisch und reißt den Seelenwagen gar leicht zum Irdischen hin, also in einen irdischen Körper hinein, in dem die drei Seelen dann wie in einem Grabe leben: *σῶμα σῆμα ψυχῆς*. Die Seele hat also schon in der Ideenwelt gelebt (Präexistenz) und durchlebt viele Körper (Seelenwanderung), bis sie vollständig geläutert in die Ideenwelt zurückkehren darf¹. — In der irdischen Läuterungszeit muß die Seele darauf bedacht sein, die Ideenwelt, in der sie früher gelebt hat, möglichst wieder in sich aufzufrischen: diese Wiedererinnerung ist daher das einzige wahre Wissen, und dieses Wissen beeinflusst ohne weiteres auch das Handeln des Menschen, hat also ein tugendhaftes Leben zur unmittelbaren Folge.

Der Idealstaat Platons ist ein Mensch im Großen, daher finden wir in ihm, den drei Seelen des Menschen entsprechend, drei Stände: die Handarbeiter sorgen für den Lebensunterhalt, die Wächter gewähren Schutz und Sicherheit, und Herrscher sind die Philosophen².

§ 56. Aristoteles und die Peripatetiker³.

Das Leben des Aristoteles (384 – 322). Aristoteles war geboren in Stageira auf der Chalkidike. Mit 13 Jahren kam er nach Athen, wo er volle 20 Jahre, bis zum Tode des Platon (347), der Akademie angehörte. Nicht lange nach Platons Tode wurde er von Philipp, dem Könige von Makedonien, mit der Erziehung des 13jährigen Alexander betraut. Als Alexander gegen das Perserreich aufbrach (334), zog Aristoteles zum zweitenmal nach Athen, wo er bis zum Tode Alexanders blieb. In

¹ Vgl. Philos. Lesebuch 133 ff.; 266 ff.

² Wilamowitz, Reden und Vorträge II⁴ S. 74 ff.: Staatsmann u. Erzieher.

³ Vgl. u. v. Wilamowitz-Moellendorff, Aristoteles u. Athen. Bd. I u. II. Berlin 1893; Fr. Brentano, Aristoteles u. seine Weltanschauung (Große Denker hg. von E. v. Aster). Leipzig 1911. Bd. I. S. 153 ff.; G. Kafka, Aristoteles. München 1922.

dieser Zeit stellte er der Akademie ein eigenes philosophisches Lehrgebäude entgegen, das er im Lykeion-Parke seinen Schülern vermittelte; seine Lehre und Schule wurde die peripatetische genannt, sei es von den Laubgängen (*ὁ περιπατικός*) des Parkes, sei es, weil er im Umhergehen (*περιπατῶν*) lehrte. Die Philosophie betrieb er als Hauptstudium; daneben gab er sich in ausgedehntem Maße auch anderen wissenschaftlichen Forschungen hin, bei denen ihn sein königlicher Zögling in wahrhaft fürstlicher Weise unterstützte. Beim Tode Alexanders mußte er, der Gottlosigkeit (*ἀσεβεία*) angeklagt, nach Chalkis auf Euböa flüchten, wo er schon im folgenden Jahre 322 starb (in demselben Jahre wie Demosthenes).

Die Bedeutung des Aristoteles. Während Platon aus der wirklichen Welt in eine rein gedachte Welt hinüberstieg, blieb Aristoteles in der wirklichen Welt und beschränkte sich darauf, alle Erscheinungen auf allen Gebieten menschlichen Lebens und Denkens zu sammeln und zu sichten und bei allen das Wesentliche und Allgemeine vom Unwesentlichen und Zufälligen zu sondern. So ist Aristoteles nicht bloß ein großer Philosoph geworden, sondern auch der größte Gelehrte aller Zeiten und Völker und der Schöpfer vieler besonderen Wissenschaften, so der Geologie und der Botanik auf dem Gebiete der äußeren Natur, der Anatomie und der Physiologie beim menschlichen Körper, der Grammatik und der Rhetorik bei der menschlichen Sprache, der Poetik und der Kunstphilosophie bei der schöpferischen Betätigung des menschlichen Geistes.

Metaphysik. Sokrates' Begriffsforschungen hatten den Zweck, eine allgemeingültige Grundlage für seine Sittenlehre zu schaffen. Platon glaubte, daß die wesentlichen Eigenschaften, deren Summe einen Begriff ergeben, eine Wirkung ewiggleicher lebendiger Kräfte sein müßten, und diese Kräfte, Ideen genannt, bevölkerten seinen Ideenhimmel. Aristoteles hielt sich an das sinnfällige irdische Dasein, fragte, welches der nächste Gegenstand wissenschaftlichen Denkens sein müsse, und fand, daß dazu außer den Begriffen zunächst jedes Einzelding gehöre, insofern es Substanz¹ (*οὐσία*) sei.

Vom Einzelding ausgehend sucht er dessen Wesensursachen (*αἰτίαι*) zu ergründen und findet deren vier: 1. die Form (*εἶδος*), entsprechend der Platonischen Idee; 2. den Stoff (*ὕλη*), der an sich nur ein Gebilde menschlichen Denkens ist, da es einen Stoff ohne Form nicht gibt; eigentümlich ist ihm die Anlage, die Möglichkeit etwas zu werden; 3. die Entwicklungsursache (*τὸ ὄθεν ἢ ἀρχὴ τῆς κινήσεως*); 4. der Zweck (*τὸ οὐ ἐνεκα*). Die vier Wesensursachen bei einem Hause sind beispielsweise: Hausplan — Baustoff — Baumeister — Wohnstätte.

Am wichtigsten ist die Wesensform, die rein und unvermischt sich

¹ Den Substanzbegriff hat Aristoteles aufgebracht (*ἡ οὐσία*) und versteht darunter alles, was Gegenstand wissenschaftlichen Denkens sein kann, also schon jedes Einzelding. — Nach Cartesius ist Substanz das, was zu seiner Existenz keines andern bedarf, absolut genommen also Gott allein; dazu zwei von ihm abhängige Substanzen, die denkende und die körperliche, Geist und Materie. — Nach Leibniz ist sie eine lebendige Kraft, ähnlich einem gespannten Bogen; diese Kraft ist nicht Allwesen, sondern Einzelwesen: Monade, deren es unendlich viele gibt und zwar so viele, als von ihnen grundverschiedene Atome vorhanden sind.

nur bei Gott vorfindet, sonst aber, in den Einzeldingen enthalten, ihnen immanent ist. Sie ist deren wesentlichster Bestandteil, weil sie zunächst dem an sich gestaltlosen Stoffe ein sinnfälliges Dasein verleiht und weil sie zudem bei allen Organismen, also den wichtigsten Einzeldingen, die beiden letzten Wesensursachen, Ursprung und Zweck, in sich faßt, so daß es bei ihnen nur Form und Stoff gibt.

Wie erklärt sich nun der Werdegang bei den Einzeldingen und besonders bei den Organismen? Wenn sich etwa bei einem Sandkorn die Wesensform (als Wirkung irgendeiner zunächst gleichgültigen Naturkraft) mit dem Wesensstoffe vermählt hat, so hat sie damit einen Vollendungs- zustand erreicht; das Sandkorn kann zwar vermöge seiner Rundung, Schwere und Härte weiter wirken, aber aus sich heraus ändert es sich nicht mehr. Anders ist es beim Entstehen einer neuen Pflanze; mit der Befruchtung ist zwar auch nur ein Vollendungs- zustand erreicht, aber im neu gebildeten Keim hört das Streben der Wesensform nach weiterer Voll- endung nicht auf; sie hat gewissermaßen einen Teil ihrer Naturkraft mit- genommen und drängt nun aus sich heraus zu weiterer Vollendung, zum Wachstum. Dieses Trachten der Wesensform nach Vollendung bezeichnet Aristotele als *ἐντελέχεια* (*τέλος* Vollendung) und die den Organismen eigen- tümliche Entelechie noch besonders als *ἐνέργεια* (Vollendungstätigkeit = Lebenskraft, Seele, *ψυχή*).

Wer veranlaßt aber diesen ganzen Werdegang? Das kann nur eine andere Wesensform sein, eine andere Energie, und in der aufsteigenden Folge der Energien muß dann eine letzte, höchste Energie angenommen werden, Gott, der dem ursprünglichen Chaos den ersten Antrieb zur Ordnung gegeben hat (*τὸ πρῶτον κινῶν*). Gott kann nur als stofflos, als reine Form gedacht werden; er ist vollkommene Einheit ohne Blieder- ung, ein reiner Geist, der in sich zugleich Subjekt und Objekt des Er- kennens ist, ein Ursitz und Ausgang aller Vernunft (*νόησις νοήσεως*). Wie die Weltordnung auf ihn zurückgeht, so wird sie auch von ihm erhalten.

Wie sieht es aber mit der Energie (= Lebenskraft, Seele) bei den Organismen aus? Als bloße Entelechie beim Einzelding ist die Energie an das Dasein ihres Körpers unlöslich gebunden, also sterblich, bei den Menschen ebensogut wie bei den Pflanzen und Tieren. Zum Sterblichen gehört beim Menschen nicht bloß alles, was er mit den Pflanzen und Tieren gemein hat, es gehört dazu auch sein wesentlichster Vorzug, die Vernunft, allerdings nur zum Teil, soweit sie nämlich Wissensstoff ohne eigene Tätigkeit, also leidend, erhält, weshalb sie Aristoteles auch leidende Vernunft (*νοῦς παθητικός*) nennt. Wesentlich verschieden von dieser bloßen Anlage zur Vernunft ist der Vernunftgeist, die tätige Vernunft (*νοῦς ποιητικός*). Der Vernunftgeist ist kein bloßer Vollendungsdrang der Wesens- form bei der Stoffgestaltung, keine Energie oder Lebenskraft oder Seele (*ψυχή*), sondern er ist davon ganz unabhängig oder er steht wohl gar gerade den wichtigsten Energieregungen selbsttätig und bestimmend gegen- über, wie den Begierden und der leidenden Vernunft. Er geht von außen in den Leib als etwas Göttliches ein und zeigt seine gottähnliche Natur besonders darin, daß er wie Gott sich selbst denken kann.

Logik. Weil der Vernunftgeist erfahrungsgemäß Irrtümern unterworfen ist, so erhebt sich die Frage, wann das von ihm Bedachte richtig ist. Wahr ist es, wenn seine Denkformen mit den Wirklichkeitsformen der Außenwelt übereinstimmen. Außerhalb des Vernunftgeistes sind wirklich vorhanden zunächst alle Gegenstände, dann ihre Zahl und Eigenschaften, ferner ihr Vergleich untereinander, dann Ort und Zeit ihres Seins, endlich ihr Tun und Leiden, also: 1. Substanz; was ist? 2. Quantität (Zahl und Größe); wievielmals vorhanden, wie groß ist es? 3. Qualität (Eigenschaft); wie beschaffen ist es? 4. Relation (Bezugnahme auf, Vergleich mit anderem); wie ist es mit Beziehung auf anderes, größer oder doppelt? 5. Ort, wo ist es? 6. Zeit, wann ist es? 7. Aktiv (Tun); was tut es? 8. Passiv (Leiden); was leidet es? — Jeder Gedanke des Vernunftgeistes muß nun, um wahr zu sein, sich mit den genannten Wirklichkeitsformen decken. Aristoteles nennt nun die ihnen entsprechenden Denkformen Kategorien¹, *κατηγορίαι* d. h. Ausdrucksformen.

Ethik. Der Mensch ist auf Erden, um ein glückseliges Leben zu führen. Dieses kann nur ein vernunftgemäßes und dieses wieder nur ein tugendhaftes sein; denn die Vernunft erkennt im Guten das Erstrebenswerteste, und das Gute im Sein und Tun des Menschen heißt eben Tugend. — Zur vollen Glückseligkeit gehört aber auch der Besitz der äußern Güter (Gesundheit, Ehre, Wohlstand), deren die Tugend zu ihrer Betätigung und die Vernunft zu ihrer Ausbildung bedarf. — Die Lust an sich ist nichts Schlechtes, sondern die natürliche Begleitererscheinung jeder erfolgreichen Betätigung, ganz besonders einer tugendhaften; je edler eine Handlung, desto höher steht die ihr ent quellende Lust. — Die sittliche Tugend ist eine zur Gewohnheit gewordene Fertigkeit in der Ausführung des Guten und keine bloße Fähigkeit. Sie beruht daher nicht, wie Sokrates meinte, bloß auf dem Wissen, sondern auch noch auf angeborener Anlage und langer Ausübung. Während ihr Widerpart, die Begierde, nach einem fehlerhaften Ziel oder Zuwenig neigt, hält sich die Tugend an die richtige Mitte: *virtus in medio*. So ist die Tapferkeit die richtige Mitte zwischen Verwegenheit und Feigheit; ebenso Besonnenheit (Frohheit — Stumpfsinn), Freundlichkeit (Schmeichelei — Grobheit), Gerechtigkeit (Spitzfindigkeit — Ungerechtigkeit) usw. — Am höchsten steht die Gerechtigkeit, da sie die Ausübung einer jeden Tugend gegenüber anderen Personen ist. Zu unter-

¹ Auch die Kategorien hat Aristoteles zuerst aufgebracht. — Der Halle'sche Philosoph Christian Wolff (1679—1754) bezeichnete so die wichtigsten philosophischen Begriffe: Satz des Widerspruchs; Möglich, Notwendig, Zufällig; Ding, Ganzes, Teile, Größe; Grund, Ursache; Wesen; Raum, Ort, Bewegung, Zeit usw. — Kant (1724—1804) bildete eine völlig neue Kategorientafel, indem er nicht vom Begriff, sondern vom Urteil ausging. Die Urteile teilte er nämlich nach dem Umfange ein in allgemeine, besondere und einzelne; nach der Beschaffenheit in behauende, verneinende und begrenzende; nach der Bezugnahme auf anderes in unabhängige, abhängige und ausschließende; endlich nach der Erfüllbarkeit in mögliche, tatsächliche und notwendige oder deren Gegenteil. Für jede dieser 12 Urteilsarten nahm er eine besondere Denkweise (Kategorie) an, die im Menschengeiste ursprünglich vorhanden sei, und benannte sie: Allheit, Vielheit, Einheit — Versicherung, Leugnung, Unsicherheit — Unabhängigkeit, Abhängigkeit, Ausschließung — Möglichkeit, Tatsächlichkeit, Notwendigkeit.

scheiden ist die austeilende (distributive) von der ausgleichenden (kommutativen) Gerechtigkeit; jene verteilt gleichmäßig die zu verteilenden Sachen, diese wirkt ausgleichend bei Verträgen und Straftaten. Neben der Gerechtigkeit steht die Billigkeit, die die Mängel des Befehllichen ergänzt; das muß aber im Sinne des Befehlgebers geschehen.

Als Tugend bezeichnet Aristoteles außer andern Fertigkeiten auch die künstlerische Tätigkeit. Die höhere Kunst insbesondere hat die Aufgabe nachzuahmen, sei es die Natur oder das Leben. Sie braucht aber nicht wirklichkeitstreu nachzuahmen, sie darf und soll vielmehr von allem Zufälligen absehen, sich mehr an das Wesentliche und Befehlmäßige halten, also idealisieren. Dadurch unterscheidet sich die Dichtkunst von der Geschichtsschreibung, daß diese erzählt, was wirklich geschah, jene, wie es geschehen mußte. Die Kunst dient der Ergözung und Erholung, aber auch der sittlichen Bildung. Die Tragödie insbesondere erregt zwar Unlustgefühle, besonders die der Furcht und des Mitleids, aber schließlich reinigt sie auch davon: *ἔστι τραγῳδία μίμησις πράξεως σπονδαίας . . . δι' ἔλεος καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιοῦτων παθημάτων κάθαρσιν.*

Gemeinschaftsleben. Die kleinste natürliche Gemeinschaft ist die Familie, die kleinste seelische die Freundschaft. Wie im Kleinen, zeigt sich der Gemeinschaftsinn auch im Staatsleben, wozu der Mensch von Natur bestimmt ist: *ἄνθρωπος φύσει ζῶον πολιτικόν.* Der Ursprung des Staates liegt in der Notwendigkeit, bloß zu leben; nach der Gründung ist sein Zweck ein höherer, ein sittlich gutes und somit glückliches Leben herbeizuführen. Es gibt drei Arten von Verfassungen, je nachdem ein einziger oder der Adel oder das ganze Volk die höchste Gewalt inne hat; und bei jeder gibt es eine gute und eine schlechte Form, je nachdem der herrschende Teil sich vom Gemeinwohl oder von seinen Sonderinteressen leiten läßt. Wir nennen sie jetzt: Monarchie und Tyrannis, Aristokratie und Oligarchie, Demokratie und Ochlokratie. — Spätere Aristoteliker warfen die Frage nach der besten Staatsform auf und fanden sie in einer Mischung der drei guten Formen.

§ 57. Zenon und die Stoa¹.

Nach Zenon darf allein die Vernunft darüber entscheiden, wie man hier auf Erden zum wahren Glück gelangen kann. Die Vernunft lehrt aber, daß dahin allein die Tugend und deren Ausübung führt, weil man in der Tugend das einzig wahre Gut erkennt und in der Schlechtigkeit das einzige Übel; alles andere (Gesundheit, Ehre, Reichtum) ist gleichgültig, *ἀδιάφορον.*

Die Wurzel aller Tugenden ist die sittliche Einsicht, die *φρόνησις*; in ihr verbinden sich nämlich Wissen und Wollen; sie ist die zur tugendhaften Betätigung drängende tiefere Erkenntnis (wie sie ein Sokrates tatsächlich besaß). Aus ihr ergeben sich, gewissermaßen als ihre

¹ P. Barth, Die Stoa. 3. u. 4. Aufl. (Frommanns Klassiker der Philosophie Bd. XVI.)

Kinder, die Besonnenheit beim Handeln, die Tapferkeit beim Leiden und die Gerechtigkeit im Verkehr mit den Mitmenschen.

Der stoische Weise empfindet zwar alles Schmerzende, weiß es aber zu überwinden. Er ist frei von Leidenschaften, somit allein frei, „und wär' er in Ketten geboren“; daher ist er auch ein wahrhafter Herrscher und König und steht an innerer Würde nicht einmal der Gottheit nach. Doch gehört zum Zustande des stoischen Weisen nicht bloß das Bewußtsein der eigenen Vollkommenheit, sondern auch die praktische Tugendübung an den Mitmenschen. Alle Menschen sind ja Brüder, weil jede menschliche Seele ein Ausfluß des göttlichen Urfeuers ist, und daraus ergibt sich die allgemeine Menschenliebe, von der auch die Sklaven nicht ausgenommen sind. Deshalb gibt es auch nur ein Gesetz und ein Recht, und daher sollte es auch nur einen Staat geben, der die gesamte Menschheit umfassen müßte. — Die Stoiker setzten also an die Stelle des Einzelstaates den Weltstaat, an die Stelle des Nationalismus den Kosmopolitismus¹.

In seiner Erkenntnislehre stellte Zenon als erster die Behauptung auf, daß sich die Begriffe im denkenden Geiste befänden, also Erzeugnisse unferes Denkens seien.

§ 58. Das Wichtigste über das Leben der Kyniker und Stoiker.

Die stoische Schule ist eine Weiterbildung der von Antisthenes begründeten kynischen Schule. **Antisthenes** von Athen (444 — 368) lehrte im Gymnasion Kynosarges, daher der Name Kyniker (*κυνικός*). Er trat in Beziehungen zu Sokrates, dem er auch im Aussehen glich; an Bedürfnislosigkeit überbot er ihn noch. — Zur Glückseligkeit hielt er die Tugendübung für völlig ausreichend; Mühe und Arbeit und Ruhmlosigkeit sind bei ihm Güter; die Lust dagegen hielt er für so verderblich, daß er lieber verrückt als lustig sein wollte (*μαρτύρην ἢ ἡσθητήν*). — Sein Schüler **Diogenes** aus Sinope (am Schwarzen Meere) lebte zur Zeit Alexanders d. Gr., der ihn zu Korinth in seiner Tonne aufsuchte. Die Anforderungen an Tugendhaftigkeit und Bedürfnislosigkeit übertrieb er dermaßen, daß man ihn den verrückt gewordenen Sokrates nannte².

Der Begründer der stoischen Schule, **Zenon** aus Kition (auf Kypros)³, 340—265, lehrte zu Athen in der am Markte gelegenen „bunten Halle“, *στοὰ ποικίλη*, daher der Name Stoiker. Die Athener ehrten ihn durch einen goldenen Kranz und eine eherne Bildsäule und begruben ihn auf Staatskosten. Seine Lehre hat Chrysispos (280 — 206) derart erweitert und vertieft, daß man von ihm sagte, ohne ihn gäbe es keine Stoa: *εἰ μὴ γὰρ ἦν Χρύσιππος, οὐκ ἂν ἦν Στοά*.

¹ Vgl. G. Mewaldt, Das Weltbürgertum in der Antike, in: Die Antike II 177 ff.

² E. Schwarz, Charakterköpfe II S. 1 ff. Diogenes der Hund und Krates der Kyniker.

³ M. Pohlenz, Stoa und Semitismus. Neue Jahrb. f. Wiss. u. Jugendbb. 1926 S. 257 ff.

§ 59. Epikur und der Epikureismus¹.

Nach Epikur darf nur das, was tatsächlich als angenehm und erfreuend empfunden wird, das ist also die Lust, bei der Bestimmung der irdischen Glückseligkeit in Frage kommen.

Die Lustgefühle zerfallen in die ruhende Lust, d. h. das angenehme Bewußtsein, von Schmerzen frei zu sein (Gemütsruhe und körperliche Gesundheit), und die Lust der Bewegung, d. h. das angenehme Bewußtsein, Freuden zu genießen. Die ruhende Lust genügt zu einem glücklichen Leben für sich allein; sie wird jedoch erhöht durch die vollständige Benützung der bewegten Lust. Bei dieser steht am höchsten die Tugendlust, und je höher eine Tugend steht, desto höher ist auch die an ihre Ausübung sich schließende Lust zu bewerten. — An zweiter Stelle kommt die Beschäftigung mit den Wissenschaften und Künsten und zwar zunächst die philosophische Betrachtung und Erkenntnis eines wahrhaft glücklichen Lebens; dann kommt die lustvolle Betrachtung des unruhigen und selbstquälenden Lebens der gewöhnlichen Menschen und dann erst die lustvolle Betätigung des inneren Schaffensdranges als Gelehrter oder Künstler; doch darf diese nicht zu einer lästigen Arbeit (*πόνος*) werden. — An die letzte Stelle setzt Epikur die sinnlichen Freuden, lehrt jedoch, man dürfe sie im allgemeinen nur dann genießen, wenn ihre Entbehrung Schmerz bereite.

Bei dem epikureischen Weisen ist das ganze Sinnen und Trachten auf die Erlangung und Erhaltung eines möglichst ununterbrochenen Wohlgefühls gerichtet. Dabei leitet ihn die sittliche Einsicht, die *φρόνησις*. Diese zeigt ihm den wahren Weg zum Glücke, läßt ihn die ganze Wonne einer Lust durchkosten, lehrt ihn aber auch den wahren Lustwert bei allen Freuden erkennen. So verlangt er nicht nach jeder Lust, vermeidet nicht jeden Schmerz; denn manche Lust hat größere Schmerzen zur Folge, und gar mancher Schmerz verursacht eine größere Lust. Besonders hält der Epikureer alles fern, was die ruhende Lust (Gemütsruhe und Gesundheit) gefährden könnte, so nicht bloß die Krankheiten, sondern alles eigentliche Arbeiten, Ringen und Kämpfen, sowie alles das, was dazu antreibt, wie den Ehrgeiz und die Vaterlandsliebe. Um die heitere Ruhe eines zufriedenen Sinnes nicht zu stören, kümmert sich der Epikureer möglichst wenig um äußere Angelegenheiten. Bei jeder Lust der Bewegung dagegen sieht er vor allem darauf, daß er nichts Störendes oder Leidvolles mit in den Kauf bekommt; lieber verzichtet er darauf und begnügt sich mit der ruhenden Lust allein.

§ 60. Das Wichtigste über das Leben der Hedoniker und Epikureer.

Die epikureische Schule ist eine Weiterbildung der von Aristippos begründeten hedonischen Schule. **Aristippos** von Kyrene (an der Nordküste von Afrika) war ein Zeitgenosse von Platon, mit dem er am Hofe des älteren und später des jüngeren Dionysios (406—367, 367—343) zusammentraf. Selbst den Freuden des Lebens ergeben, sah er auch in der Lust (*ἡδονή*) das einzig erstrebenswerte Lebensgut.

¹ E. Schwarz, a. a. O. II S. 24, Epikur.

Epikur aus Athen (341 – 270) trat ungefähr gleichzeitig mit Zenon in Athen mit seiner Philosophie hervor, um 306. Seine Lehre ist eine Verschmelzung der Atomenlehre Demokrits und der Lustlehre Aristipps. Epikur war so gefittet und freundlich und gutherzig, daß seine Schüler ihn fast heiligmäßig verehrten.

§ 61. Der Skeptizismus¹.

Pyrrhon und die radikalen Skeptiker. Pyrrhon aus Elis, ein Zeitgenosse Alexanders d. Gr., fand den Gegensatz zwischen der akademischen und peripatetischen Schule vor und erlebte bald darauf dessen Erweiterung durch die stoische und epikureische Schule. Dieser stets sich erweiternde Gegensatz in den philosophischen Lehren veranlaßte ihn zu einer überaus mißtrauischen Prüfung und brachte ihn schließlich zum alles verneinenden Zweifel. Er lehrte: Nichts ist wirklich schön oder häßlich, gerecht oder ungerecht, sondern alles beruht auf menschlicher Willkür. Weil es daher kein eigentliches Wissen gibt, so muß sich der Weise in allem des Urteils enthalten.

Ein gemäßigter Skeptizismus fand Eingang in die „mittlere“ Akademie, die im Jahre 155 durch ihr damaliges Haupt, **Karneades**, auch in Rom eingeführt wurde. Der Zweifel der mittleren Akademie verzichtet auf die volle Wahrheit und begnügt sich mit der bloßen Wahrscheinlichkeit. Das ist also der sogenannte fruchtbare Zweifel; denn er sucht immer und überall nach der eigentlichen Wahrheit, bleibt sich aber dabei bewußt, daß er irren könne; so kommt er, immerfort sich berichtigend und ergänzend, der Wahrheit immer näher.

§ 62. Die Philosophie in Rom².

Die vorwiegend praktischen Zielen zugewandten Römer konnten natürlich dem philosophischen Denken und Forschen keinen rechten Geschmack abgewinnen; sie sind in keiner Denkrichtung über die Griechen hinausgekommen und haben bei ihrer Einstellung aufs Praktische die Philosophie entweder als ein Bildungsmittel zu politischer und rednerischer Ausbildung gewürdigt oder aus ihr Grundsätze für eine vernunftgemäße Lebensführung entnommen, was vor allem von den literarisch in ihr tätigen Römern gilt. Schon bei Ennius finden sich Spuren einer Bekanntschaft mit griechischer (pythagoreischer) Philosophie, aber erst im Jahre 155 fand sie wirklichen Eingang, als der Stoiker Diogenes, der Peripatetiker Kritolaos und der Akademiker Karneades als Gesandte Athens nach Rom kamen und hier Vorträge hielten. Als bald wurde das Studium der Philosophie gleich dem der Rhetorik ein Mittel zur Jugendbildung, namentlich als hervorragende Männer, wie der jüngere Scipio, in dessen Gesellschaft sich der Stoiker Panaitios befand, Lukullus u. a. sich der Philosophie beflissen. Besonderen Anklang fanden die stoische, die epikureische und die akade-

¹ Vgl. A. Gödeckemeyer, Die Geschichte des griechischen Skeptizismus, Leipzig 1905.

² Bei der geringen Selbständigkeit der römischen Philosophie hielten wir es für angebracht, sie gleich hier mitzubehandeln, so daß man die gesamte Entwicklung bequem überschauen kann.

mische Schule, deren hervorragende Lehrer von römischen Jünglingen auch in Griechenland und Kleinasien aufgesucht wurden.

Die Stoa in Rom. Die Lehre der Stoiker ist den Römern vor allem durch Panaitios aus Rhodos (um 150)¹ und seinen ebendort lehrenden Schüler Poseidonios² (um 100) bekannt geworden, die beide auch Lehren von Platon und Aristoteles übernahmen. Panaitios trat in Rom mit Cälius und dem jüngeren Scipio in nahe persönliche Beziehungen; seine Pflichtenlehre (*περὶ τοῦ καθήκοντος*) hat Cicero in *de officiis* stark benutzt. Poseidonios sah unter seinen Hörern in Rhodos auch den Cicero und Pompejus. — Unter den Römern sind die bekanntesten Stoiker der Lehrer Neros, **Seneca**³, der mit seinen Zugeständnissen an menschliche Schwächen, mit seiner Auffassung des Todes als des Geburtstages der Ewigkeit, mit seinen Ansichten über die Seligkeit des jenseitigen Lebens sich christlichen Anschauungen nähert. Als er auf Neros Befehl sich den Tod gab (65), konnte er mit Ruhe auf sein vergangenes Leben zurückblicken. Unter seinen Schriften ragt die „Briefsammlung an Lucilius“ durch ihren reichen Gedankeninhalt über Natur und Menschenleben, seine Beobachtungsgabe, leicht verständliche Darstellung in glänzender Sprachform hervor. — Sein jüngerer Zeitgenosse, der später freigelassene Sklave **Epiktet**, betont die Notwendigkeit, sich von allem Außerlichen durch Ertragen und Entsaßen (*ἀνέχου καὶ ἀπέχου*) unabhängig zu machen; sein Schüler Arrian hat seine Lehren aufgezeichnet. — Epiktets Schriften erbauten auch den Stoiker auf dem Kaiserthron, **Mark Aurel** († 180), der seine Gedanken in den „Selbstbetrachtungen“ (*τὰ εἰς ἑαυτόν*) niedergelegt hat.

Epikurs Lehre fand in Rom einen geradezu begeisterten Anhänger in dem Dichter Lukretius († 55 v. Chr.), der in seiner Dichtung *de rerum natura* nach allen Seiten hin, ohne eigene Zutaten, die epikureische Lehre vertritt. Bezeichnend für deren wahre Natur ist, daß Lukrez ein überaus ernst und ehrenwerter Mann war, dazu ein abgesagter Feind aller Benußsucht.

Der **Eklektizismus**, der aus den verschiedenen Systemen das dem persönlichen Geschmack am meisten zusagende auswählt, ist ein echt römisches Gebilde, und **Cicero** ist sein Hauptvertreter. In der Erkenntnislehre hält er sich an den fruchtbaren Zweifel der mittleren Akademie und in der Ethik schwankt er zwischen der stoischen und peripatetischen Lehre. Den Epikur bekämpft er, ohne das Wesen seiner Philosophie zu kennen⁴.

§ 63. III. Die Theosophie.

Die Naturphilosophen suchten zunächst und hauptsächlich die Entstehung der Außenwelt zu erforschen; aber Pythagoras befaßte sich auch mit der menschlichen Seele, und Anaxagoras kam schon auf einen vernunft-

¹ Wilamowitz, Reden u. Vorträge II⁴ S. 190 ff.

² Vgl. A. Reinhardt, Poseidonios. München 1923.

³ E. Howald, Die Weltanschauung Senecas. Neue Jahrb. 1915. 1, 353 ff.

⁴ Cicero hat den Römern durch seine philosophischen Schriften eine philosophische Literatur geschaffen und dadurch eine Lücke im römischen Schrifttum ausgefüllt. Er ist der Vermittler der griechischen Philosophie für seine Landsleute. An ihn und die von ihm geschaffene Terminologie haben sich die christlichen Schriftsteller angeschlossen, und unsere heutige Philosophie redet noch vielfach in Ausdrücken, die Cicero zuerst geprägt hat. Vgl. Plasberg, Cicero. Leipzig 1926, 157 ff.

begabten Welterschöpfer, Gott. — Die Ethiker beschäftigten sich zunächst und hauptsächlich mit der Seele; aber Platon und Aristoteles nahmen auch die Entstehung der Welt in ihre großartigen Lehrgebäude auf sowie ein transzendentes, also jenseits der Welt und der Menschen stehendes Wesen, Gott.

Etwa 100 Jahre vor Christus kam die Richtung auf, die sich zunächst und hauptsächlich mit Gott befaßte, von seinem Wesen ausging und rückwärts ihre Schlüsse auf die Seele und die Welt zog, das ist die Gotteskunde oder Theosophie. Sie ging von hellenisch gebildeten Juden in Alexandria aus, die ihren Jehovah mit dem philosophischen Denken in Einklang zu bringen suchten, und ein älterer Zeitgenosse Christi, Philon, stellte sogar ein vollständig durchgeführtes System der Gotteskunde auf. — Etwas später, wohl unter orientalischen Einflüssen, wandte sich das spekulative Denken von Schülern Platons seiner höchsten Idee, der Idee des Guten zu, wobei sie sich an ihres Meisters Lehren hielten oder doch zu halten glaubten, tatsächlich aber eine neue Richtung in Platons Philosophie hineinbrachten; sie heißen **Neuplatoniker**. Ihr Hauptvertreter, Plotinos, lebte unter den Soldatenkaisern, erhielt seine Ausbildung in Alexandria, lehrte aber zumeist in Rom. Er lehrt:

Nicht die höchste der Platonischen Ideen ist Gott, sondern die *Einheit*, das *ἓν*. Diese göttliche Einheit ist weder vernünftig noch erkennbar, weder *νοῦς* noch *νοητόν*, weil sonst eine die Einheit aufhebende Zweiheit in ihm liegen würde. Dieses Eine läßt aus der Überfülle seiner Kraft ein Abbild seiner selbst herausstrahlen, wie die Sonne ihren Strahlenglanz. Dieses Abbild muß sich seinem nicht unvernünftigen, wohl aber übervernünftigen Urbilde zuwenden, um es zu schauen, und wird so zum Vernunftgott (*νοῦς*). In ihm finden sich die Ideen, ähnlich wie sich in irgendeiner Wissenschaft eine Anzahl von über-, gleich- und untergeordneten Lehren eingeschlossen findet. Die Ideen sind entweder im Zustande der Ruhe oder der Bewegung. Die ruhenden Ideen sind das Erkennbare (*νοητόν*); dagegen die bewegten, also handelsfähigen sind die vernunftbegabten Ideen. — Die Ideen wieder sind die Schöpfer der sinnlichen und geistigen Erscheinungswelt, und zwar die ruhenden der erkennbaren Einzel- dinge oder -kräfte, die bewegten dagegen die der erkennenden Menschen- seele. Die Materie, die an sich etwas Wesenloses ist, erhält erst durch Einwirkung von Ideen Form und Gestalt. Die Seele wird von ihrem Urbilde, ihrer Idee erzeugt und bildet den von ihr abhängigen Körper. — Plotin lehrt also eine streng durchgeführte Ausstrahlung, Emanation vom Ureinen über den Vernunftgott mit seinen Ideen zur sinnlichen und geistigen Erscheinungswelt¹.

§ 64. Die antike Philosophie im Wandel der Jahrhunderte.

Stellung des Christentums.

An philosophisch geschulten Christen gab es unter den Aposteln jedenfalls einen, den Paulus; aber auch die apostolischen Väter und die Kirchen-

¹ H. Fr. Müller, Das Problem der Theodizee bei Leibniz und Plotinos. Neue Jahrb. 1919. 1, 199 ff.

väter dürfen wohl sämtlich dazu gehören. Möchten sie nun selbstverständlich ihre philosophische Vorbildung zur Abwehr und Belehrung benutzen, so vermieden sie es doch strengstens, die „frohe Botschaft“ der wunderbaren Heilstatsachen und der zum Teil übervernünftigen Offenbarungswahrheiten mit dem Geiste hellenischer Weisheitslehren zu durchtränken, beschränkten sich vielmehr darauf, die geoffenbarten Lehren gegen jede Mißdeutung zu schützen, sie zu verbindlichen Glaubenssätzen, zu Dogmen, zu erheben. Diese ihre dogmatische Intoleranz stand in schroffem Gegensatz zu dem damals herrschenden Synkretismus¹, der Verschmelzung der verschiedenen heidnischen Kulte und Religionen. Wie die römische Regierung die Götter unterworfenen Völker bereitwillig in Stadt und Tempel aufnahmen, ebenso suchten die damaligen Theosophen irgendetwelche religiöse Vorstellungen in ihre Gedankenkreise einzuspinnen. Beim Christentum versuchten es die Gnostiker, den bloßen Glauben an seine geheimnisvollen Lehren zur Einsicht, zur Erkenntnis (*γνῶσις*) zu bringen, also eine christliche Philosophie, eine Theologie auf wissenschaftlicher Grundlage aufzubauen, aber ohne den geringsten Erfolg. Trotz beachtenswerter Vorarbeiten durch den früheren Neuplatoniker Augustinus kam es dazu erst um 1100 durch Anselmus, den Erzbischof von Canterbury, den Vater der Scholastik. Sein die ganze Richtung beherrschender Grundsatz lautete *Credo, ut intellegam*, vom Glauben zum Erkennen, so daß jedes gegen ein Dogma verstoßende Denkergebnis ohne weiteres irrig ist. Die mit Vernunftbeweisen grundgelegte scholastische Richtung hat dann Thomas von Aquin, freilich ohne die rationalistischen Übertreibungen Anselms, 1½ Jahrhunderte später zu einer unerreichten Höhe in seiner *Summa theologiae* ausgebildet, die jetzt noch die Grundlage und eine unerschöpfliche Quelle der katholischen Theologie ist. Das war ihm möglich, weil der große Aquinate durch seinen Lehrer Albertus Magnus, der als erster Scholastiker mit Aristoteles bekannt wurde, in die Forschungsweise des großen Stagiriten eingeweiht wurde, und beide dessen logisches Verfahren zur Grundlage der scholastischen Dogmenerklärung gemacht haben².

¹ Synkretismus bedeutet ursprünglich die Vereinigung der sonst zwieträchtigen Kreter gegen auswärtige Feinde, der Ausdruck ist dann von der Religionswissenschaft für die Verschmelzung der Religionen und Kulte übernommen.

² Platon und Aristoteles haben in der Beeinflussung der theologischen Wissenschaft des Abendlandes einander abgelöst. Die Kirchenväter sind durch eine spätere neuplatonische Vermittlung von Platon abhängig. Wenn auch Boethius, der Zeitgenosse des Königs Theodorich, einige Schriften des Aristoteles seinem Unterricht zugrunde legte, so bewegte er sich ganz in platonischen Gedankengängen, Nachdem sich in der Folgezeit Aristoteles gegen starke Widerstände Bahn gebrochen hatte, baute die Scholastik des 13. Jahrhunderts ausschließlich auf seinen Lehren die christliche Gedankenwelt auf. Seit Petrarca's Zeit (14. Jahrh.) begann man Platon zunächst wegen der Kunst der Darstellung mehr zu schätzen, einzelne seiner Schriften wurden ins Lateinische übersetzt, bis dann mit dem Unionskonzil zu Ferrara-Florenz (1438-39) und infolge der Eroberung Konstantinopels (1453) durch Männer wie Georgios Gemistos und den Kardinal Bessarion die Kenntnis und Wertschätzung der Platonischen Philosophie sich verbreitete. Vgl. kurz L. Mohler, Kardinal Bessarion, Paderborn 1923, I 346 ff.; ausführlich M. Grabmann, Die Geschichte der scholastischen Methode, Freiburg 1909-1911, auch in der Sammlung Götschen, Leipzig 1921; C. L. Baeumker, Der Platonismus im Mittelalter, Münchener Festrede 1916.

Und wie war Aristoteles nach Westeuropa gekommen? Zuerst auf einem syrisch-arabisch-lateinischen Umwege. Syrische Christen hatten ihn ins Syrische übersetzt; um den Regierungsbeginn der Abbassiden 750 wurde er ins Arabische übersetzt und beherrschte fortan die arabische Philosophie und ging mit den Arabern ins eroberte Spanien, wo er Westeuropa nahegebracht war und um so freudiger aufgegriffen wurde, weil die arabische Philosophie durch ihn zu einer beachtenswerten Höhe emporgehoben war (Avicenna und Averroës).

Dann aber ließen schon im 13. Jahrhundert die großen Scholastiker, vor allem Thomas von Aquin, aristotelische Originaltexte direkt aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzen, um so einen von arabischer Umbildung reinen Aristoteles zu haben.

Als im 14. und 15. Jahrhundert die humanistischen Studien wieder auflebten, wandte man sich auch in der Philosophie vielfach von der Scholastik ab, griff auf die antike Philosophie zurück und machte auch Versuche, neue Systeme zu schaffen. Es dauerte allerdings sehr lange, bis Werke zustande kamen, die mit den großen scholastischen Systemen wetteifern konnten. Aber auch in der ganzen folgenden Zeit sind die philosophischen Gedanken der großen Philosophen des Altertums nicht mehr aus dem abendländischen Denken verschwunden. Bei allen namhaften Philosophen fast ohne Ausnahme darf man behaupten, daß sie sich von dem antiken Geiste wenigstens Anregungen holten und sich daran erfrischten, wie unsere größten Dichter am Brunnquell der antiken Dichtung, mochten sie auf noch so eigenartigen Bahnen wandeln. In stets zunehmendem Maße gilt das aber vom 19. Jahrhundert und von unsern Tagen, so daß man fast vermuten könnte, daß Kants anfangs unbestrittene Alleinherrschaft, von der er schrittweise immer mehr an die Antike hat abgeben müssen, in Gleichstellung mit Platon und Aristoteles verwandelt werde. Dazu kommt, daß zwar Platon und Aristoteles noch immer die führenden Geister der Antike sind, daß aber auch ihre mittleren und kleineren Richtungen steigende Beachtung finden. Ein Trendelenburg, der Lehrer von Dillthey, Paulsen und Eucken, gilt als ausgesprochener Aristoteliker, und die zu neuem Leben erwachte scholastische Philosophie ruht ja auf aristotelischer Grundlage; Platons Einfluß auf Kant ist bekannt; Heraklit und die Eleaten wirkten mächtig auf Hegel ein; die von Epikur übernommene Atomenlehre Demokrits liegt heute noch dem Aufbau unseres Weltbildes zugrunde, nur ergänzt und verfeinert durch die Zerlegung der Atome in Elektronen; sogar der Sophist Protagoras kam bei der heutigen mehr aufs Positive eingestellten Richtung zu Ehren; die Beweisgründe der Skeptiker werden von fast allen teils zustimmend teils ablehnend berücksichtigt; Epikurs Physik bot dem Materialismus Stoff, die stoische Pflichtenlehre der autonomen Moral. — Und der Hauptgrund für diese ewige Rückkehr zur Antike? Weil die damaligen Fragestellungen so einfach und fest umrissen sind, während das heutige Denken bei der überreichen Fülle philosophischer Anregungen leicht und fast immer in Tiefen hinabsteigt, wo der Geist die Wegerichtung oder gar den Grund und Boden verliert.

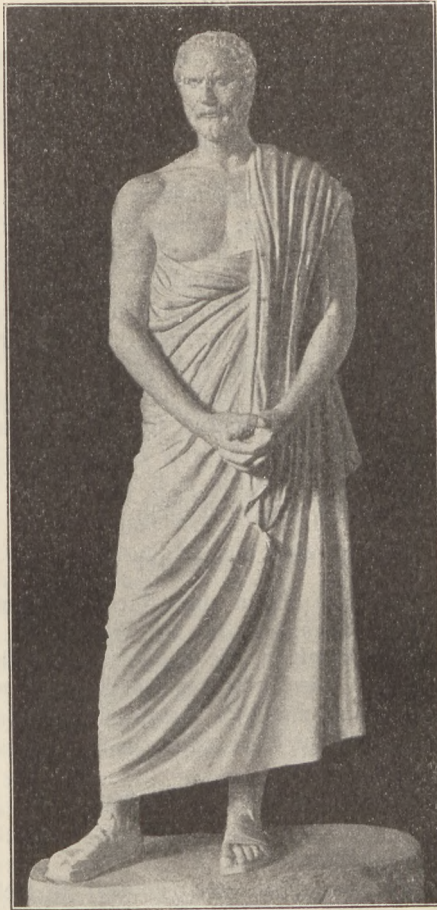


Abb. 5. Demosthenes, Vatikan.

Die Beredsamkeit.

§ 65. Entstehung und Entwicklung der Beredsamkeit¹.

Die Rede soll ihrem Wesen nach gesprochen werden und erfüllt erst durch mündlichen Vortrag ihren eigentlichen Zweck. So üben schon bei Homer Nestor und Odysseus durch die Gewalt ihres Wortes auf die Zuhörer starken Einfluß, und in den Versammlungen des Heeres und Volkes spielte die Rede eine bedeutsame Rolle. Auch in historischer Zeit wirkten z. B. Themistokles und Perikles durch die überzeugende Kraft und den hinreißenden Schwung ihrer Rede auf die Massen, die sie durch die Rede beherrschten. Niedergeschrieben wurden ihre Reden nicht, so daß wir bei-

¹ Vgl. Fr. Bläß, Die attische Beredsamkeit. 2. Aufl. Bd. I–III. Leipzig 1887–1898; E. Norden, Die antike Kunstprosa. Bd. I u. II. Leipzig 1898.

spielsweise die gewaltige Leichenrede des Perikles erst nur durch das Geschichtswerk des Thukydides kennenlernen. Wenn Thukydides und andere Geschichtschreiber in ihre Werke so vielfach Reden einfügten, so liegt darin ein weiteres Zeugnis für die Bedeutung, die die Rede für das öffentliche Leben hatte.

Erst mit der schriftlichen Aufzeichnung von Reden wird die Beredsamkeit zu einer Literaturgattung. Ihre Geschichte nahm ihren Anfang mit der Ausbildung der Theorie, die nicht im griechischen Mutterlande, sondern auf Sizilien, besonders in Syrakus, sich vollzog. Dort wirkten als Lehrer der Redekunst Korax (um 467) und sein Schüler Teisias, jener vorwiegend in mündlichem Unterrichte, dieser auch durch schriftliche Aufzeichnung der Vorschriften und Kunstgriffe seines Lehrers in einer „τέχνη ῥητορικὴ“, die ihren Weg auch nach Athen fand.

Von besonderer Bedeutung wurde Gorgias¹ aus Leontinoi, der im Jahre 427 nach Athen kam, um für seine Vaterstadt Hilfe gegen Syrakus zu erbitten. Er siedelte bald dauernd nach Athen über und gewann hier als Lehrer der Beredsamkeit großen Einfluß.

§ 66. Die Arten der Rede.

Die Redekunst fand in Attika einen für ihre Entwicklung günstigen Boden, weil dort als treibende Kräfte im Staatsleben die große Macht der athenischen Volksversammlung, die allgemeine Beteiligung des Volkes an deren Beratungen und das Recht der Redefreiheit (*παῤῥησία*), ferner die Prozeßsucht der Athener und ihre Redefreudigkeit besonders wirksam waren. Daher bildete sich die Rede naturgemäß in drei besonderen Gattungen aus als:

1. *γένος δικανικόν* in Reden vor Gericht,
2. *γένος συμβουλευτικόν* (oder *δημηγορικόν*) in Reden vor dem Räte und der Volksversammlung,
3. *γένος επιδεικτικόν* (oder *πανηγυρικόν*) in Reden vor dem gesammelten, aus festlichen oder traurigen Anlässen versammelten Volke.

Alle diese Gattungen wurden in der Blütezeit der Beredsamkeit ein Jahrhundert hindurch, etwa vom Beginne des Peloponnesischen Krieges bis kurze Zeit nach dem Untergange der griechischen Freiheit bei Chaironeia (338), theoretisch gelehrt und praktisch geübt in der Weise, daß fast alle großen Redner zugleich auch als Lehrer der Redekunst tätig waren. Dazu kam dann noch betreffs der Prozeßrede eine besondere Klasse von Rednern, die sog. Logographen, die gegen Lohn Reden für andere schrieben. Diese Tätigkeit hatte ihren Ursprung in dem athenischen Gesetze, daß vor Gericht jeder Streitende seine Sache selbst führen mußte.

§ 67. Der „Kanon“ der attischen Redner.

Von den zahlreichen Rednern der Blütezeit wurden durch die Pergamenischen Grammatiker (um 125 v. Chr.) zehn, die man im Altertum

¹ Nach ihm benannte Platon seinen Dialog „Gorgias“, indem er die sittliche Nichtigkeit der Rhetorik als einer Schein- und Schmeiçelkunst gegenüber der wahren Wissenschaft, der Philosophie, ins rechte Licht stellt.

als die hervorragendsten Vertreter der Redekunst schätzte, in einem sog. Kanon (*κανών* = Richtschnur, Muster) zusammengestellt: 1. Antiphon, 2. Andokides, 3. Lysias, 4. Sokrates, 5. Isaios, 6. Demosthenes, 7. Lykurgos, 8. Hyperides, 9. Aischines, 10. Deinarchos.

§ 68. Lysias.

Die ältesten uns bekannten attischen Redner aus der Zeit des Peloponnesischen Krieges sind Antiphon und Andokides, beide erbitterte Gegner der Demokratie. Andokides ist durch seine Teilnahme am Hermenfrevel bekannt. Er rettete sich durch Angabe der Schuldigen und führte hernach ein unstätes Wanderleben als Kaufmann. Antiphon war nach seinen erhaltenen Reden, in der Mehrzahl Übungsreden zum Unterricht seiner Schüler bestimmt, eine Autorität im Kriminalrecht. Lysias (449 oder 445–378), war in Syrakus als Sohn des Kephalos geboren, der um 440 auf Veranlassung des Perikles von Syrakus nach Athen übersiedelte und als Metöke im Piräus eine Schildfabrik betrieb. Wahrscheinlich um 430 kehrte Lysias wieder nach Unteritalien zurück und zwar in die von Perikles gegründete Kolonie Thurioi, nahm hier Unterricht in der Rhetorik und Politik bei Teisias und kam im Jahre 411 wieder nach Athen. Auch er betrieb hier mit seinem Bruder Polemarchos, beide als *μετοικοι* im Piräus wohnend, eine Schildfabrik mit 120 Sklaven. Ihr Reichtum erregte die Habgucht der Dreißig, die den Polemarch den Schirlingsbecher trinken ließen und den größten Teil des Vermögens einzogen. Mit einem Reste desselben entwich Lysias nach Megara, von wo aus er in Verbindung mit Thrasybul die Herstellung der Demokratie betrieb. Nachdem diese gelungen, beantragte Thrasybul zur Belohnung für Lysias ohne Erfolg die Aufnahme als athenischer Bürger.

Im Jahre 403 klagte Lysias den Eratosthenes als Mörder seines Bruders Polemarchos an in der Rede *κατὰ Ἐρατοσθένους*, der ältesten von den uns erhaltenen und zugleich der einzigen, die der Redner selbst gesprochen hat. Nachdem er schon zuvor als Lehrer der Beredsamkeit tätig gewesen war, begründete er durch diese von heiligem Zorne flammende und die in Athen herrschende politische Mißwirtschaft grell beleuchtende Rede seinen Ruf als Logograph und bildete sich von nun an zum bedeutendsten Vertreter der für andere geschriebenen Prozeßrede aus. Diese gerichtlichen¹ Reden des Lysias, durchweg für einfache Bürgerleute geschrieben, sind Muster der attischen Sprache und bekunden eine vollendete Meisterschaft des schlichten, kunstlosen Stiles (*genus dicendi tenue*) und der klaren, anschaulichen Erzählung und Beweisführung; ihre Wirkung beruht in der ruhigen, überzeugungsvollen, sachlichen Darlegung des Tatbestandes und in der Berücksichtigung der Individualität des Redenden.

Von seinen zahlreichen Reden sind nur 34 auf uns gekommen; auch diese sind noch teilweise unvollständig und nicht unbestritten echt. In seiner Redeweise lehnte sich an Lysias an Isaios, der Zeitgenosse des Sokrates, ein gesuchter Anwalt in Erbschaftsangelegenheiten.

¹ Von der Staatsrede war L. als Fremder gesetzlich ausgeschlossen.

§ 69. Isokrates.

Isokrates, geb. 436 in Athen, der bedeutendste Schüler des Gorgias, stand in Verbindung mit Sokrates und Platon, der ihn in seinen Dialogen heftig bekämpft. Er wandte sich der Redekunst zu und wurde, da er wegen schwacher Stimme und Schüchternheit persönlich nicht mit Erfolg auftreten konnte, Logograph. Die Unannehmlichkeiten jedoch, welche die Praxis mit sich brachte, veranlaßten ihn, nach etwa 10jähriger Tätigkeit dieselbe aufzugeben und Lehrer der Beredsamkeit zu werden. Er eröffnete um 388 eine Rednerschule, in der er junge Männer zu Rednern ausbildete und ihnen auch anderweitige im staatlichen und gesellschaftlichen Leben nützliche Kenntnisse vermittelte.

Isaios, Lykurgos, Hypereides und Aischines sind aus seiner Rednerschule hervorgegangen. Seine Lehrtätigkeit brachte ihn auch in Beziehung zu hochgestellten Männern, wie König Archidamos von Sparta und Philipp von Makedonien, die seinen Rat und seine Rede begehrten und ihn dafür mit fürstlicher Freigebigkeit belohnten. Da übrigens jeder seiner zahlreichen Schüler für einen 3–4jährigen Kursus 1000 Drachmen zahlte, wurde Isokrates bald ein wohlhabender Mann.

Was nun insbesondere den rhetorischen Unterricht in seiner Schule angeht, so erstreckte er sich auf die Theorie der Beredsamkeit, teils auf die Einübung vorgelesener Musterreden, teils endlich auf Anleitung zur Ausarbeitung von eigenen Reden oder Abschnitten von solchen. Unter den von Isokrates selbst verfaßten Musterreden erregen das meiste Interesse die der epideiktischen Gattung. Diese großen Prunkreden waren zugleich politische Flugschriften und für den Verfasser das Mittel, seine Ideale vom Zusammenschluß aller Hellenen zu gemeinsamer Bekämpfung der Barbaren unter das Volk zu bringen, Ideale, die bei dem damaligen Stande der Dinge nicht mehr zu verwirklichen waren. Nicht lange nach der Schlacht bei Chaironeia führte der Greis durch Verweigerung der Nahrungsaufnahme den Tod herbei, um den Altersleiden ein Ende zu machen. Die berühmtesten seiner epideiktisch-politischen Reden sind: der *Πανηγυρικός*, eine 380 dem Sinne nach in Olympia vor der panhellenischen Festversammlung gehaltene, durch abgerundeten Periodenbau, klangvollen Rhythmus, Reinheit der Sprache und Vaterlandsliebe ausgezeichnete Lobrede auf Athen, die dieser Stadt das Recht auf die Hegemonie zuspricht, und der *Παναθηναϊκός*, eine Rede, die mit greisenhafter Weitschweifigkeit ohne wesentlich neue Gedanken das Lob Athens in denselben Tönen singt, wie der *Πανηγυρικός*, und zugleich die rhetorische Kunst des Verfassers selbstgefällig verherrlicht.

§ 70. Demosthenes¹.

Demosthenes, Sohn des Demosthenes, aus dem attischen Demos Paiania, wurde wahrscheinlich 383 als Sohn des Besitzers einer mit 30 Sklaven betriebenen Waffenfabrik geboren. Noch nicht 8 Jahre alt, verlor er seinen Vater durch den Tod und wurde durch unehrliche Vormünder um sein Vermögen (15 Talente) betrogen. Von Isaios in der

¹ G. Clemenceau (der französische Staatsmann), Demosthenes geht in deutscher Übersetzung.

Redekunst unterwiesen und mit juristischen Kenntnissen ausgestattet, zog er einen der Vormünder vor Gericht und erwirkte, obgleich erst 20 Jahre alt, die Verurteilung des ungetreuen Vormundes zu 10 Talenten Schadenersatz, mußte sich aber schließlich zu einem mageren Vergleiche bereit finden.

So durch die Unehrllichkeit seiner Vormünder zu den ersten Versuchen im Reden gezwungen, suchte er, um des Erwerbes willen, sich als Redner auszubilden. Es ist bekannt, mit welcher Entschlossenheit der junge, strebsame Mann die Gebrechen seiner Natur, das Zucken mit der Achsel, die schlechte Aussprache des *o* und das zaghafte Bangen gegenüber dem rauschenden Lärm der Volksmenge durch das über der Schulter aufgehängte Schwert, durch Steinchen, die er in den Mund nahm, sowie durch Sprechen gegen die brandenden Wogen des Meeres bekämpfte und erfolgreich überwand. Diese Tatkraft hat den Redner durch sein vielbewegtes Leben begleitet.

Sein Werden und Wachsen als Redner vollzieht sich in drei Perioden¹. In der ersten Periode sehen wir ihn als redenschreibenden Anwalt im Kampfe um seine bürgerliche Existenz; in der zweiten tritt er persönlich als Redner auf, zumeist in Privatprozessen, aber durchweg solchen, in denen zugleich auch ein öffentliches Interesse in Frage kam, zum Teil auch in durchaus öffentlichen Prozessen; die dritte Periode endlich zeigt ihn als Staatsredner auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung.

Die Tätigkeit des Sachwalters bildete für Demosthenes, wie später in Rom für Cicero, die Vorstufe zum staatsmännischen Wirken. Sie bot ihm Gelegenheit zur Übung und lenkte die Aufmerksamkeit auf ihn. Als Anwalt geschätzt und gesucht, setzte er sein Wirken als solcher auch durch die zweite Periode seines Lebens und Schaffens, ja sogar in die dritte hinein fort, bis schließlich die politischen Kämpfe seine Kraft so in Anspruch nahmen, daß für private Tätigkeit kein Raum mehr übrig blieb.

In der zweiten Periode seiner Beredsamkeit ist von Bedeutung die erste von ihm selbst in öffentlicher Sache gehaltene Rede *πρὸς Δελτινῶν* (355), worin er den zur Besserung der Finanzlage des Staates von Leptines gestellten Antrag, die Steuerfreiheit (*ἀτέλεια*) auf die Nachkommen des Harmodios und Aristogeiton zu beschränken, erfolgreich bekämpfte, indem er in glänzender Ausführung darauf hinwies, daß der Staat die Pflicht habe, verdiente Bürger auch durch Steuererlaß zu belohnen.

In der dritten Periode, der des staatsmännischen Wirkens, griff der Redner in seinen *δημηγορίαι*, die er persönlich zu wirkungsvollem Vortrage bringt, mit der ganzen Tatkraft seiner Natur, mit begeistertster Liebe zu seinem Volke und Vaterlande und glühendem Hasse gegen dessen Feinde in die auswärtige Politik ein, all seine Kraft einsetzend, um Griechenland von der durch den Makedonenkönig Philipp drohenden Unterwerfung zu retten. Demosthenes ersteigt hier die höchste Stufe seines Könnens, zugleich die höchste Stufe der griechischen Beredsamkeit, ja, vielleicht der Redekunst aller Zeiten und Völker.

¹ Vgl. A. Schäfer, Demosthenes u. seine Zeit. Bd. I—III. Leipzig 1885—87; E. Drerup, Demosthenes im Urteile des Altertums, Würzburg 1923.

Der athenische Staat befand sich zu jener Zeit sowohl im Innern als nach außen in der traurigsten Lage. Theben hatte seine Hand auf die wichtige attische Grenzfestung Dropos gelegt, Alexander von Pherä lief mit seiner Flotte ungehindert in den Piräus ein, die Bundesgenossen hatten sich größtenteils selbständig gemacht, und all diesem äußeren Mißgeschick stand das athenische Volk in träger Schlawheit gegenüber. Demosthenes trat zunächst nur bei besonderen Anlässen hervor, indem er z. B. die heißblütigen Athener warnte, sich in einen übereilten Krieg gegen die Perser zu stürzen.

Dann aber trat er, als Mensch an Jahren und an Urtheil voll gereift, als Redner in unentwegtem Streben bei höchster Begabung zu unbestrittener Meisterschaft emporgewachsen, als Staatsmann über das Ziel seines zukünftigen rednerischen und politischen Wirkens zur Klarheit gelangt, in den großen Kampf gegen König Philipp von Makedonien.

Das siegreiche Vordringen Philipps in Thrakien, seine Bündnisse mit Byzanz und Perinth, die schwere Bedrohung der dortigen athenischen Interessen ließen ihn, 351, in der ersten Philippika zum ersten Male seine Stimme gewaltig erheben zur Mahnung an die träge Menge, zu rüsten gegen den gefährlichen Feind und außer dem Söldnerheere eine eigene Bürger-Abteilung gegen ihn ins Feld zu stellen. Doch Philipp konnte ungehindert seine Pläne verfolgen. Er bedrängte Olynth auf der Chalkidischen Halbinsel, das schon seit 351 dringend Hilfe von Athen erbat. Da hielt Demosthenes, um die Athener zu entschiedener Hilfeleistung aufzurütteln, 349 seine 3 wuchtigen Olynthischen Reden. Das athenische Bürgerheer kam zu spät, die Stadt fiel in Philipps Hand und wurde dem Erdboden gleichgemacht.

Da nun Athens ohnehin nur geringe Kraft durch den Kampf nahezu erschöpft war, und die Unsicherheit des Meeres infolge des Kriegszustandes seinen so wichtigen überseeischen Ausfuhrhandel zu vernichten drohte, war die Stadt zum Frieden mit Philipp bereit. Eine Gesandtschaft von 10 Männern, unter denen sich auch Demosthenes und Aischines befanden, begab sich zu ihm, um über die Bedingungen zu verhandeln. Demosthenes gab widerwillig, aber in der Überzeugung von der unabweisbaren Notwendigkeit des Friedens für Athen, seine Zustimmung zu den Friedensbedingungen (346), obwohl nach ihnen das für Athen so wichtige Amphipolis im Besitze Philipps verblieb.

Als dieser bald darauf durch eine Versammlung des Amphiktionenbundes die Phoker aus dem Bunde ausstoßen und ihre beiden Stimmen auf sich und seine Nachkommen übertragen ließ und nun durch Gesandte in Athen die Anerkennung seiner Zugehörigkeit zum Amphiktionenbunde forderte, trat Demosthenes in seiner Rede *περὶ εἰρήνης* für den Frieden ein, da er Zeit gewinnen wollte. Er benutzte diese anfangs zu stillem Wirken im antimakedonischen Sinne, trat aber nach und nach freier gegen Philipp auf. Seine in diesem Sinne gehaltenen Reden sind: die zweite Philippika (342), die Rede *περὶ τῶν ἐν Χερσόννησιν* (341), worin er mit Erfolg die Unterstützung der Philipps Vordringen entgegenwirkenden Flotte in den Gewässern der Thrakischen Halbinsel forderte, und vor allem

die nach Inhalt und Form gewaltige dritte Philippika (341), durch die er alle griechischen Staaten zum Bunde gegen Philipp aufruft. Wirklich erfolgte, als Philipp die mit Athen verbündeten Städte Perinth und Byzanz angriff, 340 die offene Kriegserklärung Athens. Demosthenes reiste selbst nach Thrakien, schloß ein Bündnis mit Byzanz und trat in Verbindung mit den benachbarten persischen Satrapen. So wurde Philipp mit persischer Hilfe gezwungen, zuerst die Belagerung von Perinth und dann die von Byzanz aufzugeben (339). Aber in demselben Jahre gelang es ihm, bei dem von Mischines veranlaßten heilige Kriege gegen Amphissa wiederum in Mittelgriechenland einzudringen und Elateia, den Schlüssel des mittleren Griechenland, zu besetzen. Demosthenes brachte zwar ein Bündnis zwischen Athen und Theben zustande, aber schon im folgenden Jahre (338) trug die Niederlage bei Chaironeia alle Hoffnungen auf Erhaltung der griechischen Freiheit endgültig zu Grabe.

Demosthenes, der selbst als Hoplit mitgekämpft hatte, erhielt den ehrenvollen Auftrag, die nicht erhaltene Leichenrede auf die Gefallenen zu halten. Er ließ sich auch jetzt in der allgemeinen Bestürzung nicht niederbeugen, traf vielmehr alsbald Vorbereitungen, die Stadt gegen einen zu erwartenden Angriff Philipps zu verteidigen. Seine Verdienste um das Vaterland blieben nicht ohne Anerkennung. Ktesiphon beantragte (338), den Demosthenes am Feste der großen Dionysien im Theater mit einem goldenen Kranze feierlich zu bekränzen. Aber Mischines erhob Einspruch, indem er gegen Ktesiphon eine Klage (wegen geschwichtigen Antrages an die Volksversammlung) vor Gericht einreichte. Acht Jahre zog sich diese Angelegenheit hin, bis sie im Jahre 330 durch die Rede des Demosthenes *περὶ στεφάνου* zur Entscheidung gebracht wurde: Diese Rede ist als Meisterwerk seiner politischen Beredsamkeit zu bezeichnen. Ihre Größe und Wirkung liegt sowohl im Inhalte, nämlich in dem wohlbegründeten Hinweis auf seine, des Redners, wirklichen Verdienste, wobei die Ereignisse der jüngsten Vergangenheit Griechenlands an unserem Auge vorüberziehen, als auch in der kunstvollen Form und der für die gewünschte Wirkung geschickt getroffenen Anlage. So war trotz rechtlicher Bedenken der Erfolg auf seiner Seite, und Mischines, der nun dem Vaterlande den Rücken wandte, unterlag.

Fünf Jahre später wurde Demosthenes mit mehreren anderen Staatsmännern und Rednern in einen Prozeß verwickelt, da man ihn beschuldigte, von Harpalos, dem ungetreuen Finanzminister Alexanders des Großen, 25 Talente angenommen zu haben. Er wurde, obwohl er die Unwahrheit dieser Beschuldigung in einer Rede (*περὶ τοῦ χρυσοῦ*) nachzuweisen versuchte, zur Zahlung von 50 Talenten verurteilt und floh, da er nicht zahlen konnte, nach Ägina. Die Versuche, die er von hier aus machte, seine Ehre wiederherzustellen und sich die Heimkehr zu ermöglichen, blieben ohne Erfolg, bis die Macht der Ereignisse selbst für ihn wirkte.

Die Kunde von Alexanders Tode weckte noch einmal in den Herzen der Griechen den alten Freiheitsdrang. Die Athener riefen Demosthenes zurück und traten, durch sein Wort begeistert, an die Spitze der Bewe-

gung zur Befreiung von dem makedonischen Joch. Mit der Niederlage bei Krannon (August 322) erlosch auch dieser Hoffnungschimner; Antipater besetzte Athen und ließ die entflohenen Führer der antimakedonischen Partei, unter diesen auch Demosthenes und Hypereides, der im Kampfe gegen Philipp und Alexander als Redner auf der Seite des Demosthenes gestanden hatte, zum Tode verurteilen. Hypereides wurde unter grausamen Qualen hingerichtet, und Demosthenes, der im Poseidontempel auf der Insel Kalauria eine letzte Zuflucht gesucht hatte, entging demselben Schicksal nur durch freiwilligen Tod, indem er Gift nahm (Oktober 322).

Demosthenes war als Redner eine durchaus eigenartige Persönlichkeit, ein Mann von der größten geistigen und insbesondere rednerischen Begabung. Mit klarem, scharfem Verstande wußte er stets das Wesentliche der politischen Lage zu erfassen, arbeitete seine Gedanken über dieselbe auf das sorgfältigste aus, verfügte über alle Kunstmittel der Rede in Rhythmus, Wortstellung, Bildern und Figuren, besonders in der von ihm neu eingeführten Figur der Steigerung (*κλιμαξ*), und verschmähte auch nicht, durch die Kunst der Anordnung auf seine Zuhörer zu wirken. Die in fleißiger Arbeit geschaffene Rede brachte er dann als vollendetes Werk, von einem sicherem Bedächtnisse gestützt, zu wirkungsvollem Vortrage. Packend war dieser zunächst durch den Inhalt des Besagten, aus dem der höchste sittliche Ernst, die Wahrheit der Überzeugung (seine gerühmte *δεινότης*), die feurigste Liebe zum Vaterlande und der männliche, entschlossene Wille, für die Ehre und Freiheit desselben alles einzusetzen, begeistert zum Volke sprachen, sodann durch die besondere Kunst des Vortrages, wobei in freiestem und beweglichstem Gebärdenpiel bei aller Vornehmheit des Auftretens die im Innern lebendige Begeisterung in Hand und Auge trat, so daß man in dem Redner zugleich auch den ganzen Menschen sah.

Wenn auch sein Charakter von persönlichen und politischen Gegnern schwer angefeindet war, so wurden ihm 42 Jahre nach seinem Tode die Athener doch gerecht, indem sie den Antrag seines Neffen Demochares, dem großen Oheim ein öffentliches Standbild zu errichten, freudig annehmen und in Anerkennung seiner uneigennütigen Liebe zum Vaterlande auf das Standbild die Worte schrieben:

*εἶπερ ἴσθη ὄμνην γνώμη, Δημοσθένες, εἶγες,
οἴποτ' ἂν Ἑλλήνων ἦρξεν Ἄρης Μακεδόν.*

Von den Zeitgenossen des Demosthenes verdienen Erwähnung als tüchtige Redner Lykurgos, auch als trefflicher Verwalter der Finanzen gerühmt, und der schon oben genannte Hypereides, der als Meister der Anmut der Rede vielfache Anerkennung fand. Ein Nachahmer des Demosthenes war Deinarchos, der noch im 3. Jahrhundert lebte.

§ 71. Aischines.

Aischines, geb. 389 zu Athen, kämpfte anfangs trotz persönlicher Feindschaft gegen Demosthenes noch für die Sache Griechenlands, wurde aber bei Gelegenheit der Friedensgesandtschaft nach Makedonien (s. S. 100) von Philipp ganz gewonnen. Von Demosthenes wegen seines Verhaltens

bei diesem Friedensschlusse des Hochverrats angeklagt, schrieb er 343 zu seiner Verteidigung die Rede *περὶ παραπροσβείας*. Auch in seiner weiteren politischen Tätigkeit stand er durchaus auf makedonischer Seite; insbesondere hat er als Beamter des Amphiktionenbundes den heiligen Krieg gegen Amphissa 339 veranlaßt, der Philipp den bewaffneten Zug nach Griechenland und den Sieg bei Chaironeia (338) ermöglichte. Als Führer der makedonischen Partei kam er auch in den Verdacht, von Philipp durch Bestechung erkauft zu sein, und mußte in dem Prozesse gegen Ktesiphon (s. S. 101) trotz seiner glänzenden Rede *κατὰ Κτησιφώντος* erfahren, wie tief er in der Achtung seiner Mitbürger gesunken war. Seine empfindliche Niederlage trieb ihn fort von Athen nach Kleinasien, wo er namentlich in Rhodos noch längere Jahre als Lehrer der Beredsamkeit wirkte und, ohne in die Heimat zurückgekehrt zu sein, im Alter von 75 Jahren (314) starb.

Erhalten sind uns von Aischines nur 3 Reden (unter diesen die beiden genannten). Reicht er bei seinem Mangel an sittlicher Tiefe an die ergreifende Gewalt seines Gegners Demosthenes auch nicht entfernt heran, so hat er vor diesem andererseits den Vorzug eines gewandten und temperamentvollen Stegreifredners; auch sind ihm Fülle und Klarheit der Gedanken, leichte und liebliche Anmut der Sprache nicht abzusprechen, so daß die Alten seine 3 Reden mit den 3 Crazien verglichen.

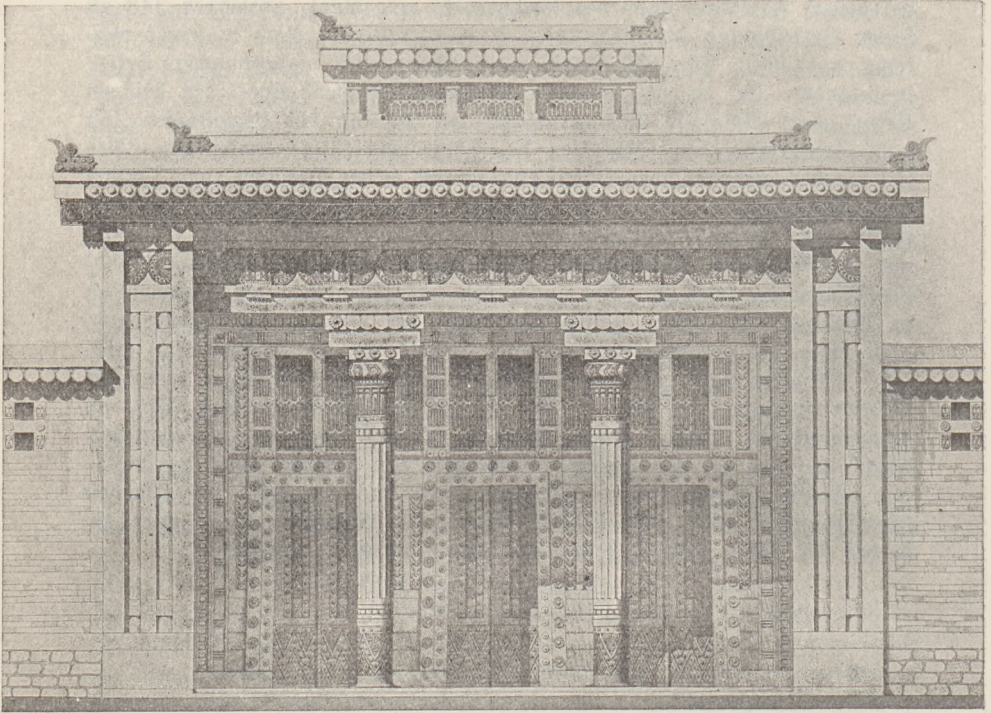


Abb. 6. Mykenischer Palaß. (Rekonstruktion von Chipiez.)

Realien zu Homer.

§ 72. Vorbemerkung.

Daß es ein homerisches Troja gegeben hat, ist seit den Ausgrabungen Schliemanns und Dörpfelds auf dem Hissarlik-Hügel nicht mehr zweifelhaft¹; ebensowenig, daß darum gekämpft worden ist; auch über die Bau- und Lebensweise der Bewohner hat der Spaten Aufschlüsse gebracht, die zur Veranschaulichung der Beschreibungen des Dichters dienen können. Aber bei den Personen und ihren Handlungen, sowohl in Troja wie bei ihren über See gekommenen Feinden, wußte man nicht, ob man es nur mit Sagen, wohl gar auch Erfindungen Homers zu tun habe oder mit geschichtlichen Tatsachen. — Auf diese Ungewißheit scheint in diesen Tagen ein helles, sogar urkundliches Licht zu fallen. Um die Zeit des Trojanischen Krieges gab es außer in Ägypten und den Euphratländern noch eine Großmacht: die schon lange bekannten Hettiter, die zur Zeit ihrer größten Macht über ganz Kleinasien herrschten. In ihrer Hauptstadt, dem heutigen Boghasköi,

¹ E. Betsche, Die trojanischen Ausgrabungen² und die Homerkritik. Neue Jahrb. 1904. 1, 1 ff.

haben deutsche Forscher ein aus 11000 Tontafeln bestehendes, in Keilschrift geschriebenes Staatsarchiv ausgegraben (jetzt in Berlin), das von dem Orientalisten Emil Forrer entziffert wird (Mitteilungen der Deutschen Orientgesellschaft 1924, Nr. 63). Dieses Archiv führt uns in die Zeit von 1370—1100, die Blütezeit des Reiches. Unten den Urkunden ist eine des Hettiterfürsten Mursilis, der 1337—1312 regierte, besonders aufschlußreich. Darin bitten die Luggaomnes (*Λυγαῖνες, Λυκιοι, Lykier*) um Kriegshilfe sowohl den Mursilis, als auch den Tavagalavas (Eteokles), König der Ujavalas (Uoler) in Uhhijava (Uchaja). Und während der Regierung des Enkels des Mursilis (1260—1225) befindet sich in Uchaja ein Attarissijas (Atrous) als Kuirvanas (*κοιρανός, Herrscher*), vielleicht gar der Vater der homerischen Atriden Ugamemnon und Menelaos, der mit dem Hettiterfürsten weniger glücklich in Karien, mit Erfolg auf Zypern kämpfte. — Danach müßten sowohl der Uolerfürst Eteokles wie Atrous über große Staaten geherrscht haben. — Von dem Vater des Eteokles, Andreus, berichtet die Sage, daß er die böotische Landschaft besiedelt habe, die nach ihm die andreische benannt sei, daß er erster König in dem durch seine wieder aufgedeckten Burganlagen bekannten Orchomenos gewesen sei und eine Enkelin des mit dem goldenen Blicke in Verbindung stehenden Athamas geheiratet habe. Von seinem Sohne und Nachfolger Eteokles wird nur berichtet, daß er Stifter des Kultes der drei Charitinnen gewesen sei. — Auf einer andern Tontafel werden die Landschaften an der kleinasiatischen Westküste von Süden nach Norden aufgezählt, und als letzte wird genannt Taruisa, vermutlich Troja.

Über selbst wenn durch diese Funde, was keineswegs sicher feststeht, die Geschichtlichkeit der Helden der griechischen Sage, der Kämpfe in Kleinasien und die Festlegung derselben auf eine bestimmte Zeit, erwiesen sein sollte, so bleibt trotzdem immer noch die Schwierigkeit der Erläuterung und Veranschaulichung der sog. homerischen Realien in vollem Umfange bestehen. Sie ist aufs engste mit den Anschauungen über die Entstehung der homerischen Gedichte verbunden, die nach der Meinung namhafter Forscher in dem langen Zeitraum, der die kretisch-mykenische, die geometrische und die orientalisierende Kunst des 8. Jahrhunderts umspannt entstanden sind und erst am Ende dieses Zeitabschnittes die uns vorliegende Gestalt erhalten haben. Alle Perioden haben ihre Spuren in den Gedichten hinterlassen¹.

Für Die Götter und die Beziehungen der Menschen zu ihnen vgl. Die Griechische Religion: Der homerische Rationalismus und Anthropomorphismus.

§ 73. Gebet. Opfer. Eidschwur².

Um rein vor die Götter zu treten, wusch man entweder den ganzen Körper oder doch wenigstens die Hände. Man betete stehend und hielt

¹ Vgl. Frederik Poulsen, Der Orient und die frühgriechische Kunst. Leipzig 1912. Kap. 12. Die Denkmäler und die homerischen Gedichte. Zur homerischen Frage vom archäologischen Standpunkt aus kurz berichtend S. Karo in Reallexikon der Vorgeschichte hg. von M. Ebert V 356 ff.

² Vgl. zum Folgenden G. Finsler, Homer³, Leipzig 1914.

die Handflächen dahin ausgestreckt, wo man sich die Gottheit dachte. Beim Bittgebet erwartete man die Erhörung nicht als freies Gnadengeschenk der Götter, sondern als Gegenleistung für eigene Verdienste, etwa für Spenden, Tempelbauten (do, ut des) oder durch das Gelübde, sie ihnen für ihre Hilfe darzubringen, oder auch durch die Berufung auf früher erwiesene Günst.

Es gab drei Arten Opfer: 1. Weihgeschenke (τὸ ἀνάθημα): kostbare Schmuckstücke oder Kleider für die Altäre oder Statuen der Götter. 2. Trankopfer (ἡ λοιβή, σπονδή) wurden außer andern Anlässen besonders zu Beginn eines jeden Trinkgelages dargebracht, indem man einige Tropfen des mit Wasser gemischten Weines auf den Boden schüttete; bei feierlichen Anlässen mußte der Wein jedoch ungemischt sein. 3. Schlachtopfer wurden zumeist von mehreren Tieren dargebracht (ἐκατόμβη), wobei die mit Fett umwickelten Schenkelknochen für die Götter verbrannt wurden (κρίσις, Fettdampf). Die edleren Eingeweide dagegen und das übrige Fleisch wurden gebraten und von den Teilnehmern verzehrt.

Die Opfertiere mußten makellos (τέλειος) sein und durften keine Arbeit für Menschen verrichtet haben. Den Göttern wurden männliche, den Göttinnen weibliche Tiere geopfert, den himmlischen Gottheiten weiße, den unterirdischen schwarze.

Man schwört bei dem, was über dem Schwörenden steht, oder was ihm besonders lieb ist, oder was er besonders fürchtet. Der furchtbarste Eid für die Götter ist der beim Styx, weil ein eidbrüchiger Gott in den Tartaros gestürzt wird. Die Menschen schwören bei den Göttern, aber auch beim gastlichen Tische, beim Herde, beim Zepher. Bei besonders feierlichen Eidschwüren wurden mancherlei Zeremonien beobachtet, wozu dann noch Trankspenden und Tieropfer kamen; doch mußten dabei die geopferten Tiere vernichtet werden.

§ 74. Der homerische Mensch.

Der homerische Mensch besteht aus Körper, Lebenshauch (ψυχή) und Geist (δνμός); nur selten werden Psyche und Thymos verwechselt. Der Lebenshauch durchdringt den ganzen Körper, ist aber mit ihm nur als schattenartiger Doppelgänger verbunden, von dem er trennbar ist, so daß er nach der Scheidung in seiner irdischen Gestalt ein besonderes Schattenleben in der Unterwelt weiterführen kann. Er ist Träger bloß des Bewußtseins und damit wohl auch des Denkens, Erkennens und Wissens (νόος), worüber sich der Dichter allerdings nicht besonders klar ausgedrückt hat; für die Taten des Menschen ist er aber nicht verantwortlich, kann daher auch in der Unterwelt nicht belohnt oder bestraft werden. Anders steht es mit dem Geiste, dem Thymos: er durchdringt nicht den ganzen Menschen, sondern sein Sitz wird in das Herz und noch häufiger in das Zwerchfell (φρόνη, meist Plural φρόνες) oder allgemein in die Brust verlegt und geht mit seinem Körperteile zugrunde, sobald diesen der Lebenshauch verlassen hat. Der Thymos ist der eigentliche Träger der geistigen Persönlichkeit, umfaßt das ganze Fühlen und Wollen, die Affekte und Leidenschaften und steht als besonderer Teil zum ganzen Menschen im

Begensatz; daher spielt sich die Überlegung über folgenschwere Entschlüsse oft genug in der Form eines Zwiegesprächs des ganzen Menschen mit diesem seinem Teile ab; er fragt seinen Thymos, hört auf seine Worte und Ratschläge, befolgt sie meist, aber braucht sie nicht zu befolgen, weder wenn der Thymos aus sich noch wenn er auf göttlichen Antrieb etwas anrät, und aus dieser Möglichkeit erklärt sich die Handlungsfreiheit und weiter die Verantwortlichkeit des homerischen Menschen für seine Taten. Der Antrieb zu schlimmen Taten kann im Geiste, im Thymos, selber liegen, das ist der Übermut (*ἕβρις*) oder eine andere Leidenschaft; oder sie kann von außen kommen, von einem Gotte oder einer feindseligen Schicksalsmacht (*μοῖρα*), und diesen letzteren wird am liebsten, von den Freolern selber, aber auch von andern, die eigentliche Schuld beigemessen.

§ 75. Die sittlichen Zustände.

Im Verkehr mit andern kennzeichnet sich der homerische Mensch durchaus als ein Naturmensch. Keinerlei Anstandsregeln hindern ihn, seine Gedanken, Empfindungen und Bestrebungen mit rücksichtsloser Offenheit zu äußern, und kein Gebot der Höflichkeit zwingt ihn, einem Unbekannten etwa die Ehre eines achtungswerten Mannes ohne weiteres zu erweisen. Diese naturwüchsigte Offenheit findet jedoch eine starke Einschränkung gegenüber Bittflehenden und Gastfreunden. Bei Bittflehenden kann man gar von einer Art Zeremoniell sprechen, wenn man an die Aufnahme des Odysseus bei den Phäaken denkt; und einem Diomedes steht die Gastpflicht gegenüber dem noch nie gesehenen Gastfreunde Blaukos höher als die Pflicht des Kriegers gegenüber dem bewaffneten Feinde.

Die körperlichen Vorzüge eines Menschen werden mindestens ebenso hoch geschätzt wie die geistigen. Jene sind Schönheit, Kraft und Schnelligkeit, überhaupt die kriegerische Tüchtigkeit (*ἀρετή*). Die geistigen Vorzüge sind Klugheit und Redegewandtheit und zudem die sittliche Scheu vor allem Heiligen oder Verehrungswürdigen (*ἡ αἰδώς*).

Die adligen Menschen bei Homer kennzeichnet vor allem ihr hochgespanntes Ehrgefühl, das in ihrer Abstammung von Zeus seinen tiefsten Grund hat. Es zeigt sich in seiner schlimmsten Gestalt als Übermut, der dann Selbstüberhebung, Mitleidslosigkeit, Undank und Freveltaten im Gefolge hat; in seiner schönsten als Ehrliche, als Verlangen nach Ruhm und Auszeichnung und nach einem ewig währenden guten Namen. Nicht so sehr der Verlust der geliebten Briseis war es, der den Achilleus kränkte, nein, Agamemnon hatte ihn wie einen ehrlosen Beisassen behandelt. So erklärt sich auch die besondere Art ihrer kriegerischen Tapferkeit. Die drohende Gefahr, das schöne, lichte Leben mit dem dunklen, freudlosen Hades zu vertauschen, mußte sie eigentlich vom Kampfe fernhalten. Aber sterben mußten sie ja später doch einmal, und es fragte sich daher nur, was höher zu bewerten sei, ein ehrloses Leben hier oder das dumpfe Schattenleben dort zu führen. Ihre Tapferkeit ist daher eine bewußte, überlegte Tapferkeit und steht höher als die der germanischen Helden, die durch einen ehrlichen Schlachtentod doch Walhallas Freuden gewannen. — Mit dem hochgespannten Ehrgefühl hing aber auch ihre leichte Erregbar-

keit zusammen. Nicht die Genußsucht oder die Sinnlichkeit sind ihre Hauptlaster, sie kommen fast gar nicht vor; neben dem Übermut und neben der den Griechen auch jetzt noch im Blute liegenden Besitz- und Erwerbsfreude ist der Zorn ihre Hauptleidenschaft; auf Kalkhas Unfinnen füllte sich mit Wut Agamemnons Herz, und seine Augen glühten flackerndem Feuer. Aber ebenso leicht und tief ergreift sie auch die Freude, die Trauer, ja sogar die Furcht, die tapfersten Helden nicht ausgenommen. Tränen und Klagen entströmen ihnen ebenso leicht wie Siegesjubel und Verhöhnung des besiegten Feindes.

Der Eingang in die Unterwelt, die man sich offenbar als ausgehöhlte Höhlung innerhalb der Erde dachte, liegt im fernen Westen, noch weit hinter der Stelle, wo die untergehende Sonne in den Okeanos hinabtaucht. Die Unterwelt wird beherrscht von Hades und Persephone; sie ist ein freudloser Ort, und Achill möchte lieber der ärmste freie Mann auf Erden als König über alle Schatten sein. Dorthin kommen alle Menschen ohne Ausnahme, die guten wie die schlechten, und führen auf der Asphodeloswiese¹ ein bewußtloses Schattendasein; doch können sie durch den Genuß frisch vergossenen Blutes das Bewußtsein von ihrem früheren irdischen Leben wieder erlangen², wie das Odysseus bei Teirefias tat.

§ 76. Erdkunde.

Die troische Ebene und Ithaka schildert Homer offenbar nach dem Augenschein³; zudem sind ihm die Küsten des Ägäischen Meeres und die Süd- und Westküste Griechenlands bis Ithaka genauer bekannt, ferner die Küsten Kleinasiens, auch die pontische und die kilikische mit Zypern, die Landschaften Phrygien, Lydien, Mysien, Paphlagonien, Karien und Lydien; auch von Phönizien und Ägypten kennt er wichtige Städte. In der Odyssee hat sich der geographische Horizont bis nach Sizilien, Italien und Nordafrika erweitert. Doch ist das homerische Weltbild eng und begrenzt, die homerische Erdkunde ist im übrigen durchaus phantastisch⁴. Er denkt sich die Erdoberfläche scheibenförmig, in der Mitte dieser Scheibe liegt das Ägäische Meer. Dieses stellt er sich als Binnenmeer vor, rings umgeben von mehr oder minder großen Inseln; jenseits dieses Inselkranzes dehnt sich das unabsehbare Außenmeer mit dem alles abschließenden Okeanos-Strom aus. und in sehr weiter Entfernung davon ist die eiserne Himmelskuppel aufgesetzt. Außen-

¹ Asphodelus ramosus, eine lilienartige Pflanze mit eßbaren Knollen, pflanzte man auf die Gräber.

² Die Vorstellung von der räumlichen Trennung der Guten und Bösen, sowie von der Belohnung jener und der Bestrafung dieser gehört einer späteren Zeit an. Homer kennt zwar ein Elysion (τὸ Ἠλύσιον πεδίον); doch ist das eine paradiesische Insel mitten im Okeanos, wo die Menschen wohnen, die wegen ihrer Verwandtschaft mit den Göttern nicht sterben können.

³ V. Buße, Der Schauplatz der Kämpfe vor Troja. Neue Jahrb. 1908. 1, 457 ff. Vgl. auch D. May, Das Schlachtfeld vor Troja. 1926.

⁴ Eratosthenes (vgl. S. 75): wenn die Philosophen Homer auch auf dem Gebiete der Erdkunde wie in allem übrigen zum Vater der höchsten Weisheit machten, so stehe fest, daß Homer und die Alten zwar Griechenland (d. h. Griechenland und das griechische Kleinasien) kannten, aber weiter von der Erde, den großen Straßen und der Seefahrt keine Ahnung gehabt hätten.

und Innenmeer sind durch Meerstraßen verbunden; als solche gelten auch Flüsse, wie Donau und Nil. — Der Okeanos ist eine mächtige Meeresströmung, die die Erdscheibe rings umfließt und in sich zurückströmt; zu meist umfließt er das Außenmeer, an einzelnen Stellen jedoch berührt er den Inselkranz. — Das westliche Mittelmeerbecken mit Italien und Sizilien, ja sogar bei Korkyra, ist Homer ein wahres Wundergebiet; seine abenteuerlichen Vorstellungen dürften auf Berichte phönizischer Seefahrer zurückgehen, die in ihrem Wagemut vom Atlantischen Ozean nicht abgeschreckt wurden und von ihren Fahrten viele Wunderdinge zu erzählen wußten. — Unter der Oberfläche der Erde befindet sich die Unterwelt und noch viel tiefer der Tartaros, das Reich der äußersten Finsternis; in ihm lagen die Titanen versenkt, dorthin kam auch ein Gott, der einen beim Styg geschworenen Eid gebrochen hatte¹.

§ 77. Die Ständegliederung.

Vom patriarchalischen Königtum der zeusentsprossenen Könige, auf das die gewaltigen Burgen der mykenischen Zeit hinweisen, haben sich noch Spuren in den Dichtungen erhalten. Besonders bestimmt weist darauf die Herkunft des Zepters Agamemmons hin, das der Dichter unmittelbar auf Zeus zurückführt; ebenso auch die Tatsache, daß fast immer nur ein einziger als Regent hervortritt; ferner der wenigstens tatsächliche Übergang der Herrschaft vom Vater auf den Sohn; ebenso die Erwähnung des goldreichen Mykenä als Residenz Agamemmons, das zu Homers Zeiten doch schon lange in Trümmern lag; endlich der reiche Privatbesitz Agamemmons, der ihn auf eine später allgemein übliche Besoldung durch ein Krongut, *τέμενος*, verzichten ließ.

Aber von den Hindeutungen auf eine längst verschwundene Vorzeit abgesehen, zeigt sich in beiden Dichtungen die nämliche Herrschaftsform, wie sie fast überall später und nicht bloß in Homers engerer Heimat üblich war, eine völlig durchgeführte Adels Herrschaft. Sogar die sie besonders kennzeichnende Form einer Doppelherrschaft findet sich besonders erwähnt bei Sarpedon und Blaukos, die gemeinsam über Lykien herrschten, und muß auch bei Agamemnon und Menelaos angenommen werden als Doppelkönigen von Sparta. Wenn nämlich Agamemnon so oft als Herrscher von Argos bezeichnet wird, so ist zu beachten, daß Argos wohl vereinzelt die Stadt bedeutet, zumeist jedoch den ganzen Peloponnes, bisweilen auch ganz Griechenland. Beiläufig sei bemerkt, daß Telemachos bei Menelaos auch schon die spartanische Sitte der gemeinschaftlichen Mahlzeiten vorfindet. — Der Titel *βασιλεύς* ist ferner kein Vorrecht des gerade regierenden Adligen, sondern sie alle haben darauf ein Anrecht; er weist nur auf ihre hochadlige Abstammung hin, während das ungefähr gleichbedeutende *γέροντες* sie als Familienhäupter hervorhebt. Denn der Halt durch die Familie, die Macht der Sippe, spielt bei dem Inhaber der Obergewalt eine bedeutende Rolle; ihr verdankt Priamos seine fast unbeschränkte Machtstellung, auf sie trogend darf sein Sohn Paris sogar einen Beschluß

¹ Vgl. jetzt W. Dörpfeld, Homers Odyssee Bd. I S. 204 ff. mit Abb.

der ganzen Stadt mißachten. Odysseus anderseits mit nur dem einen Sohne hat gegenüber dem frechen Übermut des einheimischen Adels eine viel schwierigere Stellung; vor seiner Rückkehr ist nicht bloß die Thronfolge des Telemachos bedroht, auch sein Leben steht in Gefahr, und nach dem Freiermorde müssen die Götter eingreifen, um den Odysseus in seiner Stellung zu sichern. Alkinoos ist nach zwölf hervorragenden Königen der dreizehnte, allerdings der Oberste, der Regent. Aber obwohl von Poseidon abstammend und von den Göttern mit Weisheit gesegnet, leitet er nicht von ihnen seine Herrschergewalt her, die doch bisher in seiner Familie erblich gewesen war; er ist nur der primus inter pares. Nicht viel anders steht es mit der Heeresgewalt des obersten Anführers Agamemnon gegenüber den Anführern der einzelnen Heerhaufen; obwohl sie seine militärische Machtfülle anerkennen, ihm die letzte Entscheidung einräumen, betonen sie doch ihre Rechte und ihre ihm gleiche Stellung; seine Machtfülle hat er von ihnen bekommen, das von Zeus herrührende Zepter begründet keineswegs eine höhere Rangstellung und Obergewalt. — Für ihre Herrschertätigkeit beanspruchen alle Adligen Anteil am Gemeindelande, ihr *τέμενος*; der Regent erhält nur das größte und schönste. — Die dem patriarchalischen Königtum zustehenden Rechte eines Oberpriesters, Oberrichters und Oberfeldherrn stehen dem Regenten aus der Zeit der Adels-herrschaft nicht ohne weiteres zu, sie müssen ihm erst verliehen werden; das geschah zumeist, doch finden sich auch Fälle genug, wo andere Adlige damit betraut werden. Natürlich hatte der herrschende „König“ in Friedenszeiten vor den anderen „Königen“ die ausführende Gewalt voraus, die ja in der Hand eines einzigen liegen muß. Besondere Abzeichen seiner Würde hat der Regent nicht: das Zepter trägt er nur dann, wenn er gerade die anordnende oder ratende Person ist; denn es war damals nicht das Abzeichen einer königlichen Machtstellung, sondern kennzeichnete bloß den jeweiligen Inhaber einer öffentlichen Handlung, z. B. einen Richter beim Rechtsprechen, einen Redner in einer öffentlichen Versammlung, einen Herold als öffentlichen Abgesandten usw.

Das Volk, die Gemeinfreien, wurden zwar nicht ganz vom Staatsleben ausgeschlossen, doch sanken ihre Rechte vor der Übermacht des mächtigen Adels zur Bedeutungslosigkeit herab, wie das besonders in den Volks- und Heeresversammlungen hervortritt.

Außer den Adligen und Gemeinfreien gab es noch wenig geachtete Beisassen (Klienten, *οἱ μετάρσται*) und freie Arbeiter (*οἱ θήτες*). Dazu kamen noch die Sklaven.

In den Zustand der Sklaverei geriet man durch Abstammung von Sklaven, durch Kriegsgefangenschaft und durch den hauptsächlich von den Phöniziern betriebenen, sehr einträglichem Menschenraub. Die Behandlung war meist nicht hart, vielfach sogar recht herzlich und vertraut, wie die Stellung des Sauhirten Eumaios und ebenso der Eurykleia, der Amme des Odysseus, beweist.

§ 78. Das Erwerbsleben.

Zu Homers Zeiten herrschte die Naturalwirtschaft, wie wir das auch für die mykenische Zeit annehmen dürfen. Der Ackerbau nebst der

damit verbundenen Viehzucht war die wichtigste Erwerbsart, der gegenüber Handel und Gewerbe zurücktraten. Grundbesitz und Viehherden waren daher der wichtigste Besitz.

Die Gegenstände, deren man zum täglichen Gebrauch bedurfte, fertigte man fast durchweg selber an, wie Geräte, Kleider, Wohnungen; man kaufte nur, was man nicht selbst herstellen konnte, wie Metallarbeiten und besonders Waffenstücke; man kaufte sie aber nicht für Metallgeld, sondern durch Warentausch; als Zahlungsmittel diente besonders das Rind, wie wir bei der Bewertung der Rüstungen des Blaukos und Diomedes sehen. Edelmetalle wurden zwar hoch geschätzt, dienten aber nur zum Schmucke, nicht zur Wertbestimmung von Waren.

§ 79. Gewerbe und Handel.

Das niedere Handwerk fehlte ganz, weil jeder Grundbesitzer in Leder, Holz und Eisen, seine Frau und Töchter in Flachs und Wolle zu arbeiten verstanden, und auch der König Pflug und Art ebensogut führte, wie Schild und Lanze. Doch finden sich Anfänge der höheren Gewerbearten, die eine größere Einsicht oder Geschicklichkeit erforderten; ihre Vertreter, *δημοιογοί* (Leute, die für das Volk, d. h. nicht nur für ihren Haushalt arbeiten) genannt, werden oft erwähnt; es waren Seher, Sänger, Kunsthandwerker, Baumeister, Ärzte und Herolde. Übrigens müssen von den hochgeachteten öffentlichen Herolden, die sowohl selbst unverlezt waren als auch ihren Begleitern Schutz und Sicherheit boten, die häuslichen Herolde unterschieden werden, die mit jenen nur den Namen *κῆρυξ* gemein hatten, im übrigen aber als freie Aufwärter die gewöhnlichen häuslichen Dienstleistungen in Hof, Küche und Speisesaal verrichteten.

Die bedeutende Malerei der mykenischen Zeit ist in den Stürmen der Wanderungszeit untergegangen, das Epos weiß von Wandgemälden nichts. Mehr kennt es von der auch damals hochstehenden Metalltechnik (Lud. Fig. 23, 24), und in der Odyssee ist sogar der Metallguß bekannt. Schmuckgegenstände und kunstvoll gearbeitete Waffen werden in großer Zahl erwähnt und beschrieben, und ein in Mykenä gefundener Becher hat die wirkliche Gestalt des berühmten Nestorbechers klargemacht (Lud. Fig. 24 Nr. 3). Jedoch sind die Erzeugnisse des Kunstgewerbes an den beiden Bedichten nicht im Lande selbst angefertigt, sie sind Erzeugnisse des phönizischen Gewerbes und durch den Handel nach Griechenland gekommen. Neben dem Erz erwähnt Homer sehr oft auch das Eisen, daß die Mykenener wohl gar nicht kannten.

Der Handel, besonders der überseeische, lag zu Homers Zeiten noch in den Händen der Phönizier; weil diese nebenher gern Menschenraub trieben, so waren die Handelsleute (*οἱ πηκκηῖρες*) überhaupt übel beleumundet.

§ 80. Das Fürstenhaus¹.

Die Ruinenstätten der mykenischen Zeit weisen immer nur auf umfangreiche, stark befestigte Burganlagen hin, die aber nur als Woh-

¹ Vgl. Dörpfeld, a. a. O. I 270 ff., dessen Anschauungen über die Herkunft der kretisch-mykenischen Kultur ich nicht zustimmen kann, ferner Pernice, Griech.

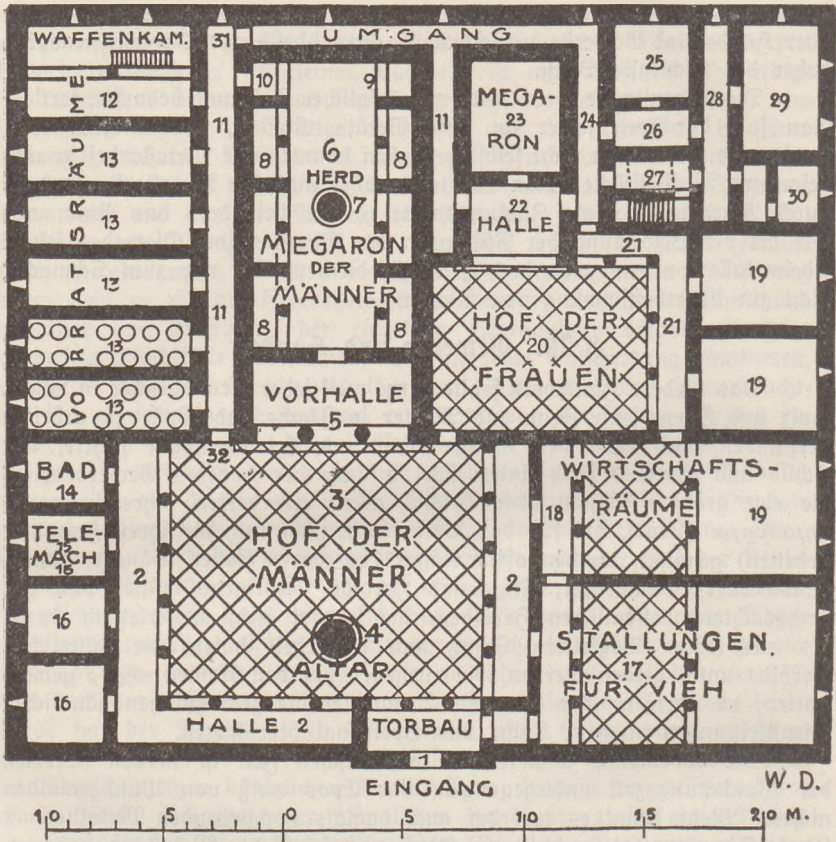


Abb. 7. Das Königs-*haus* von Ithaka (nach W. Dörpfeld).

- | | | |
|-------------------------------------|----------------------------|---------------------------|
| 1. Haupteingang | 12. Waffenkammer | 23. Megaron der Frauen |
| 2. Hallen (<i>αιθουσai</i>) | 13. Borratsräume | 24. Umgang der Frauen |
| 3. Hof (<i>αυλή</i>) | 14. Badstube | 25. Ehegemach |
| 4. Altar = <i>Tholos</i> | 15. Schlafkammer Telemachs | 26. Borraum von 25 |
| 5. Vorhalle (<i>προδωμος</i>) | 16. Kammern des Hofes | 27. Treppe zum Oberstoß |
| 6. Megaron der Männer | 17. Stallungen | 28. Gang der Schatzkammer |
| 7. Herd des Megaron | 18. Wirtschaftsräume | 29. Kammer |
| 8. Nischen des Megaron | 19. Wirtschaftszimmer | 30. Schatzkammer |
| 9. Stelle des Mischkrugs | 20. Hof der Frauen | 31. Tür der Frauen |
| 10. Hintertür (<i>ὄπισθοθύρα</i>) | 21. Hallen des Hofes | 32. Tür zum Hof |
| 11. Umgang (<i>λαύρα</i>) | 22. Vorhalle | |

nung für den Fürsten und sein Gesinde haben dienen können, für den Fall der Not aber auch einer größeren Besatzung Raum boten (Luck. Fig. 32 ff.). Nach der Wanderungszeit entstanden aber allenthalben, in Griechenland so gut wie in der ionischen Heimat Homers, größere Städte, und nur diese, nicht jene Burgen sind Homer bekannt. So erklärt es sich,

und römisches Privatleben in Einleitung in die Altertumswissenschaft, Leipzig und Berlin 1922, der ältere und jüngere Schichten bei der Herstellung sorgfältig scheidet.

daß er das in der Überlieferung zerstörte Ilios aus einer Burg in eine recht große Stadt umgewandelt hat. In solche Städte verlegte er nun auch die Fürstenwohnungen, die dann natürlich von der Straße her zugänglich sind. So kommt man bei dem in der Odyssee genauer beschriebenen Palaste des Odysseus von der Straße durch einen Torweg in den großen Hof, der mit Wirtschaftsgebäuden umgeben gewesen sein muß; denn dort fand Odysseus seinen Hund auf einem Misthaufen liegen. Die anstoßenden Wohngebäude aber müssen nach ihrer Lage, Anzahl und Art ungefähr den tyrnthischen entsprochen haben (Luk. Fig. 30 und 32). Wir fügen Dörpfelds Plan des Königshauses von Ithaka bei.

§ 81. Hausgerät.

Die wichtigsten Hausgeräte sind Tische, Stühle und Betten; ferner Spinngerät und Webstuhl. — Es gab große und kleine Tische, doch überwogen die kleinen, die so leicht waren, daß sich die Freier ihrer als Schilde bedienen konnten. — Es gab Stühle ohne Rückenlehne (*ὁ δίπους*), mit gleich hohen Arm- und Rückenlehnen (*ἡ κλισίη* und *ὁ κλισμός*) und mit überhöhten Rückenlehnen oder Thronessel (*ὁ θρόνος*); Stühle unserer Art sind nicht nachweisbar; die Fußbank (*ὁ θρηῖνος, τὸ σπέλας*) stand frei, war jedoch bei Thronesseln auch wohl fest angebracht. — Das Bettgestell (*τὰ δέμνια*) war ein rechteckiger Holzrahmen, der auf 4 Füßen ruhte; die Längsseiten des Rahmens waren durchlöchert zur Anbringung des Riemengeflechts. Über dem Riemengeflecht lag das weiche Unterbett (*τὸ ῥήγος*) und darüber das Bettuch (*ὁ τάπης* oder *τὸ λίνον*); man deckte sich zu mit Wolldecken (*ἡ χλαῖνα*).

Beim Spinnen handelt es sich darum, den Flachs oder die Wolle durch drehende Bewegung in einen gleichmäßig festen und dicken Faden zu verwandeln. Die beiden wesentlichsten Teile des Spinngerätes sind der Rocken zur Aufnahme des Flachs und die Spindel zur Drehung des Fadens. Während nun unser Spinnrocken beide Teile und zudem noch ein Rad enthält, das, mit den Füßen getreten, die Spindel in drehende Bewegung setzt, sind bei Homer der Rocken und die Spindel getrennt, und die drehende Bewegung muß mit der Hand gemacht werden. Spinnen heißt *ἡλάματα στροφᾶν* = Fäden drehen.

Beim Weben wird eine größere Zahl von Längsfäden durch einen Quersfaden zu einer Tuchfläche vereint. Der Quersfaden oder Einschlag ist dabei um ein Schiffchen gewickelt; bei den Längsfäden oder dem Aufzuge kommt es darauf an, die unpaarzahligen von den paarzahligen derart in wechselnder Folge zu sondern, daß der Quersfaden zwischen beiden Reihen leicht hindurchgezogen werden kann. Während nun bei uns die Längsfäden eine horizontale Lage haben, der Webstuhl also eine liegende Stellung hat, die es dem Weber ermöglicht zu sitzen, steht der Webstuhl bei Homer aufrecht: die Weberin mußte also stehend arbeiten und bei einem breiten Gewebe zudem noch am Webstuhl hin- und hergehen (*τὸν ἴσθον ἐποίχεσθαι*).

§ 82. Kleidung und Mahlzeiten.

Während die Tracht der Männer bei den Kretern ein Schurz ist, der, von einem Gürtel ausgehend, zwischen den Beinen hindurchgezogen

und wieder am Gürtel befestigt wird, besteht die reiche Tracht der Frauen aus einem an den Hüften anliegenden glockenförmigen Rocke, der unten mit Volants reich verziert ist, und einer enganliegenden Jacke. Diese Tracht haben die Frauen des griechischen Mutterlandes zunächst übernommen, die Männer aber sind auf den Denkmälern mit dem kurzärmeligen, gegürteten und mit Borten reich verzierten Chiton bekleidet. Sie haben also an ihrem nationalen Gewand in Form und Schnitt festgehalten. In der Folgezeit trugen auch die Frauen eine der späteren griechischen ähnliche Kleidung.

Nach den homerischen Gedichten trugen die Männer ein leinenes enganliegendes Hemd (*ὁ χιτών*), das bis auf die Knie reichte, vielfach ärmellos und ungegürtet war.

Die Frauen trugen einen wollenen Peplos. Ein großes viereckiges Stück Zeug wurde so um den Körper gelegt, daß vorn und hinten je eine Hälfte lag. Rechts und links vom Halse wurden die beiden Seiten mit Nadeln zusammengefaßt. Dadurch entstand auf der einen, der geschlossenen Seite des Gewandstückes, ein Ärmelloch, die andere offene Seite wurde durch Fibeln oder Nadeln geschlossen. Ein Gürtel umschloß die Taille. Ein etwaiger Überschuß wurde entweder an der oberen Seite nach außen umgelegt, so daß ein Überfall (*ἀπόπτρυγμα*) entsteht (im Epos nur II. V 315), oder er wurde als Bausch über den Gürtel gezogen (vgl. die Beiwörter *βαθύζωνος* und *βαθύκολπος*).

Bei Ausgängen trugen die Männer einen wollenen Mantel (*ἡ χλαῖνα*), ein länglich viereckiges Stück Zeug, das einfach oder doppelt (*διπλή*) vom Rücken über die Schulter gelegt wurde, vornehme Männer trugen auch einen kostbaren Leinenmantel (*τὸ φᾶρος*), der wie die Chlaina getragen wurde. Zur Frauengewandung gehörte noch ein lang herabfallendes Schleiertuch (*τὸ κοῦδευμον, τὸ κάλυμμα, ἢ καλύπτρη*).

An den Füßen trugen Männer und Frauen Sandalen von Rindsleder (*τὰ πέδιλα*); den Kopf ließ man unbedeckt und setzte nur bei längerem Aufenthalte im Freien zum Schutze gegen Regen oder Schnee eine Kappe aus Tierfell (*κυνέη*) oder eine Filzmütze (*πίλος*) auf.

Der volle Kopfschmuck einer vornehmen Frau bestand aus dem metallenen Diadem und einer Haube, worüber dann bei Ausgängen das Schleiertuch gezogen wurde. Sonstige Schmuckgegenstände waren Gewandnadeln, Halsketten und Armbänder, Broschen und Ohrringe.

Außer dem am frühen Morgen eingenommenen Frühstück (*τὸ ἄριστον*) gab es zwei Hauptmahlzeiten, das *δειπνον* um Mittag und das *δούρον* bei Sonnenuntergang. Sie bestanden aus Brot und Fleisch; das Brot, gebacken aus grob gemahlener Gersten- und Weizenkörnern, wurde von der Schaffnerin in geflochtenen Körben aufgesetzt; das Fleisch wurde über glühenden Kohlen am Spieße gebraten, auf der Anrichte zerteilt und an jeden Tischgenossen in gebührenden Stücken (*εἰση δαίς*) von Herolden oder Sklaven verteilt. Bespeist wurde im Megaron an kleinen, niedrigen Tischen ohne Tischtuch und Mundtuch; auch aß man ohne Messer und Gabel. Schon aus diesem Grunde wurden vor und nach der Mahlzeit die Hände gewaschen (*ἢ χέρονιψ*, das Waschwasser für die Hände).

Der Wein beim Mahle wurde mit Wasser im Mischkrug (*ὁ κρατήρ*) gemischt¹ und aus diesem mit einer Kanne (*ὁ πρόχοος*) vom Weinschenk (*ὁ οἴνοχόος*) von links nach rechts in Becher (*τὸ δέπας, τὸ ἀμφικύπελλον* ein zweihenkeliger Trinkbecher) geschöpft. Das Mahl, bei dem Gesang eines Sängers zur Phorming und Tanz von Jünglingen zur Unterhaltung und Erheiterung diente, wurde mit einer Trankspende für die Götter (*ἡ λοιβή, σπονδή*) geschlossen.

§ 83. Wagen.

Vom vierräderigen Lastwagen (*ἡ ἄμαξα*) unterscheidet man den zweiräderigen Kriegs- und Reifewagen (*τὸ ἄρμα*). Der Kriegswagen war wohl nur in der mykenischen, nicht in der homerischen Zeit üblich; aber der Dichter hat ihn in der Sage vorgefunden und bei den Kämpfen verwandt, weil er eben nicht Vorkommnisse aus seiner, sondern aus einer weit zurückliegenden Vorzeit schildern wollte. Der Kriegswagen war so leicht, daß ihn ein starker Mann allein tragen konnte. Die Deichsel war nicht beweglich, sondern mit der Achse (*ὁ ἄξων*) und dem Wagenstuhl (*ὁ δίφρος*) fest zusammengefügt. Die Pferde zogen nicht an Strängen den Wagenstuhl, sondern mit breiten, am Joch (*τὸ ζυγόν*) befestigten Ledergurten, die auf ihrem Bug auflagen, die Deichsel, so daß sie frei waren, wenn Joch oder Deichsel brachen.

§ 84. Waffen².

Die allerälteste Bewaffnungsart lehrt uns die Sage von Herakles kennen, der mit Fellschild, Keule und Bogen ausgerüstet war. An seine Löwenhaut erinnert noch der Ziegenfellschild (*αἰγίς*) des Zeus, ursprünglich die ihn deckende Bewitterwolke, deren Gestalt die phantasiereichen Griechen an ein Ziegenfell erinnerte. — Die vor Troja kämpfenden Achäer führten Lanze, Helm und Turmschild; dieser deckte wie ein vorgehaltener Ofenschirm oder wie ein halber Turm den ganzen Körper; er hat entweder die Form einer 8 oder eines länglichen Rechtecks; man kämpfte zu Fuß oder auf Streitwagen. — Die Bewaffnung änderte sich in der Wanderungszeit; der Streitwagen fiel weg, der Turmschild wurde durch den handlicheren Rundschild ersetzt; neben der Lanze kam das Schwert allgemein in Gebrauch; zudem wurde der Körper noch ganz besonders dadurch geschützt, daß man den Leibrock (*χιτών*) mit Panzerplättchen besetzte (*χαλκοχιτώνες*) und die Beine durch eherner Beinschienen deckte. Ob es neben den Panzerhemden auch noch richtige Panzer gegeben hat, bestehend aus einer Brust- und Rückenplatte, steht nicht fest. — Diese neu aufkommenden Waffen mischten sich nun unter die von der Sage überlieferten, ohne sie zu verdrängen, und so erklärt sich das jehige Durcheinander von Waffen und Streitarten. Ein mit dem großen Was so innig verwachsenes Waffenstück, wie sein siebenhäutiger Turmschild und eine die Phantasie so mächtig fesselnde Kampfweise, wie die auf Streitwagen konnten sich ja nicht leicht verlieren; hat

¹ Die Mischungsverhältnisse der homerischen Zeit sind nicht bekannt, in viel späterer Zeit galten 3 Teile Wasser zu 2 Teilen Wein als beste Mischung.

² Vgl. auch Das Heerwesen der griechischen Staaten § 99 u. siehe Pernice, a. a. O. S. 73: Über homerische Waffen.

die Sage doch auch den uralten Fellschild nicht ganz verschwinden lassen, indem sie den bogenbewehrten Paris mit einem Pantherfell ausstattet.

Der Helm schützt Stirn und Schädel, zumeist nicht das Gesicht. Es war eine Haube aus Fell (*ἡ κυνέη* = Hundsfell), verziert durch einen Helmbusch und verstärkt durch Metallscheiben (*τὰ φάλαρα*) und zwei oder vier Hiebsfänger (*ὁ φάλος*); das waren vorn und hinten stark hervorspringende metallene Hörner.

Der Turmschild (*ἡ ἀσπίς, τὸ σάκος*) bestand aus aufeinandergelegten Stierhäuten; metallene Buckel vergrößerten seine Wehrkraft und verschönten sein Aussehen. Gegen die Stöße seines unteren Randes beim Gehen schützten lederne Beinschienen. Seine Schwere und ungefüge Größe bedingten den Gebrauch eines Kriegswagens, der einer zu großen Ermüdung vorbeugte; auch kämpfte man wohl in der Schlacht von diesem aus, wenn man auch zumeist den Wagen verließ und zu Fuß kämpfte.

Der leichtere und kleinere, aber viel handlichere Rundschild, der allmählich den Turmschild verdrängte, wurde zumeist derart hergestellt, daß man kleiner werdende Metallscheiben aufeinander legte, so daß der Schild nach der Mitte zu widerstandsfähiger wurde; die so entstehenden Ringflächen und das Mittelrund wurden meist verziert (vgl. den Schild des Achilleus II. XVIII).

Der Panzer (*ὁ θώραξ*) unterschied sich von dem alltäglichen Leibrock (*χιτών*) nur dadurch, daß er mit Metallplättchen benäht war und vorn und hinten geschlossen wurde. Für sich allein bot dieses Panzerhemd nicht viel Schutz, doch dafür war auch noch der Schild da; und der durch den Rundschild weniger gedeckte Unterleib erhielt außer dem Panzerhemd noch zwei Wehren, darunter die Leibbinde und darüber den Gürtel.

Die Beinschienen (*αἱ κνημίδες*) wurden schon zur Zeit des Turmschildes ein Ab- und Kennzeichen der Hellenen gegenüber den Barbaren und deshalb ein beliebtes Schmuckstück der *ἑὺκνημίδες Ἀχαιοί*. Seit der Verwendung des Rundschildes wurden sie dagegen eine notwendige Schutz- waffe und daher nicht mehr aus verziertem Leder, sondern aus Erz gebildet. Um das Durchscheuern der Knöchel durch die metallenen Schienen zu verhindern, bediente man sich der Knöchelspangen (*τὰ ἐπισφύρια*).

Die Lanze, eine 5 m lange eschene Waffe (*τὸ δόρυ, τὸ ἔγχος*), diente zum Stoßen und Werfen.

Das Schwert (*τὸ ξίφος, τὸ φάσγανον*) war lang und zweischneidig, gleich geeignet zu Hieb und Stich. Klinge und Griffangel waren aus einem einzigen Stück geschmiedet; die Griffangel war mehrfach durchlöchert, der Griff selber durch silberne Nägel daran befestigt (*τὸ ξίφος ἀργυρόηλον*). Es wurde (wie bei uns) an der linken Seite getragen und hing an einem über die rechte Schulter laufenden Koppel. (Die Römer trugen dagegen das Schwert an der rechten Seite.)

Der Bogen (*ὁ βίος, τὸ τόξον*) bestand in der Regel aus Horn. Die Sehne (*ἡ νευρή*) war an dem einen Bogenende fest angebracht; das Spannen bestand darin, daß man das lose Sehnenende in den Ring (*ἡ κορόνη*) brachte, der sich am anderen Bogenende befand. Dabei ruhte das festbefehnte Ende auf dem rechten Knie, das lose Ende ragt unter dem linken Knie hervor, und nun konnten Arme und Beine ihre Kräfte vereint wirken lassen.

Beim Pfeil (*ὁ δοπιός, ὁ ἰός*) ist die eiserne oder eiserne Spitze an den Rohrschaft festgebunden; die Spitze war bisweilen mit Widerhaken versehen, so beim Pandaroschuß.

Der Köcher (*ἡ φαρέτρα*) war, wie zum Schutze des befiederten Pfeilendes so auch des Schützen selbst, gut verschlossen.

Die Schleuder wird nur selten erwähnt, noch seltener die Streitart. Die vordem so wichtige Keule war schon außer Gebrauch. Als gelegentliche Wurfwaffe dienten herumliegende Feldsteine.

§ 85. Die Schlacht.

(Vgl. auch § 99.)

Die Truppengattungen waren:

1. Die Schwerbewaffneten; sie werden als Reifige (*ἰππῆες, ἰππόται, ἰππλάται*) bezeichnet von der Benützung des vom Wagenlenker (*ἡνίοχος*) geleiteten Kriegswagens, als *δοπισταί* nach dem Turmschilde, als *κορυσταί* nach dem Helme, als *αἰχμηταί* nach der schweren Kriegslanze. Alle diese Namen weisen auf die ältere Turmschildbewaffnung hin; doch läuft die jüngere Rundschildbewaffnung ohne strenge Sonderung daneben her. Unter den Schwerbewaffneten ragten die Vorkämpfer (*οἱ πρόμοι, οἱ πρόμαχοι*) besonders hervor, und auf ihrem Wirken beruhte an erster Stelle der Ausgang der Schlacht.

2. Die Leichtbewaffneten, *οἱ πεζοί* genannt, führten den kleineren Schild und den leichteren Speer als Hauptwaffen.

Die Führer vor und in der Schlacht. Der Oberfeldherr wies nach Anhörung des Kriegsrates der Beronten den einzelnen Führern ihre Stelle an und musterte sie und ihre Leute vor der Schlacht. In der Schlacht aber kümmerte er sich wie jeder andere Führer zunächst nur um sich, um seine Leute erst, wenn er ihrer bedurfte. Von einem einheitlichen Schlachtplane ist ebensowenig die Rede, wie von einer Leitung in der Schlacht, geschweige denn von einem einheitlichen Zusammenwirken der einzelnen Heerhaufen.

Es gab drei Kampfesarten, den Kampf der Vorkämpfer allein, den Kampf aller Schwerbewaffneten und den Massenkampf. Gewöhnlich begannen die Vorkämpfer die Schlacht; die gemeinen Schwerbewaffneten griffen erst bei Gelegenheit ein, etwa um Beutestücke zu sichern, gefallene oder verwundete Kameraden zu retten oder ihnen Hilfe in der Bedrängnis zu bringen; so wurde allmählich aus dem Kampfe der Vorkämpfer ein Kampf aller Schwerbewaffneten. In einen noch nicht entschiedenen Zweikampf griff man nicht gern störend ein.

Bei solchen Kämpfen mußte der Kriegswagen in der Nähe seines Kämpfers bleiben, damit ihn dieser rasch besteigen konnte: eine gefährliche Aufgabe für den Wagenlenker.

Wenn eine Schlacht mit einem Massenkampf begann, so löste dieser sich gar bald in Einzelkämpfe der bezeichneten Art auf. Diesen Einzelkämpfen sahen die Scharen der Leichtbewaffneten zwar kampfbereit, aber zumeist doch untätig zu; den Ernst der Schlachten lernten sie außer bei Massenangriffen erst kennen, wenn ihre Schwerbewaffneten, zumal ihre

Vorkämpfer, zurückgedrängt wurden; sie waren dann als Fußsoldaten eine leichte Beute für die siegreichen feindlichen Wagenkämpfer.

Die Schlacht setzt sich so hauptsächlich aus Zweikämpfen zusammen. Die wichtigsten Kampfweisen finden sich in dem Zweikampfe erwähnt, den Ujas mit Hektor im 7. Buche des Ilias aussieht: 1. Man suchte, langsam hinter dem Turmschild vorrückend, eine Blöße des Begners zu gewinnen; die geschickte Handhabung des ungefügigen Schildes bot hierbei die größten Vorteile. 2. Bot der Begner keine Blöße, so ging man offen vor und warf seine Lanze auf den Schild des Begners. 3. blieb der Lanzenwurf erfolglos, so zog jeder seine Lanze aus dem gegnerischen Schild und suchte nun durch einen Lanzenstoß den Schild zu durchschneiden und den Begner zu verwunden. Auch suchte man mit dem Wurf eines Feldsteines den Begner zu Boden zu werfen. Die letzte und äußerste Kampfweise war der Kampf mit den Schwertern.

Die Anzahl der Kämpfer auf der Seite der Achäer berechnet man auf 100000 Mann, der Troer auf 50000 Mann; von diesen stammten 9000¹ aus der Stadt Ilios, die übrigen 41000 von den Hilfsvölkern. Da ein großer Teil der Achäer immer abwesend sein mußte, um Lebensmittel herbeizuschaffen, so waren die Streitkräfte ungefähr gleich.

Solche Massenheere konnte es natürlich in mykenischer Zeit nicht geben, wohl bei den Wanderungen ganzer Völker. Man darf also auch hier wieder annehmen, daß die Sage diese Volksheere mit den mykenischen Ritterheeren vermischt hat. So erklärt es sich ungezwungen, daß die Kampfweisen kleiner und großer Heere, wie sie oben geschildert sind, bunt durcheinander laufen. Mit Recht hat man sich ferner darüber gewundert, daß der Speerwurf eines einzigen Vorkämpfers eine ganze gewaltige Heeresmasse zur Verfolgung oder Flucht hingerissen habe; so unwahrscheinlich das bei Massenheeren ist, so kann es doch bei recht kleinen Heeren sehr leicht vorkommen; denn bei ihnen kann das Wirken des Anführers von allen Kriegern beobachtet werden, sein Sieg oder seine Niederlage dann von entscheidender Bedeutung sein.

§ 86. Das Schiffslager der Achäer!

Das Schiffslager war nach drei Seiten hin durch seine Lage geschützt, im N durch das Meer, im W durch den Unterlauf des Skamandros (heute Mendere) und im O durch einen Ausläufer des Küstengebirges, Die allein ungedeckte Südseite besetzten die Griechen sofort nach der ersten Schlacht, indem sie einen breiten und tiefen Graben auswarfen und in einem geraumen Abstände davon einen kunstvollen, turmgekrönten Mauerwall errichteten; in dem Zwischenraume zwischen Graben und Mauerwall lagerten nachts die Feldwachen.

§ 87. Schifffahrt².

Zum Bau eines Schiffes wurde auf dem sehr starken geraden Kielbalken (*ἡ ῥόπις*) an beiden Enden je ein starker Balken aufgesetzt, der Vorder- und Hintersteven (*ἡ στείλη* Vordersteven, für das Achterende

¹ Rechnet man auf jeden der 9000 waffenfähigen Troer auch nur 5 kriegsuntaugliche, so muß Homer die Stadt auf etwa 45000 Einwohner geschätzt haben.

² Vgl. A. Köster, Das antike Seewesen, Berlin 1923, S. 69 ff.

hat Homer keinen Ausdruck). An beiden Seiten des Kielbalkens wurden die Spanten, das Gerippe oder Gerüst des Schiffes, angebracht. Waren an den genannten Balken die Planken befestigt, so war der Schiffsrumpf fertig. Eine Bedeckung des Schiffes nach oben (ein Deck) wurde nicht angebracht mit Ausnahme eines Halbdecks am Back und am Heck des Schiffes (τὰ ἱκρία). Auf dem Hinterdeck handhabte der Steuermann das Steuerruder. Für die Ruderer waren entweder kurze Sitzplätze mit Fußbank eigens angebracht, oder sie benutzten dazu die Deckbalken, die zwischen zwei Schiffstrippen als Querverbände angebracht waren. Die Ruder waren mit Lederschlingen an den Dollen (Ruderpflöcken = κληῖδες wegen ihrer Ähnlichkeit mit den hakenförmigen griechischen Schlüssel) befestigt, sie lagen auf der verstärkten Abschlußleiste des oberen Plankenganges auf.

Der Mastbaum (ὁ ἰστός) befand sich in der Mitte des Schiffes im Mastbaumschuh, einem bis zur Bordhöhe emporragenden Balkenwerk, das aber nach hinten offen war, so daß der Mast nur nach vorn mit zwei vom Topp nach dem Stern des Schiffes laufenden Stagtauen (πρότονοι) festgehalten werden brauchte; rissen sie, so fiel der Mastbaum hintenüber. An dem Mastbaumschuh und Mastbaum zugleich ließ sich Odysseus festbinden, als er an der Seireneninsel vorbeifuhr. Der Mast trug nur eine Rahe (τὸ ἐλικριον), also auch nur ein Segel (τὸ ἰστόν).

Taue waren vorhanden für die beiden Segelenden, für die beiden Rahenenden, zum Niederlassen des Mastes (πρότονοι) und zum Emporziehen der Rahe (ἐλικριος); endlich die Hintertaue (τὰ πρηνήσια) zur Befestigung des Hinterdecks am Lande.

Anker, die sich von selbst in den Meeresgrund bohren, gab es damals nicht; man benutzte statt ihrer durchlöcherter schwere Steine.

Die Bemannung schwankt in der Ilias zwischen 50 und 120, während sie in der Odyssee aus etwa 50 Mann besteht. Der beliebteste Aufenthaltsort war, wie noch jetzt, das Hinterdeck. Da der Verkehr über die offenen Deckbalken des Mittelschiffes lästig genug war, so darf man wohl eine ausgiebige Benutzung beweglicher Bretter und Balken annehmen, die auf die Deckbalken gelegt und auch sonst im Schiffe nach Bedürfnis angebracht wurden. Außerdem wird noch eine Leiter erwähnt. Doch auch so war der Aufenthalt auf einem homerischen Schiffe wenig verlockend¹.

Bei der Fahrt gebrauchte man die Ruder in der Regel nur, wenn man mußte, also beim Abfahren und Landen und wenn der Wind ungünstig war. Die Schnelligkeit der Fahrt betrug etwa vier Seemeilen (= 4 × 1852 m) oder eine geographische Meile in der Stunde.

Für eine kurzdauernde Landung wandte man das Hinterdeck dem Lande zu, befestigte es hier mit den Hintertauen an einem Stein oder Pfahl und warf vom Vorderteil Ankersteine an Tauen ins Meer. Bei längerem Aufenthalte zog man das Schiff mit dem Hinterdeck auf das Land; zu dem Zwecke grub man eine bis ans Meer reichende tiefe Furche, zog das Schiff in diese hinein und hielt es durch Stützbalken (τὰ ἔρματα) aufrecht. Bei der Abfahrt schob man das Vorderteil ins Wasser, befrachtete das Schiff und machte es dann erst flott, d. h. schob es ganz ins Wasser.

¹ H. Rößler berechnet (S. 79) die Länge eines homerischen Fünfgigeruders auf 30—35 m.

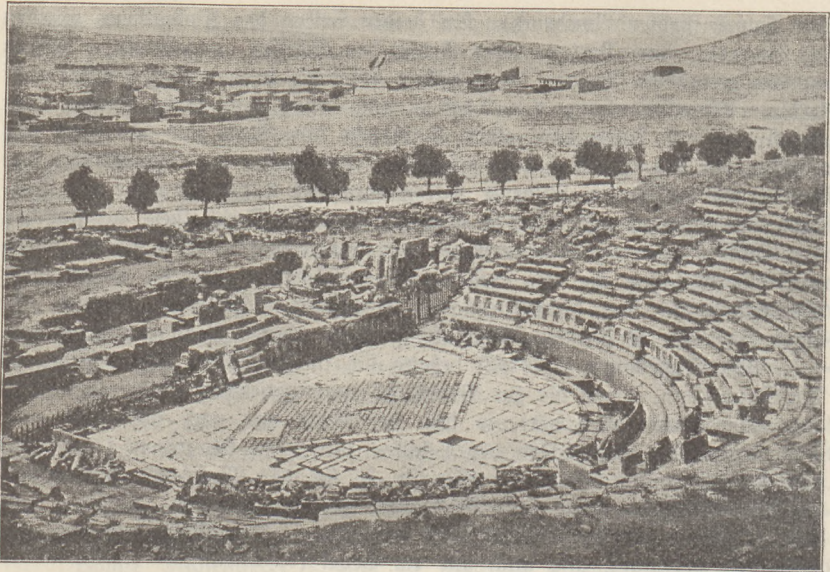


Abb. 8. Dionysostheater in Athen.

Realien zu den Tragikern.

Das Bühnenwesen in Athen¹.

§ 88. Die tragischen Wettkämpfe an den Dionysosfesten.

Die Tragödie wurzelt in der Religion; denn sie ist aus den Chorgesängen zu Ehren des Dionysos erwachsen. Daher war es natürlich, daß, wie jene Gesänge, so auch die daraus hervorgegangene Tragödie an den Festen jenes Gottes aufgeführt wurde. Diese Feste waren folgende:

1. Die ländlichen Dionysien, im Monat *Ποσειδεών* (= Dezember-Januar), ein Fest der Landbewohner, das von diesen ursprünglich bei frischem Most teils durch fromme Opfer, teils durch possenhafte Umzüge zu Ehren des Weingottes in jeder einzelnen Landgemeinde (Demos) gefeiert wurde.

2. Die Lenäen (*Ἀθήναια* = Kelterfest von *ἡ ληνός* die Kelter), gefeiert im Monat *Γαμηλιών* (= Januar-Februar), in dem nördlich von der

¹ Vgl. A. Müller, Lehrbuch der griech. Bühnenaltertümer 1886 und Das attische Bühnenwesen 1902; über die Theatergebäude, die Aufführungen und das Kostüm der Schauspieler unterrichtet eingehend Marg. Bieber, Die Denkmäler zum Theaterwesen im Altertum. Berlin und Leipzig 1920; zum Bühnenproblem: Dörpfeld-Reisch, Das griechische Theater 1896; E. Bethe, Prolegomena zur Geschichte des griechischen Theaters.

Akropolis gelegenen heiligen Bezirke *Ἀθήραιον* als athenisches Fest auf Kosten der Stadt unter Leitung des *ἄρχων βασιλεύς*.

3. Die städtischen oder großen Dionysien, im Monat *Ἐλαφηβολιών* (= März-April) zu Ehren des in Gestalt eines alten Kultbildes aus dem ursprünglich böotischen Orte Eleutherä nach Athen gekommenen *Διώνυσος Ἐλευθερέως* unter Teilnahme der gesamten Bundesgenossenschaft und vieler Fremden mit großem Glanze auf Kosten des Staates unter Leitung des *ἄρχων ἐπιώνυμος* gefeiert.

An den großen Dionysien wurden zuerst und von jeher Tragödien gegeben; bei diesem Feste hat nachweislich schon Thespis (534) eine Tragödie aufgeführt, und schon in der 70. Olympiade (zwischen 500 und 497) fand hier ein Wettstreit zwischen den Tragikern Pratinas, Choirilos und Aischylos statt. Dieser staatlich beaufsichtigte tragische Wettkampf (*ἀγών*) blieb von da an bis in die späteste Zeit im Gebrauch und wurde zur Zeit der 3 großen Tragiker, im 5. Jahrhundert v. Chr., in der Weise abgehalten, daß 3 tragische Dichter mit je einer Tetralogie (s. S. 34. 43) gegeneinander um den Preis kämpften.

Für die Lenäen ist der erste tragische Wettkampf für das Jahr 420/19 nachgewiesen; im übrigen wurden an den Lenäen seit alter Zeit hauptsächlich Komödien aufgeführt.

An den ländlichen Dionysien hat ein staatlicher Wettkampf wohl nicht stattgefunden; es wurden dort vielmehr alte, d. h. in Athen schon aufgeführte Stücke gegeben.

§ 89. Vorbereitungen zur Aufführung.

Dichter, die an einem tragischen Wettkampfe teilnehmen wollten, reichten ihre Dramen bei dem zuständigen Archon ein und baten um Überweisung eines Chores (*χορὸν αἰτεῖν*). Der Archon prüfte die Dramen, und der Dichter erhielt je nach Befund den Chor (*χορὸν λαβεῖν*).

Zugleich mit der Bewilligung des Chores bestimmte der Archon 3 der wohlhabendsten Bürger als Choregen (*χορηγός*). Diese hatten die sogenannte Choregie zu leisten, d. h. je einer der 3 Choregen übernahm die Aufgabe, die Dichtung je eines Poeten zu inszenieren, er stellte und besoldete den Chor und die Musik, d. h. die Flötenspieler. Zu Ende des 4. Jahrhunderts v. Chr. trat an die Stelle des Archon und Choregen der staatliche Agonothet, so daß seit dieser Zeit der Staat die Kosten der Aufführung und Inszenierung trug. Die Kosten für die Choregen wurden in einem gegen Ende des 5. Jahrhunderts stattgehabten Wettkampfe auf 3000 Drachmen (= 2400 Mk.) angegeben. Ein geringer Teil der Kosten war durch den Theaterpächter (*θεατροπόλης*) aufzubringen, der für eine bestimmte Summe das Theater mit seinen Baulichkeiten vom Staate pachtete, mit der Verpflichtung, die Anlage im Stande zu halten, und mit dem Rechte, das Eintrittsgeld (*θεωρικόν*) für sich zu erheben.

Ein Eintrittsgeld wurde ursprünglich nicht erhoben, da wegen des religiösen Charakters der Feier jedem Teilnehmer der Eintritt frei stand. Als dies mit der Zeit zu Streitigkeiten um die Plätze führte, begann man ein Platzgeld zu erheben, das seit der Vollendung der Demokratie

durch Perikles jedem Bürger aus der Staatskasse gezahlt wurde, in die es dann freilich der Theaterpächter zum Teile wieder zurückführte. Auch sonst mußte die Staatskasse einen bedeutenden Teil der Kosten für die Festspiele aufbringen, teils an Honoraren, teils an Preisen für Schauspieler.

Die Hauptschauspieler wurden vom Archon geprüft und auf Staatskosten den Dichtern zugewiesen. Nachdem so der Dichter den Chor und die Hauptschauspieler erhalten hatte, begann die Einübung des Stückes unter der Oberleitung des Dichters (*didaskalos* = Spielleiter), der auch die Kostüme und Dekorationen bestimmte.

§ 90. Theater. (Luck. F. 68, 69.)

Bis zum Ende des 5. Jahrhunderts wurden an den Spieltagen auf dem südöstlichen Abfall des Akropolisfelsens im Halbkreise um die Orchestra provisorische Holzgerüste (*ίκρια, ξύλα*) als Sitzplätze für die Zuschauer

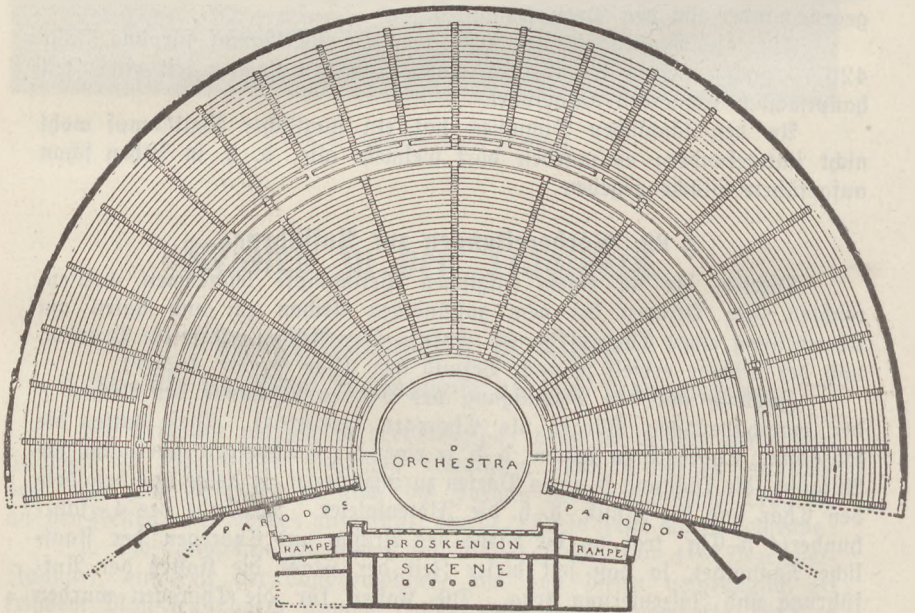


Abb. 9. Grundriß des Theaters von Epidaurus.

aufgeschlagen. Diese Gerüste sind mehrmals zusammengebrochen. Die Priester, Beamten und Ratsdiener hatten schon Steinsitze. Im 4. Jahrhundert wurde dann jene prachtvolle Anlage des großen Dionysos-Theaters gebaut, deren Reste durch Dörpfeld seit 1886 ausgegraben wurden, nachdem der Berliner Architekt Strack das Vorhandensein derselben 1862 festgestellt hatte. Der Bau des steinernen Theaters wurde vielleicht schon 427/26 in Angriff genommen; der Redner und Finanzmann Lykurg

(s. S. 102) hat gegründeten Anspruch darauf, als Vollender des 14000 bis 17000 Personen fassenden Baues zu gelten (um 330). Die großen Tragiker hatten zwar ein hölzernes Bühnengebäude, das den Spielhintergrund bildete, mußten aber unter den bescheidensten szenischen Verhältnissen ihre Meisterwerke aufführen.

Das griechische Theater zerfällt in drei Hauptteile, die wir in der Reihenfolge ihrer Entstehung betrachten, die Orchestra, den Zuschauerraum und die Bühne (vgl. das Globe-Theater Shakespeares in seiner ursprünglichen Einfachheit).

Die Orchestra (Tanzplatz, von *ὄρχησθαι* = tanzen), früher *κονίστρα* (*κόνις* = Sand) genannt, ist der älteste Teil des Theaters. Sie hatte das Schauplatz für den Rundtanz der Chöre ursprünglich die Form eines vollen Kreises und in der Mitte vielleicht ein niedriges Podium mit dem Opferaltar des Dionysos (*θυμέλη*). Dort mündete auch vielfach ein unterirdischer Gang, der aus dem Bühnengebäude kam (Bestimmung fraglich). Mit der Einführung dramatischer Spiele fand die Orchestra naturgemäß ihren Platz zwischen dem Zuschauerraum und dem Wohngebäude aus Holzbalken (*τραγικὴ σκηνή*). Die weitere Ausbildung des letzteren zum Bühnenhause hatte zur Folge, daß von der Orchestra gerade gegenüber dem Zuschauerraum ein kleines Kreissegment weggeschnitten wurde, auf dessen Sehne man die Vorderwand des Bühnenhauses errichtete. In der Orchestra traten ursprünglich außer dem Chor auch die Schauspieler auf, und zwar nahmen beide ihren Weg durch die sog. Parodoi (*πάροδοι*), zwei rechts und links zwischen dem Zuschauerraum und dem Bühnengebäude liegende 2½ m breite Zugänge, die auch dem Publikum als Eingänge zum Zuschauerraum dienten.

Der Zuschauerraum (*κοῖλον*, auch *θέατρον*, von *θεᾶσθαι* = schauen) bestand aus Sitzreihen, die kreisbogenförmig und nach außen immer höher ansteigend sich um die gegen Ende des 5. Jahrhunderts verkleinerte Orchestra konzentrisch herumzogen, bei kleineren Theatern in einem Rang, bei größeren in zwei oder mehreren Ränge (vgl. Schillers Romanze „Die Kraniche des Ibykus“). Diese werden gebildet durch einen oder zwei Umgänge (*διαζώματα*), die in entsprechender Höhe zwischen den Sitzreihen konzentrisch hindurchlaufen und bis zu 4 m und mehr breit sind. Der Grundriß des Zuschauerraums ist etwas größer als ein Halbkreis. Weiter ziehen sich durch die Sitzreihen von der untersten bis zur höchsten als Radien, die im Mittelpunkte der Orchestra zusammenlaufen, Treppen hinauf, die den Zuschauerraum in keilförmige Abschnitte (*κερκίδες*) zerlegen, dem Publikum, das durch die Parodoi eintrat, zu bequemer Erreichung seiner Plätze dienend.

Den steinernen Sitz bedeckte man gewöhnlich mit einem mitgebrachten Kissen wegen der geringen Höhe (in Athen 33 cm) und des kalten Stein-sitzes. Während die Sitze im allgemeinen ohne Rücklehnen waren, bestand die unterste, der Orchestra zunächst liegende Reihe derselben aus Marmorsejeln mit Rücklehnen, auf denen die Kultbeamten, Gesandte fremder Staaten, Bürger befreundeter Städte und verdiente athenische Bürger ihre Ehrenplätze einnahmen. Das Ehrenrecht auf diese bevorzugten Plätze nannte

man Proedrie (*προεδρία*). Seinen Abschluß nach oben hin fand der gesamte Zuschauerraum durch eine Mauer, an den den Parodoi zunächst liegenden Eckplätzen durch eine in Stufen aufsteigende steinerne Brüstung.

Zur Zeit der 3 großen Tragiker schloß das wohl noch aus Holz hergestellte Spielhaus dem Zuschauerraume gegenüber an die Orchestra an, und zwar über der Grundfläche eines länglichen Rechteckes, über dessen einer Langseite nach der Orchestra zu sich eine Wand erhob, die man, um den Schauplatz anzudeuten, mit einer entsprechenden Dekoration versah. Die mit dieser Vorderwand parallel laufende Hinterwand und die über den beiden kurzen Seiten des Rechteckes sich erhebenden Seitenwände schlossen das Spielhaus ein, in dem die Garderobestücke aufbewahrt wur-

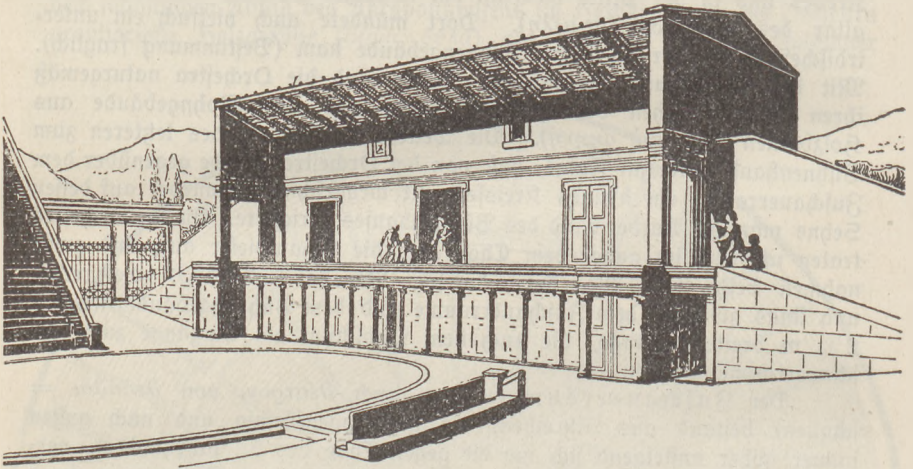


Abb. 10. Bühne des Theaters von Epidauros (nach Puchstein).

den und das Umkleiden der Schauspieler für den Rollenwechsel vor sich ging. Mit der fortschreitenden Vervollkommnung des Theaterwesens mußte dieses Gebäude dann auch die Theatermaschinen und die zu ihrem Gebrauche notwendigen Vorrichtungen in sich aufnehmen. So ergab sich das Bedürfnis einer Erweiterung, die zuerst wohl nach oben hin durch Aufsetzung eines Oberstockes, dann durch Anlage zweier Flügelgebäude an der rechten und linken Seite der Vorderwand erfolgte. Diese Flügelgebäude, Paraszenien (*παρασκήνια*) genannt, rückten nach der Orchestra zu vor und schlossen mit der Vorderwand des ursprünglichen Bühnenraumes einen länglich rechteckigen Raum ein, den man das Proskenion (*προσκήνιον*) nannte. In dem Raum zwischen den Paraszenien traten die Schauspieler in enger Verbindung mit dem Chore auf. In hellenistischer Zeit wurde vor der Front der Skene ein steinernes Proskenion errichtet mit Säulen an der Vorderseite und einer Balkendecke.

Überhaupt darf nicht verschwiegen werden, daß sich an das Bühnengebäude eine weitverzweigte Literatur knüpft. Dörpfeld ist z. B. der Ansicht, daß es im eigentlich griechischen Theater zu keiner Zeit eine Bühne gegeben habe, daß vielmehr die Schauspieler mit den Choreuten in der Orchestra zu ebener Erde vor einer Dekorationswand (ursprünglich aus Holz, später aus Stein) *προσκήριον*, gespielt haben. Dagegen vertreten Bethé, Puchstein und andere Gelehrte die Ansicht, daß Dörpfelds Behauptung sich nur für die älteste Zeit, bis etwa auf Lykurg, halten lasse. Dann aber sei eine niedrige auf Stufen zugängliche Bühne angelegt, die sich allmählich zu der hohen stufenlosen Bühne (wie sie Vitruv schildert) entwickelt habe. Für diese Frage sind besonders wichtig die ausgegrabenen Theater in Priene und Pompeji. Das Theaterproblem ist weder in der Hauptsache noch in Nebenpunkten schon als gelöst zu betrachten.

§ 91. Die Schauspieler.

Abgesehen von der Benennung der Schauspieler nach ihrer Bedeutung

bei der Aufführung eines Dramas als *πρωταγωνιστής* usw. (s. S. 39. 40) hieß der Schauspieler *ἐποκρίτης*, *!* von *ἐποκρίνομαι* = ich antworte (statt des gewöhnlichen *ἀποκρίνομαι*), d. h. er antwortete dem Chorführer, oder auch = ich erkläre, lege aus, stelle dar.

Ursprünglich trat der Dichter selbst als Schauspieler auf. Mit Sophokles kam dies ab. Es wird berichtet, daß Sophokles wegen seiner schwachen Stimme nur zweimal aufgetreten sei. Den zweiten und den dritten Schauspieler wählte der Dichter sich selbst aus den Bürgern nach ihren erprobten Fähigkeiten aus. Seit der Ein-



Abb. 11. Eisenbeintatuee eines tragischen Schauspielers.

führung des staatlichen Wettkampfes dagegen wies der Staat den Dichtern die Schauspieler zu, so daß derjenige Dichter im Vorteil war, der besonders tüchtige schauspielerische Kräfte erhielt. Die Schauspieler waren seit Ende des 5. Jahrhunderts berufsmäßige Künstler (Dionysische Techniten). Als im 4. Jahrhundert die Zahl der Berufsschauspieler immer größer wurde, schlossen sie sich zu Gewerkschaften zusammen. An bürgerlicher Geltung verlierend, gingen sie auch künstlerisch bergab. Aristoteles nennt die gewerkschaftlich organisierten Schauspieler mit ihren künstlerisch minderwertigen Leistungen *παράσιτοι Διονύσου* = possenreißende Schmarotzer am Tische des Dionysos.

Bei der beschränkten Zahl der Schauspieler mußte ein einzelner in demselben Stücke oft mehrere Rollen übernehmen. Weibliche Rollen wurden mit wenigen Ausnahmen im ganzen Altertum nur von Männern gespielt.

Die Rollen waren unter die 3 Schauspieler so verteilt, daß der Protagonist die Hauptrollen spielte, die nicht immer auch zugleich Titelrollen waren, der Deuteragonist die der Hauptrolle am nächsten stehenden, der Tritagonist die für die Entwicklung und den Abschluß der Handlung bedeutsamsten Rollen. Auch die Möglichkeit des Umkleidens für die mit mehreren Rollen betrauten Schauspieler mußte bei der Verteilung berücksichtigt werden. Die meisten Stücke erforderten für die Darstellung von Nebenrollen (Befolge, *θεράποντες*, *δορυφόροι*) noch ergänzende schauspielerische Kräfte; auch Statisten wurden verwendet.

Die Arten des Vortrages waren für die griechischen Schauspieler mannigfaltiger, als für unsere modernen; sie mußten die jambischen Trimeter des Dialogs sprechen, die lyrischen Teile entweder allein oder zu zweien oder im Wechsel mit dem Chor unter Musikbegleitung singen, die Anapäste und die jambischen und trochäischen Tetrameter mit Musikbegleitung deklamieren oder rezitieren (*παρακαταλογία*). Die Musik machte ein Flötenspieler, der in lang wallendem Gewande unmaskiert mit dem Chor einzog und, neben diesem in der Orchestra stehend, 2 klarinettenartige Flöten gleichzeitig blies.

Bedeutende Ansprüche wurden seitens des Publikums an die Stärke und Beschmeidigkeit der Stimme, die im offenen, gewaltig großen Raume besonderer Kraftanstrengung bedurfte, an deutliche und rhythmisch akzentuierte Aussprache, sowie an die Kraft des Bedächtnisses der Schauspieler gestellt. Auch verlangte man Hebung des Spiels durch maßvolle und schöne Bewegungen des Körpers.

Über das Kostüm der tragischen Schauspieler s. S. 34. Von besonderer Bedeutung war die Maske (*πρόσωπον*). Die Züge derselben, deren malerische Behandlung erst seit Aischylos auf den Charakter der darzustellenden Person Rücksicht zu nehmen begann, waren typisch, insofern man nur die Grundstimmung des betreffenden Charakters wiedergab. Mit der fortschreitenden Maskunst wurden natürlich die Masken verbessert, doch ging man hierin bald zu weit und verfiel in Effekthascherei.

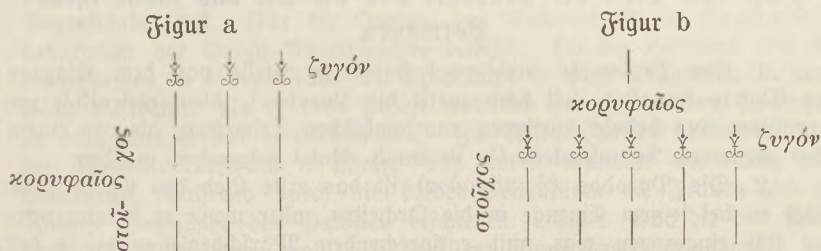
Die Masken waren an der Stelle des Mundes mit einer breiten Öffnung versehen, weniger wohl um den Schall zu verstärken, als um den Gebrauch der Sprachwerkzeuge nicht zu behindern.

Eine Anzahl solcher Masken für stehende Rollen war bei jedem Theater vorhanden; sie gehören zur *σκευή*, d. h. dem notwendigen Vorrat ständiger Ausrüstungsgegenstände.

§ 92. Der Chor.

In ältester Zeit stand der Chor für sich, der allein zu Ehren des Dionysos in der Orchestra unter Tanzbewegungen Lieder sang. Als Thespis den ersten Schauspieler einführte, behielt der Chor auch die Hauptpartie, gab sie aber bereits mit der Einführung des zweiten Schauspielers durch Aischylos an die beiden Schauspieler ab und trat dann immer mehr gegen diese und ihre Dialoge zurück, sowohl an Umfang seiner Vorträge als an Bedeutung für die Handlung.

Zur Blütezeit der Tragödie tritt der Chor, aus Personen zusammengesetzt, die zu den Personen der dramatischen Handlung in irgendeiner Beziehung stehen, diesen ruhig überlegend mit Rat und Trost, Aufmunterung und Warnung zur Seite, ohne tätig in die Handlung einzugreifen. Zu diesem Zwecke erhebt er an geeigneten Ruhepunkten der Handlung seine Stimme, und was er singt oder sagt, hat jedesmal eine innige Beziehung zur Handlung. In den späteren Stücken des Euripides wird dieser Zusammenhang der Chorpartien mit der Handlung lockerer, um nach und nach gänzlich verloren zu gehen, so daß schon gegen Ende des 5. Jahrhunderts die Gewohnheit aufkam, zwischen einzelnen Szenen eingelegte Lieder (*ἐμβόλιμα*) singen zu lassen, die zu der Handlung in keiner Beziehung standen und nur zur Ausfüllung der Pausen dienten (vgl. die Couplets der modernen komischen Oper).



Die Aufstellung des zur Zeit des Sophokles aus 15 Mitgliedern bestehenden Chores (früher 12 Mitglieder) geschah in Gestalt eines Vierecks (daher *χορός τετραγώνος*, im Gegensatz zu dem dithyrambischen *κύκλιος χορός*), dessen Langseiten aus je 5 hintereinander tretenden Choreuten bestehen, während auf den Schmalseiten je 3 Choreuten sich nebeneinander aufstellen. Je 5 Choreuten hintereinander bilden ein Glied (*ὁ στίχος*), je 3 nebeneinanderstehende eine Rotte (*ζυγόν*); der ganze Chor zeigt demnach 3 Glieder und 5 Rotten. In dieser Aufstellung (*κατὰ στίχους*) zieht er durch die rechts vom Zuschauer gelegene Parodos in die Orchestra ein.

Bei seinem Einzug galt das den Zuschauern zunächst gehende Glied als das erste; dieses enthielt daher die stattlichsten und tüchtigsten Choreuten,

in seiner Mitte als stattlichsten von allen den Chorführer (*χορῳφαῖος*) (s. Fig. a). Nach dem Durchschreiten der Parodos schwenkte der Chor wahrscheinlich so nach rechts herum, daß der beim Einmarsch dem Zuschauer-raum zugewendet gewesene *στοῖχος* als erstes *ζυγόν* unmittelbar vor die Schauspieler zu stehen kam und der in der Mitte dieses *ζυγόν* stehende *χορῳφαῖος* in nächsten Verkehr mit den Schauspielern trat. — Es waren nunmehr 3 *ζυγά* und 5 *στοῖχοι* (s. Fig. b). Der Abzug des Chores nach Schluß der Aufführung erfolgte in derselben Weise wie der Einzug. Beide Male ging die Musik, d. h. der Flötenspieler, dem Chore voran und nahm nach dem Einzug seinen Standort in der Orchestra ein.

Nach den neuesten Forschungen kann es als sicher gelten, daß im 5. und vielleicht auch noch 4. Jahrhundert v. Chr. Chor und Schauspieler in enger Verbindung standen und sich auf gleicher Ebene bewegten.

Die Chorgesänge wurden durchweg von Tanzbewegungen begleitet, die für die Tragödie, das Satyrspiel und die Komödie dem Charakter dieser Dramenarten entsprechend verschieden temperiert wurden. Der Tanz in der Tragödie war würdig und maßhaltend und wurde *ἐμμίλεια* genannt. Die Kostüme des tragischen Chors waren, wie auch die Masken, denen der Schauspieler ähnlich, im übrigen je nach den Umständen und nach den darzustellenden Personen verschieden; die Schuhe hatten dünnere Sohlen als die der Schauspieler, (der komische Schauspieler trug keinen Kothurn, *κόθορνος*), damit auch in der Hoheit ihrer äußeren Erscheinung die Heroen des dramatischen Spieles über die dem Volke angehörigen Choreuten emporgehoben würden (vgl. auch S. 39).

§ 93. Die Teile der Tragödie und die Art und Weise ihres Vortrages.

1. Der Prolog (*ὁ πρόλογος*) hat seine Stelle vor dem Einzuge des Chores (in alter Zeit kam zuerst die Parodos), dient wesentlich zur Exposition und besteht durchweg aus jambischen Trimetern, die von einem oder mehreren Schauspielern (so in Soph. Ant.) gesprochen wurden.

2. Die Parodos (*ἡ πάροδος*) ist das erste Lied des Chores; er trägt es bei seinem Einzuge in die Orchestra, oder wenn er bereits vorher still eingezogen war, mit entsprechenden Marschbewegungen in der Orchestra rezitativisch (*παρακαταλογία* = begleitendes Rezitativ) zur Musik vor. Die Rhythmen sind solche, wie sie den gleichzeitigen Marschbewegungen entsprechen, d. h. entweder trochäische oder (meist) anapästische, die letzteren durchweg in Systemen, deren jedes mit einem katalektischen Verse (*παροισιακός*) schließt. Der Dialekt der Chorgesänge ist der dorische.

3. Die Epeisodien (*τὰ ἐπεισόδια*), so genannt, weil zu ihrem Vortrage die Schauspieler zu dem Chore hereintreten müssen (*ἐπεισιέναι*); es sind Dialogpartien, die, in jambischen Trimetern gedichtet und jedesmal durch zwei vollständige Chorphartien umrahmt, durch Deklamation zum Vortrage kommen.

4. Die Standlieder (*τὰ στάσιμα*), d. h. die eigentlich Iyrischen Teile, die der Gesamtchor von seinem Standpunkte aus singend vorträgt. Sie zerfallen meist in Strophe, Antistrophe und Epode.

5. Die Exodos (*ἡ ἐξοδος*), zuerst nur das Schlußlied des abziehenden Chores, später der letzte Gesang, d. h. derjenige dramatische, durch Deklamation vorgetragene Teil, der auf den letzten Chorvortrag folgt und das ganze Stück abschließt.

Als besondere, nicht wesentliche Teile der Tragödie kommen noch hinzu:

6. *κοιμοί* (von *κόπτω* = ich schlage scil. vor Schmerz an meine Brust), ursprünglich Klagegesänge, später auch erregte Szenen überhaupt, deren charakteristische Eigenschaft die war, daß sie abwechselnd vom Schauspieler und Chor und zwar singend vorgetragen wurden.

7. *μέλη ἀπὸ σκηνῆς*. d. h. gesungliche Einzeldorträge von Schauspielern.

8. *ὑπορχήματα*, d. h. Chorpartien die von Tanz und lebhafter Mimik begleitet waren.

9. *θρῆνοι*, d. h. Chorlieder von besonders ernstem und schmerzlichem Inhalte.

Erregte Dialogpartien, in denen zwei Schauspieler mit einzelnen Versen einander ablösen, nannte man *συχουμβία* (von *σῆχος* = Vers); bei ganz besonders großer Erregung erging man sich sogar in Halbversen (Hemistichien).

§ 94. Die Dekoration.

Zweck der Dekoration ist die Herbeiführung der Illusion; indes stellten die Athener in dieser Beziehung keine zu großen Ansprüche. Ursprünglich fehlte an der Vorderwand der Skene jede Dekoration; man stellte Altäre oder Felsen oder andere durch die Situation geforderte Gegenstände auf. Für die Dreisteia des Aischylos ist als Hintergrunddekoration der Palast Ugamemmons benutzt. Da die Herrscher und ihre Angehörigen in diesem Falle wie überhaupt in allen Tragödien, in denen solche auftraten, als in dem Palast wohnend gedacht wurden, so mußten sie auch aus diesem hervorkommen. Zu diesem Zwecke befanden sich in der Bühnenvorderwand 3 Türen, aus deren mittlerer der König selbst heraustrat, während durch die beiden Seitentüren die Frauen und alle übrigen Bewohner des Palastes erschienen. Indes war die den Palast darstellende Bemalung wohl nicht auf der Wand des Bühnenhauses selbst angebracht, sondern auf davor gehängter Leinwand, die man in geringem Abstände von der Bühnenvorderwand vor dieser aufstellte; auch in dieser Dekorationswand mußten dann die nötigen Türen angebracht sein. Die Dekoration stellte natürlich nicht immer einen Palast dar, sondern, wo erforderlich, auch andere Örtlichkeiten, wie in Sophokles' *Ajas* das Zelt des Helden, in Sophokles' *Philoktet* die Höhle des Unglücklichen u. a. Das Auftreten derjenigen Schauspieler, die man sich als nicht in dem Palaste usw. wohnend vorstellen sollte, geschah durch die *Parodoi* in der Orchestra. Ein weiteres Dekorationsmittel waren die sog. *Periakten* (*αἱ περίακτοι* scil. *μηχαναί* = drehbare Wände). Es sind dies je 3 auf einem gleichseitigen Dreieck als Grundfläche sich nebeneinander erhebende, bemalte Holzwände. Sie waren, 2 an der Zahl, zu beiden Seiten nahe

vor der Dekorationswand aufgestellt und zeigten auf ihren Flächen verschiedene, auf die Andeutung eines Szenenwechsels berechnete Bemalung. Nach Anbau der Paraskenien legte man in diesen zwischen den Periakten und der Dekorationswand zum Auftreten der Schauspieler eigene Türen an, womit dann vielleicht das Auftreten von Schauspielern durch die Parodoi überhaupt aufhörte. Was sonst noch an Dekorationen vorhanden war, kann nur ganz einfach gewesen sein. Einen Vorhang gab es im griechischen Theater nicht; dieser findet sich erst im römischen Theater, wo er aber zur Eröffnung der Bühne nicht, wie bei uns, aufgezogen, sondern herabgelassen wurde.

§ 95. Die Maschinen.

Das im Verhältnis zur Jetztzeit noch dürftige Maschinenwesen hat sich, wie alle Einrichtungen des Theaters, erst allmählich entwickelt. Für die Zeit der großen Tragiker sind besonders zu erwähnen:

1. Die *μηχανή*, die Flugmaschine, ein Kran, der dazu diente, Götter auf die Erde herabschwebend (*θεός ἀπό μηχανῆς*) darzustellen, wurde besonders von Euripides viel benutzt, um den sonst nicht gut entwirrbaren dramatischen Knoten durch Kundgebung des Götterwillens gewaltsam zu zerhauen;

2. das *θεολογεῖον*, eine ähnliche Einrichtung, aber in bezug auf ihren Zweck von der *μηχανή* insofern verschieden, als sie die Götter in ihren olympischen Wohnungen zeigte;

3. das *ἐκκύκλημα*, d. h. die Maschine zum Herausrollen. Da durch die Theatereinrichtungen ein Blick in das Hausinnere sich nicht ermöglichen ließ, wurden auf diesem auf Rollen laufenden Holzgestell (eine Art Wagen) oder durch einen Drehmechanismus Personen und Gegenstände, die man als im Innern des Hauses befindlich ansehen sollte, auf die Bühne geschoben.

4. das *κεραυνοσκοπεῖον* und das *βροντεῖον*, primitive Apparate zur Nachahmung des Blitzes und des Donners.

Alle diese und noch einige andere zwar erwähnte, aber nicht sicher zu deutende szenische Hilfsmittel wurden von Aischylos gern angewendet und sind meist von ihm erst erfunden. Sophokles gebrauchte sie maßvoll, wogegen Euripides sich ihrer wieder öfter bediente.

§ 96. Das Publikum.

Das Dionysostheater in Athen konnte 14 000, zur Not auch 17 000 Besucher fassen. Außer den Ehrengästen bestand das Publikum aus Bürgern, Metöken, Frauen, Knaben. Daß auch Frauen und Knaben sogar zu Satyrspielen und Komödien zugelassen wurden, ist für unser Gefühl äußerst befremdlich, da in diesen dem Auge wie dem Ohre sich manche Erscheinung bot, die eine Frau oder Kinder verletzen mußte.

Man begab sich zu den früh beginnenden Vorstellungen oft schon vor Sonnenaufgang, kaufte an der Kasse, die vermutlich in den Parodoi lag, die Eintrittsmarke und nahm dann einen geeignet scheinenden Platz ein, auf dem man den ganzen Tag über verblieb, von dem mitgebrachten

Vorrat an Speisen und Getränken zehend. Das Verhalten des Publikums, soweit es dem Volke angehörte, und das war weitaus die Mehrzahl, war oft laut und lärmend und sehr anspruchsvoll gegenüber den Leistungen der Dichter und Schauspieler. Schlechte Leistungen tadelte man durch Ausrufe, Lärmen; gute lobte man durch Äußerungen des Beifalls, als Rufen, Klatschen und *αἰδῖς*-rufen.

§ 97. Nach der Aufführung.

Nach der Aufführung fand im Theater eine Volksversammlung statt, in der alle Veranstaltungen des Festes besprochen wurden und über die beteiligten Personen Anerkennung oder Tadel zum Ausdruck und zur Betätigung kam. 5 Preisrichter gaben das Urteil über die aufgeführten Stücke ab. Der siegende Dichter erhielt außer dem schon vorher für sein Stück bezahlten staatlichen Honorar noch einen Ehrenlohn in barem Gelde, wofür er dann ein Dankopfer darbrachte und Chor und Schauspieler festlich bewirtete, auch seinen Bekannten ein Gastmahl gab, wie Agathon in Platons Symposion. Der Choreg galt als der Sieger; ihm wurde ein Efeukranz zuerkannt, er weihte eine Tafel mit einer auf seine Choregie bezüglichen Inschrift. Der Choreg für lyrische Chöre erhielt die Erlaubnis, zum ehrenden Gedächtnis seines Sieges einen kunstvoll gearbeiteten Dreifuß mit Inschrift aufzustellen. Dieser fand seinen Platz auf einem je nach dem Reichtum des Choregen mehr oder minder kostbaren Unterbau. Bekannt ist das zur Aufnahme eines solchen Dreifußes bestimmt gewesene und noch heute erhaltene Denkmal des Epsikrates.

Eine weitere Anerkennung für den errungenen Sieg bestand darin, daß die Namen der Dichter und Choregen nebst den Titeln der preisgekrönten Dramen und den Namen der Hauptschauspieler durch den festleitenden Archon amtlich aufgezeichnet und solche Aufzeichnungen im Archiv aufbewahrt wurden, von denen mehrere erhalten sind. Auf diesen Aufzeichnungen beruhen zwei wichtige Schriften des Aristoteles: *Nikai Dionysiakai kai Anyaiat*, d. h. Verzeichnis der Sieger in den dramatischen Wettkämpfen der großen Dionysien und der Lenäen, und *Lidaxoxaliai*, d. h. Mitteilungen über die aufgeführten Dramen¹. Beide Schriften sind, wie auch die sich daran anlehenden Arbeiten der Alexandriner, verlorengegangen und nur noch in den Inhaltsangaben späterer Grammatiker und Scholiasten zu einzelnen Dramen in dürftigen, aber für die Geschichte des Dramas um so wichtigeren Resten erhalten².

¹ Vgl. S. 68.

² Vgl. A. Wilhelm, Urkunden dramatischer Aufführungen in Athen. 1906.



Abb. 12. Bronzestatuette eines Kriegers aus Dodona.

Das Heerwesen der griechischen Staaten¹.

§ 98. Allgemeiner Überblick.

In der Zeit des großen nationalen und kulturellen Aufstiegs des Griechentums, im 5. vorchr. Jahrhundert, bestand die bewaffnete Macht der einzelnen Stadt- oder Kantonstaaten aus dem Gesamtaufgebot der vollfreien Bürger des Staatsganzen, der πόλις.

¹ Deibrück, Gesch. d. Kriegskunst im Rahmen der polit. Gesch. 1. Teil: Das Altertum. 3. Aufl. Berlin 1920. E. Daniels, Das antike Heerwesen. Slg. Börsen 1910. Joh. Kromayer, Antike Schlachtfelder, Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. Erschienen Bd. I—III u. IV 1. u. 2. Lieferung. Vgl. auch E. Lammert, Die neuesten Forschungen auf antiken Schlachtfeldern, in: Neue Jahrb. 13, 1 S. 112 ff., 195 ff., 252 ff.; Pauly-Wissowa, Realenzyklopädie XI, 2 1827 ff. „Kriegskunst“; E. Rothert, Karten und Skizzen aus d. Geschichte des Altertums. 7. u. 8. Aufl. Düsseldorf 1911.

Von dem im allgemeinen milizartigen Charakter dieser Streitkräfte, die nur der Ernstfall vereinigte, heben sich die Aufgebote Spartas und Athens insofern ab, als sie ihr Heerwesen zu einer Form entwickelten, die ihrer scharf ausgeprägten Eigenart entsprach.

Schuf sich der in den Verhältnissen eines Lagervolkes der dorischen Einwanderungszeit steckengebliebene Herrenstamm der Spartiaten im unaufhörlichen Kampf um sein Weiterbestehen gegenüber den zahlenmäßig überlegenen Bauernaufgeboten der Peloponnesier ein stehendes Heer, das nur das Lagerrecht, *δικη στρατοπέδου*, kannte und außer zu Jagd und Sport die Waffen überhaupt nicht ablegte, so bildete das geistig regsamere attische Volk, seitdem ihm Themistokles die Wege zur Vorherrschaft im Ostmittelmeerbecken gewiesen hatte, in fortschreitendem Maße die Gesamtkraft der Bewohner Attikas durch die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht mit einer aktiven, zweijährigen Dienstzeit zum Volksheer im besten Sinne des Wortes aus.

Nach diesen Vorbildern formten in bunter Mannigfaltigkeit die einzelnen Staaten der Griechenwelt, große und kleine, ihre Wehrmacht.

Vorausgegangen ist dieser Stufe eine Zeit des Werdens, deren Anfänge wir das Heroenzeitalter nennen. Abgeschlossen wird sie, vom Beginn des 4. Jahrhunderts ab, durch eine lange dauernde Epoche des Mietsoldatenwesens.

Einen frühen Typus eines derartigen, aus Reisläufern bestehenden Heeres zeigt Xenophon in seiner Anabasis, dem Hohenliede griechischen „Korpsgeistes“¹.

§ 99. Das Heroenzeitalter.

Die Ilias, das älteste Epos des jungen Griechenvolkes, hat dessen Eindringen in die kleinasiatischen und Balkansiedlungen zum Gegenstand. Die Entstehung und die Zusammenfassung dieser Sagengeschichte umfaßt weite Zeiträume bis zum 7. vorchr. Jahrhundert. Deshalb spiegeln Umwelt, Bekleidung und Bewaffnung vieler frühgeschichtlicher Zeitabschnitte, die von der Forschung als die kretisch-mykenische und frühgriechische Kulturperiode bezeichnet zu werden pflegen, sich im Text der Ilias in drängender und verwirrender Fülle wieder. Als nun gar die junge Kunst Griechenlands mehr und mehr die Fähigkeit wirklicher Darstellung erlangte, bildete sie im 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. Handlungen und Helden des Liedes in den Erscheinungsformen einer späten Umwelt ab. In naiver Unbekümmertheit um geschichtliche Treue hat so die Vasenmalerei die achäischen Götter und Helden in die Ausrüstung der Hoplitensoldaten ihrer Zeit gesteckt.

Schon die große Seltenheit von Waffenfunden in den vorgriechischen und frühgriechischen Fundstätten weist darauf hin, daß die Massen der Streiter der mykenischen Zeit in Folge einer unzureichenden Bewaffnung

¹ Durch eine fortgeschrittene Erkenntnis werden die Grundlagen zweier noch in der letzten Auflage dieses Buches vertretenen Ansichten widerlegt: nicht Xenophon, sondern Thukydides gibt uns ein Bild vom griechischen Heerwesen in seiner Höchsentwicklung und gibt es in überlegener stofflicher und dichterischer Form als Soldat und Geschichtsschreiber. Neben ihm tritt auf beiden Gebieten der attische Aristokrat im Soldheere des jüngeren Kynos zurück. Auch kann dieses Heer heute nicht mehr als eine in der Hauptsache den gleichzeitigen lakedämonischen Einrichtungen nachgebildete Schöpfung betrachtet werden.

und wohl auch Schulung durchaus in den Hintergrund treten neben den besser bewaffneten, auf prunkenden Wagen zu Felde ziehenden fürstlichen Führern und ihren nächsten Gefolgsleuten. Noch mehr wird dieses Verhältnis aus dem Verlauf der geschilderten Kämpfe selbst klar: hier liegt die Entscheidung stets im Zweikampf einiger weniger Führer, der Helden und

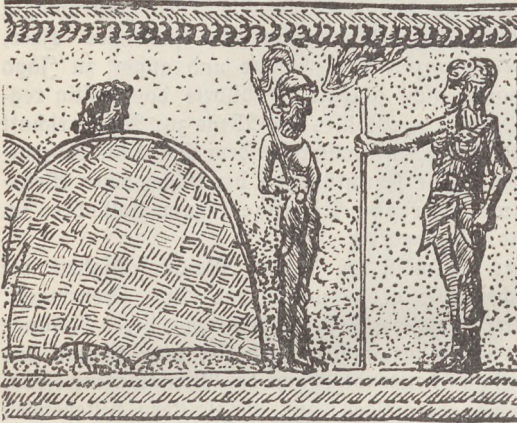


Abb. 13. Abgewickelter Bildstreifen auf einer Specksteintafel aus Hagia Triada nach einem Gipsabdruck des Kretikon Museion.

Erläuterung.

Die einzige Angriffs- und Abwehrwaffe der hier abgebildeten kretischen Krieger ist ein langes dolchartiges Schwert. Da man mit ihm nicht als Schild dienende aufgespannte Ochsenhaut nicht durchstoßen konnte — das Bronzeschwert bog sich — so suchte der Angreifer, wie ein auf uns gekommener goldener Schieber aus Kreta zeigt, den Schild abzureißen, um mit einem Stich von oben den Hals zu treffen. Deshalb trägt der vorderste, augenblicklich schildlose Krieger neben einem Kopfschuh eine Art Ringkrone. Die Kopfbedeckung scheint eine über das Lockenhaar gezogene Haube aus Leder gewesen zu sein, die die Ohren frei ließ. Die gewöhnlichen Krieger besaßen keinerlei Kopfschuh. Der Fürst oder Befehlshaber — er übergibt dem „stammstehenden“, vordersten Krieger eine Standarte — trägt außer zwei kleinen Dolchen keinerlei Waffen. Den dargestellten Vorgang würde man am besten als „Fahnenübergabe vor dem Ausmarsch“ bezeichnen.

Knossos und Mykenä gefundenen Abbildungen nur eine sehr spärliche Ausrüstung mit Schutz- und Angriffswaffen. Mit Speer und Dolch bewaffnet, durch einen fast mannshohen Schild, ἀσπίς, σάκος gedeckt, vielleicht einen Helm, κόρυς, πήληξ auf dem Haupt, kämpft der Heerkönig, nachdem er dem Streitwagen entstiegen ist, an der Spitze der haupthaarumwallten Achäer, denen wohl, wie man aus dem Beiwort entnehmen mag, jeder weitere Kopfschuh fehlte. Bestenfalls mit Keulen und feuergehärteten Speeren bewaffnet, durch Lederkoller oder Tierfelle, die Hundsfellkappe, κυνέη, notdürftig geschützt, richtete dieses Gefolge sein Verhalten nach dem Sieg oder der Niederlage seines Vorkämpfers.

Kennt die kretisch-mykenische Zeit außer dem großen am Tragband, τελαμών, über die Schultern befestigten Turmschild und einem starken, wohl gleichfalls metallbeschlagenen Gürtel, ζωστήρ, keine Schutz- und Angriffswaffen, so tritt uns in der Ilias auch schon die Schutzbewaffnung des 9. und 8. Jahrhunderts, der

fürher auch im Epos vor der Schlacht ihre „Völker ordnen“, so bilden diese doch nur den Hintergrund für die Zweikämpfe der Großen. Das geht so weit, daß es der siegreiche Held meist verschmäht, in die flüchtende Herde, ὄμιλος ἀνδρῶν, einzuhauen. Der Begriff des taktischen Verbandes, d. h. der in der Geschlossenheit des Willens einer Mehrheit und ihrer Schulung liegenden Überlegenheit auch über den tapfersten und bestgerüsteten Einzelkämpfer ist noch nicht entstanden. Aber auch diese gefährdeten Kämpfe, deren strahlende Waffen vielleicht noch mehr als ihre Taten die Feinde zum Weichen brachte, besaßen nach den in Phaiastos,

Dipylonzeit und der anschließenden archaischen Zeit entgegen. Der häufig auf Vasen des Dipylonstils vorkommende kürzere, an beiden Seiten stark eingebuchtete Schild ist eine Fortbildung des Turmschildes bei der Erzielung größerer Beweglichkeit. Er wird sowohl bei der Abbildung von Wagen- wie Schiffskämpfern mehrfach beobachtet. Aber auch der runde frühdorische Schild kommt in verschiedenen Ausmaßen im griechischen Heldenlied der Frühzeit vor. Je kürzer der Schild wurde, um so mannigfacher mußte sich die übrige Schutzpanzerung des Körpers entwickeln, um die durch diese Verkürzung entstehenden Blößen zu decken. Es ist deshalb nicht ein Zufall, daß eine der ältesten einem mykenischen Grabe entstammende und als solche erkannte Schutzwaffe¹ eine



Abb. 14. Landungsgefecht auf einem mykenischen Silberbecher nach Reichel: Homerische Waffen.

Erklärung.

Beobachtung und Wiedergabe sind verblüffend scharf. Man beachte den Steuermann, der mit dem Ruder sein Schiff an den Felsenhang herandrückt. Er ist im Gegensatz zu den Stadtbewohnern bekleidet: Helm mit Busch und Chiton. Auch drei der Landenden tragen anscheinend Kopfbedeckungen.

Die Stadt erhebt sich auf einem Felskap, dahinter überhöhen sie Baumpflanzungen. Das einflügelige Tor ist durch einer Turm mit zwei Stockwerken flankiert. Auch die Häuser sind mehrstöckig.

Eine Gliederung der Verteidiger in vorgegebene Leichtbewaffnete, Schleuderer und Bogenschützen — und zurückgehaltene Speerkämpfer ist mit Absicht dargestellt. Die schwerer Bewaffneten tragen den nach Art einer halben Tonne gerundeten Hängeschild. Beim vorderen ist das Tragband (Telamon) über der linken Schulter sichtbar. Der Wurf behandelt wohl einen Beutezug oder eine Sklavenjagd.

neuer Kolonien entwickelt die bewaffnete Macht der einzelnen Staaten von der Gefolgschaft über das Adligenaufgebot, dessen Anfänge das zweite

bronzene Beinschiene ist. Erlauben uns andere, ungefähr gleichaltrige Funde an die frühzeitige Verwendung einer einzelnen, kleinen Panzerplatte, *γβαλον*, als Brustschuß und einer gleichartigen Platte, *μτροη*, als Unterleibsschutz, die wohl auf das Wams aufgenäht waren, neben dem Joster zu denken, so gehören diese Platten wahrscheinlich als Ergänzungsschutz zum Dipylonschild, während die Ausrüstung mit dem frühen dorischen Schild auch schon einen aus 2 *γβαλα* bestehenden Schalenpanzer, *θώραξ*, mit Vor- und Rückstück zuläßt².

Die nachhomerische Zeit mit ihren unaufhörlichen Stammesfehden, der langamen Verschmelzung zwischen Einwanderern und früher ansässigen Eingeborenen, Partei- und Standskämpfen, endlich mit der Ausfendung immer

¹ W. Reichel, über homerische Waffen, Wien 1901, 59 Abb. 31.

² Einleitung in d. Altertumswiss. II, 1. E. Pernice, Griech. u. röm. Privatleben 1922, 73 ff. (Probleme und Literatur). G. Lippold, Griechische Schilde 1909. S. Ostern, Bewaffnung in Homers Ilias 1909. Hagemann, Griechische Panzerung I 1920.

große Epos der Griechen, die Odyssee, anschaulich schildert, zum gegliederten Hoplitenheer, der *φάλαγξ*. Denn in diesem harten Ringen aller



Abb. 15. Mykenische Krieger nach der „Kriegervase“ von Mykenä, im National-Museum zu Athen.

a) nach Furtwängler und Löschke und Tsountas
(*Εφήμερις* 1896)

b) nach Schuchhardt: Schliemanns Ausgrabungen.

gegen alle ausgebildeten schweren Fußvolk der Griechen konnte der Orient nichts annähernd Gleichartiges entgegensetzen, als er zu Beginn des 5. Jahrhunderts auf Beheiß des persischen Großkönigs seine Reiter- und Schützenheere gegen Griechenland in Bewegung setzte.

A. Das spartanische Heer.

§ 100. Seine Organisation.

Auf der Übergangsstufe des Adelaufgebots ist das Heer des Peloponnesischen Bundes länger stehen geblieben als die Streitkräfte der anderen griechischen Staaten. Der spartanische Vollbürger, der Spartiate, ein Adliger rein dorischen Blutes, war zeitlebens Soldat und zwar Nursoldat. Seine ganze Erziehung ging nur von dem Gesichtspunkt aus, ihn zu einem kriegstüchtigen Bestandteil seines Schlachthausens zu machen. Ein derartiger Heerkörper stellte infolge der vollendeten Einzelausbildung und disziplinierten Einfügung aller seiner Mitglieder eine unübertreffliche Kampfmaschine dar. Abhärtung des Körpers und Zucht des Geistes, gymnastische Übungen, Waffenspiel und Jagd, Einübung von Marschliedern und Schlachtgesängen füllten die Werdejahre des Spartiaten aus. Erst im Alter von 30 Jahren galt er für voll ausgebildet. Auch als Mann lebte er mehr im Kameraden- als im Familienkreise. Stets war er sich bewußt, daß nur durch zähes Zusammenhalten seiner Kaste die Gewalt Herrschaft einer kleinen Minderheit

Erklärung:

Die Zeichnung nach a) wurde aus Bruchstücken zweier Krieger zusammengesetzt, die auf der Vase hintereinander schreiten Fig. b war in einem einzigen Bruchstück erhalten. Der Krieger nach a hat den metallbesetzten Lederschilde, am Telamon gehängt, zum Angriff vor sich gezogen, der auf b trägt ihn auf dem Marsch um den Hals unter Benutzung des Tragbandes. Beide tragen schon den metallenen (Bronze-) Panzer in Glockenform. Ebenso sind die Helme bei a u. b mit Bronzeplättchen überzogen, Helmbänder aus gleichem Metall. Bei b ist auch ein schuppenbesetzter Metallschutz angedeutet. a trägt einen Lederkoller mit Ärmeln unter der Glocke. Weinschienen aus Leder oder Bronze schützen gegen den Druck des Schildrandes.

Die Bewaffnung der mykenischen Helden ist gegen die der Kreter fortgeschritten. Sie enthält schon alle Elemente frühgriechischer Bewaffnung. Einzige Angriffswaffe ist der Speer.

über Lakonien, den Peloponnes und beträchtliche Teile Gesamtgriechenlands aufrechterhalten werden konnte. Mit der allmählichen Befriedung Lakoniens



Abb. 16. Kämpfende Krieger des beginnenden 6. Jahrh. nach einem rhodischen Teller im Brit. Mus. n. Brunn.

Erläuterung:

Der Fortschritt in der Bewaffnung seit der spätmikenischen Periode (Fig. 15) liegt auf dem Gebiet der „Schußwaffen“. Noch ist der einarmige zu Wurf und Stoß gleich brauchbare Speer die einzige Angriffswaffe. Daher beschränkt sich auch die Schußbewaffnung unter starker Betonung des Kopfes in der Hauptsache auf den Oberkörper.

Die Weinschienen sollen die unteren Gliedmaßen gegen Schauern des Schildrandes, dann gegen Fernwaffen, Pfeile und Steine, schützen. An die Stelle der schuppenbesetzten Kopfbedeckung ist der Einheitshelm aus Bronze getreten mit Kamm, Nacken- und Halskühn (älterer korinthischer Helm). Der runde Schild (argiv. Sch.) ist kleiner und leichter geworden, er wird mit zwei Handhaben benutzt, das Tragband ist weggefallen. Der Oberkörper steckt in dem glockenartigen Brustpanzer (Peplos). In unserem Falle scheint er aus Linnen oder Leder zu bestehen, der zum Schutze des Unterleibs vorgefüllte Rand aus Ketten oder Schuppen. Allerdings wurden in Olympia auch gleichartige „Schalen“ aus Bronze gefunden. Die Muskulatur beginnt sich abzuzeichnen (Muskelpanzer) s. Fig. 10. Das Vasenbild hält den Duellcharakter fest, den Kampf zwischen Einzelkämpfern, der bis Epaminondas für die Schlacht auf griechischem Boden bezeichnend ist.

den in erster Linie als Troßknechte und Schanzarbeiter aber auch als Leichtbewaffnete oder Schützen verwandt. Aus guten Gründen hielt man diese

und den steigenden Ansprüchen an die bewaffnete Macht des Staates zog man mehr und mehr die nichtdorischen Perioiken, *περίοικοι*, die persönlich freien, aber von jedem Anteil am Regiment ausgeschlossenen Kleinbauern der lakonischen Randgebirgslandschaften, zum Heeresdienst heran. Hatten auch zunächst noch die Spartiaten in dem so vergrößerten Heere die vorderen Reihen gebildet, so trat hierin mit der vornehmlich durch die endlosen Kriege verursachten Verminderung dieser Oberschicht¹ bald eine Änderung ein. Immer mehr füllten die kräftigen Bauern Lakoniens die Reihen, während die Spartiaten selbst nur noch die Führer- und Oberführerstellen besetzten².

Die in harter Knechtschaft niedergehaltenen Heloten, die Nachkommen der früher in den in historischer Zeit von Spartiaten eingenommenen Kerngebieten Lakoniens angefallenen Urbevölkerung, wurden

¹ Nach Leuktra ist die Zahl der männlichen Vollbürger Spartas unter 2000 gesunken.

² Lehrreich sind für den Zeitpunkt der Schlacht bei Plataä die von Herodot IX 10; 11; 29 gegebenen Stärkezahlen des peloponnesischen Gesamtheeres, wenn sie auch immer noch um mehr als die Hälfte übertrieben sein dürften: von 27000 peloponnesischen Hoplitzen läßt der Geschichtsschreiber 10000 aus Lakonien kommen; von diesen treffen 5000 „stets mobile Spartiaten“ mit der siebenfachen Anzahl von *πυλοί*, also von Troßknechten, sofort in Böotien ein. Erst tags darauf folgen in der gleichen Stärke die *λογάδες*, ausgewählte Perioiken, denen Heloten in gleicher Anzahl zugeteilt sind.

stets zur Empörung geneigten Staatsklaven vom eigentlichen Waffen-
dienst möglichst fern.

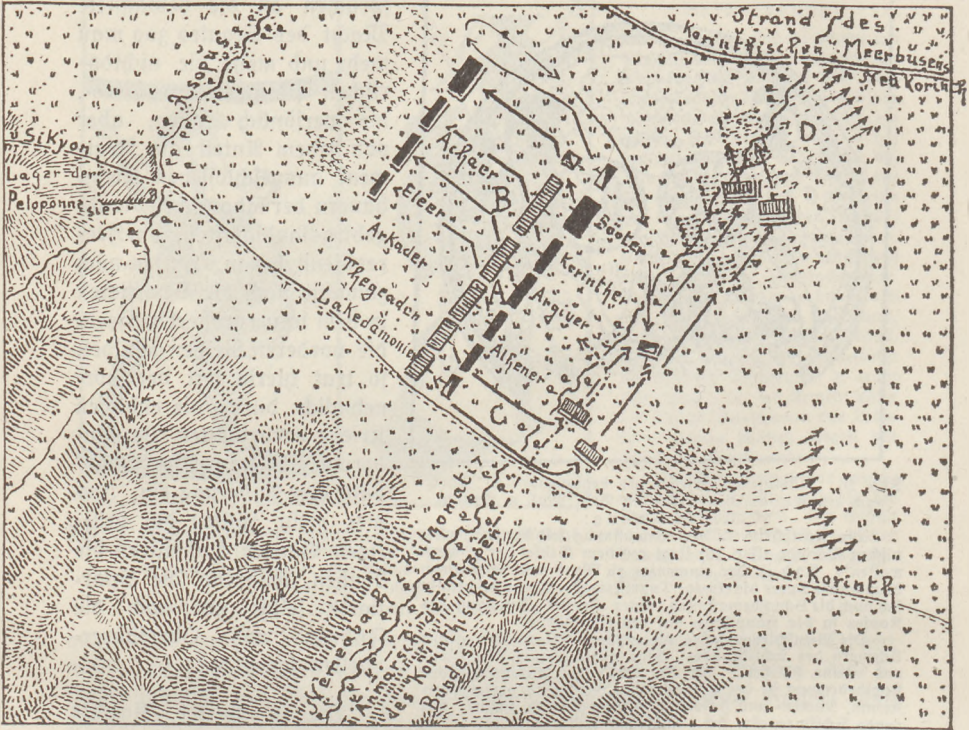


Abb. 17. Schlacht bei Nemea 394 n. Chr. nach Kromayer-Beith. A Beginn der Schlacht, B Sieg des rechten Flügels der Verbündeten — gleichzeitig; C Sieg des rechten Flügels der Peloponnesier. Von seinen rückwärtigen Verbindungen abgeschnitten, geht der rechte Flügel der Verbündeten in Unordnung zurück und wird bei D gemorfen. Karte Maßstab 1 : 50000 = 1 cm = 500 m.

§ 101. Die Truppengattungen und ihre Bewaffnung¹.

1. Das Fußvolt, οἱ πεζοί.

a) Die **Schwerbewaffneten**, οἱ ὀπλίται (mit Angriffs- und Schutz-
waffen im Gesamtgewicht von etwa 35 kg), bildeten den für die Krieg-
führung bis zum Ende des 5. Jahrhunderts maßgebenden Bestandteil des
spartanischen Heerbanns.

Die Schutzwaffen sind: τὸ κράνος, der Helm aus Erz; ὁ θώραξ,
oder ἡ αἰγίς, der Brustpanzer aus Bronze oder Linnen mit Erzbesatz; ἡ
σπολάς, der Lederkoller mit dem Leibschutz aus metallbesetzten Lederstreifen,
πέρυρες; die Beinschienen, κνημίδες, die mit Filz gefüttert waren, endlich

¹ Thukydides (I 1) bezeichnet mit vollem Recht den Kampf der Peloponnesier
gegen Athen und seine Bundesgenossen als den „Höhepunkt der Machtentfaltung
der Kriegführenden“. Wir haben deshalb für die Betrachtung griechischer Heeres-
verhältnisse in der Hauptsache diesen Zeitpunkt ins Auge gefaßt.

Dipylonzeit und der anschließenden archaischen Zeit entgegen. Der häufig auf Vasen des Dipylonstils vorkommende kürzere, an beiden Seiten stark eingebuchtete Schild ist eine Fortbildung des Turmschildes zur Erzielung größerer Beweglichkeit. Er wird sowohl bei der Abbildung von Wagen- wie Schiffskämpfern mehrfach beobachtet. Aber auch der runde frühdorische Schild kommt in verschiedenen Ausmaßen im griechischen Heldenlied der Frühzeit vor. Je kürzer der Schild wurde, um so mannigfacher mußte sich die übrige Schutzpanzerung des Körpers entwickeln, um die durch diese Verkürzung entstehenden Blößen zu decken. Es ist deshalb nicht ein Zufall, daß eine der ältesten etnographischen Grabe entstammende und als solche erkannte Schutzwaffe¹ eine



Abb. 14. Landungsgefecht auf einem mykenischen Silberbecher nach Reichel: Homerische Waffen.

Erklärung.

Beobachtung und Wiedergabe sind verblüffend scharf. Man beachte den Steuermann, der mit dem Ruder sein Schiff an den Felsenhang herandrückt. Er ist im Gegensatz zu den Stadtbewohnern bekleidet: Helm mit Busch und Chiton. Auch drei der Landenden tragen anscheinend Kopfbedeckungen.

Die Stadt erhebt sich auf einem Felskap dahinter überragen sie Baumpflanzungen. Das einflügelige Tor ist durch einen Turm mit zwei Stockwerken flankiert. Auch die Häuser sind mehrstöckig.

Eine Gliederung der Verteidiger in vorgeschobene Leichtbewaffnete, Schleuderer und Bogenschützen — und zurückgehaltene Speerkämpfer ist mit Absicht dargestellt. Die schwerer Bewaffneten tragen den nach Art einer halben Tonne gerundeten Hängeschild. Beim vorderen ist das Tragband (Telamon) über der linken Schulter sichtbar. Der Vorwurf behandelt wohl einen Beutegug oder eine Sklavensjagd.

neuer Kolonien entwickelt die bewaffnete Macht der einzelnen Staaten von der Gefolgschaft über das Adligenaufgebot, dessen Anfänge das zweite

¹ W. Reichel, Über homerische Waffen, Wien 1901, 59 Abb. 31.

² Einleitung in d. Altertumswiss. II, 1. E. Pernice, Griech. u. röm. Privatleben 1922, 73 ff. (Probleme und Literatur). G. Lippold, Griechische Schilde 1909. H. Ottern, Bewaffnung in Homers Ilias 1909. Sagemann, Griechische Panzerung I 1920.

bronzene Beinschiene ist. Erlauben uns andere, ungefähr gleichaltrige Funde an die frühzeitige Verwendung einer einzelnen, kleinen Panzerplatte, *γῦλον*, als Brustschutz und einer gleichartigen Platte, *μύρον*, als Unterleibschutz, die wohl auf das Wams aufgenäht waren, neben dem Zoster zu denken, so gehören diese Platten wahrscheinlich als Ergänzungsschutz zum Dipylonschild, während die Ausrüstung mit dem frühen dorischen Schild auch schon einen aus 2 *γῦλα* bestehenden Schalenpanzer, *διόραξ*, mit Vor- und Rückstück zuläßt².

Die nachhomerische Zeit mit ihren unaufhörlichen Stammesfehden, der langamen Verschmelzung zwischen Einwanderern und früher ansässigen Eingeborenen, Partei- und Ständekämpfen, endlich mit der Ausfendung immer

als Hauptschützwanne der Schild, *ἀσπίς*, der mit der Entwicklung der übrigen, dem gleichen Zweck dienenden Stücke allmählich kürzer und leichter wurde. Auf dem Marsch war er in einen Überzug, *σάγμα*, gehüllt und mußte bis zu Xenophons Zeit (Hell. V 4, 17) vom Schildknappen, *ὑπασπιστής*, getragen werden. Gemeinsam war allen spartanischen Hoplitcn ein purpurner Waffenrock, *φοινικίς*, und ein *Α* als Schildzier.

Die Angriffswaffen sind: *τὸ δόρυ*, der bis 3 m lange Stoßspeer, der mit einem Arm geführt wurde; *τὸ ξίφος*, das Schwert und später der wohl von den Asiaten übernommene kurze Säbel, *τὸ μαχαίριον*. Beide Nahkampfswaffen wurden an einem von der rechten Schulter zur linken Hüfte laufenden Wehrgehäng, *τελαμών*, getragen.

Eingeteilt ist das spartanische schwere Fußvolk in Lochen, *λόχοι*, und zwar in 6 bis 7 Abteilungen, die unter einem *λοχαγός*, Bataillonskommandeur, standen. Der Lochos zerfiel in 4 Kompagnien, *πεντηκοστῆς*, von denen jede wieder 4 Züge *ἑνωμοτίαι* zu 4 Mann in der Front und 8 Mann in der Tiefe hatte¹. Xenophon nennt den von Thukydides als *λόχος* bezeichneten Verband *μόρα*².

Das Gesamtangebot Spartas schwankte zur Zeit der Schlacht bei Mantinea (362 v. Chr.) zwischen 5—6000 Mann im Felde und 600—1000 Mann als Besatzungstruppe in der Heimat.

b) Die Leichtbewaffneten, *οἱ γυμνήτες* oder *ψιλοί*, spielen dem Schlachtentscheidenden Gevierthausen der lakedämonischen Hoplitcn gegenüber kaum eine Rolle. Thukydides IV 55, 3 erwähnt eine Abteilung *τοξόται* als eine bis dahin (424 v. Chr.) bei den Spartanern ungewöhnliche Waffengattung. Von Brasidas ab werden die leichten Truppen in den Heeren des Peloponnesischen Bundes zahlreicher, bestehen aber meist aus Söldnern oder Bundesgenossen. Mit Vorliebe nahm man die Bogenschützen aus Kreta, (*τὸ τόξενμα* und *οἱ διστοί* die Pfeile, *ἢ φαρέτρα*, der Köcher). Als die besten Schleuderer gelten die Rhodier: *οἱ σφενδονῆται*; die Schleuder, *ἡ σφενδόνη*, für Steine, Ton- und Bleikugeln. Die Speerschützen, *οἱ ἀκοντισταί*, die häufig mit einer leichten Wurflanze, *τὸ ἀκόντιον* kämpften, entstammten den thrakisch-makedonischen Randländern.

Die Skhyriten, die Bewohner der nördlichen Landschaft von Lakonien, wurden wie die Heloten in den spartanischen Heeren bis zum Ende des Peloponnesischen Krieges nur behelfsmäßig als Leichtbewaffnete verwandt.

c) Die oft genannten *πελασται* sind ursprünglich in Thrakien ausgehobene oder angeworbene leichte Infanteristen. Seit dem Siege von Lechaion (390 v. Chr.), den Sphikrates mit ihnen über spartanische Hoplitcn errang, finden wir sie in den griechischen Heeren als geschlossene Söldnertruppe. Bei ihnen sind die Schützwanne zur Erreichung einer größeren Beweglichkeit auf ein Mindestmaß beschränkt: *ἡ πέλιη*, der kleine halb-

¹ Diese Bezeichnungen weisen auf eine Zeit hin, in der sowohl der Lochos wie seine Untereinheiten sehr viel kleiner waren. Vielleicht ist dies in der Entstehungszeit des reinen Spartiatenheeres der Fall gewesen.

² Thuk V 60,3; Xenophon dagegen, Staat der Lakcd. XI 4 weist der More außer einem Obersten, *πολέμαρχος*, 4 Lochagen, 8 *πεντηκοντήρεις* und doppelt so viele *ἑνωμοτάρχαι* zu, somit scheint ein derartiges Regiment aus je 2 Lochcn oder Bataillonen bestanden zu haben.

mondförmige Schild ohne Rand; der leichte unbeschlagene Linnenpanzer, *ὁ λίνεος*, die metallbelegte Filzhaube, *τὸ πῖλος*. An die Stelle der Weinschienen treten hohe Ledergamaschen, *ἱπικρατίδεις*. Die Angriffsbewaffnung waren eine übermannshohe Lanze, *λόγχη*, und ein längeres, degenartiges Schwert, *φάσγανον*. Ob sie ihre ursprüngliche voriphkrateische Bewaffnung mit 3–5 Wurfspieren, *ἀκόντιον*, die Xenophon schildert¹, nach ihrer Umwandlung beibehielten, erscheint fraglich.

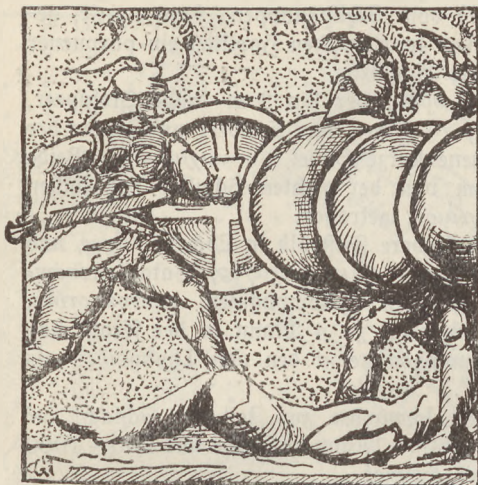


Abb. 18. Dorische Krieger vom Ausgang des 6. Jahrhunderts. Fresk v. d. Schatzhaus der Siphnier. n. Homolle, Fouilles de Delphes.

Erläuterung:

Die landschaftliche und politische Zerklüftung der Griechen vor Salamis spricht sich auch in der Bewaffnung aus. Insbesondere ist bei den späteren Führerstaaten die Entwicklung des Waffenwesens eine durchaus verschiedene. Herkunft der Stämme, Interessengebiet, Hauptkriegschauplätze — Gebirgsland oder See z. B. — sogar das Temperament spricht hier mit. Ihrer Herkunft entsprechend betonen die lakonischen Eindringlinge aus Mittelgriechenland das Derbe, Wuchtige, Entscheidende und Schwere. Aus dem Gebirgsland ihrer Urheimat haben sie das mittellange Hiebschwert ohne Parierstange mitgebracht. Den völlig geschlossenen Topfhelm (jüngere korinthische Form) und argiv. Rundschild haben sie ausweislich der in Lakonien gefundenen bleiernen Hopliten aus dem 7. Jahrhundert erst im Peloponnes angenommen. Nach einem Relief einer tönernen lakonischen Amphora (Annual of the British School XII pl. X) scheint die glockenartige Form des Bronzepanzers schon im 7. Jahrhundert übernommen worden zu sein. Sehr interessant ist auf dieser Darstellung das Bestreben des von links kommenden Kriegers verewigt, dem Feinde die rechte, schildelose Seite abzugewinnen. Der geschlossene Anmarsch der einzelnen Glieder, der hier ebenso wie auf der Chigiakanne dargestellt wird, rechtfertigt den Ausdruck „geschlossene Phalanx“ nicht.

marchen der entsprechenden Fußvolkabteilung unterstellt war. Jede More war von einem *ἡπαρχμοσῆς* befehligt, daneben gab es einen Reitlehrer, anscheinend für die gesamte Reiterei, einen *ἡπαρχρέτης*. Die Tatsache, daß die spartanischen Reiter keinen Schild trugen, ebenso wie ihre Zuteilung zu den Infanterie-Regimentern spricht dafür, daß eine Verwendung dieser Truppe

2. Die Reiterei, οἱ ἱππεῖς.

Seit der Ausbildung der Hoplitenphalanx war die Reiterei auf dem Boden der heutigen Balkan-Halbinsel eine unentwickelte, nebensächliche Waffe. Nach Aristoteles² galt es als Grundsatz, daß sie gegen die mit langen Spießen bewehrten Hopliten nichts ausrichten könne.

Die in der Zeit vor dem Peloponnesischen Krieg erwähnten 300 *ἱππεῖς*, die Leibwache der spartanischen Könige, ritten in die Schlacht und kämpften zu Fuß. Nach Thukydides IV 55, 2 wurde erst 424 v. Chr. eine 400 Pferde starke spartanische Reitertruppe aufgestellt. Sie hat es nie zur Bedeutung gebracht. Xenophon, der sie auf 6 Mores berechnet, gibt an, daß jedes dieser 100 Mann starken Geschwader dem Pole-

¹ An. I 10, 7; IV 2, 28.

² Πολιτεία IV 3.

als Schlachtenreiterei von vornherein nicht beabsichtigt war. Deshalb wurden mit Vorklebe Reiter von den Bundesgenossen, eilische dann aber auch böotische, thessalische und gelegentlich sizilische Reitertruppen in den peloponnesischen Heeren verwendet. Diese Gegenden Griechenlands, außerhalb Attikas, waren es auch, die ein brauchbares Reitpferd züchteten.

3. Der Troß, ὁ ὄχλος, τὰ σκεύη.

Wie schon der Name sagt, waren die Troßeinrichtungen bis zu Xenophons Zeiten sehr ursprünglich. Dies darf bei den verhältnismäßig kleinen Heeren, die nur selten fern von der Heimat kämpften, nicht verwundern. Mit den weiter ausgreifenden, kriegerischen Operationen und der hierdurch notwendig werdenden Entwicklung der Soldheere treten mehr landsknechtartige Troß- und Lagerverhältnisse an Stelle der bisherigen. Wenigstens kennt Xenophon schon ἄρχοντες τῶν σκευοφόρων, die wir wohl mit „Troßwärtel“ übersetzen dürfen. Die Spartiaten nahmen zu ihrer Bedienung das fünf- ja das siebenfache ihrer eigenen Zahl an Heloten, als ὑπαοπισταί, δορυφόροι usw. mit ins Feld, auch besondere Handwerkertruppen, die χειροτέχναι werden erwähnt. Weiterhin gehören hierher die σκευοφόροι Gepäckträger, σαλπυγισταί Trompeter, ἰατροί Ärzte, μάντις Seher, δημιουργοί Handwerker, κἀπηλοι Marktender. Der Troß führte ὑποζύγια Saumtiere, ἄμαξαι Wagen, insbesondere für den Transport der σκηναί Zelte und der σκεύη Gepäckballen mit.

B. Das athenische Heer.

§ 102. Die Entwicklung.

In 2 wichtigen Punkten stehen die Heeresverhältnisse der Athener klarer vor unseren Augen als die ihrer spartanischen Nebenbuhler im Kampfe um die Herrschaft über das Gesamtgriechentum. Wir können frühzeitig die Gliederung des athenischen Aufgebots nach Phylen erkennen, den durch Kleisthenes geschaffenen, nicht auf landschaftlicher Einteilung beruhenden politischen Unterabteilungen der attischen Bürgerschaft. Auch dürfen wir uns auf Grund von Bildwerken mannigfacher Art aus verschiedener Zeit ein wahrheitsgetreues Bild von der äußeren Erscheinung einzelner Vertreter der verschiedenen attischen Waffengattungen machen. Endlich sind uns namentliche Verzeichnisse und Verlustlisten aus dem Athen des 5. Jahrhunderts in ziemlich großem Umfang erhalten.

Schon der Geburtstag des attischen Waffenruhms, der glorreiche Tag von Marathon, zeigt das Bürgerheer gegliedert in 10 aus den einzelnen Phylen zusammengestellte Bataillone, in denen die vollgerüsteten Männer der 3 ersten Steuerklassen der Phyle unter Führung ihres Strategen, στρατηγός, standen. Über die Stärke dieser taktischen Einheiten wissen wir nichts Sicheres; sie scheint für Marathon in späterer Zeit willkürlich aus der Zahl der Phylen konstruiert worden zu sein, indem jede Phyle auf 900

bzw. 1000 Mann angenommen wurde¹. Um die Mitte des 5. Jahrhunderts traten die Theten, die 4. Steuerklasse, in den Vollbesitz aller



Abb 19. Athenische Hopliten. 5. Jahrh. Bodenstück der Schale des Sofias im Museum zu Berlin, n. d. „Antiken Denkmälern“.

Erläuterung:

Die Sofiaschale ist ein Meisterstück, das anatomische Schulung und künstlerisches Können in gleich hohem Grade voraussetzt. In Zusammenhang gebracht mit der Grabstele des Aristion im Nat.-Mus. von Athen und der Base des Euphronios (Pal. Sig Münch.), ergibt sie ein abgerundetes Bild der Sonderentwicklung attischer Bewaffnung im 5. Jahrhundert.

Die Hauptangriffs-Waffe ist der länger gewordene, aber immer noch einarmig geführte Stoßspeer. Im Gegensatz zum Peloponnes scheint das Schwert eine nebensächliche Rolle gespielt zu haben. Die Hauptschuss-Waffe ist der gewölbte argivische Rundschild. In unserem Falle sitzt der durch einen Pfeilschuß im linken Oberarm verwundete Hoplit auf ihm. Die übrige Schutzpanzerung einschließlich des mit beweglichem Wangenstück versehenen „attischen“ Helmes besteht aus Leder (auch auf der Aristionstele) mit darüber gelegten Metallschuppen und -ketten. Diese Sonderentwicklung gegenüber der Beibehaltung der schweren Platten im Peloponnes entspricht dem Bedürfnis nach größerer Beweglichkeit in Athen, verrät aber auch stärkere und dauerndere Einflüsse des Ostens. Der Lederkoller ist auf den Schultern durch besondere Klappen (*επωμίδες*) verstärkt. Die linke *επωμίς* des Verwundeten ist zurückgeschlagen. Nach unten verlängert er sich, zum Schutze des Unterleibes in den *πτέρυγες*, ledernen Schutzstreifen. Man beachte die kunstreich, modische Fältelung des durchsichtigen Waffenrockes. Am Gewande des Kriegers angebracht, darf sie als Zeichen einer gewissen Entartung gelten.

traten zum Feldheer, so oft dieses *πανθημί* oder *πανοστρατιά*, in voller Stärke, austrückt.

Alle höheren Zahlenangaben müssen mit Argwohn betrachtet werden: bei einer Bevölkerung von 250 000 Menschen⁴, darunter nur 150 000

bürgerlichen Rechte und verstärkten die Hoplitenzahl ihres zur Großmacht aufstrebenden Staates.

Wenn wir durch das Geschichtswerk des Thukydides ein in seinen Einzelheiten richtiges², wenn auch wohl in den Zahlenangaben übertriebenes Bild vom Heerwesen Athens zur Zeit des Peloponnesischen Krieges erhalten, sehen wir in diesem Zeitpunkt die gesamte Wehrkraft des Staates bereits aufs höchste ausgenutzt³:

13 000 Hopliten in 10 ihrer Phyleneinteilungentsprechenden *τάξεις*, unter je einem *ταξίαρχος*, bildeten den Kern des Feldheeres.

16 000 Bürger älterer Jahrgänge und Fremde mit nur passivem Bürgerrecht, sog. *μέτοικοι*, blieben als Besatzungsheer zum Schutze der zahlreichen, teilweise sehr umfangreichen Befestigungen Attikas zurück.

1200 Reiter und ein 1600 Mann starkes bürgerliches Schützenkorps

¹ Justin II 9. Nepos Milit. 5, 1.

² Thuk. II 13.

³ Seit Delbrücks grundlegenden Forschungen, Gesch. d. Kriegskunst I und Belochs Bevölkerung der griechischen Welt sind die uns überlieferten Zahlenangaben für die eigene Stärke auf den 2.—3., die auf der feindlichen Seite gar auf den 6.—7. Teil zusammengeschrumpft.

⁴ Beloch, Bevölkerung der griechisch-römischen Welt 1912, 57 u. 99.

freien Einwohnern, wobei noch gleichzeitig die Bemannungen von über 200 Trieren gestellt werden müssen, sind die Grenzen der militärischen Leistungsfähigkeit mit den oben angegebenen Zahlen wohl schon weit überschritten; sie darf in ihrer Gesamtheit wohl kaum auf über 10% der Bevölkerung angelegt werden. Die ungeheuren Verluste der Pest in den ersten Kriegsjahren führten zu sehr herabgesetzten Heeresstärken. Trotzdem müssen wir bewundernd den gewaltigen Leistungen dieser Bürgerschaft gegenüber stehen, zu denen nur die planmäßig und allgemein ohne jede Rücksicht durchgeführte Wehrpflicht befähigen konnte.

§ 103. Dienstpflicht und Ausbildung

Vom 18. bis zum 66. Lebensjahr, also volle 42 Jahre, dauerte die militärische Dienstpflicht des attischen Bürgers. Hiervon wurden 2 Jahre im aktiven Dienst, 30 in der Reserve des Feldheeres und die letzten 10 Jahre im Besatzungsdienst innerhalb der Landesgrenzen zugebracht. Die Höhe der Anforderungen an die Leistungsfähigkeit des Einzelnen ergibt sich aus der Tatsache, daß Sokrates zwischen seinem 40. und 50. Lebensjahr nicht weniger als viermal ins Feld rücken mußte.

Die aktive Dienstpflicht der jungen Athener zerfiel in ein erstes Dienstjahr als *ἐφηβος* und in ein zweites als *περίπολος*. Das erste diente der Erlernung des Waffengebrauchs und des Exerzierens unter 10 *σωφρονοισταί*, Turn- und Fechtmeistern. Nach Ablauf des Rekrutenjahrs fand im Theater vor versammeltem Volk die Befichtigung statt. Im zweiten Jahre wurden die jungen Soldaten unter einem besonderen *περιπόλοχος* im Besatzungsdienst verwandt und im Felddienst ausgebildet. Sie trugen hierbei die Eph ebentracht, die *χλαμῶς*, ein hemdartiges faltiges Gewand, und den *πέτασος*, den großrandigen Reisehut. Bewaffnet waren sie auf Staatskosten mit Schild und Lanze.

Außer gelegentlichen Kontrollversammlungen fand eine Aufbietung der ausgebildeten Mannschaft nur im Kriege statt. Diese geschah entweder nach den einzelnen Jahrgängen oder *ἐν τοῖς μέρεσιν*, zu bestimmten Teilen der Phylen, oder endlich *πανδημεί*. Als Unterlage für die Listenführung diente ein doppelter, nach Phylen und Jahrgängen geführter *κατάλογος*. Die *τάξις*, das Bataillon, blieb in wechselnder Stärke der Kampfverband der attischen Phyle.

§ 104. Die Truppengattungen und ihre Bewaffnung.

Wenn auch in Athen bis gegen das Ende der Selbständigkeit des Staates das Hoplitenheer den Kern und die Hauptmasse der Feldtruppen bildete, treten ihm doch frühzeitig die Hilfswaffen der Leichtbewaffneten und der Reiterei in stärkerem Maße zur Seite. Auch war die Ausrüstung der Hopliten leichter, die Beweglichkeit der sportlich in hohem Grade geschulten athenischen Bürger, dem Naturell des leichtbeweglichen und erregbaren jonischen Volkes entsprechend, größer. Andererseits waren Manneszucht und Unterordnung in den von einem oft zu stark entwickelten Freiheitsinn getragenen Bürgerheeren des attischen Staates nur dort zu finden, wo sie durch eine überragende Führerpersönlichkeit erzogen oder — erzwungen wurde.

Alles in allem war das athenische Volksheer eine Waffe, die in der richtigen Hand zu beispiellosen Leistungen befähigte, doch auch im gegebenen Falle eher versagte als das plumpere, aber dauerhaftere Instrument des spartanisch-peloponnesischen Heerbanns.

Die Grabstele des Aristion, eines attischen Hoplitens des ausgehenden 6. Jahrhunderts¹, zeigt, wie wir uns einen Krieger dieser Zeit und wohl



Abb. 20. Schlacht bei Marathon 490 v. Chr. nach Kromayer. A 1. Moment: Angriff der Perser und Gegenstoß der Athener „im Laufschrift“. B 2. Moment: Die Perser versuchen erneuten Widerstand zur Deckung der Einküftung. C 3. Moment: Sturm auf das Schiffslager. Q = Quelle. *** = Verhau. Karte Maßstab 1:100 000 = 1 cm:1000 m.

auch die Helden von Marathon gewandet und gerüstet vorstellen dürfen: über der gefältesten *χλαμῖς* liegt das lederne Koller mit 2 übergeschlagenen Schulterstücken, *ἐπωμίδες*, das nach unten mit einem kurzen gleichfalls gefalteten Lederschurz zur Deckung des Unterleibs abschließt. Auf dem Haupte zurückgeschoben ragte ehemals der korinthische Visierhelm mit dem schützenden und dräuenden Helmkamm. Erst spätere Abweifelung hat ihn zu einer kleinen Kappe verkümmert. Die Beinshienen sind nur ganz schwach angedeutet, sie sind wohl als verhältnismäßig dünne Bronzehülsen aufzufassen. Die Lanze, die der Hoplit in der Rechten hält, ist mehr als mannshoch; Schild und Schwert sind nicht wiedergegeben. Herr Aristion,

¹ Darüber zuletzt Pfuhl, *Ath. Mitt.* XXXVIII 169, 2.

ein vermögender Mann, war zweifellos besser gerüstet als die Masse seiner Mitbürger, aber wie weit ist seine Schutzrüstung in ihrer einfachen Zweckmäßigkeit von dem prunkhaften Waffenschmuck entfernt, mit dem der zeitgenössische Vasenmaler übertreibend die Helden des Liedes und der Sage darzustellen pflegt.

Wenn wir uns diese Rüstung durch Ketten- und Schuppenpanzerung an einigen Stellen verstärkt denken und dem Krieger den mittelgroßen Langrundschild, den der Eulenvogel der Athene schmückt, hinzugeben, so können wir uns wohl ein richtiges Bild von der Schutzrüstung seiner Nachfahren bei Sphakteria und in der Bluthitze des sommerlichen Ringens vor Syrakus machen.

An leichtbewaffneten Miettruppen tritt uns neben den schon erwähnten bürgerlichen Bogenschützen von 1600 Mann eine Schar von 300 skythischen Bogenschützen entgegen, die, gemietet oder gekauft, in Athen den Polizeidienst versahen. Mit einer Wolfschur, deren offener Rachen über ihrem Kopfe gähnte, bekleidet, sind die Fremdlinge beliebte Gegenstände der Vasenmalerei und des athenischen Volkswizes.

In die gleiche Truppengattung sind wohl auch 200 berittene Bogenschützen, *ἵπποτοξόται* einzureihen, die, in kleine Trupps verteilt, als Landpolizei in Attika dienten und auch an den Feldzügen über See beteiligt waren. Wie Vasenbilder zeigen, waren sie persisch gekleidet und gerüstet. Auch sonst gruppierten sich zahlreiche leichte Truppen, darunter vor allem lesbische Schleuderer und thrakische Pelasten, ferner die Aufgebote der Bundesgenossen um den Kern, den die attischen Bürgerhopliten dem Heere des Delisch-attischen Bundes gaben.

Die berittene Bürgertruppe dieses Heeres ist aus sehr kleinen Anfängen hervorgegangen. Vor dem Perserkriege hatte jede der 48 attischen Raukrarien im Kriegsfall 2 Reiter zu stellen. Zu Beginn des 30jährigen Friedens (446/5) treffen wir dieses Reiterkorps in einer Stärke von 1000 Reitern, die es später nie überschritten hat. In 10 Phylen unter ebenso vielen Reitmeistern, *φύλαχοι*, geteilt, war es stets mehr Parade- als Kampfstuppe. In der Schlacht standen die Reiter auf beide Flügel der Phalanx verteilt unter dem Befehl zweier Reiterobersten, *ἵππαρχοι*. Als Angriffswaffen trugen die *ἱππεῖς* die Stoßlanze, ein Teil auch 2 Wurfspeere. Der Reiter auf der Grabstele des Dexileos, der 394 v. Chr. im Reitertreffen vor Korinth gefallen ist, zeigt in dieser Zeit ebensowenig Schutzwaffen wie die Reiter des Panathenäenfrieses am Parthenon. Wir dürfen deshalb wohl die Rüstungsstücke, die Xenophon seiner Heimatstadt für ihre Reiter empfiehlt (*περὶ ἱππικῆς* XII 1 ff.) lediglich als Vorschläge zu einer besseren Bewaffnung betrachten. Ohne Sattel und Steigbügel, auf einem nur auf Trense gerittenen Pferde ist eine Schutzrüstung, aus ehernem Panzer und dergleichen bestehend, zu den Fabeln später Schriftsteller zu rechnen. Aus den Ausführungen des gleichen Gewährsmannes (*Ἱππαρχικός* I 17, 18) ersehen wir vielmehr, daß im allgemeinen diese Bürgerreiter, deren ältere Mitglieder „aufs Pferd gehoben werden mußten“, das Reiten „abseits der Wege“ tunlichst vermieden haben. Als Schlachtenkavallerie hat die Reiterei Athens nie Ernstliches geleistet.

§ 105. Befestigungs- und Belagerungskrieg.

Gegenüber größeren, ummauerten Städten waren die griechischen Bürgerheere ziemlich hilflos. Durch lange dauernde Einschließung suchte man sie auszuhungern, manchmal führte auch ein Überfall mit Leiterersteinigung zum Ziel. Der Schwäche technischer Angriffsmittel — der Widder, κριός, die Mauer Schildkröte, χελώνη, und der Mauerbohrer, τρύπανον

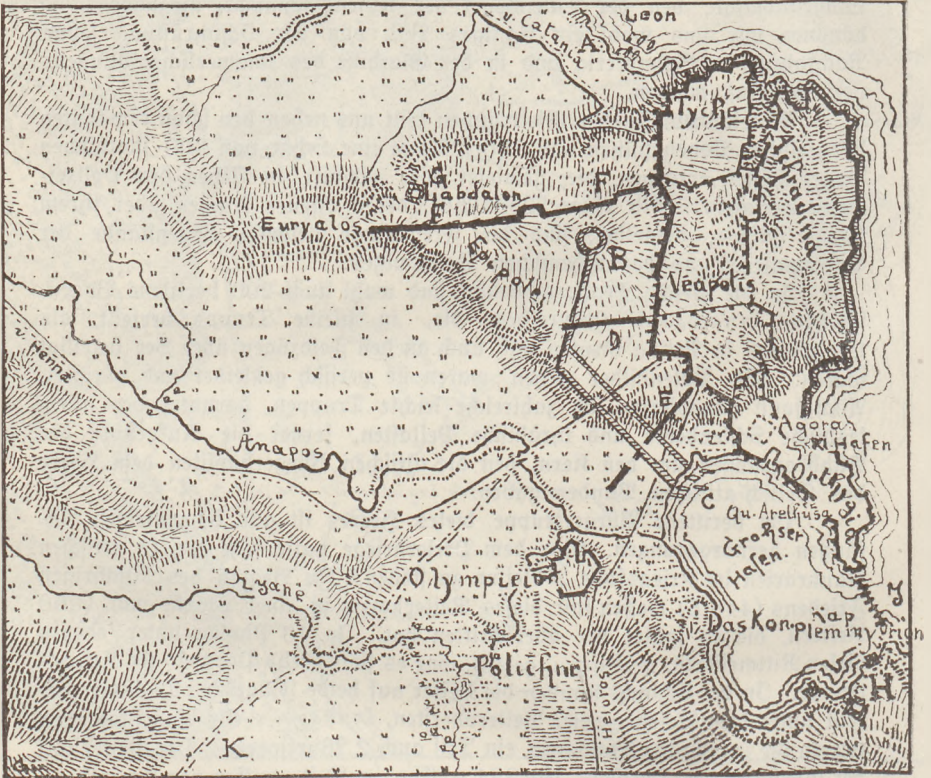


Abb. 21. Belagerung von Syrakus 414/13 v. Chr. nach Kromayer-Beith und Knocke. A 1. Flottenlager der Athener i. J. 414. B Kyklos, Ausgangspunkt der Sperrmauern B-C (geplant bis A). C 2. Flottenlager der Athener. D, E ergebnislose Gegenmauern der Syrakusaner zur Verhinderung der Absperrung. F-F erfolgreiche 3. Gegenmauer nach Wegnahme des Kastells Labdalon d. Gylippos (G). H Kastele des Nikias zur Freihaltung der Ausfahrt. Gylippos nimmt sie, die Syrakusaner sperren bei I den Hafen und schließen die athenische Flotte ein (Schiffssperre) K Fluchtweg der Athener zur Katastrophe am Asinaros. (Karte Maßstab 1:100 000 = 1 cm = 1000 m)

werden genannt — stand eine fast durchaus abwartende Verteidigung, die nur in seltenen Ausnahmen zum Ausfall griff, gegenüber. Geschütze kannte man bis zu den Tagen Philipps von Makedonien im eigentlichen Griechenland überhaupt nicht. Die einzigen Belagerungskämpfe großen Stils, die um Syrakus im zweiten Abschnitt des Peloponnesischen Krieges, drehten sich eigentlich nur um den Versuch, der Stadt durch eine Mauer die Verbindung nach außen abzusperrern, und um die gelungene Vereitelung dieses Versuchs durch Führung einer Gegenmauer.

Die Befestigungen der griechischen Städte in vormakedonischer Zeit entsprachen durchaus der Schwäche dieser Angriffsmittel; selten überstieg die Mauerbreite 2,50 m, sehr oft war sie schwächer, häufig bestand sie nur aus einer Packung ungebrannter Lehmsteine auf einem Sockel von härterem Material (so auch die berühmte Mauer des Themistokles in Athen, von der große Teile wieder aufgefunden sind)¹.

Unfähig zu einem nachhaltigen Widerstand fielen im 409 v. Chr. Selinus und Himera, 406 die blühende, volkreiche Stadt Akragas auf Sizilien der überlegenen Angriffskunst, *πολιορκετική τέχνη*, der Karthager und den Wandeltürmen dieses technisch hochbegabten Volkes der Westsemiten zum Opfer. Erst der Tatkraft und Ausdauer des syrakusanischen Tyrannen Dionysios gelang es, teilweise durch Schaffung einer Verteidigungsartillerie, *καταπέλται* und *παλίτρονα*, Pfeil- und Stein schleudermaschinen, dem weiteren Vordringen der Afrikaner einen Riegel vorzuschieben².

Diese Festungskämpfe auf Sizilien wurden der Ausgangspunkt für die weitere Entwicklung des Festungskrieges und eine planmäßige Bervollkommnung der neuen Fernkampfswaffen, der sich besonders Philipp von Makedonien, sein Sohn Alexander und dessen Nachfolger, die Diadochen, mit großem Erfolg bedienten.

Als Rückwirkung auf diese Erscheinung setzt, von der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts ab, der hellenistische Festungsbau ein, dessen ragende Mauern bis in unsere Tage hinein an den starken und geschulten Verteidigungswillen griechischer Ingenieure gemahnen³.

§ 106. Die athenische Flotte.

Auch auf dem Gebiete des Flottenwesens hat Themistokles die Kräfte eines in der Hauptsache bisher ländlichen Kantons auf die weite See geworfen, und seine Heimatstadt zur größten Seestadt der damaligen Welt und einer ihrer stärksten Festungen umgeschaffen. Er verwandte zuerst den Ertrag der Silbergruben von Laurion so, daß jährlich 20 Kriegsschiffe, *νῆες μακροί*, lange Schiffe, auf Kiel gelegt werden konnten.

Nach den großen Siegen über den Nationalfeind, zu denen die athenische Flotte das Beste getan hatte, schritt das attische Volk auf dem einmal betretenen Wege fort: Alljährlich wurden 20 Schlachtschiffe zur Einübung der Rudermannschaften und zur Aufrechterhaltung der Seepolizei im Ägäischen Meere in Dienst gestellt⁴. Perikles ging weiter; er schickte nach dem samischen Krieg jährlich Übungsflotten von 60 Kampfeinheiten in See.

In dieser Zeit stellte der Staat den 400 Trierarchen, *τριηραρχοί*, den reichsten durch ein Staatsleistungsgesetz, *λειτουργία*, hierfür verpflichteten Bürgern den Rumpf und das Segelwerk im Kriegsfall zur Verfügung mit der Auflage der vollständigen Ausrüstung und Bemannung des Schiffes auf eigene Kosten. Dieses Material lag in Friedenszeiten in den Schiffshä-

¹ U. v. Gerkan, Griechische Städteanlagen 1924, 17 ff.; Athens Mauern 23 ff.

² H. Diels, Antike Technik² 1920, 91 ff.

³ Gerkan, a. a. O. 110 ff., F. Krijschen, Herakleia am Latmos 1912.

⁴ Aristoteles, *πολιτεία* 24, 3.

häusern, νεώρια und Zeughäusern, σκευοθήκαι, der attischen Kriegshäfen Piräus, Zea und Munichia. Bei der Mobilmachung verlostten die 10 Werft-

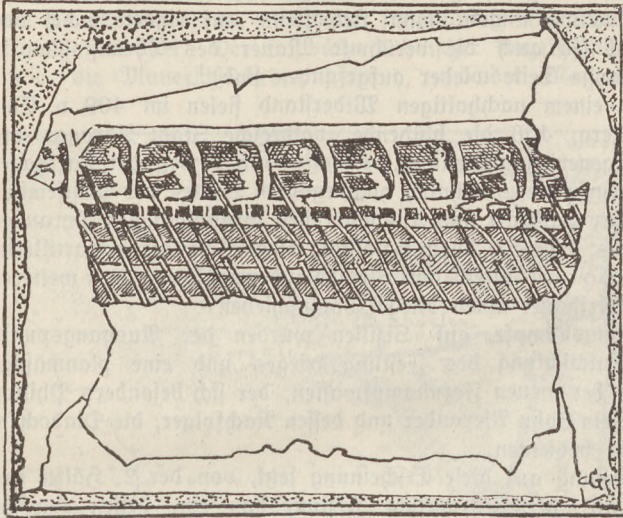


Abb. 22. Marmorrelief, 1852 am Erechtheion gefunden, nach Zeitschrift der Ber. Deutscher Ingenieure. Berlin 1895.

Erläuterung.

Das von Lenormant an den Stufen des Erechtheions auf der Akropolis ausgegrabene Marmorbruchstück ist für die Lösung der Frage nach der Bauart der „attischen Triere“ um so wertvoller geworden, seit R. Haack 1895 auf Grund von Messungen am Original feststellen durfte, daß die Abbildung genau im richtigen Verhältnis 1:16 zur Wirklichkeit gehalten ist. Weitere wertvolle Hilfsmittel zur Wiederherstellung des attischen Schlachtschiffes waren das Fußgestell der Nike von Samothrake (1873 gef. von Conze, jetzt im Louvre) und die 17 großen Marmortafeln mit Schiffbaurechnungen, die 1834 im Piräus gefunden worden waren. Auch die von Dörpfeld a. g. D. ergrabenen Grundmauern und Trockendocks in den attischen Schiffshäusern konnten zur Nachprüfung herangezogen werden.

für das Gebiet des Ostmittelmeeeres fast bis in die makedonische Zeit¹. Etwa 36 m lang, 3,30 m vom Kiel bis zum Kampfsdeck hoch, und, in diesem obersten Teil des Rumpfes 5,40 bis 5,80 m breit, bietet die attische Triere zur Zeit des Peloponnesischen Krieges in ihrem mittleren Rumpfe auf jeder Seite Rudersitze für 31 Thraniten, 27 Zeugiten und gleichviele Thalamiten, führte also beiderseits zusammen 170 Ruder.

Die Thraniten hatten ihre Ruder auf einem seitwärts um Schulterbreite hinausgeschobenen Dollbord aufgelegt und konnten so, ohne die seitwärts rückwärts neben ihnen, aber etwas tiefer sitzenden Zeugiten zu belästigen, mit gleichlangen Rudern wie diese arbeiten. Die 3. Gattung, die Thalamiten, saßen unter den Thraniten und handhabten verkürzte Ruder, deren mit Lederschläuchen wasserdicht geschlossene Bordlöcher nur 50 cm über dem Wasserpiegel lagen. Unausgerüstet wog das Schiff 40, mit der Ausrüstung 50 Tonnen.

¹ Vgl. A. Köster, Das antike Seewesen 1923, 96 ff; anders und wohl falsch, A. Neuburger, Technik des Altertums 1919, 490 ff.

beamten επιμελητεῖς τῶν νεωρίων, die einzelnen Trieren an die Trierarchen, die zwar Sold- u. Verpflegungsgelder für die Besatzung erhielten, für die Ausrüstungs- und Erhaltungskosten aber mit ihrem eigenen Besitz hafteten.

Die dreiruderreihige Triere, τριήρης, war schon in den Perserkriegen das Hauptkampfschiff und blieb es

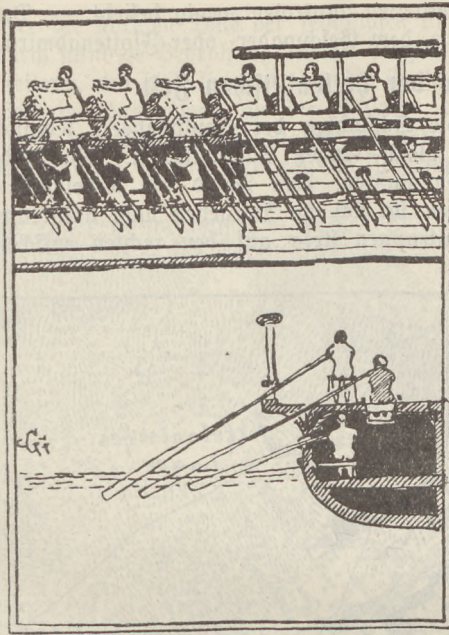


Abb. 23. Oberes Bild: Längsschnitt und Ansicht
Unteres Bild: Querschnitt der Rudereinrichtung einer
attischen Triere nach R. Haak „Über attische Trieren“.

Erläuterung.

Alle früheren Wiederherstellungsversuche der attischen Triere, die unter Napoleons II. Obhut sogar zur praktischen Erprobung neugebauter Versuchsschiffe in Cherbourg führten, scheiterten an der Unvereinbarkeit der Anordnung dreier Ruderreihen übereinander mit der durch die Funde festgestellten Gesamthöhe des Rumpfes von 1,965 m. Erst den durch Fachkenntnisse erleichterten Forschungen eines deutschen Schiffbauingenieurs, R. Haak, ist es in engster Anlehnung an das in Abb 22 wiedergegebene Bruchstück gelungen, die Rudereinrichtung zu finden, die es erlaubte, auf so niederem Raum drei Reihen von Rudern „in einem verhältnismäßig flachen Winkel“ ins Wasser zu bringen. Hierbei darf allerdings nicht übersehen werden, daß der „gleichzeitige“ Einsatz aller Ruder sich nur auf Zeitspannen beschränkte, in denen höchste Eile geboten war. — Kampf — Verfolgung — Flucht vor Feinden und Seegefahren. Gegen feindliche Geschosse waren die beiden oberen Ruderreihen durch die in der Längs- und dem Querschnitt „aufgerollt“ gezeichneten Lederschutzhüllen (*παραδρόματα*) geschützt

machen. Hierbei wurden die eigenen flach angelegten Ruder durch 2 mächtige, seitwärts des Borderteils herausragende „Ohren“, *ἐπωτιδες*, geschützt. Nur mit einer geschulkten und disziplinierten Rudermannschaft waren derartige in Momente zusammengedrückte Bewegungen auszuführen. Den Enterkampf vermied man schon wegen der Schwäche an eigentlicher Kampfmannschaft. Diese, die Landratten, *χεροσάτοι*, waren

Bewöhnlich ruderten abwechselnd unter dem gleichmäßig wiederholten Ruf „ὄυπλαπαι“ nur je ein Drittel der Ruderermannschaft. Dieses Drittel stand unter Aufsicht eines *πεντηκόνταρχος*, also eines Anführers von 50 Ruderern.

Bemannt waren die Schiffe mit Athenern aus den Theten und Leuten der Seebefahrenen Einwohnerchaft der Inseln. Sklaven durften nur ausnahmsweise eingestellt werden.

Zur Erzielung höchster Geschwindigkeit wurden alle 170 Ruder eingesetzt. Der *κελευστής* übernahm dann das Kommando über die gesamte Rudermannschaft. Zur Bedienung der beiden Segel an Haupt- und Vormast waren unter Leitung eines Bootsmannes, *πρωρέας*, 4 Matrosen, *ναῦται*, vorhanden. Der Hauptmast wurde vor dem Kampfe niedergelegt. Jedes Schiff hatte außerdem 10 bis 14 Seesoldaten, *ἐπιβάται*, darunter 4 bis 6 Bogenschützen an Bord. Der *κβερονήτης* befehligte die Steuerleute an dem am Hinterdeck angebrachten Doppelruder.

Unter der bildgeschmückten *πρωρά*, dem hochragenden Vordertheil des Schiffes, lag seine Hauptwaffe, das *ἐμβολον*, der Sporn. Man ging darauf aus, entweder im Rammsstoß die Flanken des feindlichen Schiffes zu zerbrechen oder es durch Abstreifen der Ruder wehrlos zu

bei den im Volkswitz *ὄυλλπλαί* betitelten Matrosen wenig beliebt. — Der Trierarcb unterstand dem *ναύαρχος*, dem Geschwader- oder Flottenadmiral.

§ 107. Die Heere der hellenistischen Zeit.

Bis auf Leuktra waren die Schlachten der Hoplitenheere lediglich ein Ausringen zweier ungefähr gleich langen Schlachtlinien. Da beide Teile naturgemäß danach trachten mußten, dem Feind die unbeschidete linke Flanke abzugewinnen, zogen sie sich im Vorgehen nach halbrechts und stellten folgerichtig ihre Kerntruppen stets auf den rechten entschei-

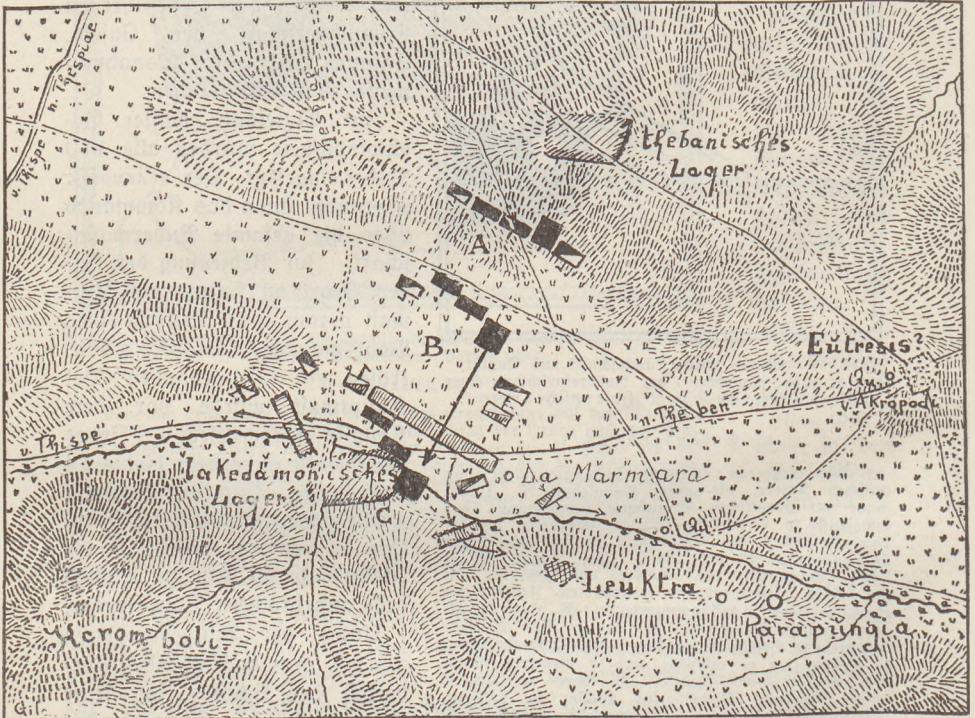


Abb. 24. Schlacht bei Leuktra 371 v. Chr. n. Kromayer-Beith. A Anmarsch B gestaffelte Ordnung und Reitergefecht. C Durchbruch des Epaminondas. (Karte Maßstab 1 : 50 000 = 1 cm = 500 m.)

denden Flügel. Daneben spielte der Kampf der Leichtbewaffneten und Reiter eine nebensächliche, meist nur einleitende Rolle. Es bedeutete deshalb einen Schritt von gewaltiger Tragweite, als Epaminondas bei Leuktra erstmals dem rechten Stoßflügel der Spartaner auf dem eigenen linken Flügel eine 50 Mann tief gestellte Kolonne böotischer Schwerbewaffneter gegenüberstellte. Diese in der empfindlichen linken Flanke durch eine gestaffelte Kerntruppe, die heilige Schar der Thebaner, gedeckte Masse warf schon im ersten Druck den viel weniger tiefen Spartiatenflügel buchstäblich über den Haufen¹. Gleichzeitig beunruhigte der thebanische Feld-

¹ Xen. Hell. VII 5, 22 vergleicht den Stoß mit dem Rammstoß einer Triere.

herr die übrigen Teile der feindlichen Linie, vor allem ihren linken Flügel durch ständige Bedrohung der mit Leichtbewaffneten, den ἀμύκτοι, gemischten Reiterei und hielt ihn fest, bis die Entscheidung gefallen war. Auch reichte Epaminondas zuerst an die Schlacht die rücksichtslose Verfolgung, die allein der Entscheidung Dauer verleiht. Doch treten diese grundlegenden Änderungen an einem durch die Jahrhunderte fast geheiligten Herkommen

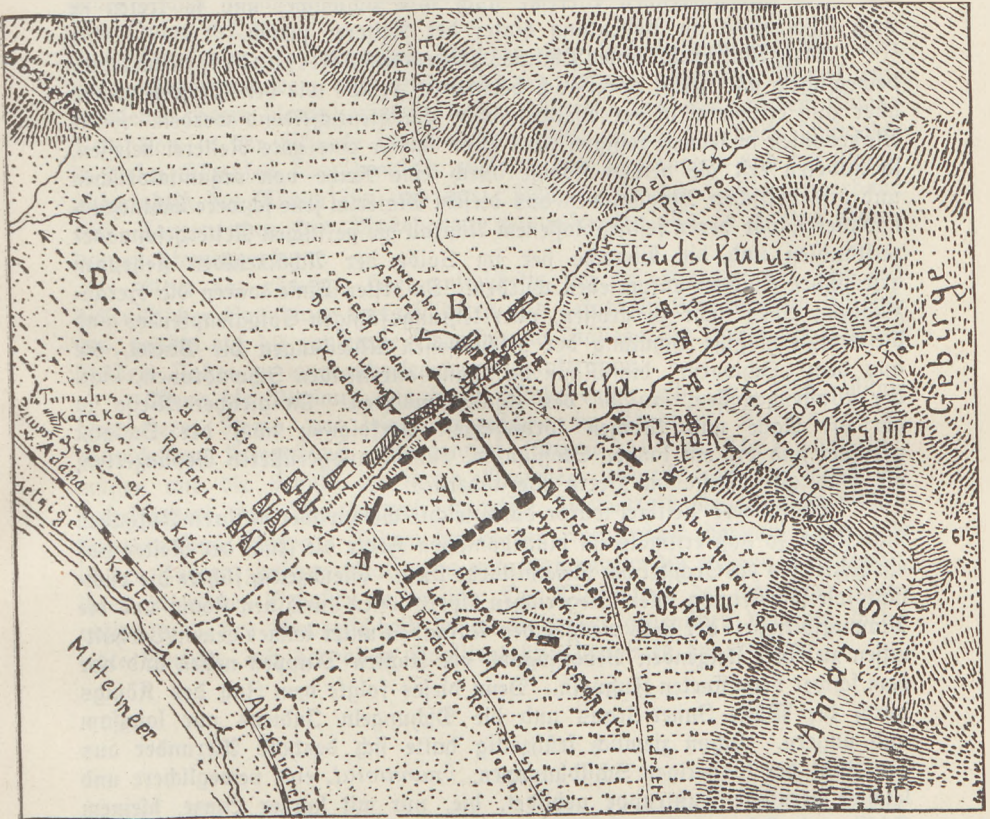


Abb. 25. Schlacht bei Issos 333 v. Chr. A Angriffsstellung. B Durchbruch Alexanders mit den Setären und Hypaspisten. C Angriff der persischen Reiterei, durch B im Rücken bedroht, geht sie zurück. D Flucht des persischen Heeres. (Karte Maßstab 1:100000 = 1 cm = 1000 m.)

gegenüber der Verstärkung des linken Flügels zurück. Diese Art des Angriffs ist irrtümlich als die „schiefe Schlachtordnung“ des Epaminondas bezeichnet worden; der Ausdruck gestaffelte Schlachtordnung mit vorgenommenem linken Flügel wäre richtiger.

Der Schüler des böotischen Feldherrn, der Makedonienkönig Philipp, verstand es, die Neuerungen seines Lehrers dadurch auszubauen, daß er durch planmäßige Umbewaffnung seines schweren Fußvolkes, der makedonischen Phalanx, eine zum Gewaltstoß der Massen vorzüglich geeignete Waffe schuf. Aus der kernhaften Bauernbevölkerung Makedoniens in

harter Zucht herangebildet und mit ihren 5,25 m langen Lanzen, *σάρισαι*, bewaffnet, waren die „Benossen des Königs bei der Infanterie“, *οἱ πεζέταιροι*, dort, wo das Gelände ihren Einfluß zuließ, den Bürger- und Söldnerheeren Griechenlands weit überlegen. Dabei bot diese Truppe den Vorteil, daß man ihre mittleren Glieder jederzeit aus rohen Rekruten bilden konnte, wenn nur die vordersten Reihen und die Schließenden aus versuchten Soldaten bestanden. Aber andererseits lag in der Ungelenkigkeit ihrer speerstarrenden Vierecke auch ihre Schwäche, und so treten sie nach Chaironeia an Bedeutung hinter der Reiterei zurück.

Diese Waffe sollte unter Philipps großem Sohn Alexander, einem leichtbeweglichen und selbst vorzüglich berittenen Feinde wie den Persern gegenüber zum erstenmal in der Weltgeschichte schlagentscheidend werden. Hatte Makedonien in seinem reißigen Adel schon immer eine gute Reiterei besessen, so bildeten erst die beiden Könige durch eine Reihe von organisatorischen und erzieherischen Maßnahmen aus diesem Material jene schwere Schlachtenkavallerie, vor deren festgeschlossenem Anprall die persischen Reitergeschwader zerstäubten und die Vierecke der im Solde der Achämeniden stehenden griechischen Söldner aufgerieben wurden. In ersten Linie waren die Heranzüchtung eines nicht zu großen, aber leistungsfähigen Soldatenpferdes und die egerziernmäßige Schulung der geschlossenen Abteilungen die Mittel, die aus dem „Schwarm“ die Mann an Mann anreitenden Schwadronen, *ἵλαι*, der Waffengenossen, *εἰταιροι*, des Königs machten. In gleicher Weise zu der oft Tage und Wochen fortgesetzten Verfolgung nach der Schlacht geeignet sind die mit langen Stoßlanzen, *ἐνοτά*, ausgerüsteten Gepanzerten, die wichtigste Waffe im Heere Alexanders.

Die schwere Reiterei wurde durch leichte Geschwader in ihren Aufgaben unterstützt, so daß erstmals im makedonischen Heere die Zahl der Reiter auf ein Achtel bis ein Sechstel der Gesamtstärke stieg. Gleichzeitig führte die rücksichtslose Fortsetzung aller kriegerischen Operationen durch den König und die Mannigfaltigkeit der stets wechselnden Aufgaben unter immer neuen Verhältnissen zu einer steigenden Bevorzugung der leichten Truppen neben und vor dem schwer bewaffneten Fußvolk. Denn dieses folgte dem Zug des Königs durch die Wüste Inner-Trans und die Dschungeln Indiens nur langsam und ungerne. Schon ziemlich frühzeitig hatte sich deshalb Alexander aus der Zahl der bisherigen Schildknappen, *πλασισταί*, eine beweglichere und leichter gerüstete Fußtruppe gebildet, die, nur mit kurzer Lanze, kleinem Schild und Schwert bewaffnet, die makedonische Plüzmütze, *κασοία*, und den Chiton trug und in ihrer Verwendung ungefähr dem Pelastaten früherer Zeit entsprach. Zu diesen Kerntruppen kamen zahlreiche Abteilungen von Speer- und Bogenbüchsen aus den Randlandschaften Makedoniens und später aus den Aufgeboden der asiatischen Völker des vergrößerten Reiches.

Die griechischen Bürger- und Söldnertruppen, die mit dem „Feldherrn des hellenischen Bundes“ den Hellespont überschritten hatten, wurden teils bald in die Heimat entlassen, teils als Besatzungs- und Etappen-truppen verwandt. Überhaupt verlor schon zu Alexanders Lebzeiten sein Heer rasch den ausgesprochen makedonischen und griechischen Charakter, und das verstärkte sich zusehends unter seinen Nachfolgern. In Ägypten,

Syrien und Makedonien behielt man die Einrichtungen der Heere Philipps und Alexanders bei, füllte aber in den Ländern des Orients mehr und mehr ihre Reihen mit Söldnern und Eingeborenen. Man bewahrte die Form und vernachlässigte den Kern.

Noch einundeinhalb hundert Jahre war das Ostmittelmeerbecken und seine Randlandschaften bis zum Indus hin der Tummelplatz griechischer und halbgriechischer Abenteurer und ihrer Söldnerheere, bis einer der hellenistischen Teilstaaten nach dem anderen dem Weltreich der Römer zum Opfer fiel.

Der erste Zusammenstoß zwischen der hellenistischen Taktik dieser Söldnerheere und dem aus einer durchaus anders gearteten Wurzel erwachsenen Heere Roms erfolgte unter Führung des epeiritischen Königs Pyrrhos in der Schlacht bei Heraklea (280 v. Chr.). Noch schwankte in diesen Kämpfen das Zünglein zwischen der Phalangen- und der Manipulartaktik der Römer hin und her. Noch wurde der italische Heerbann vom Lanzenrechen der Makedonen manipelweise, also in ganzen Abteilungen hinweggeräumt.

Aber das römische Heer entwickelte sich im Kampfe mit den auf hellenistischer Grundlage ausgebildeten und geführten Streitkräften Karthagos, gestützt auf die zahlreiche Bevölkerung Italiens, im Laufe der nächsten hundert Jahre zu einer überlegenen Kampftruppe.

Wenn die Phalanx, als sie in Makedonien selbst zum letzten Male dem Heere Roms mit seiner inzwischen in ständigen Kriegen weiter entwickelten Kriegskunst entgegentrat (Pydna 168 v. Chr.), unterlag, müssen wir die Schuld an ihrem Versagen teilweise auf die durch ein Jahrhundert der Reisläuferei entartete Volkskraft des makedonischen Staatswesens werfen. Zudem hatten die Speerträger diesmal nicht wie in den Jahren zwischen Chaironeia und Gaugamela die reißigen Geschwader ihrer ritterlichen Genossen neben sich. Den Pilensalven des römischen Fußvolkes und der Beweglichkeit seiner Kohorten gegenüber versagte dieser letzte Versuch, mit der alten Hoplitentaktik den Sieg zu erringen.

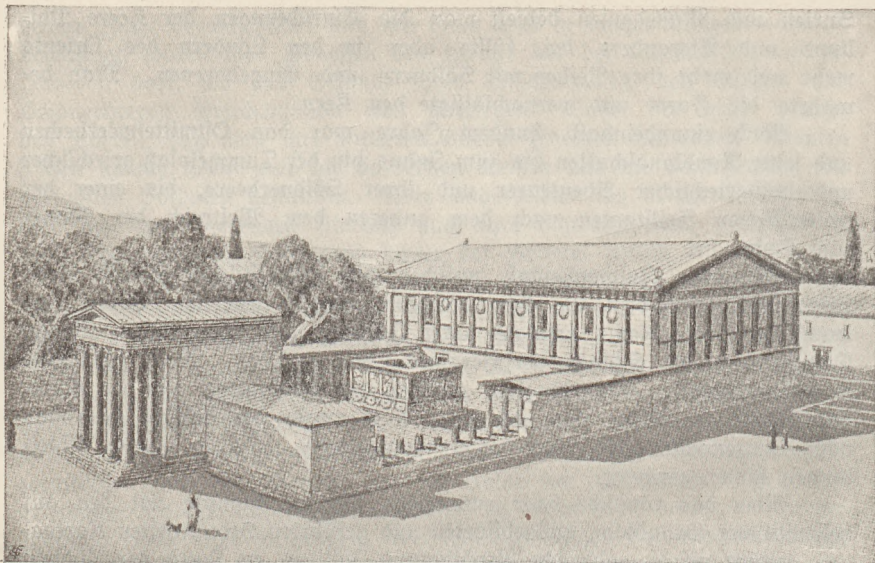


Abb. 26. Rathaus von Milet. Wiederherstellungsversuch.

Realien zur politischen Beredsamkeit in Athen¹.

§ 108. Der Rat der Fünfhundert.

Der Volksversammlung (*ἡ ἐκκλησία*) stand in Athen, wie in Rom und überhaupt in jedem Freistaate, die unmittelbare Ausübung der staatlichen Gewalt durch die Beratung und Beschlußfassung über alle Angelegenheiten, die die Gemeinde als solche angingen, im letzten Grunde zu. Aber wie in Rom der Senat, so hatte auch der athenische „Rat der Fünfhundert“ (*ἡ βουλή*) überaus wichtige Befugnisse, wie schon aus der stehenden Formel erhellt, mit der die athenischen Volksbeschlüsse (*τὰ ψηφίσματα*) beginnen: „Der Rat und das Volk haben beschlossen“ (*ἔδοξε τῇ βουλῇ καὶ τῷ δήμῳ*), ähnlich dem römischen senatus populusque Romanus constituit. Dagegen in ihrem tatsächlichen Einfluß waren der athenische Rat und der römische Senat völlig verschieden: während dieser dem römischen Volke gegenüber fast allgewaltig dastand, überwog in Athen umgekehrt die Machtstellung der versammelten Bürgerschaft. Der Grund liegt vor allem darin, daß der athenische Rat, anders als in Rom, jedes Jahr

¹ Vgl. die betr. Abschnitte in G. Busolt, Griechische Staatskunde, Bd. I. München 1920. Bd. II hg. von H. Swoboda, München 1926 (Handbuch der Altertumswissenschaft). Vgl. auch v. Wilamowitz, Staat und Gesellschaft der Griechen. 2. Aufl. Leipzig 1920 = Kultur der Gegenwart. Teil II, Abt IV, 1; H. Swoboda, Griechische Staatsaltertümer = Hermann, Lehrbuch der griech. Antiquitäten I⁶, Tübingen 1913.

neugewählt wurde, und obendrein eine Wiederwahl von Ratsherren nicht gestattet war.

Der Rat in Athen hatte zunächst das wichtige Begutachtungsrecht für alle Anträge, worüber das Volk entscheiden sollte. Sogar bei Anträgen aus der Volksversammlung heraus mußte ein solches Gutachten (*προβούλευμα*) vorliegen. Ferner bildete er die höchste Spitze der Verwaltung, hatte daher sämtliche Beamte, besonders diejenigen, die Staatsgelder in Händen hatten, zu überwachen, ihnen Weisungen zu erteilen und ihre Berichte entgegen zu nehmen.

Er bestand aus 500 Mitgliedern, 50 aus jeder der 10 lokalen Phylen, in die Kleisthenes das Volk geteilt hatte. Jede dieser 10 Ratsabteilungen bildete ein zehntel Jahr (36 bzw. 39 Tage) hindurch den engeren geschäftsführenden Ausschuß (*ἡ προτιρεία*) zur Erledigung der laufenden Geschäfte und lebte während dieser Zeit auf Staatskosten in ihrem Amtsort, in dem stets alle 50 anwesend sein mußten. Sie nahmen Anzeigen und Meldungen entgegen und luden Rat und Volk unter Aufstellung der Tagesordnung zu den Sitzungen und Versammlungen ein.

Der Obmann der Prytanen, der somit an der Spitze der ganzen Verwaltung stand, wechselte täglich nach dem Lose; er verwahrte das Staatsiegel und die Staatschlüssel und berief im Auftrage seiner Ratsabteilung den Rat und die Volksversammlung, führte jedoch in Demosthenischer Zeit in beiden nicht mehr den Vorsitz. Dafür erloschte er vielmehr aus den neun übrigen Ratsabteilungen je einen Vorsitzenden (*ὁ προεδρος*), und der Obmann dieses Vorsitzerkollegiums leitete die Ratsitzungen und Volksversammlungen, wobei er die Geschäftsordnung im Einvernehmen mit den übrigen Vorsitzern handhabte.

§ 109. Die Volksversammlung.

An der Volksversammlung konnte jeder Bürger teilnehmen, der das 18. Jahr vollendet hatte und sich im vollen Genusse des Bürgerrechtes (*ἐπιτιμία*) befand. Man versammelte sich in späterer Zeit nicht mehr auf dem Markte, sondern auf der Pnyx und seit Ende des 4. Jahrhunderts gewöhnlich im Theater. Am Eingange erhielt jeder eine Marke (*σύμβολον*), gegen deren Vorzeigung ihm seit Perikles eine Entlohnung für seine Anwesenheit, der Ekklesiastenlohn (*ἐκκλησιαστικόν*) ausgezahlt wurde (1 später 3 Obolen).

Während der Amtsdauer einer jeden der 10 Ratsabteilungen fanden 4 ordentliche Volksversammlungen statt, außerordentliche nur nach Bedarf. Nach den hergebrachten Gebeten und Opfern ließ der Vorsitzende das Gutachten des Rates durch den Herold vorlesen und sofort abstimmen, ob das Gutachten ohne weiteres angenommen oder ob darüber die Debatte eröffnet werden sollte. Wurde eine Aussprache gewünscht, so ließ der Vorsitzende fragen: „Wer wünscht das Wort?“ (*τίς ἀγορεύειν βούλεται;*) Jeder Redner mußte sich auf die Rednerbühne (*βῆμα*) begeben und einen Myrtenkranz aufsetzen. Abänderungsvorschläge mußten schriftlich eingereicht werden, konnten jedoch von dem Vorsitzenden zurückgewiesen werden, wenn sie gegen ein Gesetz verstießen. Nach Schluß der Aussprache ließ er abstimmen, bei

öffentlicher Abstimmung durch Aufheben der Hände (*χειροτομία*), bei geheimer durch Stimmsteine (*ἡ ψηφοσ*). Über den ganzen Vorgang setzte der Ratschreiber eine Urkunde für das Staatsarchiv auf, die von ihm und dem Vorsitzenden unterschrieben wurde.

Die Befugnisse der Volksversammlung:

1. Der Anteil an der Gesetzgebung war bis 404 sehr groß, weil das Volk bis dahin allein darüber zu entscheiden hatte, ob eine von Sachverständigen vorberatene und vom Räte begutachtete Neuerung Gesetz werden sollte oder nicht. Mit der Wiederherstellung der Demokratie (403) jedoch setzte das Volk seinen Anteil an der Gesetzgebung bedeutend herab. Alljährlich konnte nämlich in einer der ersten Volksversammlungen jeder Bürger Gesetzesänderungen beantragen, und das Volk stimmte zunächst nur darüber ab, ob ein Antrag einer näheren Würdigung wert sei. War er das, dann mußte der Antragsteller ihn nebst dem entgegenstehenden alten Gesetze öffentlich zur allgemeinen Kenntnisaufnahme ausstellen. Nach einigen Wochen wählte dann das Volk einen aus Helialten gebildeten Gerichtshof und zudem noch einen Ausschuß zur Verteidigung des alten Gesetzes. Dann erst erfolgte die Entscheidung über die Annahme des neuen Gesetzes in der Form eines regelrechten Prozesses zwischen dem Antragsteller einerseits und dem das alte Gesetz verteidigenden Ausschusse andererseits vor dem gewählten Gerichtshof.

2. Auch bei der Wahl der Beamten waren die Befugnisse der Volksversammlung stark eingeengt; denn von den etwa 20 staatlichen Beamtenkollegien wurde nur ein Viertel gewählt, wie die Inhaber der militärischen und finanziellen Oberämter, während die anderen Beamten dem Grundsatz der Gleichheit zuliebe erlost wurden.

3. Ihre richterlichen Befugnisse wurden seit 403 gleichfalls auf außerordentliche Fälle beschränkt, und auch dann wurde die endgültige Entscheidung zumeist von dem zuständigen Gerichtshof getroffen; vgl. unter § 112d über die Proboule und Eisangelie. Der Ostrakismos wurde seit 403 nicht mehr ausgeübt.

4. Aber auch nach der Wiederherstellung der Demokratie (403) stand dem Volke doch noch die oberste Entscheidung zu über Krieg und Frieden, über Aussendung und Empfang von Gesandten, Erteilung des Bürgerrechtes, religiöse Angelegenheiten, außergewöhnliche Ehrungen u. a.

§ 110. Das attische Gerichtswesen¹.

Der Prozeß in einer Privatklage heißt *ἡ ἰδία δίκη*, der öffentliche Prozeß *ἡ δημοσία δίκη*, in Athen häufig *ἡ γοσφή* genannt. Der Kläger heißt *ὁ δῶκων*, der Beklagte *ὁ φεύγων*. — Als Kläger konnte nur ein vollberechtigter Bürger auftreten, Fremde und Metöken mußten sich durch einen attischen Bürger als Schutzherrn (*προστάτης*) vertreten lassen. — Wer als Kläger in einem Kriminalprozeß nicht den fünften Teil der Stimmen erhielt, mußte 1000 Drachmen Strafe zahlen und verlor das

¹ Vgl. M. S. E. Meier u. B. F. Schömann. Der attische Prozeß, neu bearbeitet von J. H. Lipsius. 2 Bde. 1883—87; J. H. Lipsius, Das attische Recht und Rechtsverfahren I 1905, kurz D. Schultheiß, Das attische Volksgericht, Berner Rektoratsrede 1921.

Recht, jemals wieder eine öffentliche Klage derselben Art anzustrengen. Vom Staate beauftragte Ankläger, sog. Staatsanwälte, kannte man nicht, gewerbsmäßige Ankläger dagegen, die allgemein verhassten Sykophanten, die meist durch Androhung von Anklagen Schweigegeelder erpressen wollten, gab es in den Jahrhunderten des Verfalls in immer steigender Zahl.

Die Vorladung des Angeklagten, die bei uns das Gericht besorgt, war in Athen wie in Rom Sache des Klägers. Vor Gericht durfte der Angeklagte keinen Rechtsbeistand mitbringen¹, wohl aber Angehörige und Freunde, deren Anwesenheit häufig dazu mißbraucht wurde, Mitleid zu erwecken.

Öffentliche Schiedsrichter (*ὁ διατητής*), die als Einzelrichter urteilten, gab es in Athen wie in Rom und bei uns; bei den meisten Privatklagen war es üblich oder gar notwendig, sich erst an einen Schiedsmann zu wenden.

§ 111. Die Gerichtsverfassung.

Den 9 Archonten, insbesondere den 6 Thesmotheten, stand die oberste Leitung des Rechtsganges und die Untersuchung des Falles zu. Ihre Zuständigkeit war eng umschrieben: so gehörte das ganze Familienrecht vor den Archon Eponymos, die religiösen und Mordsachen vor den Archon Basileus, die Metöken- und Fremdenprozesse vor den Archon Polemarchos, alles andere vor das Kollegium der Thesmotheten. Zur Aburteilung brachten die Archonten die von ihnen untersuchte Sache vor die beiden stehenden Gerichtshöfe des Areopags oder der Epheten (d. h. Anweiser des Rechts) oder aber vor das Volksgericht der Heliaia, und zwar mußten sie Mord und Brandstiftung vor den Areopag, leichtere Blutsachen vor die Epheten, alles andere aber vor einen der 10 Heliaistengerichtshöfe bringen, deren Zuständigkeit ständig erweitert wurde.

Die Heliaia bestand aus 6000 Bürgern, die das 30. Lebensjahr überschritten haben mußten und sich freiwillig meldeten. Bei normaler Stärke bestand ein Gerichtshof aus 501 Geschworenen, bei sehr wichtigen Gelegenheiten nahm man 1001 bzw. 1501, bei unbedeutenden genügten dagegen schon 201.

Der Prozeßgang vor einem Heliaisten-Gerichtshof war sowohl im Zivil- wie im Kriminalverfahren derselbe.

- a) Vorverhandlung bei der zuständigen Behörde. Die Klage und die Erwiderung des Angeklagten wurden aufgeschrieben und beiderseits beschworen (*ἡ ἀνωμοσία*); dasselbe geschah mit den Zeugenaussagen; überhaupt wurde das ganze Beweismaterial zusammengestellt.
- b) Verhandlung vor dem Gerichtshof. Erst am Morgen des Berichtstages wurde für jede Sache einer der 10 Gerichtshöfe ausgelost, so daß vorherige Beeinflussung der Richter ausgeschlossen war. Nach Gebet und Opfer verlas ein Herold Klage und Erwiderung. Dann erteilte der leitende Archon den Parteien das Wort, zuerst dem

¹ Mit Genehmigung des Gerichtes treten für den Angeklagten redegewandte Freunde oder Parteigenossen als Anwälte (*συνδικοι*) auf, jedoch galt es als Be-
schämlichkeit, sich für Geld als Beistand vor Gericht dinge zu lassen.

Kläger, dann dem Beklagten, wobei das gesetzlich bestimmte Zeitmaß der Rede durch eine Wasseruhr geregelt wurde. Das Vorlesen der Zeugenaussagen, der Befehle usw. besorgte auf den Wunsch des Redners der Herold, doch wurde während dieser Zeit der Abfluß der Wasseruhr gehemmt. Jeder mußte seine Sache selber führen, doch konnte man sich seine Rede gegen Bezahlung von einem Anwalt (*λογογράφος*) anfertigen lassen.

- c) Abstimmung der Heliasten. Jeder Heliast erhielt einen Pro- und einen Kontra-Stein; es galt der Stein, der in die vor dem Archon stehende Urne geworfen war; einfache Mehrheit entschied.
- d) Vollziehung des Urteils. In Zivilsachen konnten der Vollziehung mancherlei Schwierigkeiten bereitet werden, wie Demosthenes dies in dem Prozesse gegen seine Vormünder zu seinem Schaden erfahren mußte, denn die Vollziehung des Urteils war dem Kläger überlassen. In Strafsachen dagegen sorgten die Elfmänner für die Vollziehung der Strafe (*οἱ ἐνδεκα*, denen Schreiber und Amtsdienner wie Gefängniswärter, Folterknechte und der Henker zur Verfügung standen).

Das attische Strafrecht war noch nicht vollständig ausgebildet. Bei manchen Straftaten war die Strafe gesetzlich vorgesehen, so daß mit der Verurteilung die Strafe ohne weiteres vollziehbar war; solche Prozesse hießen *ἀγῶνες ἀτιμητοί*. Bei sehr vielen war das aber nicht der Fall, und bei diesen mußte dann von Fall zu Fall die Strafe besonders beantragt und von dem Gerichtshofe beschlossen werden; solche Prozesse hießen *ἀγῶνες τιμητοί*. So beantragte in dem Prozesse des Sokrates der Kläger sofort nach der Verurteilung die Todesstrafe, Sokrates begründete seinen Gegenantrag, und der Gerichtshof entschied für den Antrag des Klägers.

Die Strafen waren 1. die Hinrichtung durch den Schirlingsbecher oder durch das Hinabstürzen in das Barathron; 2. die Verbannung, die mit Gütereinziehung verbunden war; 3. die völlige oder teilweise Wegnahme der Bürgerrechte (*ἀτιμία*); 4. Geldstrafen. Auf Gefängnis als selbständige Strafe wurde verhältnismäßig selten erkannt; das Gefängnis diente zumeist dazu, offenkundige Missetäter bis zu ihrer Aburteilung, verurteilte Missetäter bis zur Vollstreckung der Todesstrafe und zu Geldstrafen Verurteilte bis zur Entrichtung der Strafsomme festzuhalten.

Die Verbannung, die durch den Ostrakismos herbeigeführt wurde, galt nicht als entehrende Strafe, war daher auch nicht mit Gütereinziehung verbunden.

§ 112. Wichtigere Prozeßformen.

Besondere Prozeßformen sind:

- a) Der Ostrakismos (*ὁ ὀστρακισμός*). Von Kleisthenes 509 eingeführt, um einer neuen Tyrannis vorzubeugen, bot er in Wirklichkeit den Parteiführern der Mehrheit der Bürger ein Mittel, sich eines ungewissen Führers der Gegenpartei zu entledigen. So machte es Themistokles bei Aristides, Perikles bei Kimon. Das Verfahren war folgendes: Alljährlich wurde in einer bestimmten Volksversammlung angefragt, ob der Ostrakismos anzuwenden sei. Wurde die Frage bejaht, so

fand die Abstimmung geraume Zeit später in einer neuen Volksversammlung statt, in der mindestens 6000 Bürger ihre Stimme abgeben mußten; es entschied dann die Höchstzahl der abgegebenen Tontäfelchen (*τὸ δατοραζον*; Luck. Fig. 191). Der Verurteilte mußte 10 Jahre lang sein Vaterland meiden.

- b) Die Klage wegen Rechtswidrigkeit (*ἡ γραφή παρὰ νόμον*) war unter den ordentlichen Klageformen bei weitem die wichtigste und für die attische Demokratie eins der wirksamsten Schutzmittel gegen Gefährdung ihres Bestandes. Nicht bloß jeder Volksbeschluß, sondern auch jedes neue Gesetz konnte sogar nach seiner Annahme durch diese Klage angegriffen werden. Sobald ein Bürger eidlich erklärt hatte, daß er sie anstrengen und nachweisen werde, daß ein Beschluß oder ein neues Gesetz einem noch bestehenden Gesetze widerspreche oder für den Staat schädlich sei, mußte die Volksversammlung ihre Verhandlungen über den Gegenstand sofort einstellen, und das schon genehmigte Gesetz wurde aufgehoben, bis der Rechtsstreit entschieden war. Drang der Kläger mit seiner Klage durch, so war damit der Volksbeschluß oder das neue Gesetz null und nichtig.
- c) Die Klage wegen religiösen Frevels (*ἡ γραφή ἀσεβείας*) umfaßte überaus viele Fälle, Angriffe auf Götter und ihre Kulte ebensogut, wie die Versäumnis der Pflichten gegen Verstorbene usw. Sie wurde zumeist vom Areopag abgeurteilt, aber auch wohl von Helialten, wie es bei Sokrates der Fall war.
- d) Die Probolen (*ἡ προβολή*) und die Eisangelie (*ἡ εἰσαγγελία*) sind außerordentliche Klageformen insofern, als sie nicht durch die Archonten an den zuständigen Gerichtshof, sondern durch den Ratsausschuß der Prytanen an das Volk gebracht wurden; auch das ist ihnen gemeinsam, daß sie für den Kläger gefahrlos waren, auch wenn er nicht den fünften Teil der Stimmen erhielt. Doch gab es zwischen beiden wichtige Unterschiede. Während das Volk bei der Probolen nur seinen Wunsch ausdrückte, daß der Kläger die Angelegenheit auf dem Rechtswege verfolge, konnte es bei der Eisangelie entweder selber als Richter auftreten und die Sache entscheiden oder sie auch dem zuständigen Gerichtshofe überweisen. Außerdem wurde der Beklagte sofort verhaftet, wenn das Verfahren der Eisangelie gegen ihn eingeleitet wurde, was bei der Probolen unterblieb. Die Probolen war gegen Sykophanten und solche gerichtet, die das Volk durch unerfüllbare Versprechen getäuscht hatten, während es sich bei der Eisangelie um schwere politische Verbrechen oder um ganz außergewöhnliche Rechtsverletzungen, die das Gemeinwohl schädigten oder bedrohten, handelte.

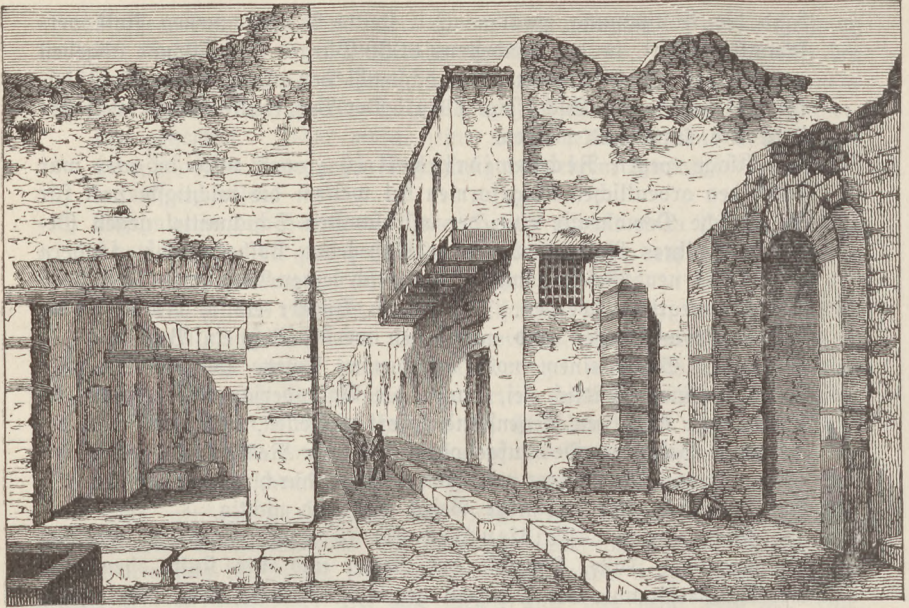


Abb. 27. Straße von Pompeji nach Overbeck-Mau.

Griechische Privataltertümer ¹.

§ 113. Vorbemerkung.

Das private Leben der Griechen und Römer ist wie das aller Völker von der Lage und dem Klima des Landes abhängig. Die südliche Lage der beiden Länder ist daher von bestimmendem Einfluß auf Wohnung, Kleidung und Lebensgewohnheiten gewesen. Daneben hat auch die schnellere kulturelle Entwicklung der Nachbarvölker auf die griechische und römische Lebensführung eingewirkt (bei den Griechen die mykenische und die östlichen Kulturen, bei den Römern die unter griechischem Einflusse stehende etruskische, später nach der Berührung mit Unteritalien die griechische Kultur selbst).

Es ist selbstverständlich, daß in der Umgebung und in den Lebensgewohnheiten des antiken Menschen im Laufe der Jahrhunderte Veränderungen eintraten, wie wir sie auch im Leben unseres Volkes feststellen können, wenngleich das Tempo dieser Entwicklung nicht so schnell war, wie es im letzten Jahrhundert die Ausnutzung der Dampfkraft und Elektrizität für den Verkehr und die Herstellung der Gebrauchsgüter bei uns bewirkt hat. Die wirtschaftliche Entwicklung, z. B. der Übergang

¹ E. Pernice, Griech. u. röm. Privatleben. Einleitg. in die Altertumsw. II. 1. Leipzig u. Berlin 1922.

von der Landwirtschaft zu Gewerbe und Handel, das dadurch bedingte Wachsen der Einwohnerzahl der Städte, und die fortschreitende geistige Entwicklung haben tiefgreifende Veränderungen im Leben des Einzelnen zur Folge gehabt, die das Bild des gesamten Lebens umgestaltet haben.

Die Quellen sind für die einzelnen Zeitabschnitte verschieden. Während für Griechenland von den ältesten Zeiten an literarische und monumentale Quellen — für das Privatleben des 6. und 5. Jahrhunderts sind die wichtigsten die Vasenbilder —, allerdings bald die eine bald die andere Gattung vorherrschend, zur Verfügung stehen, ermöglichen es die römischen Quellen erst, ein anschauliches Bild von der späteren Zeit, etwa dem letzten Jahrhundert der Republik, und der Kaiserzeit, zu gewinnen. Städtebilder verschiedener Art, von größeren und kleineren, von Residenzstädten und Städten freien Bürgertums, von Städten behaglichen bürgerlichen Lebensgenusses und harter Arbeit, haben die Ausgrabungen von Milet und Pergamon, von Priene und Pompeji, neuerdings auch von Ostia wieder erstehen lassen.

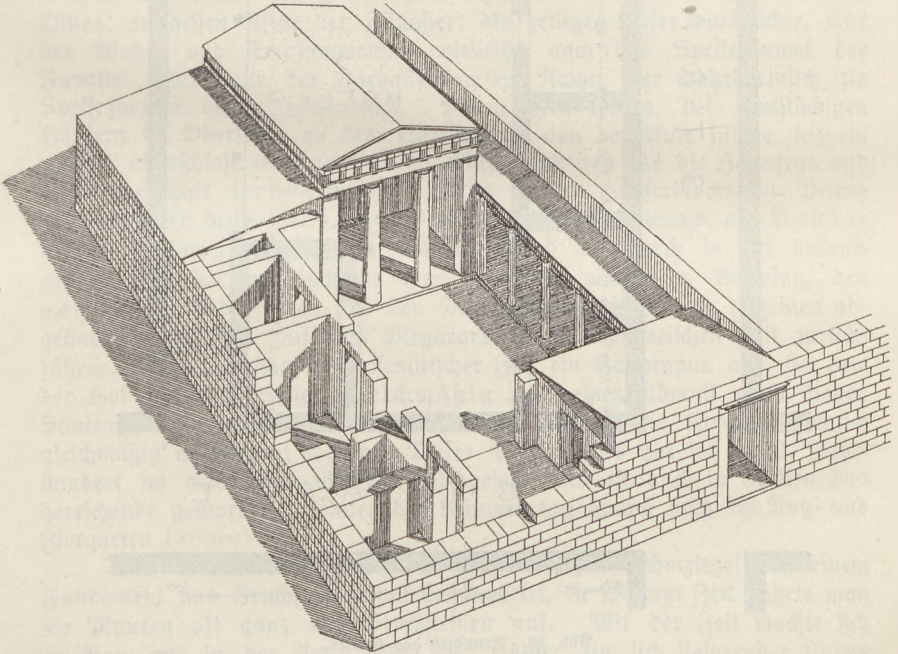


Abb. 28. Haus in Priene. Wiederherstellungsversuch.

§ 114. a) Wohnung¹.

Das Stadtbild der Antike ist von dem modernen durchaus verschieden, weil der moderne Mensch auf die Gestaltung der Straße und der

¹ Vgl. das Monumentalwerk: „Priene“, Ergebnisse der Ausgrabungen und Untersuchungen. Von Theod. Wiegand und Hans Schrader. Berlin 1904, Hense-Leonard, Griech.-röm. Altertumskunde.

Hauswänden eingerahmt waren. Die Mittel, die wir auf die Ausgestaltung der Hausfront verwenden, verwandte man auf die Ausschmückung des Hauses, vor allem des Innenhofes, des zentralen Wohnraumes.

Die Stadtwohnungen der historischen Zeit vor dem Peloponnesischen Kriege waren nahe aneinander gebaut, meist einstöckig und schmucklos. Durch eine Halle (*πρόθυρον*) mit dem Portier (*θυρωρός*), die dem Eingange (*αὐλειος θύρα*) nach der Straße hin vorgelagert war — sie lag in der Regel an einer Seitenstraße —, gelangte man durch die innere Vorhalle des Hoftores in den Hof (*αὐλή*)¹. Er war ungedeckt und bot den um ihn liegenden Räumlichkeiten das erforderliche Licht und den Hausbewohnern, besonders Frauen, Kindern und Sklaven den liebsten Aufenthaltsort. An beiden Seiten lagen kleinere Räume: Wirtschaftsräume (*ταμεία*), Fremdenzimmer (*ξενῶνες*), Schlafzimmer (*κοιτῶνες*), Werkstätten, Baderäume, Küche, Stallungen und der Abort — dieser selten. Dem Eingange gegenüber — in Priene, wie noch heute im Orient, so angeordnet daß es nach Süden geöffnet war — lag das Hauptgemach (*οἶκος, ἀνδρῶν, ἀνδρωνίτις*), davor eine Säulenhalle (*προσῆς, πασῆς, προσιῶν*). Der Dikos, an dessen Altar der Hausherr die heiligen Opfer darbrachte, war der Wohn- und Empfangsraum, vielleicht auch das Speisezimmer der Familie. Zur Seite der Vorhalle lag ein Raum, der wahrscheinlich als Speisezimmer diente, (*θάλαμος*). Neben dem Dikos, bei zweistöckigen Häusern im Oberstock, zu dem eine Treppe von der Aule führte, lag ein zweiter abgeschlossener Hauptteil mit Räumlichkeiten für die Hausfrau und die Dienerschaft (*γυναικωνίτις*). (Größe eines Häuserblocks in Priene mit 4 Häusern dieser Art z. B. 35 : 47 m). Dieser Haustyp, als Pastashaus bezeichnet, der in der klassischen und auch noch in der hellenistischen Zeit der gebräuchliche war, natürlich nach dem Bauplatz, den individuellen Bedürfnissen und den Mitteln des Besitzers im einzelnen abgeändert, läßt sich auf das Megaronhaus der homerischen Zeit zurückführen. Daneben kam in hellenistischer Zeit ein Haustypus auf, bei dem der Hof an allen Seiten gleichmäßig von einer überall gleich hohen Säulenhalle (*περιστύλιον*) umgeben war, um den die Zimmer ziemlich gleichmäßig angeordnet waren. Dieses Peristylhaus hat sich im 2. Jahrhundert im griechischen Gebiete durchgesetzt und ist auch in Italien das herrschende geworden. Hinter den Räumen lag häufig noch ein Nutz- und Ziergarten (*κῆπος*).

Das Baumaterial waren in früherer Zeit Lehmziegel auf einem Fundament aus Bruchsteinen mit Lehmmörtel, in späterer Zeit führte man die Mauern oft ganz aus Bruchsteinen auf. Mit der Zeit machte sich im Bau und in der Ausstattung der Häuser ein sich steigender Luxus geltend. Schon Demosthenes klagt, daß die gute alte Zeit vorüber ist, in der nur die Tempel und Staatsgebäude prächtig waren, während sich die Privathäuser eines Themistokles, Miltiades und Aristides in keiner Weise von den Nachbarhäusern unterschieden. Die Zeiten hatten sich eben geändert. Man wandte sich vom politischen Leben ab und suchte sein eigenes Leben schöner zu gestalten.

¹ Eine anschauliche Schilderung bei Platon Protag. 314c.

Die Zimmerwände bedeckte in früherer Zeit wohl ein einfacher Kalkverputz, später in vornehmeren Häusern ein solider Marmorstuck, den in vielen Fällen Malereien schmückten. In hellenistischer Zeit herrschte ein Dekorationsystem, bei dem durch die Malerei die Wände bis zur Reichehöhe so ausgestaltet waren, daß der Eindruck von Wänden mit bunten

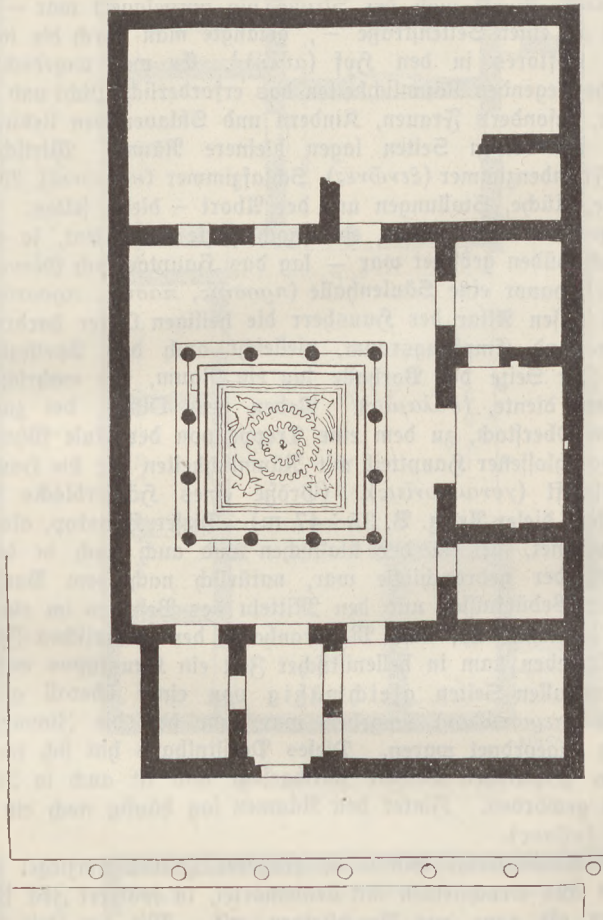


Abb. 30. Peristylhaus in Delos.

Marmorquadern hervorgerufen wurde. Ein Gesims, das zur Aufstellung von Geräten und Kunstwerken diente, schloß diesen Teil der Wand ab.

Den Fußboden bedeckte ein einfacher Lehmestrich, die offenen Höfe waren mit kunstlosem Marmorpflaster belegt. Allmählich ging man zu sorgfältig hergestellten Mosaikböden über, die mit geometrischen Mustern, oft auch, besonders in den Speisezimmern, mit kostbaren Bildern verziert waren.

§ 115. b) Hausgeräte.

Der Hausrat in den griechischen Häusern war, wie es noch heutzutage in den orientalischen Wohnungen der Fall ist, dürftig. Der Nordländer, der mehr auf seine Wohnung angewiesen ist, hat mehr Sinn für die Ausstattung seiner Wohnung mit geschmackvollen und bequemen Möbeln. Aber es wurden im Altertum nicht wie heute in einer auf die Massenerzeugung eingestellten Industrie mechanisch Tausende von Gegenständen derselben Art hergestellt, sondern das griechische Handwerk stellte jeden Brauchsgegenstand, selbst die einfachsten Küchengeräte und die als Früchte oder Menschenköpfe gestalteten Gewichte, als Einzelgegenstand mit feinem Gefühl für die dem Brauchszwecke entsprechende Form und den Schmuck her¹.

Die wichtigsten Hausgeräte waren: Tische, Stühle, Speisefofas, Truhen und Geschirre.

Die Tische (*τραπέζαι, τριπόδες*) dienten in Griechenland lediglich zum Essen und wurden dann weggestellt. Jeder Gast hatte seinen Tisch (vgl. die Ausnahme Xenoph. Anab. VII 3, 21). Es gab rechteckige Tische mit drei oder vier Beinen und runde, die in der Mitte eine Stütze hatten. Die Männer lagen gewöhnlich bei Tische, während die Frauen saßen.

Die Stühle waren teils Sessel mit Lehne für Rücken und Arme (*θρόνοι*), oft mit einem Fußschemel (*θρόνιον*) versehen, vorwiegend Ehrensessel für hervorragende Personen. Der übliche griechische Stuhl hatte eine Rückenlehne (*κλισμός*?), ein Stuhl ohne Lehne war der *δίφρος*, als Klappstuhl *δίφρος δαλαδίας* genannt.

Die Ruhebetten oder Speisefofas (*κλίβαι*) dienten zum Liegen beim Schlafen und Speisen und in Wohnräumen zum Sitzen beim Lesen und Schreiben. Sie waren mit weichen Kissen und vielfach mit farbenreichen Decken belegt (vgl. S. 113).

An Stelle unserer Kommoden und Kleiderspinde gebrauchte man Truhen, die oft kostbar mit Gold, Elfenbein, Figuren u. a. ausgestattet waren (hom. *χηλός, φωριαμός*, sonst *λάραξ* und *κλωτός*).

Die Geschirre waren teils aus Ton, teils aus Metall gefertigt: Die Tongefäße, die in ganz Griechenland, seit dem Anfang des 6. Jahrhunderts aber besonders kunstvoll in den athenischen Töpfereien am Kera-meikos hergestellt wurden, waren häufig mit wertvollen Malereien, mit Bildern aus der Sage oder Szenen des täglichen Lebens geschmückt. Größere Tongefäße waren: der Weinbehälter (*πίθος*), unten bald spitz bald flach (das Faß des Diogenes), der auch zur Aufbewahrung von Getreide diente; das Mischgefäß (*κρατήρ*), in dem Wein mit Wasser gemischt wurde, mit breitem Grunde und weitem Halse, so daß mit der

¹ Vgl. Illustrierte Geschichte des Kunstgewerbes hg. von G. Lehnert, Bd. I (Altertum S. 45–146 von E. Pernice) Berlin 1907/08; G. Lehnert, Gesch. des Kunstgewerbes Bd. I Altertum. 5lg. Gd. Berlin und Leipzig 1921; F. Poulsen, Die dekorative Kunst des Altertums. Nat. und Geist. 1914. Für Möbel: H. Blümmer, Der altgriechische Möbelstil in Kunst und Gewerbe 1885, S. 289–97, 328–36, 361–66; Köppen u. Breuer, Geschichte des Möbels, und das englisch geschriebene Werk: Gisela M. A. Richter, Ancient Furniture. A history of Greek, Etruscan and Roman Furniture. Oxford 1926.

οἰνοχόη, einem Leetopfe ähnlich, oder der κοτύλη, einem Napfe, ausgeschöpft werden konnte; die Amphora (ὁ ἀμφορεύς), so benannt nach den beiden Henkeln, mit denen sie getragen werden konnte, bauchig mit engem Halse. Mit einer Amphora, die die Inschrift trug: τῶν Ἀθηνηθεν ἄθλων wurde der erste Sieger am Panathenäenfeste ausgezeichnet. Die in der hellenistischen Zeit in Unteritalien angefertigten großen Prachtamphoren dienten nur dem Gräberkult. Die enghalsige λήκυθος wurde mit Öl oder wohlriechenden Essenzen gefüllt, die bei Bestattungen gebraucht wurden oder Toilettezwecken dienten.

Als Trinkgefäße benutzte man die φιάλη ohne Fuß, ähnlich einer wenig tiefen Schale, die napfartige κοτύλη, den κύαθος, ähnlich einer



Abb. 31. Griechische Gefäßformen (im Museum zu Berlin).

Mundtasse, den σκύφος, gleichend einer hohen zweihenkeligen Obertasse, den κύαθος, mit zwei bis zum Fuß reichenden Henkeln. Auch hatte man Trinkhörner (κέρατα), meistens benannt nach den Tierköpfen, in welche die Hörner ausliefen (ἐλέφας [Elefant], ἵππος [Pferd], κάπρος [Eber] u. a.).

Als Küchengerät ist wichtig der eiserne Dreifuß (τρίπους) mit ehernem Kessel. Die ὄρθια, mit einem vertikalen und zwei horizontalen Henkeln, entsprach unserem einhenkeligen Wasserkrug. Zum Aufbewahren von Vorräten hatte man Krüge und Dosen.

Daß in vornehmen Häusern in hellenistischer Zeit kunstvoll gearbeitetes Gerät aus edlen Metallen vorhanden war, zeigen die ältesten Stücke des Hildesheimer Silberfundes, vor allem die kostbare Athenschale, die dem pergamenischen Kunstkreise angehört.

Lampen (λύχνα), aus Ton oder Metall, bestanden aus dem Ölbehälter, einem oder mehreren Röhrchen, durch die der Docht zum Brennen gezogen wurde, und der Handhabe. Bei Ausgängen in der Dunkelheit gebrauchte man Hornlaternen, Kienfackeln oder zu Bündeln gebundene mit Pech und Harz getränkte Holzstäbchen.

§ 116. c) **Kleidung** (Luck. 159 – 162; 172 – 175; 185/6).

Eine Vorstellung von der griechischen Tracht vom 7. Jahrhundert an geben die Denkmäler, besonders Vasenbilder. Unter jonischem Einflusse riß im 7. Jahrhundert ein Kleiderluxus ein, den Verordnungen ohne Erfolg bekämpften. Das Hauptkleidungsstück für ältere Männer oder Leute vornehmen Standes war der lange jonische, bis auf die Füße reichende (*ποδήρης*) Chiton aus schneeweißem Leinen (*χιτών*), ein genähtes, geschlossenes Hemd mit Halsloch und Ärmellöchern oder auch mit



Abb. 32. Frau im dorischen Peplos.

kurzem, eingefeztem Ärmelansätze. Junge

Männer trugen einem kurzen, enganliegenden, ärmellosen Wollschiton. Darüber legten die älteren Männer ein großes, wollenes Umlegetuch an, das den ganzen Körper bedeckte oder die rechte Schulter freiließ (s. w. u.) (*ιμάτιον*), während das Obergewand der Jüngeren (*χλαῖνα*) kleiner war.

Für die Frauen blieb das Hauptbekleidungsstück der sog. dorische¹ Peplos mit Bürtung über den Hüften, der jetzt einen Überschlag wie einen großen Kragen erhielt. Die offene Seite wurde nicht mehr wie früher mit Fibeln (*περόναι*) zugesteckt, sondern genäht. Auch die Ärmellöcher, die man gern mit bunten Borten einfaßte, nähte man jetzt und versah sie oft mit kurzen Ärmeln. Ein großes Umlegetuch aus Wolle, hin und wieder auch wohl aus Leinen, das man über den Kopf zog oder in verschiedener Weise über die Schultern legte, vervollständigte die Tracht.

In der Zeit der Peisistratiden herrschte in Athen der größte Kleiderluxus². Ältere Männer trugen damals einen langen, weiten, gegürteten Ärmelchiton, der in zahllose Falten und Fältchen gelegt war. Auch der Chiton der jüngeren Männer war jetzt aus zierlich gefältesten Leinenstoff und hatte weite Ärmel, oft sogar einen Überschlag. In dieser Zeit bürgerte sich die thessalische Chlamys, ein großer, rund zugeschnittener, auf der Schulter oder vorn auf der Brust durch einen Knopf zusammengehaltener Mantel aus Wolle ein, im 5. Jahrhundert die Tracht der Reiter und Epheben. Die Frauen trugen damals den sog. jonischen³ Chiton, ein stoffreiches Leinen-

¹ Vgl. Herodot V 87f.

² Thukyd. I 6. Über den jonischen Kleiderluxus s. Xenophanes Frg. 3 (Die Is): Überflüssigen Prunk hatten sie von den Lydern erlernt, solange sie noch frei waren von der verhassten Zwingherrschaft. Da schritten sie zum Markte in purpurnen Gewändern nicht weniger denn tausend zumal, prunkend einherstolzierend mit schön geschmückten Röcken und triefend vom Dufte künstlich bereiteter Salben.

³ Vgl. Herodot V 87f.

gewand mit weiten Ärmeln. Der Stoff war mit Hilfe der Brennschere in Falten und Fältchen gelegt. Das Gewand hatte einen Bausch über der Bürtung, oft einen Überfall auf der Brust und am Rücken, aufgenähte Borten am Halse und an den Rändern der Ärmel. Darüber legten



Abb. 33. Vornehmer Athener zur Zeit der Perserkriege.

die Frauen ein gleichfalls reichgefälteltes, genähtes Obergewand an, das man am besten an den Frauenfiguren von der Akropolis studieren kann.

von Kos und seit dem 1. Jahrhundert v. Chr. durch die chinesische Seide bereichert. Beliebte war damals ein langes, hemdartiges, ärmelloses Gewand aus feinem Stoffe, das man gern hoch gürtete.

Die *ἐξωπύς* ist ein kurzes, an der linken Seite offenes Gewandstück, das die linke Brust freiließ. Handwerker und Sklaven trugen sie bei der Arbeit. Die Farbe der Kleidung war seit den Perserkriegen vorzugsweise weiß, Handwerker und Trauernde trugen dunkle Kleidung.

Nach den Perserkriegen vereinfachte sich die Tracht. Auf den Denkmälern (z. B. dem Parthenonfries) tragen die älteren Männer nur das wollene Himation so, daß es die eine Schulter freiläßt; die jüngeren Männer auf dem Fries sind gleichfalls nur mit dem Himation bekleidet, während sie als Reiter die Chlamys oder einen Chiton verschiedenen Schnittes, zuweilen Chiton und Chlamys tragen. Die Frauen kehrten, wenn der jonische Leinenchiton auch weiter getragen wurde, zum dorischen Peplos zurück, den sie nunmehr mit einem Bausch über der Bürtung und einem Überfall in mannigfacher Weise trugen.

In der hellenistischen Zeit wurde die Frauen-tracht durch neue Stoffe, feine durchsichtige Seide

Die nationale Form der Fußbekleidung war zwar seit aller Zeit in Griechenland die Sandale, die lederne Sohle, die mit Riemen festgeschürzt wurde (*υποδήματα, σανδάλια, εμβάδες*). Aber daneben kamen schon früh in allen Landschaften Schuhe verschiedenster Art auf, die in Form, Farbe und Verzierung dem Wechsel der Mode unterworfen waren.



Abb. 34. Athenerin aus der Zeit der Perserkriege im dorischen Peplos.

Handwerker, Fischer und Seeleute trugen als Kopfbedeckung den *πίλος*, eine krempe-lose hohe Mütze. Die Reisenden schützten sich gegen die Sonnenglut durch den *πέτασος*, in älterer Zeit hoch mit kleiner Krempe, später flach mit breiterer Krempe. Die Frauen trugen auf Reisen und gelegentlich auch bei Ausgängen einen Hut mit breitem Rande (Terrakotten von Tanagra).

In der Zeit vor den Perserkriegen trugen Männer und Frauen in gleicher Weise das Haar lang und zwar auf mannigfache Art: lang herabhängend, unten zusammengebunden und aufgenommen oder in Flechten in verschiedener Weise um den Kopf gelegt. Im Haare trug man gern reichen Schmuck. Vom 5. Jahrhundert an unterscheiden sich Männer und Frauen in der Haartracht. Für Männer wurde es damals allgemein üblich, das Haar kurz zu tragen; die Frauen schmückten die Frisur mit Hauben, Kopftüchern und Binden verschiedener Art, später knoteten sie die Haare über dem Nacken in einem Schopfe zusammen oder banden sie auf dem Oberschädel zu einem lockeren

Knoten. Die Sklaven mußten das Haar kurz geschoren tragen. Das Haar war, wie fast stets bei den Südländern, dunkel, jedoch wurde die blonde Farbe besonders geschätzt.

Während in älterer Zeit die Oberlippe rasiert wurde, trug man im 5. Jahrhundert Vollbart mit Schnurrbart. Im 4. Jahrhundert hat dann das Beispiel Philipps und Alexanders d. Gr. die Gewohnheit eingebracht, den Bart völlig zu rasieren, nur die Philosophen trugen noch

den Bart. Erst das Beispiel Hadrians machte den Bart wieder hof-
fähig.

Bei den Frauen waren Schmuckgegenstände beliebt, wie Halsketten, Broschen, Ohrgehänge, Bänder am Ober- und Unterarm, meist in Form von sich ringelnden Schlangen. Auch fanden sich schon früh geschnittene Steine vor, von denen die vertieften (*ἀνάγλυφα*) meistens als Siegelringe (*σφραγίδες*) gebraucht wurden, während die aus dem Stein erhabenen herausgearbeiteten Bilder (*ἐκτυπα*, Kameen) nur zum Schmucke dienten. Berühmt ist u. a. die Gemma Augustea, auf der Augustus neben Roma als Weltbeherrscher thront¹.

§ 117. d) Ehe².

Das weibliche Geschlecht war in gesellschaftlicher Beziehung bedeutungslos und politisch unmündig. Erst in der hellenistischen Zeit gewann die griechische Frau unter dem Einflusse der Hofgesellschaft an den Diadochenhöfen eine gesellschaftliche Stellung. Infolgedessen verfeinerten sich die Formen des Verkehrs unter den beiden Geschlechtern, und es hob sich die Bildung der Frau. Es war Vorrecht der Eltern, für ihre Kinder die ihnen richtig erscheinende Wahl zu treffen, so daß eine vorherige Bekanntschaft zwischen Bräutigam und Braut oft ausgeschlossen war. Im allgemeinen war die Monogamie herkömmlich, und deshalb war die Stellung der Frau, da sie die alleinige Herrin des Hauswesens und der Sklaven und die Erzieherin der kleinen Kinder war, weit bedeutsamer als die der orientalischen Frauen.

War die Wahl seitens der Eltern getroffen, so wurden in der *ἑγγύησις* (Ehevertrag) die Ehepaktien und die Bestimmungen über die Mitgift (*τὰ ἔδνα*, episch *ἔσδνα*), die dem Manne nur zum Nießbrauch zustand, festgesetzt. (In homerischer Zeit zahlte der Freier dem Vater des Mädchens einen Preis, der zumeist in Vieh bestand.) Den Zeremonien bei der Eheschließung, die schon am Tage vor der eigentlichen Hochzeit begannen, liegt ein tiefer religiöser Sinn zugrunde. Am Tage vor der Hochzeit fand das feierliche Brautbad statt. Am Hochzeitstage selbst war der Hauptteil des Festes das Hochzeitsmahl im Hause des Brautvaters mit Gebet und Opfern für die *θεοὶ γαμήλιοι*. Am Abend der Hochzeit, an der auch die sonst von Männergesellschaften ausgeschlossenen Frauen teilnahmen, erfolgte unter Fackelbeleuchtung und Hochzeitsgesängen (*ὄρμεναίαι*) der Verwandten und Freunde die feierliche Fahrt der jungen Frau zu ihrem neuen Heim, in dem ihre Mutter mit einer von dem Herde des Elternhauses mitgenommenen Brandfackel das Feuer auf dem Herde entzündete. Dann liefen Bräutigam und Braut nebst den beiden Brautmüttern um den Herd. Am folgenden Tage brachten Freunde und Verwandte der jungen Frau Geschenke. An die bald darauf folgende Aufnahme der Frau in die Phratrie ihres Mannes schloß sich ein Opfer mit Festmahl.

Beim Tode ihres Mannes kehrte die Witwe, wenn sie kinderlos war,

¹ Schöne Abbildungen von Gemmen und Kameen des Altertums und der Neuzeit bei G. Lippold, Gemmen und Kameen des Altertums und der Neuzeit. Stuttgart o. J.

² Vgl. E. Samter, Hochzeitsbräuche. Neue Jahrbücher 1907, 1 S. 131 ff.

mit ihrer Mitgift zu ihren väterlichen Verwandten zurück, im andern Falle blieb sie bei ihren Kindern im Hause. Das Vermögen wurde jedoch bis zur Mündigkeit der erbberechtigten Söhne von einem Vormunde verwaltet. Ehescheidung seitens der Frau konnte nur auf schriftlichen Antrag und richterlichen Spruch des Archon oder des Gerichtes erfolgen, während eine Scheidung auf Wunsch des Mannes oder bei beiderseitigem Einverständnis ohne gerichtliches Urteil, jedoch unter Rückzahlung der Mitgift, eintrat.

§ 118. e) Kindererziehung¹.

Den Griechen, als guten Staatsbürgern, lag viel an reichem Kindersegen. Bei Geburt eines Knaben schmückte man die Türpfosten des Hauses mit Ölweigen, bei der eines Mädchens mit Wollbinden. Es stand dem Vater, außer in Sparta, wo die Phylenältesten Aufzucht und Erziehung des Kindes anordneten, frei, ein Kind, das er nicht aufziehen wollte, auszugeben; entschied er sich für die Ernährung, so wurde das Kind behufs religiöser Weihe an die Götter des Hauses am fünften Tage um den Hausaltar getragen, wobei die Verwandten Geschenke darbrachten, und am zehnten mit einem Namen belegt; der älteste Sohn erhielt den Namen des Großvaters väterlicherseits, die älteste Tochter den Namen der Großmutter². Während das Mädchen unter der Pflege (*ἡ τροφή*) der Mutter und einer Wärterin verblieb, wurde der Knabe vom siebten Jahre, in Athen vom sechsten Jahre ab der Aufsicht eines zuverlässigen Sklaven (*ὁ παιδαγωγός*) übergeben, der ihn auch nach und von der Schule zu begleiten hatte. Die Schulen waren nur private und wurden erst nach Alexander d. Gr. staatlich. Die Erziehung (*ἡ παιδεία*) zu einem *καλὸς κάγαθὸς ἀνὴρ* war eine musische und eine körperliche.

a) Die *παιδεία μουσική* umfaßte die gesamte geistige Ausbildung des Knaben: Lesen, Schreiben, Rechnen, Gesang und Saitenspiel. Lesen, Schreiben und Rechnen lernte der Knabe beim *γραμματιστής* (Elementarlehrer); zu Leseübungen und zum Auswendiglernen dienten bemerkenswerte Stellen aus Homer, Hesiod, Theognis u. a.; zum Schreiben und Rechnen gebrauchte man wachsüberzogene Buchsbaumtäfelchen, in die die Buchstaben und Zahlen mit dem *στῦλος* (stilus) eingeritzt wurden. Nach diesem Elementarunterrichte begann der eigentlich musikalische bei dem *κιθαριστής*. Nach Platon bedarf das Leben des Menschen der Eurhythmie und der harmonischen Stimmung seines Innern, und deswegen müssen die Knaben mit den Liedern der guten Dichter bekannt gemacht werden und sie zur Kithara singen lernen, damit sie dadurch an rechtes Maß und Ordnung gewöhnt und zum entsprechenden Verhalten in Worten und Werken gebildet werden. Der musikalische Unterricht, der auch Prosodie und Metrik umfaßte, führte die Knaben so auch ein in die besten Werke der Iyrischen Dichter und

¹ Vgl. Ziebarth, Aus d. griech. Schulwesen, Leipzig 1914; L. Grasberger, Erziehung u. Unterricht im klassischen Altertum. Bd. I—III. Würzburg 1864—81; E. Drerup u. Hofius, Erziehung und Unterricht im klass. Altertum. Eichstädt 1918; E. Drerup, Typen des höh. Unterrichts im griech. Altertum und in der Gegenwart. Annalen 1925; S. Bohatta, Erziehung u. Unterricht bei den Griechen u. Römern. 1895. Gnm. Bibl. ² Vgl. Demosth. 43, 73 f.

machte sie mit den Chorliedern der Dramen bekannt. Die allein als hellenisch angesehenen und den hellenischen Bürgern anstehenden Saiteninstrumente waren die Lyra und die Kithara. Das wichtigste Blasinstrument war die Flöte (*avlös*) mit scharfem, aufreizendem Ton, unter deren Begleitung die Chöre und auch Solopartien im Drama vorgelesen wurden. Die Saiten der Lyra wurden zumeist mit dem Finger geschlagen, häufig auch mit einem goldenen oder elfenbeinernen *πλήκτρον*

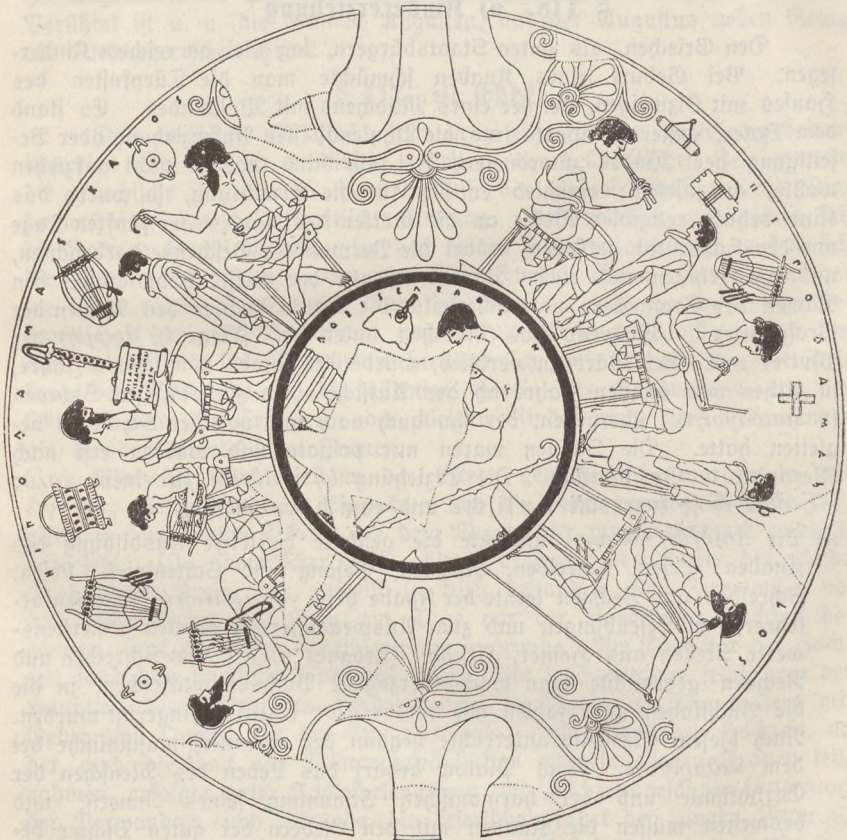


Abb. 35. Schülzene (nach einer Vase des Duris).

700v. Die Musik in Verbindung mit dem Texte eines Liedes sollte nur dem Zwecke der persönlichen Ausbildung, nicht als Kunst gegen Zahlung zur Unterhaltung anderer dienen; Virtuosen eines Instrumentes waren daher weniger angesehen als heute.

Als von den Sophisten zur Zeit des Perikles Arithmetik, Geometrie, Rhetorik u. a. gelehrt wurden, kamen bald auch diese Fächer in den Bereich der musischen Bildung, wenn auch vorwiegend nur für die Vornehmen.

b) Die *παιδεία γυμνασικῆ* ging neben der musischen her, da man überzeugt war, daß die wahre Kalokagathie in der harmonischen Ausbildung des Geistes und des Körpers bestehe. Sie sollte dem Körper nicht allein Gesundheit, Kraft und Gewandtheit erwirken, sondern auch feinen Anstand und edle Haltung. Zugleich diente der gymnastische Kursus zur Vorbereitung auf die späteren kriegerischen Verpflichtungen. Die Übungen wurden geleitet von den über vierzig Jahre alten *παιδοτρίβαι* in den *παλαίστραι*, deren es in Athen mehrere auf öffentliche Kosten gebaute gab. Die Paidotriben waren gleich den Grammatisten und Kitharisten Privatlehrer, die den Unterricht gegen Zahlung unter Aufsicht des Staates kunstmäßig und methodisch regelten.

Die in der Palaistra vorbereitete Jugend setzte ihre Übungen fort in den Gymnasien (*τὸ γυμνάσιον* von *γυμνός* = nackt), deren es in Athen 3 gab, die Akademie, das Lykeion und das Kynosarges. Aus einfachen Anfängen hatten sich die staatlichen Anstalten allmählich, seitdem die Baukunst angefangen hatte, sich mit ihrer zweckmäßigen Bestaltung zu befassen, zu großer Pracht und auch zu bedeutender Ausdehnung entwickelt, so daß sie nicht selten ein *στάδιον*, eine Rennbahn von 600 Fuß, enthielten. Sie umfaßten außer der Ringschule für Knaben und den Übungsplätzen für Jünglinge Badezimmer, Unterhaltungsräume für ältere Männer, Säulenhallen mit halbrunden Nischen und steinernen Sitzen an den Wänden, in denen Philosophen und Rhetoren Unterricht erteilten.

Die Übungen führte man nackt aus, nachdem man den Körper, um ihn geschmeidig und glatt zu machen, mit Öl eingerieben hatte, das nach der Übung mit einem Schabeisen abgestrichen wurde; Athletik im eigentlichen Sinne war nicht beliebt, da sie ein handwerksmäßiges Streben an die Stelle edler Kraftübung setzte. Die Hauptübungen waren Springen, Laufen, Werfen mit der Diskoscheibe (*ὁ δίσκος* = eine runde, in der Mitte stärkere, nach der Peripherie hin schwächer auslaufende Wurfscheibe), Werfen mit dem Speer und Ringen. Simonides faßte diesen Fünfkampf (*πένταθλον*) zusammen in dem Pentameter: „*ἄλμα, ποδωκείην, δίσκον, ἄκοντα, πάλην.*“ Der Lauf wurde bald als Schnell-, bald als Dauerlauf geübt und diente als Vorübung zum Kriege, wenn er in voller Hoplitenrüstung ausgeführt wurde. Auch das Erlernen des Schwimmens war von den Übungen nicht ausgeschlossen. Der Faustkampf (*πύξις, πυγμαίη*) wurde fast nur von Athleten geübt, da er durch die mit metallenen Buckeln besetzten, um Hand und Unterarm geschlungenen Lederriemen (*ἱμάντες*, caestus) schwere Verwundungen hervorrief und leicht zu Roheit führte. Die Verbindung von Ring- und Faustkampf (ohne Kampfriemen) war das *παγκράτιον*.

In Sparta wurde die Gymnastik bei geringer Wertschätzung der musischen Bildung in noch höherem Maße betrieben als in Athen und in den übrigen griechischen Städten; besonders wurde auch der Waffentanz (*πυθόλιχνη*) geübt. Schon mit dem siebten Jahre wurde der Knabe der Familie entzogen und in die militärisch eingerichteten Abteilungen der männlichen Jugend aufgenommen.

Die Erziehung und Bildung der Mädchen unterlag keinen gesetzlichen Bestimmungen, unterstand vielmehr lediglich der Mutter. Hauptgewicht wurde gelegt auf Spinnen, Weben, Nähen und auf Erlernung der Haushaltungsgeschäfte; in den vornehmeren Häusern lernten die Töchter auch Lesen und Schreiben. Da ihr Leben und Wirken fast ausschließlich auf das elterliche Haus beschränkt war, konnte von ihrer weiteren Ausbildung durch gesellschaftlichen Verkehr nicht die Rede sein, so daß das weibliche Geschlecht dem männlichen auch an allgemeiner Bildung bedeutend nachstand. Das änderte sich erst, als in der hellenistischen Zeit die Frau am gesellschaftlichen Leben teilnahm.

§ 119. f) Das tägliche Leben.

Wie es im südlichen und westlichen Europa heute fast allgemeiner Brauch ist, fand auch im alten Griechenland in der nachhomerischen Zeit die Hauptmahlzeit (*τὸ δεῖπνον*) am Spätnachmittag statt, so daß das bisherige *δόρπον* (s. S. 114) ausfiel. Damit aber die Zeitpanne zwischen dem Morgenimbiß und der Hauptmahlzeit am Spätnachmittag nicht zu groß wurde, schob man zur Mittagszeit ein zweites reichlicheres Frühstück ein. Das erste hieß nunmehr *ἄριστον* schlechtthin, in späterer Zeit auch *ἀκράτισμα*, weil man das zum Frühstück dienende Gebäck in ungemischten (*ἄκρατος*) Wein tauchte, das zweite erhielt auch den Namen *ἄριστον*. Während Handwerker, Kaufleute und Landwirte über Tag ihren Geschäften nachgingen, benutzten Leute ohne feste Beschäftigung den Morgen zum Besuche der Gymnasien und der Freunde, auch des Marktplazes. Der Nachmittag nach dem zweiten Frühstücke wurde zumeist häuslichen Beschäftigungen gewidmet, oder es wurde vor der Hauptmahlzeit im Hause oder in einem öffentlichen Badehause ein warmes Bad genommen. Gegenüber der homerischen Zeit mit ihren reichlichen Fleischportionen gab man in späterer Zeit Seefische und Schaltieren und mannigfachen Gemüsen den Vorzug. Man aß gekochtes oder gebratenes Fleisch, Fische, Gemüse (namentlich Bohnen, Linsen und Kohl), Weizenbrot und zum Nachtisch Früchte (Feigen, Datteln, Mandeln) und kleines Naschwerk. Ärmere begnügten sich mit der *μάζα*, einem trockenen Gerstenteig, der vor dem Genuße angefeuchtet wurde; oft genügten ihnen auch für den ganzen Tag Feigen und Brot mit Zwiebeln.

Der Hausherr und seine erwachsenen Söhne, auch die etwa eingeladenen Gäste, lagen beim Mahle zu zweien auf einem Lager (*κλίνη*), während die Frauen, soweit sie am Mahle teilnahmen, und Kinder auf Stühlen saßen.

Schloß sich an die Mahlzeit nach Sonnenuntergang ein Trinkgelage (*συμπόσιον*), zu dem man die Sandalen ablegte, die Füße wusch und das von wohlriechenden Salben duftende Haar mit Blumen oder mit einem Kranze schmückte, so wurde durch das Los oder durch Wahl ein Trinkwart (*συμποσιαρχος*, auch *βασιλεύς* genannt) bestimmt, der die Mischung des Weines festsetzte (Verhältnis von Wasser zu Wein 3 : 1 oder 2 : 1, wobei die Weinsorte und der Geschmack des Trinkers berücksichtigt wurde) und die Leitung des Gelages übernahm. Nach seinen Bestimmungen erfolgte die Unterhaltung der Gäste durch Anhören von Flötenspielerinnen

oder durch Anschauen von Kunststücken der Gaukler oder durch Trinklieder (*οκόλια*), zur Lyra gesungen, oder durch geistige Unterhaltung oder durch Gesellschaftsspiele, von denen die gebräuchlichsten das Brettspiel und das Würfelspiel waren. Man würfelte aus freier Hand oder aus einem Becher; der beste Wurf hieß *Ἀφροδίτη*, der schlechteste *κύων* (Hund). Zum Abschlusse eines solchen Belages schweiften man nicht selten bei Fackelschein und Flötenbegleitung lärmend durch die Stadt (*κωμάζειν*), um irgendwo noch eine lustige Gesellschaft aufzufinden, mit der man sich noch eine Zeitlang vergnügen könnte.

In Sparta gab es gemeinschaftliche Mahlzeiten zu 15 Genossen (*τὰ νοσσία, τὰ φιδία*), an denen alle Vollbürger vom 20. Lebensjahre an teilnehmen mußten. Das tägliche Hauptgericht war die schwarze Suppe, eine Art Schweineschwarzjauer. Ein engeres Familienleben konnte sich daher in Sparta nicht entwickeln, zumal auch die Erziehung der Kinder den Eltern vom Staate abgenommen war.

§ 120. g) Die Bestattung¹. (Luck. J. 171 – 177; 195/6.)

Im gesamten griechischen Altertum war die Bestattung der Toten eine heilige Pflicht. Vernachlässigung derselben galt als Sünde nicht bloß gegen die Verstorbenen, die ohne Beerdigung keinen Einlaß in den Hades erlangen konnten, sondern auch gegen die Götter der Ober- und Unterwelt. (Vgl. Sophokles' *Antigone*.)

In homerischer Zeit wurden die Leichen der gefallenen Helden gewaschen und gesalbt, mit Linnen umhüllt und aufgebahrt. Alsdann begann die Totenklage, die zu kunstmäßigem Wechselgesange ausgebildet erscheint (vgl. *Il.* 24, 120 ff. und *Od.* 24, 58 ff.), und bei der Verwandte und Freunde sich das Haar zu zerrauen und die Brust zu schlagen pflegten. Nach mehreren Tagen wurde die Leiche mit der Habe des Toten auf einem Scheiterhaufen verbrannt (über die Beerdigung in der mykenischen Zeit s. Ruinenstätten II unter „Schachtgräber“), die Blut mit Wein gelöscht und die Reste in einem Behälter oder einer Urne beigelegt. Ein aufgeschütteter Hügel (*ὁ τύμβος*), zumeist mit einer Säule (*στήλη*) geschmückt, zeigte die letzte Ruhestätte an. Die Trauerfeier (*τὰ κτεόρα*) fand ihren Abschluß durch ein Mahl und durch Leichenspiele (vgl. Buch 23 der *Ilias*).

In der nachhomerischen Zeit gehen Bestattung und Verbrennung nebeneinander her, wobei im Verhältnis der beiden Verfahren nach den Landschaften und der Zeit sich Verschiedenheiten ergeben haben². Genauer sind wir durch die ausgegrabenen Friedhöfe, die Denkmäler (Darstellungen der Gebräuche auf Tonplatten und Grabgefäßen, bes. auf den Lekythen) und die Schriftsteller über Attika unterrichtet.

¹ E. Samter, *Antike und moderne Totengebräuche*. Neue Jahrb. 1905, 1 S. 34 ff. W. Dörpfeld, *Zu den altgriechischen Bestattungssitten*. Neue Jahrbücher 1912, 1 S. 1 ff.

² Vgl. Platon *Phaidon* 115e auch für den folgenden Abschnitt: *ἵνα Κρίτων ὄσων φέρον καὶ μὴ ὄσων μὸν τὸ σῶμα ἢ καϊόμενον ἢ κατορυτιτόμενον ἀγαρακτῆ . . ., μηδὲ λέγη, ἐν τῇ τάφῃ, ὡς ἢ προτίθεται Σωκράτῃ ἢ ἐκφέρει ἢ κατορύττει.*

Nachdem man in der frühesten Zeit die Toten im Hause, dann in der Nähe der Wohnungen beigesetzt hatte, ging man in der geometrischen Zeit (für Attika Dipylonzeit) dazu über, die Überreste der Toten auf Friedhöfen vor den Stadttoren zu bergen. Am besten erforscht und soweit als möglich wiederhergestellt ist der Friedhof vor dem Dipylontore an den Hauptstraßen nach Eleufis und dem Piräus, der jetzt eine Vorstellung von dem Aussehen eines attischen Friedhofes des 5. und 4. Jahrhunderts vermittelt¹.

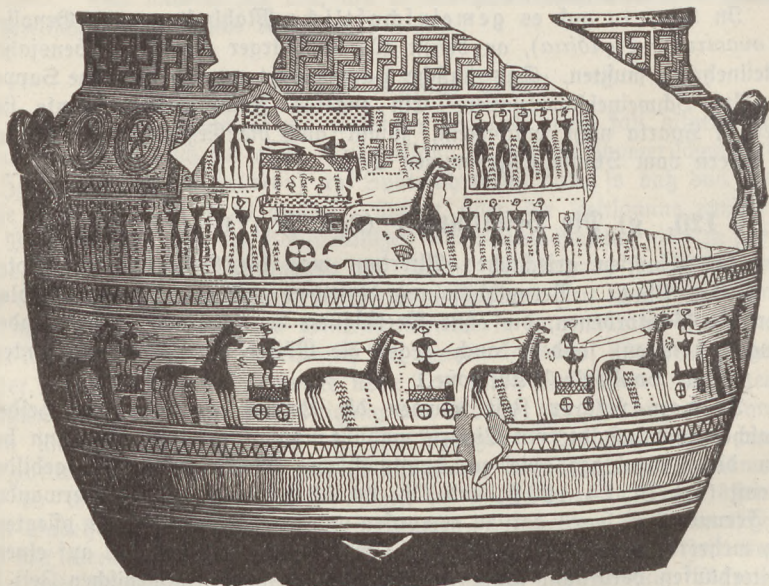


Abb. 36. Leichenzug auf einer Dipylonvase.

Nachdem man dem Toten die Augen geschlossen, ihn gebadet und gesalbt hatte, wurde der Leichnam, bis zum Kinn in Leinentücher eingehüllt, auf einer Kline aufgebahrt (vgl. Luck. 195). Die Angehörigen schmückten die Leiche mit Zweigen, und die Mitglieder der Familie, Verwandte und Freunde umgaben unter leidenschaftlichen Äußerungen der Trauer (*θοῖνοι*) die Bahre (*ποδθεῖς*). Bei der Überführung der Leiche wurde in der Zeit der Adels herrschaft maßloser Prunk entfaltet. Wagenzüge und Scharen zu Fuß folgten dem reichbekleideten Toten, der auf einem prunkvollen, mit kostbaren Stoffen bekränzten Leichenwagen ruhte (*ἐκφορά*). Am Grabe brachte man Opfer von Stieren und anderen Tieren dar. Die Verbrennung ging im Grabe selbst oder auf einem besonderen Platze vor sich, die Asche wurde in einer Urne beigesetzt. Bei Bestattungen barg man die Toten in sorgfältig hergerichteten Gräbern. Dem Manne wurden seine Waffen, Speer und Schwert, den Frauen ihre Schmucksachen mit ins Grab

¹ H. Brückner, Der Friedhof am Eridanos bei Hagia Triada. Berlin 1909. Vgl. auch Neue Jahrb. 1910, I S. 26 ff.

gegeben. Über dem Grabe erhoben sich eine einfache Steinsetzung, eine Stele ohne Bilderschmuck, in der geometrischen Spätzeit auch bis zu 2 m hohe Amphoren oft mit Darstellungen des Leichenzuges. Ursprünglich hatten sie wohl Vorrichtungen zur Aufnahme von Grabspenden.

Durch die Solonische Gesetzgebung sollte der Aufwand der Ritterzeit eingeschränkt werden; einige Bestimmungen aber (Dauer der Prothese auf einen Tag beschränkt, Überführung vor Sonnenaufgang angeordnet) waren wohl Maßregeln hygienischer Art. Wenn Solon prunkvolle Grabanlagen verbot, so scheint er sich damit ebensowenig wie mit anderen Bestimmungen durchgesetzt zu haben, denn wir haben gerade aus seiner Zeit Grabanlagen mit reichem Schmuck. Damals wurden auch hohe Grabhügel (*τύμβοι*) über den Gräbern aufgeworfen.

In der Zeit vom 6. — 4. Jahrhundert war die Verbrennung der Leichen in Athen verhältnismäßig häufig. Die Leichen wurden meist auf besonderen Brandplätzen verbrannt und dann beigelegt. Das Grab wurde bei Bestattungsgräbern mit Stuck verkleidet oder mit Steinchen sorgfältig aufgemauert. Wenn auch manche Leichen ohne Sarg beigelegt wurden, so war das Übliche doch die Beisetzung in Särgen, die man natürlich wie heute nach seinem Vermögen wählte. Minderbemittelte Leute begnügten sich mit Ziegelplatten, oft nahm man Holzsärge, von denen sich manche, mit reicher Malerei und Schnitzarbeit verziert, in Südrussland erhalten haben, die Reichen wurden in Sarkophagen aus Porosstein oder Marmor bestattet. Beigaben hat man den Männern verhältnismäßig wenige mitgegeben, während sich in Frauengräbern der ganze Hausrat des Frauengemaches: Metallspiegel, Schmuckkästchen, Büchsen mit Schminke, Mabastron für Parfüm mit zugehörigen Löffelchen und sonstiges Toilettengerät gefunden hat. Kindern gab man ihre Spielsachen, Siegern in den Wettkämpfen ihre Siegespreise mit. Erst in späterer Zeit hat man den Toten einen Obolos als Fahrgeld für den Charon in den Mund gelegt. Das Öl, das man bei der Salbung des Toten und später bei der Einweihung der Grabstele gebrauchte, brachte man in einhenkligen Kannen mit zylindrischem Gefäßkörper und dünnem Halse mit einem Ausguß wie dem Mundstück eines Blasinstrumentes. Diese Gefäße — *Lekythoi* genannt — verwandte man später ausschließlich im Totendienste. Sie sind daher mit Darstellungen geschmückt, deren Motive dem Totenkulte entnommen sind.

Vor dem hochaufgeworfenen Grabhügel standen die Grabdenkmäler, zuerst lebensgroße Statuen wie der sog. Apoll von Tenea in München oder schmale Stelen mit dem Bilde des Verstorbenen in Relief oder Malerei (Aristionstete, Stele des Lyseas), in der späteren Zeit bis zum Ende des 4. Jahrhunderts — damals erließ ein Gesetz einschränkende Vorschriften über die Grabdenkmäler — die berühmten attischen Grabreliefs mit ihren eindrucksvollen Darstellungen des Familienlebens.

Nachdem dem Toten noch eine Klage oder ein Abschiedsgruß zugerufen war, wurde im Trauerhause oder im Hause eines Verwandten ein Leichenmahl gehalten, bei dem dem Dahingeshiedenen, dessen Seele man sich als anwesend vorstellte, nur Gutes nachgesprochen werden durfte. Dem Mahle war eine sühnende Reinigung des Hauses und der Angehör-

rigen vorhergegangen. Am dritten und neunten Tage wurden dem Toten nach altem Brauche Mahlzeiten am Grabe aufgestellt. Am dreißigsten Tage, der *καθέδρα*, vielleicht nach der Darbringung eines Sessels für den Toten an seinem Grabe genannt, schloß sich wohl an ein im Hause stattfindendes Mahl ein Gang nach dem Friedhofe an. Diese Feier wurde an den vier aufeinanderfolgenden Monaten wiederholt. Auch nach den durch das Herkommen vorgeschriebenen Feiern bewahrte man den Toten ein liebevolles Bedenken, man gedachte ihrer an den Geburts- und Todestagen und an dem jährlichen öffentlichen Totenfeste im Monat Februar am Schlusse der Anthesterien.

Hatte eine Leiche (wie die der im Meere ertrunkenen Personen) nicht aufgefunden werden können, so errichtete man ein leeres Grabmal (*κενοτάφιον*), dem man volle Grabeshhren erwies. Für die in der Schlacht gefallenen Krieger fand am Schlusse des Jahres eine öffentliche Feier statt, indem die gesammelten Bebeine in dem *δημόσιον σῆμα* im Kera-meikos (s. u. Topographie von Athen) beigesezt wurden und ein vom Volke erwählter angesehenener Mann die Leichenrede (*λόγος επιτάφιος*) hielt (Thukyd. II 34 ff.).

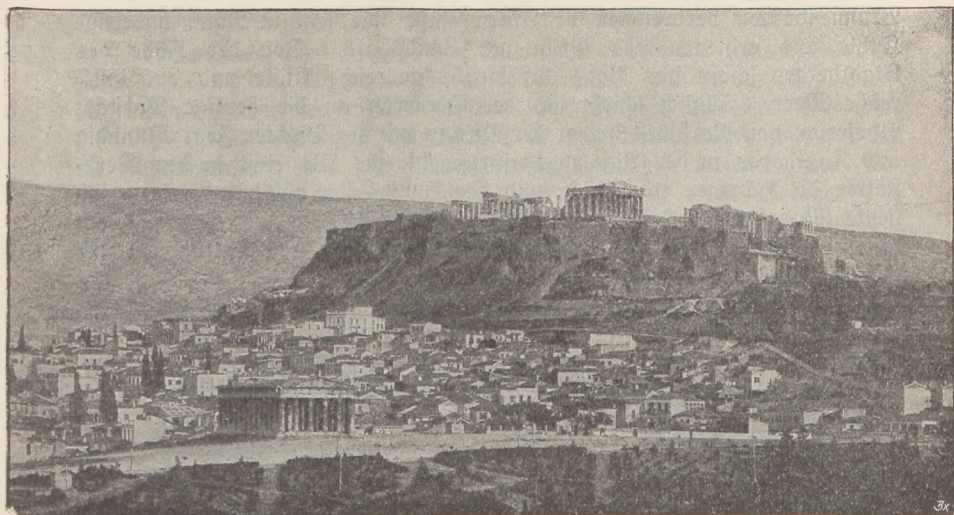


Abb. 37. Die Akropolis von Athen von Nordwest: Erechtheion, Parthenon, Propyläen; unten links das sogenannte Thesieion.

Topographie¹ von Athen².

§ 121. Athen.

An Attikas Westküste liegt von Bergen umschlossen die hügelige kekropische Ebene in einer Ausdehnung von 22 km Länge und 12 km Breite. Olive und Feige schmücken das Land und bieten dem Bauer heute wie einst den Lebensunterhalt. Mitten in der von Nordost nach Südwest sich erstreckenden Ebene türmt sich eine Felsenhöhe, die in grauer Vorzeit dem Anwohner als bergende Stätte Schutz bot vor den Seeräubern im nahen Saronischen Busen. Rings um die Felsenhöhe zieht sich der Parnes, im Nordosten der marmorreiche Pentelikon oder Brilessos, im Osten und Südosten der honigreiche Hymettos, im Westen und Nordwesten der Nigaleos schützend hin: der Schauplatz der für unseren Kulturkreis so bedeutungsvollen attischen Geschichte. Der Kephissos strömt vom Parnes und Pentelikon durch die Ebene und fließt im Westen der Stadt vorbei zum Phalerischen Meerbusen. Vom Hymettos im Süden kommt der winzige Ilissos mit seinem Nebenflüßchen Eridanos, der dem Südhang des Lyskabetos entquillt und nur mehr einer Kloake gleich. Der Regen fällt sehr selten, und unerträgliche Staubwolken mögen auch einst, wie heute noch, den Anblick der Stadt entstellen haben. Aber die

¹ Vgl. A. Schulten, Die historische Topographie. Neue Jahrbücher 1915, 1 S. 153 ff.

² W. Judeich, Topographie von Athen. Handb. d. Altertumswissensch. München 1905.

Brunnenbauten verbreiteten in Athen einst, wie jetzt in Rom, lindernde Kühle und erhielten das Grün der Landschaft. Von der Höhe des Stadtberges schaut das Auge auf die buchtenreiche Küste und das inselreiche Meer. Südlich schiebt sich der Phaleron an die heutige Vorstadt Phaleron, von Nordwest dringt der Piräus mit den Buchten Zea, Munichia und Kantharos in den Nigaleosvorsprung hinein. Wo einst in den Werkstätten die Hämmer erdröhnten und der Handel sich abspielte, zeigen sich heute Magazine, Fabriken und Hafengebäude. Es bedarf einiger Phantasie, das Athen des Thukydides hinter dem Lärm der Kraftwagen und Eisenbahnen zu entdecken.

Beschichtliche Spuren kolonialer Anlagen finden sich in der Sage. Der ägyptische Einwanderer Kekrops habe die Stadtburg gegründet und Theseus die umliegenden zwölf Arkantone zum athenischen Stadtstaat, zur Polis, zusammengeschlossen. Das Panathenäenfest hielt die Erinnerung an die Freude über diesen Erfolg in der Folgezeit wach. Eine reiche Entwicklung erfuhr die Stadt durch die Fürsorge der Peisistratiden. Die Republikaner Themistokles, Kimon, Perikles, Konon, Lykurgos, die Königshäuser der Ptolemäer, Attaliden und Seleukiden, die römischen Machthaber Julius Cäsar, Augustus, Hadrian und der Kunstfreund und Rhetor Herodes Attikus gaben der Stadt immer wieder ein neues Antlitz. Der Westen, Süden und Osten der Stadt wuchsen auf diese Weise zu Alt-Athen zusammen. Dann trat Athen über tausend Jahre von der Bühne der Geschichte ab, bis es in den griechischen Freiheitskriegen seiner alten Würde sich erinnerte und mit neuem Aufschwunge sich zur freien Nordseite wandte, wo jetzt das neue Athen nach den Plänen des deutschen Architekten Schaubert sich entfaltete zur modernen Großstadt und Hauptstadt Griechenlands.

Das alte Stadtbild, um dessen Wiedergewinnung sich die Gebildeten aller Völker seit dem Wiederaufleben der antiken Studien bemüht haben, ist uns durch die Ausgrabungen des 19. Jahrhunderts erschlossen. Die Deutung der aufgefundenen Reste wurde erleichtert durch die Zeugnisse aus dem Altertum. Unzureichend ist der kurze Abschnitt in dem geographischen Werke Strabons, eines Zeitgenossen des Augustus. Von unschätzbarem Werte dagegen ist das erste Buch in der Beschreibung des Pausanias, der sein Werk im 2. Jhd. n. Chr. mit Benutzung älterer Werke verfaßte.

Unsere Darstellung des antiken Athen folgt den Ausgrabungen: sie galten der Akropolis, der Unterstadt und dem Hafenviertel. Diese drei Bezirke bieten so mancherlei Denkwürdigkeiten, daß wir von vornherein grade hier unsre Winke nur als Wegweisungen bezeichnen müssen. Ganz anders als Rom, das die Ruinen in jahrhundertelanger Geschichte in sein Stadtbild verwob, hat Neu-Athen in seiner kurzgespannten Entwicklung sich von dem Alt-Athen vornehm zurückgezogen und die Ruinenstätten für die Erforschung freigelassen. Neuerdings gedenkt eine amerikanische Gesellschaft den der Akropolis zunächst liegenden Teil der Altstadt abzutragen und systematisch das Athen des Demosthenes freizulegen. Wenn doch Pallas Athene dem Plane gewogen wäre!

§ 122. Die Akropolis, die Stadtburg des alten Athen¹.

Neben dem römischen Forum blieb die Akropolis von Athen ein allen Kulturvölkern teures Denkmal der Antike. Als jedoch die Wissenschaft des Spätens die anderen Stätten der Vorzeit aufdeckte, trat auch die alte Fürstin mit ihrer Herrlichkeit in den Vordergrund und gewann im Zusammenhang mit den Ausgrabungsstätten des Orients neue Bedeutung. Ihr alter Name Kekropia, von Kekrops, weist in sagenhafte Vorzeit. Nach Thukydides II 15 lag die älteste Ansiedlung auf der Bergeshöhe und ihrem südwestlichen Abhang. Theseus machte etwa um die Jahrtausendwende durch den Synoikismos die Stadt zum Vororte der Landschaft Attika. Dadurch, daß sie fortan der Sitz der Verwal-

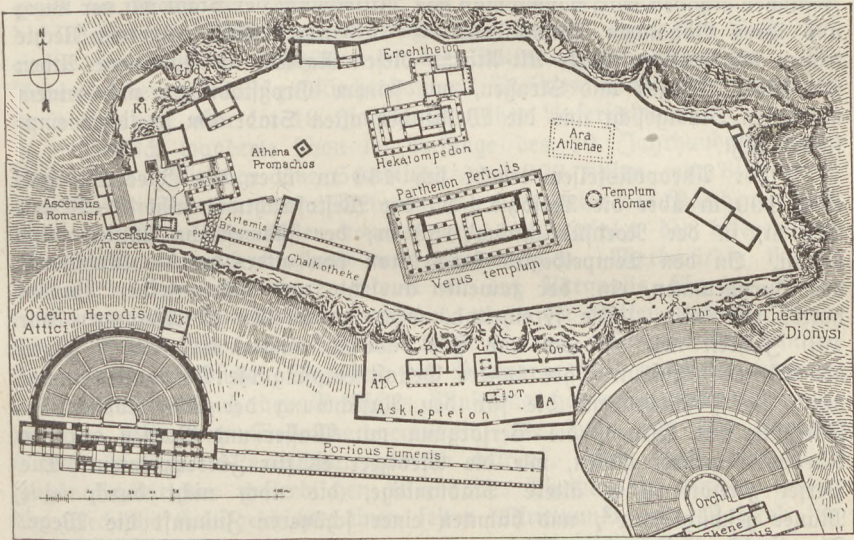


Abb. 38. Plan der Akropolis von Athen.

lung war, entwickelte sich in ihr städtisches Leben und wurde der Grund zu ihrer Entwicklung vor den übrigen Siedlungen der Landschaft gelegt. Um den Burgberg, sich dem Gelände ganz und gar anpassend, lief die pelargische Mauer. Später hat die Sprache das Wort Pelargikon mit dem Urvolk der Pelasger in Zusammenhang gebracht. Ein Gaufürst also war Herr der Burg, die, 35 000 qm groß, den Burgen von Tiryns, Mykenä und Troja gleichartig war. Wie dort, so führte ein leicht zu verteidigender Burgweg mit schwerem Anstieg zu der Burghöhe, dem Sitze des Herrschers. Die Trümmer der alten Ringmauer lassen diesen Schluß zu. Der Fahrweg im Westen war durch neun Tore an den Wegkrümmungen geschützt, daher der Name: *ἐννεάπυλον Πελαργικόν*. Reste der alten Königsburg der mykenischen Zeit sind an der Nordmauer in der

¹ Luckenbach 85, 86, 87, 90, 93. Vgl. auch M. Schede, Die Burg von Athen. Berlin 1922.

Begend des Erechtheions gefunden. Nach dem Sturz des Königshauses wurde der obere Bezirk religiösen Zwecken geweiht. Athene wurde Herrin der Burg, wenn auch noch Peisistratos im 6. Jhd. eine Zeitlang sich auf der Burg festsetzte. Fortan war die Akropolis das Heiligtum Athens und der von ihm getragenen Kultur.

Schuchhardts Hypothese, die Akropolis sei eine Fluchtburg für die Talbewohner gewesen, allmählich sei es zur thebesischen Gründung der Stadt und zur Bewohnung der Akropolis gekommen, lautet sehr glaubwürdig, falls das Wort *πόλις* wirklich mit pagus = Bergfeste sich deckt¹. Sie würde in die Urzeit Athens eine kleine Seite einfügen, unsere Vorstellung von dem Werdegang der Stadt aber nicht abändern.

Nachdem die Akropolis aus dem Nuzbereich in die Sphäre des Festlichen erhoben war, nannte man den Mittelpunkt der Stadt mit der Burg und ihren Abhängen Ehrenathen: *Κυδαθηναίων*. Mit größerem Rechte tragen die heutigen Reste Alt-Athens diesen Namen, wo das neue Athen mit seinen Plätzen und Straßen, mit seinem Großstadtlärm und seinem modernen Stadtgesicht uns die Weihe der alten Stadt um so tiefer empfinden läßt.

Der Akropolisfelsen erhebt sich 156 m über den Meerespiegel, etwa 100 m über die Talsohle. In der Westostriichtung mißt der Bezirk 270 m, in der Nordüdrichtung 156 m; der südwestliche Anstieg mißt 60 m. In den Tempelbezirk bezog man von alters her die Krepshdra, den Burgbrunnen, ein, der zuweilen aussetzte und daher seinen Namen hatte: *κλειψύδρα*. Die Freiheitskämpfer haben den Quellbrunnen vor 100 Jahren neu entdeckt und sich dadurch länger im Kampf gegen die Türken gehalten. Ihre äußere Gestalt empfing die Akropolis einmal durch die Peisistratiden, die für den Aufschwung der Stadt durch Erschließung von Wegen, die Versorgung mit Wasser und Bauten auf der Akropolis gesorgt haben, wie die Medizeer es für Florenz taten. Die Perser zerstörten die ältere Stadtanlage, die noch nicht durch eine Mauer geschützt war², und bahnten einer schöneren Zukunft die Wege. Themistokles leitete den Wiederaufbau der Stadt, gab ihr gegen den Widerstand Spartas die heute noch in ihren Grundlinien erkennbare Befestigungsmauer (Thuk. 1, 93). Kimon erweiterte die Burg im Süden und gab ihr im Westen ein machtvolles Tor. Pheidias schuf für diese Periode seine Athene Promachos als Symbol athenischer Städtemacht (Luck. 90). Die langen Mauern zwischen Athen und dem Piräus verdanken Kimons Weitblick Entstehung und erste Ausführung. 461 mußte er die Bollendung andern überlassen, da er durch den Ostrakismos verbannt wurde. Perikles' Zeitalter vollendete in unnachahmlicher Pracht und Schönheit den Thron der Göttin: Parthenon, Niketempel, Propyläen, der Anfang des Erechtheion und eine Fülle von Weihebildern waren sein Werk. Die Akropolis wurde durch ihn mit Hilfe des Pheidias zum Festplatz ausgestaltet.

¹ C. Schuchhardt, Neue Jahrbücher 1908, 305 ff., vgl. aber gegen Schuchhardt v. Gerkan, Griech. Städteanlagen 3f.

² Vgl. v. Gerkan 23 ff.

Auch in späterer Zeit geschah viel für den Schmuck der Burg: unter dem Redner Lykurgos (338 – 327), dem Zeitgenossen des Demosthenes, unter dem Könige Attalos I von Pergamon (241 – 197), unter Hadrian (117 – 138). Lykurgos schuf die Skeuothek als Schiffsarsenal, das Stadion Panathenaikon und das Gynnasium im Lykeion. Die Attaliden versorgten die Künstler Athens mit glänzenden Aufträgen. Hadrian schuf im Südosten der Akropolis ein neues Stadtviertel in römischen Ausmaßen, von dem heute noch Tore und Tempelsäulen zeugen.

Das vierte Jahrhundert n. Chr. sah leere Tempel oder wandelte sie zu christlichem Zwecke um. Die Türken bauten an die durch ein Jahrtausend hindurch entstellten Tempelkirchen ihre Minarets, so daß Athen an eine arabische Stadt erinnerte. Die Akropolis wurde zur Festung gegen die Macht der Venetianer. 1687 wurde der Parthenon, in dem die Türken ein Pulvermagazin eingerichtet hatten, durch den Vortreffer eines venetianischen Geschüzes in der Mitte auseinandergerissen. Die Trümmer benutzte man zu Kirchenbauten. Perikles' Stadt schien vergessen zu sein, feierte aber im 19. Jahrhundert ihre Auferstehung.

Freilich wanderte schon im Anfange des 19. Jahrhunderts unter Lord Elgins Fürsorge eine Sammlung von 200 Kisten mit Bildwerken von den Giebelfeldern, den Metopen und dem Fries des Parthenon nach London. 80 weitere Kisten konnten erst 1812 infolge der kriegerischen Verwickelungen nach England verfrachtet werden. Merkwürdig ist es, daß Lord Elgins scheinbarer Frevel an der Akropolis für die Kunstwerke geradezu eine Rettung bedeuten, wenn der Retter auch für seinen Schatz 35000 Pfund Sterling als Lohn erntete¹. Die Freiheitskämpfe hätten der unsterblichen Schönheit der Bildwerke übel mitspielen können; im friedlichen Schutze des Britischen Museums haben sie seit 1816 unzähligen Besuchern Eindrücke vermittelt, die sonst nur den wenigen Griechenlandfahrern erreichbar gewesen wären². Erst durch die leichte Zugänglichkeit der unsterblichen Werke des Pheidias in London erhielt die griechische Kunstgeschichte einen festen Mittelpunkt und Maßstab für die kunstgeschichtliche Betrachtung.

In früherer Zeit haben sich die Deutschen Kofz und Strack, sowie der Oesterreicher Heberdey um die Erforschung und Ergänzung der Ruinen sehr bemüht. Am wichtigsten für unsere Kenntnis der Geschichte der Akropolis ist die Ausgrabung geworden, die die griechische Archäologische Gesellschaft unter der Leitung von Kabbadias, durch Dörpfelds Rat stets gefördert, in den Jahren 1885 – 1891 veranstaltete. Sie setzte sich zum Ziel, überall entweder bis auf den gewachsenen Boden oder bis zu den antiken Fundamenten und Bauresten vorzudringen. Reste der alten Burgmauer, die Fundamente des Hekatompedon, Giebelfiguren in Poros und Marmor und die berühmten Mädchenfiguren, zahlreiche Vasenscherben, die im Perserschutt gefunden wurden, waren das Ergebnis dieser für die griechische

¹ Wie man das Vorgehen des englischen Gesandten beurteilte, zeigt der Satz: quod non fecerunt Gothi, fecerunt Scoti. Vgl. über die Angelegenheit A. Michaelis, Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen. 2. Aufl. Leipzig 1908, S. 37 ff.

² Goethe und der Parthenonfries s. Michaelis. a. a. O. 72.

Kunstgeschichte so wichtigen Ausgrabung. In neuerer Zeit wird die Erforschung des Burggeländes, der Schutz und die Erhaltung, teilweise auch die vielumstrittene Erneuerung der Bauwerke auf der Burg eifrig fortgesetzt.

Auf der Nordseite der Burg, östlich vom Erechtheion, zeigt man Reste des ältesten Königspalastes und der ältesten Stadtmauer, des sog. Pelargikon. Mykenische Tonwaren im Museum, das hinter dem Parthenon steht, weisen auf die in jenem Palaste im 2. Jahrtausend herrschende Kultur hin.

Südlich vom Erechtheion liegen die Fundamente des alten Hekatompedon aus dem 6. Jahrh.: um 560 ist es wohl mit Einführung der Panathenäen als Doppelantentempel aus Porosstein, einem in Attika anstehenden gelblichen Kalkstein, der sich leicht bearbeiten läßt, erbaut. Dieser Tempel wurde unter den Peisistratiden um 520 umgebaut. Er erhielt eine Ringhalle und ein neues Dach. Das östliche Giebelfeld wurde modernen Anforderungen entsprechend mit einer Giebelgruppe aus Marmor geschmückt. Die Perser zerstörten ihn; Säulentrommeln und andre Trümmer dieses Tempels sind in die eiligst erbaute Stadtmauer eingebaut, Bildsäulen dieser Periode versanken in Schutt und wurden erst bei der großen Ausgrabung ans Licht gezogen. Das Hekatompedon war gleichzeitig der Ort, wo die Staatskasse und der Tribut der Seebundgenossen im Opisthodom geborgen war. Die Zeit wird uns den Untergrund der Akropolis noch weiter erschließen und das vorpersische Burgbild klären.

Das Bild der nach Xerxes' Abzug neuerstandenen Akropolis liegt heute in geläuterter Form vor den Augen des Beschauers. Wir kehren zum Burgeingang, zu den Propyläen¹ zurück, die nach den Plänen des Mnesikles in der Zeit von 437—433 erbaut wurden. Nach Thukydides (II 13) betrugen die Baukosten des aus pentelischem Marmor errichteten monumentalen Torbaues 2012 Talente = 9,5 Millionen RM. Im Prachtthor der Akropolis lebt das alte Schloßthor der homerischen Burgen mit starker künstlerischer Wirkung auf. Das Einlaßthor in der starken und breiten Mittelwand führt nach der inneren wie nach der äußeren Seite in eine Säulenhalle. In der Front dieser doppelten Vorhalle standen rechts und links vom Torweg je drei dorische, in der Vorhalle längs des Torwegs je drei ionische Säulen. Die Decke der Vorhalle zeigte reiche Bemalung und Vergoldung. Zur Mittelwand, durch die der 4 m breite ansteigende Fahrweg führte, konnte man auf fünfstufiger Treppe seitwärts emporsteigen und durch vier Seitenportale in die Hinterhalle gelangen. In der Höhe und Breite waren die Seitentore symmetrisch verschieden gehalten; die Außentore waren 1 $\frac{1}{2}$ m, die Binnentore 3 m breit. Ebenso unterschied sich die Hinterhalle von der Vorhalle durch ihre einschiffige Form. Zu beiden Seiten schoben die Propyläen Flügelbauten vor, deren linker mit zwei Räumen als Pinakothek diente, deren rechter, nach Süden liegender Arm kürzer geraten ist. Die volle Durchführung des Ausbaus der Propyläen verhinderte wohl der Widerstand der Priesterschaften alter Heiligtümer, die durch den

¹ Luckenbach 102—107.

Bau eingeeengt wurden, und die außenpolitische Lage, die keine großen Ausgaben gestattete.

Außerhalb des Propyläenbezirks lag vor dem Südflügel der noch unter Perikles beschlossene, aber erst während des Peloponnesischen Krieges erbaute Athene-Nike-Tempel¹, ein zierlicher Bau, der erste auf der Burg im ionischen Stil. 1687 von den Türken abgebrochen und zum Festungsbau verwandt, erlebte das Tempelchen nach der Befreiung Griechenlands eine Auferstehung, indem man die Bruchstücke wieder zusammenstellte und so dem Genius der Burg in symbolischer Weise den Dank bezeugte für erneute Rettung (1835). Allerdings ist Dach und Giebel nicht ersetzt. Die Frieße bildete man in Ton nach den Londoner Vorbildern und fügte sie wieder an ihre Stelle, andere guterhaltene Reliefbilder von Siegesgöttinnen zieren wieder ihren alten Platz an der Balustrade. Die Cella öffnet sich ostwärts mit einer Tür und zwei Fenstern und mißt im Innern 4 m im Quadrat.

Innerhalb der Propyläen erhob sich einst das bronzene, 7 m hohe Standbild der Athene Promachos, die große eiserne Athene, das Pheidias vielleicht schon auf Kimons Beheiß aus dem den Athenern zuerkannten Ehrenpreise aus der Beute von Marathon errichtete. Pausanias (so I 28, 2) erzählt, Helm und Lanzenspitze hätten den Schiffern die Nähe der Stadt gemeldet, wenn sie, von Sunion hereinfahrend, hafenswärts steuerten². Die Basis des Standbildes ist entdeckt und somit der alte Standort gesichert.

Vom Athene-Standbild heben wir den Blick empor zum schönsten Bau der griechischen Kunst, zum Parthenon, dessen argbeschädigte Mauern und Säulen noch ziemlich gut den Eindruck einstiger Schönheit und Größe vermitteln. 447 – 432 unter Perikles aus pentelischem Marmor nach den Plänen des Architekten Iktinos von dem Baumeister Kallikrates erbaut, dehnt er sich 31 m in die Breite und 69,5 m in die Länge. Von Osten her trat man durch das 10 m hohe und 4,5 m breite Tor in den östlichen Hekatompedon, einen 100 attische Fuß langen Raum, in dessen Hintergrund, dem Adyton, sich das aus Goldelfenbein hergestellte 12 m hohe Kultbild der Burggöttin erhob. Von Westen her gelangte man in den eigentlichen Parthenon, das „Jungfrauengemach“, das den Tempelschatz der Göttin und die Kultgeräte (Schalen, Becher, Gießkannen, Rauchfässer, Schaffe und Körbe) enthielt. Beide Räume umgab ein dorischer Säulenkranz von je 8 und 17 Säulen, die auf dreistufigem Stylobat sich erhoben. Das Dach war mit Marmorziegeln gedeckt und hatte Sattelform. Hekatompedon und Parthenon lagen zwei Stufen höher als der Flur des Säulenumgangs. Ein sechssäuliger Vorraum, Pronaos und Opisthodomos, trennte die Außenwelt vom Heiligtum. Das Innere des Hekatompedon war dreischiffig, je neun dorische Säulen in zwei Reihen übereinander gliederten den Raum in Mittelschiff und Seitenschiffe und gaben ihm die keusche, strenge Form des Atheneheiligtums. Der Parthenon war ebenso dreischiffig, aber nicht so feierlich gegliedert.

Die plastische Ausschmückung übertrug Perikles dem Pheidias.

¹ Luckenbach 55–56, 6.

² Luckenbach 90.

Im Ostgiebel schuf der Meister Athenas Geburt, im Westgiebel Poseidons Streit mit Athene um das attische Land. Über dem Epistyl des äußeren Säulenumgangs sah man zwischen farbigen Triglyphen die Metopen mit Kampfszenen aus vier Gebieten: Troja und Kentauern auf Nord- und Südseite in je 32 Bildern, Giganten und Amazonen auf Ost- und Westseite in je 14 Bildern. Um die Außenseite der Cella lief jener berühmte Fries mit dem Panathenäenzug, dessen Schönheit zum großen Teil jetzt in London jedem zugänglich ist. Einige Reste befinden sich im Akropolismuseum, die westliche Seite des Frieses mit dem Reiterzug sieht man an der Cellawand.

Nördlich vom Parthenon stehen die Ruinen des Erechtheion¹, das 407 vollendet wurde. Hier hat das Anaktenhaus der alten Könige gestanden; Erechtheus soll der Erbauer des ersten Tempels gewesen sein, den er der Stadtgöttin Athene und Poseidon weihte. Im Ostteil des Tempels stand das Kultbild der Athena Polias. Für die Schmückung des Holzbildes opferte man an den Panathenäen den Peplos. Durch eine sechsäulige, jonische Vorhalle trat man in dies Heiligtum ein und befand sich in einem durch eine Rückwand abgeschlossenen Raume, der bedeutend höher lag als „das Haus des Erechtheus“, das nur von der Nordseite einen Zugang hatte, wo eine Säulenhalle mit vier Front- und zwei Ecksäulen vorgebaut war. In dieser Vorhalle zeigte man das Dreizackmal des Poseidon. Eine breite vielbewunderte Tür gab Einlaß in den zweiten Vorraum zum Poseidonheiligtum, das durch die fünf Gitter zwischen den Vorraumssäulen Licht und Luft erhielt. Merkwürdig ist es, daß unter dem Pronaos oder Vorsaal sich ein Salzwasserbehälter befand. In der Mitte der eigentlichen Cella war die brunnenförmige Öffnung des Felsloches, in dem die Burgschlange hauste. Aus der Nordhalle führte eine zweite Tür nach Westen in das Pandroseion, wo man den Ölbaum der Athene zeigte als Erinnerung an Poseidons Kampf mit Athene. Ölbaum und Salzflut blieben immer Athens beste Lebensspender. Aus dem Vorraum steigt man nach Süden über eine Treppe zum dritten Anbau des Erechtheion empor, zur sog. Koren- oder Mädchenhalle. Sechs Jungfrauen versehen in dieser Halle den Trägerdienst der Säule, ein Motiv, das die Darstellungskraft eines Künstlers auf höchste reizen mußte. Ob der Name „Karyatiden“² nach Vitruv (I 1, 5) oder der Name „Koren“³ am Platze sei, wagen wir nicht zu entscheiden. Eine der Koren nahm Lord Elgin mit nach England, eine Nachbildung aus Terrakotta dient als Ergänzung des Sektetts. Bewunderung verdient die Leistung des Baumeisters, der es verstanden hat, die uralten Heiligtümer, deren Erhaltung an der alten Kultstätte das religiöse Empfinden des attischen Volkes verlangte, in einem einheitlichen Bau zu erhalten, der das geläuterte Kunst-

¹ Luckenbach 108—115. Vgl. S. Rodenwaldt, Die Form des Erechtheion. Neue Jahrb. 1920, I S. 1 ff.

² Sklavinnen aus Karyä im Peloponnes, das in den Perserkriegen zu den Feinden überging.

³ Athenische Mädchen, die bei der Atheneprozession Opfergeräte oder Weihgeschenke auf dem Haupte trugen.

verständnis der neuen Zeit befriedigte. Erschwert wurde die Lösung der Aufgabe durch das ungleiche Gelände.

Südlich von den Propyläen lagen im heiligen Bezirk der Artemis Brauronia nach Süd und Ost hin offene Hallen, die an die Zeit der politischen Eingemeindung der kleinen Nachbarorte erinnern. Brauron war eine der zwölf Urstädte des Landes und mußte sich Theseus' Einheitsplänen unterwerfen.

Das Gesamtbild der Burg aber bestimmten nicht nur diese großen Heiligtümer und Denkmäler, sondern die unübersehbare Fülle der Denkmäler aus Stein und Erz, welche der fromme Eifer der Athener zu allen Zeiten geweiht hatte. Sie schmückten die Hallen der Heiligtümer, sie erfüllten das Gelände zwischen den Gebäuden. Einige von den Statuen haben uns die Ausgrabungen wiedergeschenkt, von vielen haben sich nur die Sockel gefunden. In späterer Zeit waren es fremde Dynasten, die sich den Schmuck des Burgberges angelegen sein ließen.

Die für die Herrlichkeit der klassischen Zeit begeisterten Attaliden in Pergamon haben dem langsam alternden und erstarrenden Athen noch einiges Blut zugeführt, so daß von der Akropolis eine Reihe von Bildgruppen auf die Athener, die am Südfuß im Theater weilten, herabschaute. Die Römer erbauten ihrer Roma hinter dem Parthenon einen Rundtempel, den der athenische Geschmack sich gefallen ließ. Agrippa erhielt vor dem linken Propyläenflügel außerhalb der Propyläen ein Denkmal, dessen Sockel wiedergefunden ist, Inschrift und Marmorstufen deuten den Fund als Teile des Agrippadenkmals.

§ 123. Die Unterstadt.

Die Akropolis und der Areopag bilden ungefähr den Mittelpunkt der Unterstadt, die ihren Mauerring von Themistokles erhielt. Elf Haupttore förderten den Verkehr mit fern und nah. Im Norden lag das Acharnische Tor, im Nordwesten das Dipylon, so genannt, weil zwei Torflügel nebeneinander lagen, die je 3 m Breite hatten. Rechts vom Eintretenden lag ein Wach- und Schutzturm; vom Dipylon führte das Netz der Hauptstraßen in die alte Stadt, darunter der Dromos als Hauptverkehrsader. Nach dem Stadttinnern war das Dipylon durch ein zweites Doppeltor verstärkt, das mit dem Außentor durch starke Seitenmauern verbunden war und so einen Binnenhof bildete¹. Südwestlich neben dem Dipylon lag das Heilige Tor, neben dem der Eridanos zur Stadt hinausfloß. Durch dieses Tor führte der Weg nach Eleusis. Auf den vor diesen Toren liegenden Friedhöfen stehen jene einfachen Grabdenkmäler, die in ihrer Natürlichkeit und edlen Einfachheit einen tiefen Eindruck auf uns machen². Die Nähe des Kerameikos erklärt es, weshalb man hier eine Menge alter Gefäße geometrischen Stils, die sog. Dipylonvasen, gefunden. Ostwärts führte das Diomeische Tor am Gymnasion

¹ Liv. XXXI 24 zeigt, wie Philipp V. im Jahre 200 im Torhof arg mitgenommen wurde.

² Vgl. A. Brückner, Der Friedhof am Eridanos zu Athen. Neue Jahrb. 1910, 1 S. 26 ff.

Rynofarges vorüber nach Marathon, das 32 km von Athen entfernt liegt.

An den Südabhang des Akropolisfelsens lehnten sich drei große Bauten: östlich das Dionysostheater, in der Mitte das Asklepieion; westlich das Odeion des Herodes Attikus mit der Eumeneshalle. Seit 1886 hob sich das Dionysostheater wieder aus dem Schutt, jedoch ist dieses in allen seinen Teilen aus Stein erbaute Theater, in dem um den reliefgeschmückten Lehnstuhl des Dionysospriesters eine stattliche Reihe von Ehrenstühlen für die Priester und die höchsten Beamten des Staates noch jetzt stehen, nicht das Theater, in dem Sophokles und Euripides ihre Dramen aufführten. Es ist erst im 4. Jahrhundert (zwischen 350 und 325) unter der Verwaltung des um Athens Bauten hochverdienten Staatsmannes Lykurgos erbaut worden. Von der Höhe des Zuschauerraums schaute das Auge bis in die Ferne von Salamis. Die aufgedeckten Fundamente der älteren Dionysostempel lassen uns deutlich den Ursprung der Tragödie nachempfinden. Der Kult des Gottes stammte aus dem Dorf Eleutherä in der Nähe Böotiens, daher der Name Eleuthereus. Das alte Kultbild aus Holz ersetzte Akamenes durch ein goldelfenbeinernes Tempelbild. Das Asklepieion auf halber Burghöhe schloß einen Salzquell ein, der mit Abflußkanal und Wandelhallen für „Kurgäste“ verbunden war. Priesterhäuser, Tempel und Altar weisen auf den heilenden Gott hin. Die etwas tiefer liegende Eumeneshalle diente als Zier- und zugleich Wandelhalle für die Besucher des „kleineren Theaters“, des herodischen Odeion. Es ist von Herodes Attikus 160—170 erbaut und faßte 5500 Zuschauer, es war überdacht und den Bedürfnissen römischer Spätzeit angepaßt. Schon im Altertum hat ein Brand es zerstört, aber nicht vernichtet. Südwestwärts zur Akropolis liegt der Philopapposhügel, auf dessen Gipfel heute noch ein Denkmal an diesen Sohn des Epiphanes, des letzten Enkels des Antiochus IV. von Kommagene, erinnert. Er hat sich als Bürger von Athen um die Stadt verdient gemacht. Die Sage verlegt auch das Grab des alten Musaios hierher, nicht weit davon zeigt man Sokrates' Gefängnis. Nordwestlich zum Musaios Hügel, der etwa 150 m hoch ist, liegt die 110 m hohe Pnyx, Athens älteste Stätte der Volksversammlung und Opfermahle. Von hier siedelte um 400 v. Chr. die Volksversammlung zum bequemeren Dionysostheater über. Nordöstlich zur Pnyx hebt sich der 116 m hohe Areopag über die Stadt empor, ewig denkwürdig durch den Spruch der Eumeniden wie die Predigt des Paulus¹.

Nördlich zur Akropolis, wo heute sich das moderne Athen mit geraden Straßen ausdehnt, lag der innere Kerameikos oder die Töpferstadt, wo schon die Peisistratiden eine Agora anlegten. Westwärts schließt der Theseion Hügel mit dem heute noch fast ganz erhaltenen sog. Theseustempel diesen Bezirk ab. Der Festmarkt lag mehr nördlich, der Kaufmarkt, dessen *πόλιος* die *οκνηαί* oder *κλίβαι* der Händler in abgegrenzte Warenmärkte zusammenschloß, lehnte sich westlich, nördlich und östlich an den Fuß der Akropolis. Freilich fehlt uns zur topographischen Fest-

¹ Areopag deutet man als Ares-Hügel oder Hügel der *Ἀραι*, der Fluchenden und Versöhnenden.

legung jene klare Anschauung, die uns Pompejis Marktplatz und Kaufhallen, Roms Forum bieten. Nur die Stoa des Attalos, die dem Theseion östlich gegenüber lag, eine Kauf- und Ehrenhalle mit dreistufigem Unterbau aus der Mitte des zweiten Jahrh. v. Chr., zeigt uns klare Spuren. Die heutigen sog. Kaufgalerien, überdeckte Straßenzüge mit Läden, geben uns eine Vorstellung davon, wie ungefähr die Attaloshalle aussah. Zwanzig Geschäftsräumen gab die Halle Unterkunft; sie besaß ein Obergeschoß. Wir müssen an Pergamons zweckvolle Kunstbauten denken, um diesen Teil der athenischen Agora zu deuten. Daneben muß die Stoa Poikile, Athens Ruhmeshalle, mit Polygnots Dar-

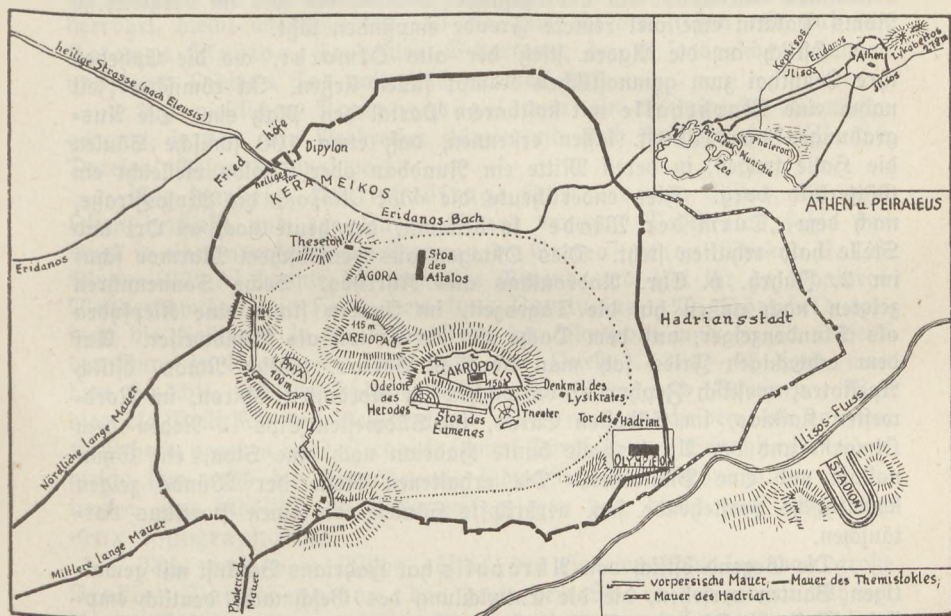


Abb. 39. Plan von Athen.

stellungen des Amazonenkampfes und der Schlacht bei Marathon, sowie der Altar der zwölf Götter gestanden haben. Auf der andern Seite der Agora reihete sich das Metroon, der Tempel der Göttermutter mit dem Staatsarchiv, das Buleuterion, das Rathaus der 500 Buleuten und der Rundbau der Pnyx, das Speisehaus der Prytanes, als westliches Gegenstück zu den beiden Hallen der Ostseite. Nordöstlich zur Pnyx der Prytanes stand die Gruppe des Harmodios und Aristogeiton aus der Werkstatt des Antenor. 480 wanderte sie als Beute nach Persien, von wo sie 300 heimkehrte und neben die Erzählgruppe des Kritios und Nesiotes (477/6) aufgestellt wurde¹. Pausanias hat in

¹ Die erhaltenen Marmorkopien der Tyrannenmördergruppe im Neapler Museum (Ludenbach 149) gehen nach neuerer Anschauung auf die jüngere Gruppe zurück. Vgl. J. Koepf, Archäologie. Slg. Börsen. IV². 79 ff.

der Periegeſe von Athen, das er vom Dipylon her betrat, die Agora beſchrieben. „Paulus wurde innerlich von Zorn gepackt, als er die Stadt voller Götzenbilder ſah“¹. Der gut erhaltene ſog. Tempel des Theſeus über-
ragte von ſeiner Anhöhe den Marktplatz. Über dem doriſchen Säulen-
umgang ſieht man Metopen mit den Thaten des Herakles und Theſeus,
der Frieſ zeigt Theſeus' Kämpfe, teils Kentauren. Ob dieſer Tempel als
Heiligtum des Hephaiſtos und der Athene anzuprechen iſt, läßt der Skulp-
turenſchmuck und die Topographie nicht entſcheiden. Wenn es das Theſeion
iſt, dann hätte Kimon hier Theſeus' Bebeinen die letzte Ruheſtätte bereitet².
Vom Theſeushügel ſchweift der Blick zum Areopagoſhügel und der ſonnen-
beſtrahlten Akropolis: ein unbergeßlicher Anblick, der uns im Vergleich zu
Roms Palatin eine viel reinere Freude empfinden läßt.

Öſtlich an die Agora ſtieß der alte Ölmarkt, wo die Epheben
ihre Lekythoi zum gymnäſtiſchen Kampf füllen ließen. In römischer Zeit
nahm eine Markthalle mit koſtbarem Portal den Platz ein. Die Aus-
grabungen von 1890 ff. laſſen erkennen, daß etwa 100 joniſche Säulen
die Halle trugen, in deren Mitte ein Rundbau oder Tholos vielleicht ein
Götterbild borg. Hier endet heute die *ὁδὸς Αἰόλου*, die Nioloſſtraße,
nach dem „Turm der Winde“ ſo benannt, der heute noch an Ort und
Stelle halb erhalten ſteht. Dies Oktagon aus penteliſchem Marmor ſchuf
im 2. Jahrh. v. Chr. Andronikos aus Kyrrhos. Sechs Sonnenuhren
zeigten nach außen hin die Tageszeit, im Innern ſtand eine Kleftydra
als Stundenzeiger, auf dem Dache ritt ein Triton als Windweiſer. Auf
dem achteckigen Frieſ ſah man nördlich Boreas, ſüdlich Notos, öſtlich
Apeliotes, weſtlich Zephyros; dazwiſchen im Nordoſten Skiron, im Nord-
weſten Kaikias, im Südöſten Euros, im Südweſten Eips³. Neben dem
Ölmarkt und der Altaloſſhalle baute Hadrian noch eine Stoa, ein Gym-
naſium und eine Bibliothek. Die erhaltenen Reſte der Wände zeigen
korinthiſche vorſtehende ſog. verkröpfte Säulen, die einen Portikus vor-
täuſchen.

Die Gegend öſtlich von Akropolis hat Hadrians Bauluſt mit gewal-
tigen Bauten verſehen, die die Entwicklung des Geſchmacks deutlich emp-
finden laſſen. Die vom Norden her auf die Akropolis mündende Drei-
fußſtraße zeigt hier das Lyſikratesdenkmal⁴. Lyſikrates hatte 334 v. Chr.
den lyriſchen Chor ausgerüſtet, einen Dreifuß als Siegespreis erhalten
und ihn auf hohem Rundbau mit viereckigem Unterbau aufgeſtellt.
Korinthiſche Säulen mit feiſtem Ornament, eine Blumenkrone mit Epheben
und darauf der Dreifuß ſtellen das atheniſche Geſühl des vierten Jahrh.
dar. Das nicht weit davon liegende Hadrianstor, ein zweistöckiger
Torbogen, trägt auf der nach der Altstadt gerichteten Seite die Inſchrift:
„Das iſt Athen, die ehemalige Stadt des Theſeus“, auf der Rückſeite:
„Das iſt des Hadrian und nicht des Theſeus Stadt“. Die Neuſtadt mutet

¹ Apoſtelgeſch. 17, 16.

² Jetzt führt Straße und Eiſenbahn nach dem Piräus dort vorbei. Der Tempel ſelbſt iſt in eine Kirche zu Ehren des hl. Georgios umgewandelt.

³ Nachgeahmt von Wilh. von Humboldt an den Seitenflügeln von Schloß Tegel.

⁴ Luckenbach 46.

römisch an mit ihren Bäderanlagen und Mosaikfußböden, die aufgedeckt sind. Hadrian vollendete den Bau des schon unter Perikles begonnenen Olympieion, von dem fünfzehn Säulen aus pentelischem Marmor noch das Landschaftsbild beleben, eine am Boden liegende die Vergänglichkeit alles Schönen verkündet.

Außerhalb der Stadtmauern lag im Nordwesten der große Kerameikos mit den Töpfereien, wo auch die Friedhöfe Athens sich erstreckten. Seit 1870 fand man hier viele Grabsteine. Hellenen und Philhellenen, unter ihnen K. D. Müller († 1840) und Lenormant († 1859), ruhen dort. Nördlich davon lag die Akademie mit dem Gymnasion, Platons Lehrstätte. Ob ihr Name vom Besitzer oder vom Heros Akademos herrührt, bleibt unentschieden. Weiter zum Norden stoßen wir auf den Kolonos Hippios, Sophokles' Geburtsort, den er so dankbar besungen und durch Oidipus Tod unsterblich gemacht hat.

Am westlichen Nymphenhügel war ein Steinbruch, Barathron genannt, in den man Verbrecher stürzte und auch nach Herodot VII 133 Dareios' Gesandte hinabwarf.

Die schwierige Kallirhoëfrage führt uns zum Ilissos, der vom Osten herfließt und den Süden Athens kreuzt. Peisistratos faste den Quell in einen neunstrahligen Brunnen, die Enneakrunos (Thukyd. II, 15). Platon (229 A) kannte die anmutige Gegend und gibt ihr im Phaidros Weltberühmtheit wie Horaz dem Fons Bandusiae. W. Dörpfeld versucht die Kallirhoë in die Südwestecke der Akropolis und an die Ostseite der Pnyx zu legen. Er fand dort eine Quelle, 1892–95 fand man dort Schächte, Stollen, schön gearbeitete Tonröhren und Brunnen. War dies die Kallirhoë des Peisistratos? Wer mag entscheiden, ob es zwei Kallirhoëen gegeben hat? Judeich stimmt Dörpfeld zu¹, Schuchhardt widerspricht ihm. Ob die Enneakrunos südwestlich der Akropolis im Stadtinnern oder südöstlich im Ilissoslauf gelegen hat, bleibt noch lange eine crux topographorum.

Nicht weit vom Ilissos, östlich der Hadriansstadt lag das große Stadion Panathenaiakon, das heute dem Sport der jungen Athener dient. Hadrian konnte 1000 Tiere dort jagen lassen. Der Redner Lykurgos, der zur Zeit Alexanders d. Gr. lebte, und Herodes Attikus (150 n. Chr.) waren die Bauherren des Stadions; pentelischer Marmor bekleidete die Sitzplätze und Wände. Am Südfuß des Lykabettos ostwärts lag das Lykeion, wo Aristoteles lehrte. Nördlich zum Lykeion lag das Gymnasion Kynosarges, das ein Heiligtum des Herakles enthielt. Antisthenes, das Haupt der Kyniker, lehrte hier. Seine Schule erhielt von dieser Stätte ihren Namen, den Antisthenes Schüler Diogenes durch „hündisches“ Benehmen absichtlich bestätigte.

§ 124. Das Hafengelände.

Die südwestliche Bucht der Rede von Phaleron diente, weil nur 4 km von der Stadt entfernt, in ältester Zeit als Hafen. Themistokles bewog die

¹ Judeich, Topographie 1905, 184 ff.

Athener, statt des unsicheren Ankergrundes die von der Natur geschaffene Bucht des Piräus zum Hafen zu gestalten, mochte sie auch 7 km vom Stadtzentrum liegen. Die westliche Bucht Kantharos hatte Platz für Kriegs- und Handelszwecke, die östlichen Falten Zea und Munichia dienten nur als Kriegshafen. Ketten schlossen die Eingänge ab, Mauern schützten die Landseite. So schuf Themistokles mit genialem Blick ein Industrieviertel als Stadt für sich, Tempel und Theater, Magazine und Ergasterien, Schiffsarsenale und Werften brachten ein Leben ins Land, wie sich das mit der Hochblüte der Seemacht von selbst ergab. So blieb es, bis Korinth als Handelsplatz die Stadt der Athene ablöste. Die Anlage der Stadt, die von den Athenern, im Vergleich zu ihrer geschichtlich gewordenen Stadt, wegen der regelmäßigen, wohlgeordneten Anlage als besonders schön empfunden wurde, wird auf den berühmten jonischen Städtebaumeister Hippodamos von Milet zurückgeführt. Dieser hat die in Jonien schon längst übliche Anlage der Stadt mit gradlinigen, parallelen und sich im rechten Winkel schneidenden Straßen in ein System gebracht und im Mutterlande bei der Anlage der Hafenstadt durchgeführt. Die langen Mauern (*τὰ μακρὰ τεῖχη* oder *οκέλη*) schützten die Lebensader der Hauptstadt in schlimmer Zeit. Die Niederlage im Peloponnesischen Kriege (404) zog die Zerstörung der Mauern nach sich, nach zehn Jahren baute Konon sie wieder auf, unter Antigonos (256/5) fielen sie endgültig zum Zeichen, daß Athens Rolle als politische Macht ausgespielt war. Am südwestlichen Eck der piräischen Halbinsel, so lautet eine Legende, fand der verbannte Themistokles nach seinem Tode sein kühles Grab. Thukydides I 138 kennt das Gerücht, nicht aber das Grab.



Abb. 40. Vergil. Römische Mosaik aus Trier. Nach Röm. Mitteilungen.

Die Dichtung der Römer¹.

§ 125. Charakter der Römer; ihre Stellung zur Literatur.

Die römische Literatur hat sich nicht wie die griechische organisch entwickelt, vielmehr wird nach einer vorliterarischen Periode durch Livius Andronikus, einen unteritalischen Griechen, die komplizierteste Literaturgattung, das Drama fast unvermittelt nach Rom gebracht. Daß die römische Dichtung den ersten starken Anstoß einem Nicht Römer verdankt, ist in dem Charakter des römischen Volkes begründet, das in seiner Anlage weniger künstlerische als praktische Züge aufweist. Diese

¹ Darstellungen der römischen Dichtung: M. Schanz, Römische Literatur, 7 Bde. in J. Müllers Handbuch VIII; B. Teuffel, Geschichte der römischen Literatur, neu bearbeitet von W. Kroll und F. Skutsch, Leipzig-Berlin 1913–1920. Nur die Zeit bis Lucilius behandelt: Fr. Leo, Gesch. der römischen Literatur, Bd. I, Berlin 1913. Von demselben Verfasser ist die Darstellung der römischen Literatur in der Kultur der Gegenwart, Berlin-Leipzig 1912; Eduard Norden, Die römische Literatur in der Einleitung in die Altertumswissenschaft von Gercke-Norden, Leipzig und Berlin 1923. Die Dichtung allein behandelte: O. Ribbeck, Gesch. der römischen Dichtung, Stuttgart I 1894, II 1900, III 1893. In der Sammlung Götschen erschien G. Joachim, Geschichte der römischen Literatur, Leipzig 1905, neuerdings ersetzt durch A. Gudeman, Geschichte der römischen Literatur, Berlin und Leipzig I, II 1923. Fördernd für das Verständnis der wichtigsten Probleme der römischen Literatur ist W. Kroll, Studien zum Verständnis der römischen Literatur, 1924. Vgl. auch die Abschnitte über Literatur in Mommsens Römischer Geschichte.

drängten es zur Betätigung vor allem auf den Gebieten des Krieges, des Rechts und der Staatskunst. So ist denn kein großer Dichter in Rom selbst geboren. Ennius und Horaz stammen aus Süditalien, Katull und Vergil aus Norditalien. Mangelte es nun zwar dem Römertum an einer produktiv gestaltenden Phantasie, so fehlte ihm doch nicht die „passive Phantasie“, die es instandsetzte, Fremdes nachzuempfinden und sich anzugleichen. Es war der ungeheure, in der griechischen Literatur vorliegende Stoff, der zu solchem Nachgestalten aufforderte. Parallel mit den kulturellen, kriegerischen und politischen Berührungen mit dem Griechentum geht die Übernahme der verschiedenen Gattungen der griechischen Literatur. So ist die Geschichte der römischen Dichtung zugleich eine Geschichte der Übernahme der griechischen Formen¹. Diese beginnt mit Livius Andronikus und endet mit der Einführung der Fabelpoesie durch Phädrus².

I. Die vorliterarische Periode.

§ 126. Der Saturnische Vers. Kultlieder.

Vor der Übernahme der griechischen literarischen Gattungen liegt eine Zeit, in der eine wirkliche Dichtung fehlt. Aber es gibt Lieder und Sprüche, die wenigstens der Form nach zur Dichtung gehören. In schriftloser Zeit ist nämlich die rhythmische und die metrische Sprache eine Stütze für das Gedächtnis. Alles nun, was über das Verhältnis zu den Göttern oder der Menschen untereinander in feierlicher Form zum Ausdruck gebracht werden soll, wird zu einem *carmen*. Für die metrische Form des *carmen* gab es ein altes uritalisches Versmaß, das spätere Dichter geringschätzig *versus Saturnius* genannt haben. Der Vers ist ein Langvers, wie der Nibelungenvers. Er besteht aus zwei Hälften, von denen in der Normalform die erste steigenden, die zweite fallenden Rhythmus hat:

Virūm mihi Camēna | insecē versūtum

Mit dem altgermanischen Vers hat der Saturnier gemeinsam, daß seine Senkungen aus mehr als einer Silbe bestehen oder ganz unterdrückt werden können.

Aus dieser ältesten Zeit ist uns das Kultlied der *fratres aruales*, der Flurbrüder, erhalten, die im Mai zu Ehren der Flurgöttin, der *Dea dia*, einen Tanz im Dreischritt, *tripudium*, mit Gesang unter Flötenbegleitung aufführten, um Segen für die Fluren zu erlangen. In ihrem Lied wenden sie sich an die Laren und Mars:

¹ Vgl. aber G. Jachmann, Die Originalität d. röm. Lit. Leipzig-Berlin 1926 u. R. Heinze, Die gegenwärtigen Aufgaben d. röm. Lit.-Gesch. Neue Jahrb. 1907, 1 S. 161 ff.

² Man unterscheidet folgende Perioden der römischen Literatur: 1. Die Vorgeschichte, bis auf Livius Andronikus, 240 v. Chr.; 2. Das archaische Zeitalter, von Livius Andronikus bis zum Auftreten Ciceros, 240–70 v. Chr.; 3. das goldene Zeitalter, vom Auftreten Ciceros bis zum Tode des Augustus, 70 v. Chr. bis 14 n. Chr.; 4. das silberne Zeitalter, vom Tode des Augustus bis zum Tode Trajans, 14–117 n. Chr.; 5. die Zeit des Verfalls, vom Tode Trajans bis zum Ende der römischen Herrschaft.

Enos Lases iuvate — neue lue rue Marmar sins incurrere in pleores — satur fu, fere Mars, limen sali, sta berber. — semunis alternei advocapit conctos. — enos Marmar iuvato. — triumphe.

„Selbt uns Laren. Laß nicht, Marmar, Sterben, Verderben stürmen auf mehrere. Sei satt, wilder Mars, spring auf die Schwelle, halt an die Geißel. Die Semonen alle sollt ihr im Wechsel herbeirufen. Hilf uns Marmar.“

Eine andere Priesterschaft, die der Salier, hielt im März und Oktober Umzüge zu Ehren des Mars und sang ebenfalls im Tanzschritt Lieder, von denen nur wenig erhalten ist. Liegt in den Kultliedern der Keim zur Ausbildung der Iyrischen Dichtung, so kann man im Totenlied (nenia, von der praefica gesungen) die Anfänge des Epos sehen.

Einer besonderen Anlage des römischen Volkes soll noch gedacht werden, weil in ihr die Möglichkeit lag, ein literarisches Erzeugnis von der Eigenart der Satire zu schaffen, der einzigen poetischen Gattung, die die Römer wenigstens in gewissem Sinne selbst hervorgebracht haben. Das derbe Bauernvolk hatte nämlich Freude an groben Späßen. Man sang übermütige Verse auf die Mitn. schen und beißende Spottlieder auf den Triumphator, die versus Fescennini, die nach der Stadt Fescennia benannt sind.

II. Die Zeit der Republik.

a) Bis zur Zeit der Bürgerkriege.

§ 127. Die Anfänge: Livius Andronikus und Nævius.

Mit der Unterwerfung Unteritaliens und der schrittweisen Eroberung des Ostens findet die eigentlich nationale Dichtung Roms ihr Ende und es beginnt jetzt der siegreiche Einzug griechischen Geistes und griechischer Literatur. Dies war nur möglich, wenn das Griechische in Rom heimisch war. Für die Tatsache, daß eine fremde Sprache von den gebildeten Schichten auf Kosten der Muttersprache bevorzugt wird, bietet die deutsche Geistesgeschichte eine schlagende Parallele zur römischen. Wie in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege in Deutschland das Französische die Sprache der Gebildeten war, so wurde jetzt das Griechische in Rom die Grundlage des geistigen Lebens. Nicht nur erhielt die Jugend von griechischen Sklaven griechischen Unterricht und hielten griechische Philosophen Vorträge, Männer wie Fabius Pictor und Cincius Alimentus schrieben sogar Annalen in griechischer Sprache. Selbst ein Mann wie Kato, der in der neuen Bildung eine Gefahr für das alte Römertum sah, konnte die Entwicklung nicht aufhalten. Auf diesem Boden erwuchs die römische Dichtung, indem griechische Formen unmittelbar übernommen und in römischem Geiste umgebildet wurden. In dieser römischen Prägung haben die romanischen und germanischen Völker das Kulturgut des Altertums zunächst kennengelernt und dann ihrerseits wieder entsprechend ihrer geistigen Eigenart umgeformt.

Der schon oben erwähnte Livius Andronikus, ein Sklave griechischer Herkunft, ist die erste literarische Persönlichkeit, die wir fassen können. Bei der Eroberung Tarents (272) geriet er in Gefangenschaft und kam nach Rom, wo er von seinem Herrn Livius Salinator die Freiheit

erhielt und den Namen Livius übernahm. Er erwarb sich nun den Lebensunterhalt durch Unterricht und schuf für diesen Zweck eine Übersetzung der Odyssee im jaternischen Versmaß¹.

Bedeutungsvoller war es, daß Livius das griechische Drama nach Rom verpflanzte, die Tragödie sowohl wie die Komödie. An den ludi Romani des Jahres 240 wurde die erste Tragödie in lateinischer Sprache in Rom aufgeführt. Für sie schuf er auch die Verse des lateinischen Dramas: den jambischen Senar und den trochäischen Septenar. Es war eine schwierige Aufgabe, die Versformen dem Charakter der lateinischen Sprache anzupassen, da viele Silben in ihrer Quantität noch schwankten, und die Längen überwogen. Fast noch schwieriger war es, eine dichterische Sprache zu schaffen, denn die Bedeutung der Wörter besonders im Bereiche der Synonyma mußte erst bestimmt werden, auch mußten die ersten Versuche auf dem Gebiete poetischer Neubildung gewagt werden. Die Dichter, die man in dieser Zeit noch scribae nannte, galten als unehrenhaft wie die Komödianten des Mittelalters. So bedeutete es eine Besserung ihrer sozialen Lage, als sie zum Dank für ein von Livius gedichtetes Sühnelied die Anerkennung als collegium scribarum histrionumque erhielten (207) und ihnen der Minervatempel auf dem Aventin als Versammlungsplatz zugewiesen wurde.

Genialer als Dichter ist **Cn. Nævius** (ca. 270–201), ein Freigebohrer aus Kampanien, der ebenfalls Tragödien und Komödien bearbeitete, von denen die letzteren ein aristophanisches Element in scharfer Kritik und Ausfällen auf die Machthaber enthalten. Er wagte es, in Saturniern die mächtigen Meteller anzugreifen:

Fato Metelli Romae consules fiunt — worauf er die Antwort erhielt: — Malum dabunt Metelli Naevio poetae.

Da Angriffe auf Persönlichkeiten des politischen Lebens verboten waren, wurde Nævius ins Gefängnis geworfen. Plautus spielt im Miles 211/12 darauf an:

nam os columnatum poetae esse inaudivi barbaro — cui bini custodes semper totis horis occubant.

Nævius bediente sich bei der Bearbeitung griechischer Dramen eines eigentümlichen Verfahrens, er fügte nämlich in Stücken, die er lateinisch umformte, Szenen aus anderen Dramen ein, ein Verfahren, das *contaminatio* heißt und auch bei Plautus und Terenz zu beobachten ist. Durch die *fabula Clastidium* (Sieg des Marcellus über Viridumarus 222) wurde er der Schöpfer eines römischen Nationalschauspiels, der *fabula praetextata*, die nach der *toga praetexta* benannt ist. Auch das National-epos ist durch Nævius geschaffen worden. Sein *Bellum Poenicum* behandelt in Saturniern den ersten Punischen Krieg, den der Dichter selbst mitgemacht hatte.

§ 128. Die *fabula palliata*. a) Plautus.

Mit **Plautus** sind wir bei dem ersten Dichter angelangt, dessen Werke uns erhalten sind. Er ist zu Sarsina in Umbrien geboren. Nach einem

¹ Vgl. Horaz opp. II, 1, 60. Der erste Vers ist S. 196 zitiert.

bei Gellius erhaltenen Bericht über sein Leben soll er zuerst beim Theater beschäftigt gewesen sein, dann mit Waren gehandelt haben und schließlich, als er sein Vermögen verloren hatte, sich als Arbeiter bei einem Müller verdungen haben. Plautus bearbeitete vor allem die Stücke der drei großen Dichter der neueren Komödie: Menandros, Diphilos, Philemon. Diese neuere Komödie hatte von Euripides die feine Zeichnung der Charaktere und das Motiv der Liebe für die Entwicklung der Handlung übernommen und weiter entwickelt. Auch das Motiv der Anagnorisis, der Wiedererkennung, z. B. von Geschwistern, mit der die Handlung in vielen Stücken der neuen Komödie abschloß, war von Euripides mannigfaltig angewandt worden. Das Milieu ist die kleinbürgerliche Gesellschaft Athens, die mit einem gewissen Realismus dargestellt wird. Typisch sind ihre Charaktere: nachsichtige oder strenge Väter und lockere Söhne, kecke Sklaven und witzige Parasiten, meretrices und ancillae, die oft mit der Herrin vertraut sind (die Confidente des französischen Dramas, Franziska in Minna von Barnhelm). Die Stücke des Plautus und der anderen Dichter wurden an den großen Festen aufgeführt: den ludi Romani im September, den l. Plebei im November, den l. Apollinares im Juli, den Megalenses im April und bei außerordentlichen Anlässen. Das Theater bestand aus der Bühne, scaena, und dem Zuschauerraum, cavea. Die Schauspieler spielten auf dem 1 — 1½ m hohen pulpitum. Ursprünglich waren alle Einrichtungen aus Holz, seit 174 gab es eine steinerne Bühne, 55 erbaute Pompejus das erste steinerne Theater. Die Schauspieler, histriones, trugen ihren Rollen entsprechende Gewänder, weibliche Rollen wurden von Männern gespielt¹, Masken gab es in der Zeit des Plautus nicht. Der Magistrat übertrug die Aufführung einem dominus gregis. So hat L. Publilius Pelsio die Stücke des Plautus aufgeführt. Zu den gesprochenen Dialogpartien (diverbia) im jambischen Senar traten die Arien, Duette, Terzette usw. (cantica), die rezitativisch zur Flötenbegleitung vorgetragen oder gesungen wurden. Sie sind mit ihrem erstaunlichen Reichtum an metrischen Gebilden eine Schöpfung des Plautus. Ein Chor fehlt fast in allen Stücken. In den 21 erhaltenen Komödien ist durchweg die Liebe das bewegende Motiv der Handlung, es findet sich aber auch eine Charakterkomödie in der Aulularia, ein Rührstück in den Captivi sowie eine Götterburleske (Amphitruo). Der Schauplatz ist Griechenland, aber mit griechischen Zügen mischen sich römische. Die feine Zeichnung und Abtönung, die wir jetzt so sehr in den Bruchstücken Menanders bewundern, erscheinen bei Plautus vergrößert, aber großartig ist seine Sprache, in der sich die lebendige Umgangssprache der Zeit spiegelt: Er verfügt über einen uner-schöpflichen Wortschatz und ist genialer Wortschöpfer. Die Verse schmückt er mit Alliterationen und allen sonstigen Klangmitteln. Nie versiegt sein allerdings oft derber und zweideutiger Witz und immer wieder weiß er seine Personen in die ergößlichsten Situationen zu bringen. Plautus hat stark auf die Entwicklung der Komödie in der neuen Zeit eingewirkt. Nach den Menaechmi hat Shakespeare die Komödie der Irrungen, nach

¹ B. Warncke, Die Vortragskunst d. röm. Schauspieler. Neue Jahrb. 1909, 1 S. 704 ff.

der *Aulularia* Molière *L'Avare* gedichtet; der dänische Lustspieldichter Holberg ist von ihm abhängig und auch Lessing und Kleist zeigen seinen Einfluß¹.

Athen, eine Straße. Kalidorus, Pseudolus²

- Pj. Könnte dein Schweigen mich belehren,
Welche Sorgen dir am Herzen zehren,
Ich hätte nach höflicher Menschen Art
Zweien Leuten Mühe gepart,
Dir, zu hören, und mir, zu fragen.
So mußt du mir's schon selber sagen,
Warum du schon Tag' und Tage lang
Unter Seufzern schwer und bang
Ein Brieflein in deinen Tränen badest,
Und keinen, dein Leid zu teilen, ladest.
- Kal. Mich drückt eine zentnerschwere Last,
Gepetstcht vom Jammer erlieg' ich fast.
- Pj. Dafür behüte dich Jupiter,
Der allerhöchste Himmelsherr.
- Kal. Den geht die Sache gar nichts an,
Einen Helfer nenne, der helfen kann!
Frau Venus ist's, die die Geißel schwingt,
Die mich bittere Tränen zu weinen zwingt.
- Pj. So laß mich doch ins Herz dir schauen.
Du schenktest mir doch sonst Vertrauen.
- Kal. Noch jetzt! Pj. Du findest mich, weiß ich dein Leid,
Mit Rat und Tat zu helfen bereit!
- Kal. So lies das Brieflein, das dich lehrt,
Welch Leid und Kummer mich verzehrt.
- Pj. Recht gern; aber wie, welch seltsam Wesen!
- Kal. Was hältst du inne? kannst du nicht lesen?
- Pj. Ich sehe mit Staunen, wie die Lettern
Lustig übereinander klettern
Wie Häslein, die in muntern Sätzen
In Liebespielen sich ergetzen.
- Kal. Du spottest wohl? Pj. Weil ich ratlos bin;
Nur die Sibylle errät den Sinn.
- Kal. Du darfst nicht schelten, die hübschen Lettern
Schrieb hübsche Hand auf hübschen Blättern.
- Pj. Jetzt senden wohl auch die Vögel Grüße,
Denn hier erkenn' ich nur Krähenfüße.
- Kal. Gib her den Brief! mich kränkt der Scherz.
- Pj. Ach, sei ein Mann und sag' dir ein Herz!
- Kal. Das ist nicht hier. Pj. So ruf' es her.
- Kal. Das überlass' ich dir vielmehr.
Hier ist's in dem Briefe, ruf' es vor!
Ich sage nichts und bin ganz Ohr.

¹ Friedrich Leo, *Plautinische Forschungen*, Berlin 1912. Eduard Fraenkel, *Plautinisches im Plautus*, Berlin 1922. Übersetzungsproben bei C. Bardt, *Römische Komödien*. Bd. I—III. Der Schatz. Die Zwillinge. Die Gefangenen. Der Bramarbas (miles). Der Schiffbruch. Vater und Sohn. Gespensterkomödie (Mostellaria). Pseudolus. Die Schwestern Bacchis. Vgl. Leo, *Gesch. d. röm. Lit.* 477 (aus der *Mostellaria*). Vgl. auch F. Kunze, *Ein plautinisches Lustspielmotiv in der Weltliteratur*. *Neue Jahrb. f. Wiss. u. Jugendb.* 1925.

² Aus Plautus' *Pseudolus*, Anfang des 1. Aktes. (V. 1—34.) Übers. von C. Bardt, *Römische Komödien* 3 Bd. Berlin 1911.

§ 129. Ennius.

Wandte Plautus sich mit seinem Witz an die breiten Massen, so suchte **Ennius** (239–169) das vornehme Publikum zu gewinnen. Der aus Rudia in Kalabrien stammende Italer ist mit griechischer Dichtung und Philosophie vertraut. In Rom wohnte er auf dem Aventin und erwarb sich den Lebensunterhalt durch Unterricht. Einer Bewohnheit der hellenistischen Großen seiner Zeit folgend, die sich im Kriegslager mit Philosophen und Dichtern umgaben, nahm ihn Fulvius Nobilior mit nach Ätolien. Ennius ist ein außergewöhnlich vielseitiger Dichter. Aus seinem reichen Schaffen, von dem nur Bruchstücke erhalten sind, ist von der größten Wirkung sein Epos „Annales“. Er fühlte sich als Nachfolger Homers und übernahm auch dessen Vers, den Hexameter, und damit verschwand der Saturnier endgültig aus der Dichtung. Aber wie schwierig es war, griechische Verse in die anders geartete lateinische Sprache zu übertragen, zeigt sich darin, daß der Eigenart des Lateinischen entsprechend die Spondeen noch überwiegen. Aber auch sprachlich ist Ennius Schöpfer, denn auch eine dem Stil des Epos angemessene Sprache mußte er erst schaffen. Das Werk erzählt die ganze römische Geschichte von den Irrfahrten des Aeneas bis auf die Zeit des Dichters. Es wirkte lange nach: Lukrez, Vergil, Cicero und Horaz haben es benutzt, und erst durch Vergils Aeneis wurde es langsam verdrängt.

Sobald die greuliche Furie
Aufgebrochen das Tor, die Eisenpfosten des Krieges,
Muß die Weisheit entfliehn, Gewalt ergreift die Zügel:
Nichts der treffliche Redner, der rauhe Krieger ist alles.
Nicht gelehrtes Gezänk und nicht das Eifern der Gasse,
Wenn sich feindliche Zungen mit bösem Worte befehlen,
Nicht vor Gericht nun gilt es den Scheinkampf, sondern das Eisen
Fordert Besitz und Herrschaft in herzhaft schreitendem Ansturm!

Ennius hat auch Tragödien bearbeitet und zwar im Anschluß an Euripides. Da er selbst als Anhänger der Aufklärung in seinem Denken einen skeptischen Zug hatte, fühlte er sich zu diesem Dichter mit seiner freien Stellung zu Staat, Gesellschaft und Sitte hingezogen und verschaffte den in seinen Dramen vertretenen Ideen in Rom Eingang. Komödien, die er bearbeitete, konnten gegenüber denen des Plautus nicht bestehen. Außerdem wird von zwei praetextatae berichtet: Sabiniae (Raub der Sabinerinnen) und Ambracia (Eroberung dieser Stadt durch Fulvius Nobilior). Noch auf verschiedenen anderen Gebieten war der unermüdlige Dichter tätig: Er führte im „Epicharmus“ das naturphilosophische Gedicht ein, in den „praecepta“ das moralphilosophische; schließlich mag noch der Titel einer Gedichtsammlung vermischten Inhalts „Saturae“ erwähnt werden, weil das Wort satura der Name für eine neue Gattung wurde².

Von zwei jüngeren Zeitgenossen des Plautus und Ennius sind nur Bruchstücke erhalten. An dem Komödiendichter Statius Cæcilius (gest. 168)

¹ Aus Ennius' Annalen, Der Kriegsausbruch. (B. 266–273.) überl. von Fr. Leo, Gesch. d. Römischen Lit. Berlin 1913.

² J. Bählen, Ennianae poesis reliquiae, Leipzig 1903². Übersetzungsproben aus den Annalen: Leo a. a. O. 403 ff.

wird die ausgezeichnete Komposition gerühmt¹. Die Tragödie pflegte M. Pakuvius (geb. 220), ein Schwesterjohn des Ennius. Wie mancher moderne Dichter hatte er auch Begabung zur Malerei. Er wählte entlegene Sagenstoffe und wird von Varro wegen seines pathetischen Stils gerühmt. Cicero nennt ihn summus poeta².

Ihre höchste Vollendung erhält die Tragödie durch Accius (um 170 – 86). Dieser fruchtbare Dichter nahm die großen griechischen Tragiker zum Vorbild und wählte mit Vorliebe Stoffe, in denen das Pathetische zur Darstellung kam. Der Vers „Oderint dum metuant“ ist aus seinem Atrous.

§ 130. Die fabula palliata. b) Terentius.

Wie die Komödien des Plautus sind auch die des P. Terentius Afer (um 185 – 159) erhalten. Er stammt aus Afrika und lebte in Rom in dem berühmten Kreise des jüngeren Scipio³. Seine 6 Komödien sind von 166 – 160 aufgeführt worden. Da er den Beifall nicht der Masse, sondern vorzugsweise der Gebildeten suchte, war er darauf bedacht, die Charakterzeichnung den griechischen Originalen, unter denen er die Stücke Menanders bevorzugt, nachzubilden. Seine Sprache hat nicht die Unwüchsigkeit der plautinischen, sondern bemüht sich um das gute Latein der vornehmen Kreise, sie ist rein und gewählt. Die Metrik ist vereinfacht, da der Dialog vorherrscht und die lebhaftesten Gesangstücke, wie Plautus sie liebte, fortfallen. Der Stil der Komödie wurde von Terenz dadurch weiter vervollkommenet, daß der Schauspieler sich nicht mehr wie bei Plautus an das Publikum wandte. Er wurde im Mittelalter viel gelesen. Im 9. Jahrhundert versuchte die Nonne Hrotsvitha von Gandersheim ihn durch Nachdichtungen in christlichem Sinne zu verdrängen. Die Humanisten liebten ihn wegen seines guten lateinischen Ausdrucks. In neuerer Zeit ist seine Wirkung nicht so stark wie die des Plautus⁴.

§ 131. Die fabula togata, die Atellana und der Mimus.

In dieser Zeit entstand eine neue Abart der Komödie, die fabula togata, dadurch, daß man das griechische Kolorit der fabula palliata durch ein römisches ersetzte. Ihre Hauptvertreter sind Titinius, Afranius (um 100) und T. Quinctius Atta (gest. 77). Auch in ihr bewegen Liebe und Intrige die Handlung, aber diese spielt jetzt in italischen Landstädten, und gibt römisches Leben wieder, auch das Gewand wird römisch und die frechen Sklaven der Palliata sind verschwunden. Die fabula togata hat sich nicht lange gehalten, sie hatte einen Nebenbuhler in der alten italischen Volksposse, der Atellana, die nach der oskischen Stadt Atella

¹ Übersetzungsprobe bei Leo a. a. O. 466 ff.

² E. Norden, Ennius und Vergilius. Kriegsbilder aus Roms großer Zeit. Leipzig.

³ Vgl. über diesen Kreis Polybios, abgedruckt bei Leo 480.

⁴ Übersetzungen bei C. Bardt, a. a. O.: Das Mädchen von Andros. Die Brüder. Der Eunuch. Der Selbstquäler. Phormio. Leo, a. a. O. 482 aus der Andria. Stücke der Hrotsvitha von Gandersheim. Übersetzt von Bendigen. Altona 1850. 1853.

benannt ist. Ihr sind feststehende männliche Rollen eigentümlich: der Tölpel Maccus, der Aufschneider Bucco, der einfältige Alte Pappus, und der bucklige Gelehrte Dossennus. Ihre Sprache ist volkstümlich derb, ebenso ihre Komik. Offenbar nach dem Vorbild der griechischen Satyrspiele wurde die Atellana nach Aufführung einer Tragödie als exodium gespielt. Die Dichter dieser Gattung sind Pomponius und Novius (beide um 90).

In cäsarischer Zeit löste der Mimus die Atellana ab. Er liebt die derbe Realistik und hat ähnlich der Atellana eine feststehende Charaktertype, den sannio, der mit den komischen Typen der Atellana sich auf die Hanswurstiaden des Mittelalters und der modernen Volksposse vererbt hat. Im Mimus treten die Frauen in Frauenrollen auf und die Schauspieler spielen ohne Masken. Dadurch ist der Mimus mit der Atellana Vorläufer und Vorbild für die moderne Schauspielkunst geworden, denn nun erst ist eine getreue Nachbildung der Wirklichkeit erreicht¹. Vertreter des Mimus sind D. Laberius (105 – 43) und sein Zeitgenosse Publilius Syrus.

§ 132. Die Satire. Lucilius.

Mit **Lucilius** (180—102) erscheint zum ersten Male ein römischer Bürger aus vornehmer, reicher Familie als Dichter. Er ist der eigentliche Schöpfer jener literarischen Gattung, die den Namen Satire erhielt. In den verschiedensten Maßen (Senar, Septenar, elegisches Distichon, Hexameter) sprach er sich über die mannigfaltigsten Dinge aus. So verteidigte er seinen Dichterberuf, gab Freunden Ratschläge, handelte über popularphilosophische Themata, polemisierte gegen Accius in Fragen des literarischen Geschmacks, gegen andre in grammatischen Fragen oder richtete heftige Invektiven gegen politische Persönlichkeiten. Der Dichter sah den Niedergang der alten virtus und die Bestechlichkeit und Verkommenheit des Adels, darum kämpfte er mit Leidenschaft gegen die Gebrechen des Staatsganzen und der Gesellschaft. Die Dichtungen, insgesamt 30 Bücher, bekamen den Namen saturae, der uns schon bei Ennius begegnet ist und nur die Mannigfaltigkeit des Inhalts und Metrums bezeichnete. Seit Lucilius erhielt das Wort satura seine besondere Bedeutung, insofern man fortan die Behandlung typisch-menschlicher Eigenschaften in ironisch-kritischer Form darunter verstand. Der Vers dieser Gattung ist weiterhin nur noch der Hexameter (über ihn Horaz, sat. I 3).

b) Bis zur augusteischen Zeit.

§ 133. Das erste Jahrhundert vor Christus.

In dem bisher behandelten Zeitraum hatten die Römer die meisten Gattungen der griechischen Dichtung übernommen, aber man war im ganzen über eine nur äußerliche Nachahmung nicht hinausgekommen, jetzt dagegen begnügte man sich nicht mehr mit dieser Art von Nachbildung, sondern suchte die griechischen Formen auch mit eigenem Geiste zu erfüllen,

¹ Zur röm. Schauspielkunst vgl. Boris Wernicke, Gebärdenspiel u. Mimik d. röm. Schauspieler. Neue Jahrb. 1910, 1 S. 580 ff.

und so wurden in dieser Periode „Griechentum und Römertum aus einer Mischung ein organisches Gebilde“.

In dieser Zeit kam eine neue literarische Richtung auf, die sich die alexandrinische Dichtung zum Muster nahm. Die „poetae novi“, wie Cicero sie nennt, sahen vom Epos ab und pflegten nur das Epyllion, in dem sie entlegene und gelehrte Stoffe behandelten. Sie mußten daher docti sein, d. h. bewandert in griechischer Dichtung und Mythologie. Aber sie wandten sich auch der frischen Wirklichkeit zu und gaben dem eigenen Erleben und Schicksal Ausdruck. Das geschah in den Formen des Epigramms, der Elegie und in den Strophen des melischen Liedes.

§ 134. Der römische Lyriker C. Valerius Catullus.

Der bedeutendste dieser Dichter ist **C. Valerius Catullus** (um 84 – 54). Wir besitzen von ihm einen Gedichtband, in dem die Gedichte so angeordnet sind, daß die großen die Mitte einnehmen, die Gedichte in jambischen Versen und in äolischen Strophen diesen vorangehen und die im elegischen Distichon auf sie folgen. In der mittleren Gruppe befinden sich die Gedichte in alexandrinischer Manier, so 66 die Übersetzung eines Gedichtes des Kallimachos „Die Locke der Berenike“¹, 64 die Hochzeit des Peleus und der Thetis, dazu kommen zwei Hochzeitsgefänge. Seine Berühmtheit verdankt Catull den Liedern auf Lesbia. Ihre Zahl ist nicht groß, aber sie erscheinen so frisch und unmittelbar und sind so erfüllt von echter Leidenschaft, daß Catull mit Lesbia durch sie zu den berühmten Liebespaaren der Weltliteratur gehört. Der Dichter läßt uns alle Phasen seines Verhältnisses zu der dämonischen Frau miterleben. Huldigend gibt er ihr, die eine Schwester von Ciceros Gegner P. Clodius Pulcher war und Klodia hieß, den Namen Lesbia und hüllte das Beständnis seiner Liebe in die Nachbildung einer Ode der großen Lesbierin Sappho (51); mit der entzückenden Schelmerei auf den Sperling der Geliebten (2) und der rührend-komischen Parodie auf dessen Tod (3) wird der Dichter die Geliebte ganz gewonnen haben. Die jubelnden Kuflieder (5 und 7) atmen die glückerfüllte Stimmung des Besitzers. Allerdings bald wird die wankelmütige Frau ihm Anlaß zu Klagen gegeben haben, resigniert will er verzichten (8), doch folgt bei dem südländisch-janguinischen Temperament schnell die Versöhnung (107). Aber dem Bund ist keine Dauer beschieden: in dem Gedicht 85, das einzig in der ganzen römischen Literatur dasteht, „in einem Distichon ein ganzes Menschenleben“, gibt der Dichter seiner zerrissenen Stimmung Ausdruck: „Haß und Liebe zugleich. Du fragst wohl, warum ich's so treibe. Weiß nicht. Daß es geschieht, fühl' ich und sterbe daran.“ In dem schönen Gedichte 76 sagt er sich endgültig von Lesbia los. Wahrscheinlich, um sein seelisches Gleichgewicht wiederzufinden und um Klodia zu vergessen, reiste Catull 57 in das Lager des Proprätors C. Memmius nach Bithynien, kehrte aber schon im nächsten Jahre enttäuscht zurück. Von den übrigen Gedichten mögen noch erwähnt werden: 1 Widmungsgedicht an Kornelius Nepos; 14 und

¹ Vgl. Wilamowitz, Reden u. Vorträge I⁴ 197: Die Locke der Berenike.

50 geben in launiger Weise Erlebnisse aus dem freundschaftlichen Verkehr mit dem Dichtergenossen Licinius Kalvus zum besten; 46 Abschied von den Freunden, um die berühmten Stätten Asiens zu besuchen; 31 Gruß an die Halbinsel Sirmio nach der Rückkehr. Neben dieser Fülle persönlicher Gedichte, in denen Katull für die verschiedensten Stimmungen den richtigen Ton findet, lesen wir noch boshafte Epigramme gegen persönliche Gegner und die politischen Machthaber, vor allem Cäsar und seine Günstlinge. Katull starb früh. Er wurde zunächst viel gelesen, später verschwinden seine Spuren, bis im 10. Jahrhundert Bischof Rotherius ihn wieder auffindet. In der Neuzeit wird Katull besonders hoch geschätzt, weil er in den Liedern auf Lesbia und seine Freunde durch das scheinbar unmitttelbar sich äußernde Gefühl ganz modern wirkt, mögen ihm in Wirklichkeit auch noch so viele Beziehungen zu Motiven der griechischen Dichtung nachgewiesen werden.

Katull, Im Frühling. (Gedicht 46)¹.

Schon bringt lauliche Luft der Frühling wieder,
 Schon ermattet des winternächt'gen Himmels
 Mut, vor Zephyrus' lindem Hauch verstummend.
 Laß die Phryger Gefilde denn, Katullus,
 Laß in brütendem Dunst Nicäas Acker;
 Auf! gen Asias schöne Städte ruft es
 Schon voraus in die Weite schwärmt der Geist mir,
 Schon hebi fröhliche Wanderlust die Füße.
 Lebt denn wohl, o Gefährten, traute Brüder,
 Die ihr weit miteinander hergekommen,
 Nun auf andern und andern Pfaden heimk. hrt.

§ 135. Das philosophische Lehrgedicht. I. Lukretius Karus.

Abseits von den poetae novi, den Neoterikern, steht eine zweite große Dichtergestalt, I. Lukretius Karus (gest. 55). Sein Schicksal erinnert an das Hölderlins und Nietzsche's, falls die Überlieferung Glauben verdient, er sei wahnsinnig geworden und habe in lichten Augenblicken an seinem Werke gearbeitet. Nach der gleichen Überlieferung ist er freiwillig in den Tod gegangen und sein unvollendetes Epos ist dann durch Cicero herausgegeben worden. Lukrez hat in seinem Werk: De rerum natura einen für die Dichtung spröden Stoff behandelt, nämlich die Lehre Epikurs. In den Einleitungen zu den einzelnen Gesängen preist er voll Begeisterung den Meister, der die Menschheit von zwei Plagen befreit hat, dem Glauben an das Eingreifen der Götter in das Schicksal der Welt und der Furcht vor dem Tode.

Lukrez, Preis Epikurs. (III, B. 1—13)².

Der du zuerst aus der Finsternis Nacht so leuchtend die Fackel
 Hoch zu erheben vermocht und die Güter des Lebens zu zeigen,
 Dir, o Zier des hellenischen Volks, dir folg' ich und setze
 Fest den Fuß in die Spuren, die du in den Boden gedrückt hast.
 Nicht Wettseifer, dir gleich es zu tun, nur glühende Liebe

¹ Übers. von Th. Heyse, C.s Buch der Pieder, Berlin 1889.

² Übers. von H. Diels, L. von der Notur. Berlin 1924.

Drängt mich dir nachzustreben. Wie möchte dem Schwane die Schwalbe
Je sich vergleichen? Wie könnte denn auch mit zitternden Gliedern
Jemals das Böcklein im Lauf mit dem sehnigen Rosse sich messen?

Du, mein Vater, du bist der Entdecker der Wahrheit, du gibst uns
Väterlich Rat. Wie die Bienen auf blumiger Halde den Blüten
Allen Honig entsaugen, so schlürfen auch wir aus den Rollen,
Die du, Gepriesener, schreibst, nun alle die goldenen Worte,
Goldene Worte und wert, bis in Ewigkeit weiter zu leben!

Wenn wir von Ennius absehen, ist Lukrez der erste römische Dichter, der es unternimmt, den Römern philosophische Gedankengänge nahezubringen. Wie schwierig besonders sprachlich diese Aufgabe war, zeigt sich darin, daß die eigentlich philosophischen Teile sich streckenweise wie Prosa lesen. Aber der Dichter, der die Schwierigkeiten fühlte, versucht durch eingestreute Gleichnisse, Bilder und Schilderungen dem Leser die Lektüre schmackhaft zu machen. Berühmt ist der Eingang, in dem Venus als schaffende Naturgöttin gepriesen wird, rührend II 355 ff. die ihr Junges suchende Kuh, großartig III 870 ff. der Trostgesang auf den Tod. Das Werk schließt mit einer Schilderung der athenischen Pest nach dem Vorbild des Thukydides. Gerade in diesen Teilen offenbart Lukrez seine hohe dichterische Kraft. In der altertümlischen Sprache und dem die Alliteration reichlich verwendenden Versbau folgt er dem Ennius. In der Folgezeit wird er zunächst nicht erwähnt. Daß ihn aber die augusteischen Dichter gekannt haben, geht aus der mehr oder minder starken Benützung seines Werkes hervor. Ovid verheißt ihm die Unsterblichkeit. Christliche Schriftsteller sahen in ihm einen Bundesgenossen im Kampf gegen das Heidentum, erkannten allerdings auch die Gefahr, die die von Lukrez verkündigte philosophische Lehre für das Christentum bedeutete. In neuerer Zeit hat vor allem Goethe der Größe des Dichters gehuldigt. Aus dem Goetheschen Kreise geht die Übersetzung Karl Ludwig v. Knebels hervor¹.

III. Von den Zeiten des Augustus an.

a) Die augusteische Zeit. Das goldene Zeitalter der römischen Literatur.

§ 136. Augustus und sein Kreis.

Als Oktavian der Welt den langersehnten Frieden geschenkt hatte, erlebte auch das dichterische Schaffen einen hohen Aufschwung. Denn nicht nur war die Zeit reich an dichterischen Talenten, die voll Ehrgeiz wetteiferten, in Inhalt und Form dem griechischen Genius gleichzukommen und den Umfang der Literatur durch neue Gebiete zu erweitern — die Gattungen der Bukolik, des Jambos und des äolischen Liedes hört man, wenn man von Katull absieht, in dieser Zeit zum erstenmal in lateinischer Sprache —, auch in dem Princeps hatte die römische Dichtung einen eifrigen Förderer. Er versuchte sich selbst als Dichter und

¹ Reklam, außerdem Übersetzungen von Max Seydel, München 1881 und Hermann Diels, Berlin 1924. Vgl. auch J. Marx, Der Dichter Lukretius. Neue Jahrb. 1899, 1 S. 532 ff.

gab vor allem dem dichterischen Schaffen Anregungen, denn er sah in der Dichtkunst ein starkes Mittel, im Sinne einer sittlichen Wiedergeburt des römischen Volkes, die ihm besonders am Herzen lag, zu wirken. Die Dichter, die Augustus für seine Pläne zu gewinnen wußte und dadurch an sich zu fesseln suchte, daß er ihnen ihre Existenz erleichterte, priesen nicht nur voll Verehrung den Herrscher, sondern gaben auch seinen Ideen in ihren Dichtungen Ausdruck¹. Außer dem Princeps begünstigten auch andre Männer Dichter und Dichtung. Zunächst **Mäcenas**, dessen Name zu einem Gattungsnamen geworden ist, aus vornehmem etruskischen Geschlechte. Mit dem Soldaten Agrippa gehörte er zu den Ratgebern des Augustus, der sich seiner gern zu diplomatischen Missionen bediente. Er war ein Liebhaber von feinen Genüssen und Kostbarkeiten, vor allem ein feingebildeter Kenner der Kunst und als solcher ein Gönner der Dichter. Zu seinem Kreise gehörten Varius, Vergil, Propertius und Horaz. Auch Messalla sammelte einen Kreis von Dichtern um sich, unter denen Tibull der bedeutendste ist. Asinius Pollio, der die erste öffentliche Bibliothek in Rom gründete und mit ihr eine Sammlung von Werken der bildenden Kunst verband, war bedeutend als Kritiker. Er führte die für aufstrebende Talente bedeutsame Sitte ein, daß diese ihre Werke vor der Veröffentlichung einem geladenen Publikum vorlasen. Die Dichter der augusteischen Zeit setzten die neoterische Dichtung fort, aber sie knüpften auch an die alten griechischen und römischen Dichter an und gingen darin über die Neoteriker hinaus.

§ 137. Das Epos. P. Vergilius Maro.

Vergil (70 – 19) stammt aus Andes bei Mantua. Aus Ecl. 1 und 9 erfahren wir, daß auch er wie andere Dichter bei den Ackerverteilungen Oktavianus an die Veteranen sein Gut verlor. Durch seine ländlichen Gedichte machte er Asinius Pollio und den Elegiker Kornelius Gallus auf sich aufmerksam, schließlich auch Mäcenas, durch dessen Vermittlung er sogar in engere Beziehungen zu Oktavian trat. Als der Dichter, um die Aeneis zu vollenden, nach Griechenland gereist war und mit dem Princeps, der ihn dazu aufgefordert hatte, zurückkehrte, erkrankte er unterwegs und starb in Brundisium. Seine Gebeine wurden in Neapel beigelegt. Das Grab soll folgende Inschrift getragen haben:

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope. Cecini pascua, rura, duces.

Vergil soll nach der Donatvita von hoher Gestalt, dunkler Hautfarbe und bäurischen Zügen gewesen sein, seine Gesundheit war schwankend. Ein Porträt glaubt man in Tunis gefunden zu haben. Sein dichterisches Schaffen begann Vergil mit Gedichten ländlichen Charakters, den Bukolika². Es sind 10 Gedichte (Eklogen), die 42 – 39 entstanden sind. Der Dichter

¹ Vgl. H. Dessau, *Gesch. d. römischen Kaiserzeit* I 1924. Kap. VII. Kaiser Augustus' Verhältnis zu Literaten, zur Literatur und zu den hauptsächlichsten geistigen Strömungen der Zeit.

² A. Klotz, *Beitr. zum Verständnis von Vergils Hirtengedichten*. Neue Jahrb. 1920, 1 S. 145.

ahmt in ihnen den Theokrit nach; aber während dieser die Hirten und das ländliche Leben in natürlicher Wirklichkeit darstellt¹, sind die Hirten Vergils sentimental, ihre Redeweise ist zuweilen die des vornehmen Römers und, was sie aussprechen, entspricht oft den die Zeit bewegenden Gedanken. Die Gedichte 2, 3, 5, 7, 8 sind rein ländlichen Charakters, von diesen sind 3, 7, 8 Wettgefänge. In den anderen Gedichten außer 4 ist nur die Szenerie ländlich, hinter den Hirten aber verbergen sich bestimmte Persönlichkeiten. Von dieser Art sind 1, 6, 9, 10. Ekloge 10 verherrlicht den Elegiendichter Kornelius Gallus. Berühmt ist die 4. Ekloge. In ihr wird die Wiederkehr des goldenen Zeitalters verkündet. Dieses wird eingeleitet werden durch die Geburt eines Knaben, dem die Herrschaft über die Welt gehören wird. Während er heranwächst, werden die letzten Spuren einer verkommenen Zeit verschwinden. Seit dem Altertum ist die Persönlichkeit dieses Knaben vielumstritten. Die Kirchenväter sahen in ihm den Messias, im Altertum und in neuerer Zeit wurden die verschiedensten Deutungen versucht².

In den Jahren 37–30 dichtete Vergil an den Georgika, zu denen Mäcenias ihn angeregt hat. In vier Büchern werden Ackerbau, Baumkultur, Viehzucht und Bienenpflege behandelt. Der Dichter verwertet nicht so sehr seine eigene Kenntnis der Landwirtschaft, sondern schöpft aus Werken der griechischen und römischen Literatur. Er belebt die Darstellung des an sich trockenen Stoffes durch Proömien, Epiloge und Episoden. Im Eingang des 1. Buches preist er Oktavian. Zu den Episoden gehören die Schilderung des goldenen Zeitalters, das begeisterte Lob Italiens und der Preis des Frühlings. Berühmt ist der Ausgang des 2. Buches, in dem das Landleben gepriesen wird. Im Ausgang des 4. Buches stand ursprünglich ein Preislied (Panegyrikus) auf Kornelius Gallus. Als dieser in Ungnade gefallen war, sollen diese Verse auf Veranlassung des Princeps durch andre ersetzt sein, und er daraufhin den Orpheusmythos eingefügt haben. Vergil adelte das Werk durch seine edle Gesinnung, eine wohl lautende Sprache und einen vollendeten Vers, und so gelten die Georgika mit Recht als ein Kleinod der lateinischen Dichtung.

Oktavian hatte erwartet, daß seine Taten einen Sänger unter den Dichtern der lebenden Generation finden würden. Vergil deutet in den Georgika an, daß ihn ein solcher Plan beschäftige. Das Werk, das dann in langjähriger Arbeit entstanden ist, zeigt jedoch, daß er seinen Plan geändert hat, denn die Aeneis führt uns in die Vorzeit Roms. Aber die Gestalten der Dichtung werden zu einem sittlichen Vorbild für die Zeit; mag Aeneas zwar als Held zu passiv sein, so ist er doch Träger der pietas und virtus, der vornehmsten Züge des römischen Charakters. Da Julius, der Sohn des Aeneas, als Stammheros des julischen Geschlechtes galt, wird auch dem Princeps gehuldigt. In Prophezeiungen ersteht das gewaltige Römerreich, religiöse und politische Einrichtungen werden in ihren Ursprüngen in die Urzeit zurückverlegt und vornehme Geschlechter erhalten durch ehrenvolle Erwähnung eine stolze Adelstradition. Vor allem aber schloß sich in der Dichtung, die dem Römertum einen Platz in der großen griechischen

¹ Bgl. S. 51.

² E. Norden, Die Geburt des Kindes, Leipzig 1924.

Sage anwies, der westliche und östliche Kulturkreis zu einer umfassenden Einheit zusammen. Der Dichter vereinigt in seinem Werke den poetischen Stoff der Ilias und Odyssee in der Art, daß Ges. 1—6 der Odyssee, 7—12 der Ilias entsprechen. Auch in Einzelheiten wird Homer nachgeahmt. Aeneas erzählt der Dido seine Abenteuer wie Odysseus die seinen den Phäaken; die Leichenspiele des Anchises entsprechen denen des Patroklos; auch Aeneas steigt in die Unterwelt hinab wie Odysseus; Turnus ist der Hektor der lateinischen Ilias, Lavinia die Helena. Über diese Verwertung ganzer Motive hinaus erstreckt sich die Anlehnung an Homer bis in Einzelheiten der Gleichnisse und des Wortschatzes. Aber der Dichter fügt die Einzelzüge zu einem einheitlichen Werke zusammen und beseelt das Ganze durch die Tiefe seines Gefühls¹. Infolgedessen konnte er den Nörglern, die ihm seine Entlehnungen aus Homer vorhielten, mit ruhiger Würde begegnen. Vergil hatte sein Werk zunächst in Prosa skizziert und führte bald diesen, bald jenen Teil aus, wie es ihm seine Stimmung eingab. Aber durch diese Arbeitsweise blieb manches unvollendet und viele unvollständige Verse geben noch von ihr Kunde. Der Dichter hatte bestimmt, daß die Aeneis nicht herausgegeben werde, falls ihm etwas zustoße, aber auf Befehl des Augustus wurde sie doch von L. Varius veröffentlicht².

Vergil, Aeneis. Der goldene Zweig. (V, B. 136—148)³.

An einem schattigen Baume ein Zweig verborgen blüht,
 Die schwanke Berte gülden, gülden sein Laub erglüht.
 Der Königin der Tiefen ist heilig er und geweiht,
 Verchlossen im Tale deckt ihn Waldesdunkelheit.
 Doch wer den Zweig nicht pflückte, der goldigen Laubes spricht,
 Des Augen der Erden Dunkel nimmer sich erschließt.
 Proserpina die vielschöne hat es so eingeführt,
 Daß er als Ehrengabe zu eigen ihr gebührt.
 Und ist ein Zweig gebrochen, dann säumt das Sprossen nicht:
 In gleichem Schimmer knospend herfür ein zweiter bricht.
 Drum spähe tief ins Dunkel; wenn recht du sandest ihn,
 So pflück' ihn ab vom Baume: leicht läßt er und willig sich ziehn,
 Bist du vom Schicksal berufen; sonst keine Kraft ihn zwingt,
 Auch nicht mit hartem Eisen ihn loszureißen gelingt.

Die Wirkung Vergils war gewaltig. Er wurde bald Schulautor und seine Werke standen im Mittelpunkt des grammatischen Unterrichts. Im Mittelalter bildete man aus Versen und Versstücken Gedichte, die sog. Centonen. Dieser Art sind die Medea des Hosidius Geta, der cento nuptialis des Ausonius und die heilige Geschichte der Proba. Die Verse Vergils wurden auch zu Losorakeln benutzt, den sortes Vergilianae. Dem Mittelalter galt Vergil als großer Zauberer. In der romanischen und germanischen Dichtung erstand er in neuer Gestalt, für Dante wurde er Führer durch das Inferno. Erst das in der deutschen Romantik wiedererwachte Interesse für Homer hat Vergil in den Hintergrund treten lassen.

¹ Vgl. W. Kroll, Die Originalität Vergils. Neue Jahrb. 1908, I S. 513 ff.

² Kommentar zum 6. Buch mit Übersetzung von Eduard Norden, Leipzig 1916². Schiller übersetzte das 2. und 4. Buch. Vgl. Norden, Vergils Aeneis im Lichte ihrer Zeit. Neue Jahrb. 1901, I S. 249 ff. u. 313 ff. und dens., Ennius u. Vergilius. Kriegsbilder aus Roms großer Zeit. Leipzig.

³ Übers. von E. Norden, Vergil Aeneis, Buch VI, Leipzig 1916.

§ 138. Q. Horatius Flaccus¹.

Aus Süditalien stammt der jüngere Zeitgenosse Vergils, Horaz, der am 8. Dezember 65 zu Venusia geboren ist. Sein Vater, ein Freige-lassener, besaß in Apulien ein kleines Gut und übte den Beruf eines coactor argentarius aus. Seine Mittel gaben ihm die Möglichkeit, den Sohn in Rom sorgfältig ausbilden zu lassen. Wohl mit 20 Jahren ging Horaz nach Athen und studierte dort Philosophie. Hier wurde er in die Wirren hineingezogen, die sich an Cäsars Ermordung angeschlossen, und er trat in das Heer des Brutus ein. In diesem wurde er tribunus militum und nahm an der Schlacht bei Philippi teil. Da er durch die Ackerverteilungen sein Gutchen verlor, kaufte er sich die Stelle eines Rechnungsbeamten bei der Quästur (scriba quaestorius). Das Amt empfand er als eine Last, und er suchte sich in dichterischen Versuchen ein Gegengewicht gegen die nüchterne Beschäftigung zu schaffen. Durch die ersten Dichtungen, die er veröffentlichte, machte er auf sich aufmerksam. Vergil und Varius stellten ihn dem Mäcenas vor, und in dessen Kreis wurde er dann aufgenommen. Ihm sind die Satiren des ersten Buches, die Epoden und die Odenbücher 1—3 sowie das erste Epistelbuch gewidmet. Durch Mäcenas erhielt er auch Ersatz für seinen verlorenen Besitz in dem mehrfach von ihm erwähnten Sabinergütchen. Horaz wurde auch mit Augustus bekannt, der ihm die Stelle eines Sekretärs anbot. Der Dichter lehnte, um seine Unabhängigkeit zu wahren, das Anerbieten ab, ohne jedoch das Wohlwollen des Princeps einzubüßen. Kurz nach Mäcenas starb auch Horaz am 27. November 8 vor Chr. und wurde neben dem seelenverwandten Freunde auf dem Esquilin beigelegt. Über seine Lebens-gewohnheiten in Rom spricht der Dichter sat. I 6, über sein Äußeres ep. I 30.

Horaz dichtete zunächst **Satiren** und Epoden. Das erste Satirenbuch erschien im Jahre 35, das zweite Satirenbuch und das Epodenbuch 30. Das Wort satira bezeichnete ursprünglich als lanx satira eine aus ver-schiedenen Gerichten bestehende Pastete oder als lex per saturam eine Gesetzeshill. Der Begriff satira als dichterische Gattung, zuerst von Ennius angewandt, bedeutete Mannigfaltigkeit des Inhalts und der metrischen Form. Die Satire ist die literarische Form, die die Römer ganz für sich in An-spruch nehmen nach dem Wort Quintilians: satira tota nostra est. Sie hatte bei Lucilius die Form der persönlichen Invektive. Im italischen Volkscharakter lag nun zwar ein Hang zur Verspottung des Mitmenschen, der in den versus Fescennini seinen Ausdruck gefunden hatte. Aber bestimmte Gattungen der griechischen Dichtung wie die Jamben des Archilochos und die alte Komödie zeigen in ähnlicher Weise Neigung zu Spott und Invektive. Solche Gattungen aber werden den Lucilius beeinflusst haben. Horaz be-zeichnet seine Satiren selbst als sermones Bionei und nennt damit die literarische Gattung und einen ihrer wesentlichen Vertreter, die er nach-geahmt hat. Bion lebte im 3. Jahrhundert als Diatribendichter. Stil-eigentümlichkeiten der Diatribe finden wir auch in den Satiren des Horaz.

¹ Vgl. G. Friedrich, Q. Horatius Flaccus. Neue Jahrb. 1913, I S. 261 ff.

Dazu gehören die Einführung fingierter Personen, Gleichnisse, Beispiele aus Sage und Geschichte und vor allem die Behandlung popularphilosophischer Thematata. Im zweiten Satirenbuche tritt an die Stelle einer fingierten Person eine bestimmte Persönlichkeit, und es entwickelt sich ein wirklicher Dialog mit dem Dichter.

Horaz hat in seinen Satiren den persönlich gehässigen Ton des Lucilius gemildert, sie stehen dem Leben nahe und sind eine Fundgrube für das Leben des Dichters und der Zeit. In philosophischer Hinsicht ist Horaz Ekλεκtiker, doch tritt der Einfluß Epikurs stark hervor. Die Sprache entspricht der Umgangssprache der gebildeten Kreise.

Für die **Epoden**, von Horaz nach dem aggressiven Inhalt Jambis genannt, die ihren Namen davon haben, daß auf einen längeren Vers ein kürzerer folgt, ist Archilochos Vorbild, dessen Leidenschaftlichkeit jedoch durchweg gemildert ist. Außer Invektiven gegen mißliebige Personen enthält die Epodensammlung ein Lob des Landlebens, in dem der Dichter die Illusion in Heinescher Art zerstört, aber auch hochpolitische Mahnungen an das römische Volk.

Durch Horaz ist auch die Gattung des Melos in Rom eingeführt worden, und darauf ist der Dichter besonders stolz. Die drei ersten Bücher der **Oden** erschienen 23, das vierte Buch, zu dem der Princeps selbst den Dichter angeregt hatte, kam 13 heraus. Während Katull, der bereits in der sapphischen Strophe gedichtet hatte, wie die Neoteriker an die Alexandriner anknüpfte, ging Horaz auf die Quellen zurück. Manche Motive übernahm er von der alten Lyrik, vor allem von Alkaios und Pindar sowie den Alexandrinern, aber er schuf auch vollständig Neues, indem er ethische Probleme in lyrischer Form behandelte oder im Sinne des Augustus der Wiedergeburt des römischen Volkes seine Römeroden weihte¹. Mannigfaltig ist das Thema der Oden. Wir hören persönliche Bekenntnisse ernster oder heiterer Art. Mit Liebesliedern wechseln Trinklieder, zu Huldigungsgeichten gesellen sich Trauergesänge. In vielfachem Wechsel vernehmen wir die resignierte Lebensweisheit des Dichters. Neben den Versuchen, Stoffe der Mythologie im Liede zu behandeln, stehen die politischen Oden. Zu diesen gehören in erster Linie die erwähnten Römeroden. In ihnen wird Horaz zum Lehrer seines Volkes und gibt diesem ernste Mahnungen zu sittlicher Erneuerung.

Die Oden sind so angeordnet, daß in den ersten elf Gedichten alle für die römische Dichtung neuen Versmaße aneinandergereiht sind. Ein ähnlich formales Prinzip ist die Anordnung nach Adressaten, die ebenfalls in den ersten zwölf Oden des ersten Buches zu beobachten ist. Sonst vereinigt Horaz entweder die Gedichte gleichen Inhalts wie in den Römeroden, oder er sucht durch wechselnden Inhalt die Teilnahme des Lesers wachzuhalten. In der Metrik weicht er von der griechischen Praxis ab und richtet sich nach Theorien, die uns durch Cäsus Bassus (79) erhalten

¹ Vgl. Wilamowitz, Sappho und Simonides S. 305 ff. und R. Reichenstein, Horaz und die hellenistische Lyrik. Neue Jahrb. 1908, 1 S. 71 ff. und dens., Horaz als Dichter, Neue Jahrb. 1922, S. 24 ff. und Das Römische in Cicero und Horaz, in: Neue Wege zur Antike II S. 23 ff. Leipzig und Berlin.

sind. Die am häufigsten vorkommenden Metra sind die verschiedenen Formen der asklepiadischen Strophe, die alkäische und die sapphische Strophe. Sprachlich hält sich Horaz in den Oden ebenso fern von dem hohen Ton des Epos, wie er den realistischen Ton der Jambenpoesie meidet. Vor sprachlichen Neubildungen scheut er zurück, lieber hilft er sich durch Umschreibungen griechischer zusammengesetzter Wörter oder sucht sie durch einfache zu ersetzen. Die Lyrik des Horaz entstammt nicht dem überquellenden Gefühl eines poetisch gestimmten Herzens, das sagen muß, was es sagt, sie ist vielmehr das Ergebnis eines feinen Verstandes, der jedes Mittel der Kunst kennt und wohl zu berechnen weiß¹. Trotzdem darin ein Mangel liegt, ist sie doch von großer Wirkung gewesen. Schon bald beklagt sich Horaz über die Nachahmer, das *servum pecus*. Bei manchen Dichtern der Folgezeit ist sein Einfluß spürbar. Viel verdankt ihm die neuere deutsche Literatur von den Zeiten Opitzens an: er wird nachgeahmt und übersetzt. Die Strophen Hölderlins sind wohl das Höchste, was in den Formen Horazischer Lyrik im Deutschen erreicht worden ist².

Horaz gab die Odenichtung zunächst auf und wandte sich noch einmal der Sattrendichtung zu. Die Gedichte dieser Zeit haben die Form von Briefen, und werden daher *epistulae* genannt. Das erste Buch erschien im Jahre 20, das zweite im Jahre 13³. Die Episteln zeichnen sich aus durch einen ruhigen Ton und sind reich an Sentenzen. Ihr Inhalt ist vorwiegend moralphilosophischer Art.

Horaz, Meinem Büchlein auf den Weg. (Ep. I. 1. ep. 20. B. 1—4, 17—28)⁴.

Mein Büchlein, siehst so unternehmend aus;
Dich leider's wohl nicht im stillen Haus,
Willst in die Welt dich wagen ohne Bangen,
Im Ladenfenster schön gebunden prangen,
Willst nicht mehr wohnen hinter Schloß und Riegel,
Zerprengen selbst das tie verschwiegne Siegel,
Das unberufenen Blicken dich entzogen.

Dein letztes Schicksal peinigt dich nicht minder:
Du wirst im Alter Fabel noch für Kinder.
Triffst noch ein Sonnenblick des Breisen Los
Und macht den Hörerkreis dir stattlich groß,
Magst du, wie sich's gebührt, den kleinen Wichtigen
Von deinem Dichter auch ein Wort berichten.
Verbirg nicht, was man nicht verbergen kann,
Des Vaters Vater war kein freier Mann,
Doch kannst du meiner Ahnen Glanz nicht preisen,
So darfst du Ehre dem Verdienst erweisen:
Aus trüber Tiefe rang ich mich nach oben,
Und eigne Kraft allein hat mich erhoben;
Die Ersten Roms zu Haus und in der Schlacht,
Sie hätten meiner ehrenvoll gedacht.

¹ Vgl. M. Siebourg, Horaz und die Rhetorik. Neue Jahrb. 1910, 1 S. 267 ff.

² E. Stemplinger, Horaz im Urteil der Jahrhunderte, 1921. Vgl. auch E. Maas, Goethe und Horaz. Neue Jahrb. 1917, 1 S. 345 ff. u. 409 ff.

³ Vgl. R. Heinze, Horazens Buch der Briefe. Neue Jahrb. 1919, 1 S. 305 ff.

⁴ Übers. von C. Bardt, Sermonen des H., Berlin 1900.

Früh sei ich grau, von Körperwuchs nur klein,
 Auch liebt' ich als Poet den Sonnenschein,
 Zum Zorne rasch, doch wüßt' ich zu vergeben
 Mit lieben Freunden freundschaftlich zu leben.
 Sollt' einer dich nach meinem Alter fragen,
 So sollst du ihm ein zierlich Rätsel sagen:
 Hätt' ich um dreimal sieben Jahre nicht
 Zu früh erblickt der Sonne heilig Licht,
 So wär' ich just im selben Jahr geboren;
 Da Brutus wider Cäsar sich verschworen,
 Nun, kleiner Schüler, rate mit Bedacht,
 Wie hoch ich heut der Jahre Zahl gebracht.

Die drei Briefe des zweiten Buches sind Fragen der Literatur gewidmet. In dem 1. an den Princeps gerichteten Brief gibt der Dichter einen Bericht über die Lage der Poesie, der 2. enthält eine Abjage an die Poesie, die der Dichter mit seinem hohen Alter begründet. Die 3., später „ars poetica“ genannt, behandelt im ersten Teile das dichterische Kunstwerk, Form und Stoff von Epos und Drama, im zweiten Teil den Künstler und die Forderungen, die an ihn zu stellen sind¹. Für das große Säkularfest des Jahres 17 dichtete Horaz ein Festlied, das von einem Doppelchor von Knaben und Mädchen gesungen wurde².

§ 139. Die Elegie. *Albius Tibullus* und *Sextus Propertius*.

In der Zeit, in der Vergil und Horaz ihre Dichtungen schufen, wurde durch Kornelius Gallus auch die Elegie in Rom heimisch. Sie wird zu einem subjektiv erotischen Bekenntnis des Dichters. Ihre Form ist das Distichon, bestehend aus Hexameter und Pentameter. Aus Gallus' Leben ist bemerkenswert, daß er als Präfekt von Ägypten sich die Ungnade des Augustus zuzog und Hand an sich legte. Drei Elegiendichter sind uns in ihren Werken erhalten: Tibull, Propertius und Ovid.

Tibull (54 – 19) gehörte zum Kreise des Messala und war mit Horaz befreundet, der an ihn Ode I 33 und ep. I 4 richtet. Aus ritterlicher Familie stammend, wuchs er auf dem Lande auf, wodurch in ihm jene innige Liebe zur Natur geweckt wurde, die in seinen Elegien zum Ausdruck kommt. Den Messala begleitete er auf seinen Feldzügen. Nach seinem frühen Tode widmete ihm Ovid in am. III, 9 einen Nachruf. In der Sammlung von Elegien, die unter Tibulls Namen geht, scheint alles vereinigt zu sein, was aus dem Kreise des Messala in dessen Familie aufbewahrt wurde. Das 3. Buch enthält die Elegien eines Lygdamus, der Tibull und Ovid nachahmt; das 1. Gedicht des 4. Buches ist ein geschmackloser Panegyrikus auf Messala. In diesem Buche befinden sich auch die Elegien, die sich auf die Liebe eines Cerinthus und der Sulpicia, einer Nichte des Messala, beziehen, davon werden 2 – 6 dem Tibull zugesprochen,

¹ Vgl. oben S. 53. ² Kommentierte Ausgabe A. Kießling. R. Heinze, Horaz' Oden 1917, Satiren 1921⁵, Episteln 1914⁴.

² Übersetzungen: C. Bardi, Sermonen des Horatius, Bielefeld 1900. 50 Oden und einige Satiren und Episteln mit Elegien des Tibull, Propertius und Ovid in Emanuel Geibels Klassischem Liederbuch, Berlin 1896. Theodor Birt, Die Lieder des Horaz und das römische Leben. Studien. Leipzig 1925.

die Gedichte 7–12, in denen man das Latein eines Mädchens zu erkennen geglaubt hat, der Sulpicia. Das 1. und 2. Buch sind ganz Eigentum des Tibull. Der Grundton beider Bücher ist die Liebe, im 1. Buch singt der Dichter von Delia, deren wirklicher Name Plania war, im 2. von Nemesis. In diesen und anderen Gedichten, in denen er den Frieden und das Landleben preist, offenbart der Dichter ein einfaches, weiches Gemüt.

S. Propertius (etwa 50–15) stammt aus Umbrien. Wie Horaz und Vergil wurde auch er durch die Ackerverteilungen geschädigt. Sein 1. Elegienbuch erregte die Aufmerksamkeit des Mäcenas, zu dessen Kreis er fortan gehörte. Von ihm sind 4 Bücher Elegien erhalten, von denen die ersten 3 vorwiegend der Liebe gewidmet sind. Seine Geliebte nennt er Cynthia, ihren richtigen Namen Hostia hat uns Apulejus überliefert. Das letzte Buch enthält vorzugsweise Gedichte, die sich auf die römische Sage und Geschichte beziehen. Die letzte Elegie dieses Buches, ein Trostlied auf den Tod der Kornelia, wird Königin der Elegien genannt.

Propert, Bajä (I, 11)¹.

Cynthia, wenn du mit Wonne jetzt weilst in dem reizenden Bajä,
 Bald auf dem Herkulesweg wandelnd die Küste entlang,
 Bald am Strande, wo einst Ihesprotus herrschte, das Auge
 Weidend am Glanze des Meers, wo es Misenum umspült,
 Denkst du an mich dann auch? Erscheint mein Bild in der Nacht dir?
 Hast du im Herzen für mich Raum noch, den kleinsten auch nur?
 Oder hat irgendein Feind mit erheuchelter Blut dich bezaubert,
 Daß dein Name hinfort nicht mehr ertöne im Lied?
 Daß du doch lieber das Ruder im kleinen Lucrimersee führtest,
 Lenkend mit kundiger Hand sicher den zierlichen Kahn,
 Oder im Schwimmen dich übtest im abgeschlossenen Becken,
 Daß das Wasser geteilt wiche dem Stoße der Hand,
 Statt dem berückenden Wort eines andern traulich zu lauschen,
 Hingegossen am Strand, fern von dem lauten Verkehr.
 Ja, da liegt die Gefahr für ein unbehütetes Mädchen,
 Leicht vergift sie des Eids, den sie beim Ehegott schwur.
 Nicht, daß schuldig du wärst, ich kenne dich, weiß dich zu schätzen,
 Aber Entfernung birgt immer für Liebe Gefahr.
 Also Verzeihung für mich, wenn der Brief dir Verdrießliches meldet,
 Glaube mir, Angst war es nur, die mir die Worte entrang.
 Ach, die Sorge um dich steht höher mir als um die Mutter.
 Ohne dich kann ich nicht sein, du bist mein Leben, mein Tod.
 Du bist mein eigenes Blut, du bist mir Vater und Mutter
 All meine Lust, mein Leid, liegen beschlossen in dir.
 Sei's, daß traurig gestimmt die Freunde mich finden, sei's heiter,
 Immer lautet mein Spruch: Cynthia war daran schuld.
 Eines vor allem tut not: verlaß das verrufene Bajä,
 Dieses Gestade, wie oft hat es schon Ehre zerstört!
 Ach du ungeliger Strand, du Verführer von züchtigen Mädchen!
 Bajä, Fluch über dich, du aller Liebe Verderb.

Wie Tibull die Wirklichkeit durch Bilder aus der Natur und dem Landleben zu verklären sucht, so idealisiert Propert sie durch Gestalten und Situationen der griechischen Mythologie. Er ist nicht leicht zu lesen,

¹ Überf. von Otto Apelt, abgedr. im Kunstwart, 37. Jahrgang, Heft 11, August 1924).

da die mythologischen Anspielungen oft dunkel sind und lange Gedankenreihen in möglichst wenig Worte zusammengedrängt werden. Seine Wirkung auf die Nachwelt ist gering, aber Goethe begeisterte sich für ihn und ließ sich von ihm zu den römischen Elegien anregen¹.

§ 140. P. Ovidius Najo.

Während aus den Werken der Dichter, die die Stürme der Bürgerkriege mitgemacht hatten, bei aller Heiterkeit doch ein verhaltener Ernst spricht, ist für Ovid (43 v. — 18 n. Chr.), der jene Zeit nur aus schwachen Jugendeindrücken kannte, die Dichtung ein graziöses Spiel. Er spricht über sein Leben *Trist.* IV 10. Der Abkömmling einer ritterlichen Familie (aus Sulmo im Pälignerlande) erhielt in Rom eine sorgfältige Erziehung. Früh zeigte sich seine dichterische Begabung: was er zu sagen versuchte, formte sich zu einem Verse. Nach dem Willen des Vaters sollte er die Beamtenlaufbahn ergreifen; aber er bekleidete nur niedere Ämter und gab diese bald auf, um sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Ovid war dreimal verheiratet; mit der dritten Frau scheint ihn wahre Zuneigung verbunden zu haben, die die Gattin auch dem Verbannten bewahrte. Im Jahre 8 n. Chr. nämlich traf ihn plötzlich ein harter Schlag. Er wurde von Augustus nach Tomi an der Westküste des Schwarzen Meeres verbannt. Über die Gründe gibt er nur dunkle Andeutungen. Sicher scheint zu sein, daß seine frivolen Dichtungen die Empörung des Princeps erregten, weil sie seinen auf eine sittliche Erneuerung des Volkes gerichteten Bestrebungen entgegenarbeiteten. Ovid hat sein Geschick nicht männlich getragen; unablässig klagt er über sein Los und fleht um Begnadigung. Wirklich schien es, als sei der Princeps zur Milde gestimmt, da starb dieser. Von seinem Nachfolger Tiberius aber war nichts zu erhoffen, Ovid mußte bis zu seinem Tode in Tomi ausharren.

Die 1. Periode des dichterischen Schaffens Ovids umfaßt nur Dichtungen im elegischen Versmaß, deren Gegenstand die Liebe ist. Dazu kommt die Tragödie *Medea*. Die 3 Bücher *Amores*, in denen der Dichter eine fingierte Persönlichkeit, Korinna, besingt, sind frivol wie die 3 Bücher der *Ars amatoria*. In diesem Lehrgedicht schuf er eine neue Uart der Elegie. Ähnlich machte er in den *Heroides* ein vereinzelt schon vorhandenes Motiv selbständig. Wohl nach dem Vorbilde des Briefes der Arethusa an ihren im Felde stehenden Gatten von Properz (IV 3) dichtete er in den *Heroides* Briefe von Frauen der griechischen Sage an ihre in der Ferne weilenden Männer. So schreibt Penelope an Ulixes, Briseis an Achill, *Medea* an Jason. Den Briefen Helenas, Heros und Andrippes geht jeweils ein Brief des Helden voraus. Alle Möglichkeiten seelischer Stimmungen finden in den Briefen der Frauen ihren Ausdruck, sie zeugen von tiefer Kenntnis der weiblichen Psyche.

Die Tragödie *Medea*, die von Tacitus und Quintilian gerühmt wird und mit dem *Thyestes* des Varius die wirksamste Tragödie der Kaiser-

¹ Kommentierte Ausg. von M. Rothstein, Berlin I 1920², II 1898. Übersetzung von v. Rabel bei Reclam. Vgl. auch Th. Vitz, *Die Cynthia des Properz*. Leipzig; Wilamowitz, *Sappho und Simonides* S. 276.

zeit war, ist leider nicht erhalten. Nach den Liebeselegien wandte sich der Dichter ernsteren Aufgaben zu und behandelte in den *Fasti* und den *Metamorphosen* Stoffe der griechischen und römischen Sage.

Propertius hatte schon einen Zyklus geplant, in dem Sagen von Heiligtümern und Festen Roms behandelt werden sollten, aber nur wenige Gedichte waren fertig geworden. Darüber hinausgehend gibt Ovid in den *Fasti* einen poetischen Kommentar des römischen Festkalenders und stellt damit seine Kunst in den Dienst der Bestrebungen des Augustus, das Volk durch eine Erneuerung der sakralen Einrichtungen zu ertüchtigen. So wird denn auch dem Princeps in dem Werke mehrfach gehuldigt. Nach dem Vorbild der *Metamorphosen* des Kallimachos¹, die in elegischen Distichen abgefaßt waren, behandelt der Dichter in demselben Versmaß im Zusammenhang mit dem Kalender die Feste und Festbräuche und deren Ursprung. Den antiquarischen Stoff lieferte ihm die Altertumskunde Varros. Der Stoff sollte, entsprechend der Zahl der Monate, in 12 Büchern zur Darstellung kommen, aber nur 6 waren, als die Verbannung ausgesprochen wurde, vollendet. In Tomi begann Ovid eine Umarbeitung des Werkes, aber weder die Durchführung dieses Planes noch die Vollendung des Ganzen gelang dem Dichter.

Glänzender Erzähler ist Ovid wie in den *Fasten* so auch in den *Metamorphosen*. Verwandlungen waren schon in der griechischen Literatur ein beliebter Stoff gewesen, z. B. in den Werken des Nikander und Parthenios². Neu ist die Technik Ovids, der alle Sagen auf einen Faden aufreißt. Er beginnt seine *Metamorphosen* mit der Schöpfung aus dem Chaos und schließt mit der Apotheose Cäsars. In diesen Rahmen werden scheinbar chronologisch mit kunstvoller Verknüpfung der einzelnen Erzählungen die Verwandlungen eingespannt. Götter werden zu Menschen oder Tieren, Menschen in Tiere, Pflanzen oder Steine verwandelt. Zu griechischen Sagen gesellen sich volkstümliche italische wie die von Pomona und Vertumnus. Die Personen enthüllen in dramatischer Weise ihr Inneres selbst und tun dies wie Medea in monologartigen Reden.

In der Verbannung dichtete Ovid die *Tristien* in 5 Büchern und als Fortsetzung dazu *Epistulae ex Ponto* in 4 Büchern, beide Sammlungen in elegischen Distichen. Das Thema dieser Elegien ist die Klage des Dichters über sein hartes Los und die Sehnsucht nach dem Vaterlande.

Ovid ist ein glänzendes Formtalent. Horazens Mahnung, die griechischen Vorbilder Tag und Nacht zu studieren, bedeutet ihm nichts mehr. An ihre Stelle tritt für ihn die Rhetorik, mit deren Hilfe er Motive römischer Dichter zerdehnt. Sein Erzählertalent ist bewundernswert wie seine Fähigkeit, sich in die Seele seiner Gestalten einzufühlen und ihr Handeln psychologisch begreiflich zu machen. Ovids Verse lesen sich leicht. Sein Hexameter zeigt in der großen Anzahl kurzer Silben, daß er die Schwierigkeit überwunden hat, die den Dichtern das Überwiegen der langen Silben über die kurzen bereitete. Ovid war im Altertum beliebt und wurde im Mittelalter viel gelesen. Die *Metamorphosen* fanden damals einen Bearbeiter in Albrecht von Halberstadt. Wie beliebt der Dichter in der Zeit des

¹ Vgl. S. 51.

² Vgl. S. 53.

Humanismus und der Renaissance war, zeigen nicht zum wenigsten die Gemälde, in denen Motive ovidischer Dichtung in Zeichnung und Farbe dargestellt sind¹.

b) Die nachaugusteische Zeit. Das silberne Zeitalter der römischen Literatur.

1. Von Tiberius bis Nero.

§ 141. Allgemeines. Phädrus.

In der Folgezeit wird mit der Einführung der Fabelpoesie durch Phädrus die Übernahme der griechischen Gattungen abgeschlossen. An dem allgemeinen kulturellen Niedergang nimmt auch die Poesie teil, ihr Schadete es vor allem, daß an die Stelle des Studiums der Griechen die römischen Dichter zu Mustern werden, wie für Lukan Vergil zum Vorbild wird. Auch der immer stärker werdende Einfluß der Rhetorik führt zum Absterben der Dichtung.

Aus dieser Zeit sind uns 700 Verse einer Bearbeitung der Phänomene des Urat durch Germanikus erhalten. Sie handeln von den Fixsternen und in Fragmenten über den Tierkreis. Ähnlich ist der Stoff in den 5 Büchern *Astronomika* von M. Manilius, deren 1. die *Astronomie*, das 2. — 5. die *Astrologie* behandeln. Die Sprache erinnert an die des Lukrez. In das Werk sind poetische Einlagen eingestreut, die wie bei Lukrez die Darstellung beleben sollen.

Phädrus hat die Fabel auf römischen Boden verpflanzt. Er ist in Pierien geboren, früh nach Rom gekommen und soll sich durch Anspielungen in seinen Fabeln den Haß des Sejan zugezogen haben. Der Prolog zum ersten Buch enthält ein Programm. Phädrus übersetzt Fabeln des Äsop, gibt aber auch eigene und fügt Anekdoten aus der Hauptstadt hinzu. Die Fabeln zeigen in Nußanwendungen, daß der Dichter die Menschen bessern will. Seine Sprache ist einfach und frei von Rhetorik, sein Wortschatz enthält sonst unbekannte Vokabeln der Volkssprache. Als Metrum wählte Phädrus den Senar. Obwohl der Dichter ein starkes Selbstgefühl zeigt und sich über neidische Kritik beklagt, ignorieren ihn Seneka und Quintilian an Stellen, wo sie ihn hätten erwähnen müssen. In den 5 Büchern ist nur ein Teil der Fabeln gesammelt. Eine andere Sammlung fand im 16. Jahrhundert Perotti; sie enthält 30 Fabeln.

§ 142. Der Modeschriftsteller L. Annäus Seneka.

Dramen sind aus dieser Zeit von L. Annäus Seneka (etwa 4 v. Chr. bis 65 n. Chr.) erhalten. Seine Familie stammt aus Spanien. Seneka ist in Korduba geboren, kam früh nach Rom und wurde dort in Philosophie und Rhetorik ausgebildet. Bald wurde er berühmt und fand Zutritt zu den Kreisen des Hofes. Unter Klaudius wurde er auf Betreiben der Messalina nach Korsika verbannt, nach deren Tode aber zurückgerufen

¹ J. Ziehen, *Metamorphosen des S. Ovidius Naso*. S. GÖ. no. 442.

und mit der Erziehung des Prinzen Nero betraut. Als dieser Nachfolger des Klaudius geworden war, beeinflusste er ihn günstig, bis er entlassen wurde (Tac. Ann. XIV 52—56). Durch die pisonische Verschwörung (65) kompromittiert, gab er sich den Tod (Tac. XV 60—64).

Unter dem Namen des Seneka sind 9 Tragödien erhalten. Daß die Stücke dem L. Annäus Seneka zuzuschreiben sind, ergibt sich daraus, daß sie derselben Gedankenwelt entstammen wie die philosophischen Schriften Senekas, mit denen sie nicht nur den philosophischen Standpunkt der Stoa teilen, sondern sich auch in einzelnen Gedanken berühren, auch die Neigung zu scharf formulierten Sentenzen haben sie mit diesen gemeinsam. Der Herkules Stäus ist allerdings nur zum Teil echt. Die Stücke sind der Theorie entsprechend, die uns aus Horaz' *ars poetica* bekannt ist, in 5 Akte gegliedert, der Prolog enthält die Exposition. Die Chorlieder stehen nur in losem Zusammenhang zur Handlung und zum Helden, ihre Gedanken sind anderen Dichtern entnommen, so Lukrez, Katull, Vergil, Horaz und Ovid. Sie sind nicht strophiert, sondern das Metrum wechselt, wenn der Gedanke sich ändert. Wiewoelmehr Seneka aber deklamierender Rhetor denn ein fein abwägender Dichter ist, offenbart er dadurch, daß er auf die Motivierung der Handlung und die Entwicklung der Charaktere verzichtet, dagegen in langen, an Sentenzen und Antithesen reichen Reden und Monologen, in denen sogar philosophische und politische Probleme erörtert werden, in breiten Schilderungen — etwa des Hades oder eines Seesturmes — und in graufigen Szenen, in denen er so weit geht, daß er den Mord, z. B. Medeas, auf die offene Szene verlegte, sein rhetorisches Können vor dem Beschmack der Zeit zu bewähren suchte. Daher bevorzugte er graufige Stoffe wie Ödipus, Thyest und Medea. Ob die Tragödien wirklich aufgeführt sind, ist fraglich, die Stücke des Kuriatius Maternus, eines Tragödiendichters nach Seneka, wurden nur rezitiert. In der Weltliteratur zeigt besonders die französische Tragödie (Corneille und Racine) seinen Einfluß¹. Die unter Senekas Namen gehende Praetextata Oktavia stellt das tragische Geschick der jugendlichen Tochter des Klaudius und der Messalina, der Gemahlin Neros, dar, das von Tacitus im 14. Buch der Annalen erzählt wird. Wegen mancher Anspielungen kann sie dem Seneka nicht zugesprochen werden.

§ 143. Satire (Persius). Roman (Petronius).

Die Satire ist in dieser Zeit vertreten durch Persius und Seneka. **Kulus Persius** (34—62), aus Volaterrä in Etrurien, hatte in Rom zum Lehrer den Stoiker Kornutus; zu seinem Freundeskreise gehörte der epische Dichter Lukan. Nach seinem frühen Tode gaben die Freunde seine Satiren heraus. Auch die Satire steht jetzt ganz unter dem Einfluß der Rhetorik. Aus der Tatsache, daß die Satiren des Persius, wiewohl in der Vita sein sanfter Charakter gerühmt wird, voll Bitterkeit sind, ersieht man, daß sie Produkte des Verstandes sind, doch fehlt es ihnen nicht an echtem Gefühl. Persius behandelt populärphilosophische Themata konventionell in stoischer

¹ Vgl. R. Heinemann, Die trag. Gestalten der Griechen in der Weltliteratur I II, 1920 passim.

Art, die Beispiele sind sein Eigentum. Die Sprache der Satiren ist dunkel, für die einfachsten Gedanken sucht der Dichter den schwierigsten Ausdruck. Bemerkenswert ist die 2., die Gebets satire.

Zu den eigenartigsten Dichtungen der Weltliteratur gehört Senekas Apokokynthosis (Verkürbissung) des Klaudius in Form einer menippischen Satire, bei der in die Prosa Verse eingestreut sind. Der Titel wurde gewählt, weil der Kürbis sprichwörtlich für einen Dummkopf war. Sie ist eine geistreiche aber höchst boshafte Verhöhnung des Klaudius¹.

Ebenso interessant ist der Roman des Petron, jener eigenartigen Persönlichkeit, von der in Tacitus' Annalen XVI 18 ein glänzendes Bild gezeichnet wird. Dieser arbiter elegantiae, der Typus eines sinkenden Zeitalters, wurde durch Sienkiewicz' Roman „Quo vadis?“ zu neuem Leben erweckt. Der Roman des Petronius hat den Titel Saturae. Mit der satira Menippea hat er gemeinsam die Mischung von Prosa und Vers. Andere Eigentümlichkeiten wie die realistische Darstellung des Lebens, die belebte Handlung und der lazzive Inhalt finden sich auch bei der im Kreise der jonischen Novelle erwachsenen miletischen Novelle, die nach dem Werke des Aristides von Milet mit dem Titel Milesiaka, das Sifenna, ein älterer Zeitgenosse Ciceros, ins Lateinische übersezte, benannt wurde². Auch der Mimus, die realistische Volkssosse, zeigt ihren Einfluß in dem Roman des Petron. Hauptperson ist Enkolpius, der, wie Odysseus von Poseidon, vom Zorne des Priapus verfolgt wird. In die Haupthandlung sind Novellen eingestreut. Das glänzendste Stück ist die Cena Trimalchionis, in der ein Parvenu in seinen Lebensgewohnheiten mit seiner Umgebung verspottet wird.

Petronius' Cena Trimalchionis. Aus einer vulgären Unterhaltung.
(c. 42, 1—6)³.

Hier fiel Seleukus ein: „Ich bade nicht alle Tage; ein Badewässerchen bearbeitet einen wie ein Walker und hat Zähne, und von unserm bißchen Leben schmilzt täglich etwas ab. Aber wenn ich ein Töpfchen Honigwein übergezogen habe, pfeife ich auf die Kälte. Übrigens konnte ich auch nicht baden; ich war heute zu einem Begräbnis. Der nette Mann, der gute Chrysanthus, ist abgekratzt. Noch ganz vor kurzem hat er mich angesprochen, mir ist, als ob ich noch mit ihm rede. Ach, ach, wir gehen doch umher, wie die Schläuche, die mit Luft vollgeblasen sind! Wir sind nicht so viel wert wie Fliegen. Fliegen haben doch noch einige Kraft in sich, wir sind nicht mehr wert als Wasserblasen. Und wie wäre es erst gegangen, wenn er nicht die Hungerkur gebraucht hätte? Fünf Tage lang hat er keinen Tropfen Wasser in den Mund genommen, kein Krümchen Brot, und doch hat er ins Grab beißen müssen. Die Ärzte haben ihm den Baraus gemacht, oder nein, es stand für ihn so geschrieben. Denn ein Arzt ist weiter nichts als eine Beruhigung für das Gemüt. Aber sein Begräbnis war sehr anständig. . .“

Der Roman Petrons ist frei von Rhetorik, in seiner Sprache ahmt er die Ausdrucksweise der gebildeten Gesellschaft nach, aber auch den sermo plebeius mit seiner volkstümlichen Redeweise und seinen grammatischen Schnitzern⁴.

¹ Die Satire auf Tod, Himmel- und Höllensfahrt des Kaisers Klaudius von Otto Weinreich. Berlin 1923.

² W. Ull, Die miletische Novelle. Neue Jahrb. f. Wissensch. u. Jugendb. 1925 S. 196 ff.

³ Übers. von L. Friedländer, Petronii Cena Tr. Leipzig 1906.

⁴ Ausgabe der Cena mit Übersetzung L. Friedländer, Leipzig 1906².

§ 144. M. Annäus Lukanus.

Der Dichter des Epos *De bello civili* oder *Pharsalia*, M. Annäus Lukanus (39–65) ist Neffe Senekas. Sein Werk ist ein rein historisches Epos ohne mythologischen Apparat, es ist ein republikanisches Parteidgedicht gegen die Monarchie. Pompejus und Kato werden zu Helden, dagegen wird Cäsar ungerecht beurteilt. Das Gedicht ist wichtig als Geschichtsquelle, da die Bücher des Livius, die als Quelle dienten, verloren sind. Die Handlung ist mit naturwissenschaftlichen und geographischen Einlagen geschmückt, die Darstellung ist rhetorisch durch die vielen Reden und blutigen Schlachtenbilder. Im Mittelalter wurde Lukan gelesen und nachgeahmt.

2. Von Vespasian bis Hadrian.

§ 145. Epos. Epigramm (Martial). Satire (Juvenal).

Valerius Flaccus (gest. um 90) verfaßte zwischen 70 und 90 ein Epos *Argonautika* in 8 Büchern im Stil Vergils unter Benützung des Apollonius Rhodios, der denselben Stoff behandelt hatte¹. Von Silius Italikus (25–101) besitzen wir ein Epos *Punika* in 17 Büchern, die einförmig und langweilig sind. Bei ihm fehlt die mythologische Umrahmung nicht. Ependichter ist auch Papinius Statius (gest. um 96) aus Neapel. Sein Epos *Thebais* in 12 Büchern ist fast ungenießbar, besser ist seine unvollendete *Achilleis*. Eine Fundgrube für die Kulturgeschichte sind seine 5 Bücher *Silvae*. Der Titel bedeutet Materialsammlung und Gelegenheitsgedicht. Es sind an vornehme Gönner gerichtete Improvisationen mit mannigfaltigem Inhalt: Beschreibungen von Kunstwerken und Bauten, Geburtstags-, Hochzeits-, Trauer- und Trostgedichte finden sich darunter. In den *silvae* zeigt Statius ein bemerkenswertes poetisches Talent, modern mutet sein Naturfönn an.

Der Epigrammdichter **Martialis** (etwa 44 bis ca. 104) stammt aus Spanien und lebte seit 64 in Rom in der abhängigen Stellung eines Klienten. Domitian ehrte ihn durch Verleihung eines Titels. Nach dessen Tode (96) kehrte er nach Spanien zurück, da unter Nerva und Trajan für ihn kein Boden mehr in Rom war. Eine Gönnerin ermöglichte ihm dort ein behagliches Leben. Wir haben 3 Sammlungen von Epigrammen: 1. *Epigrammaton liber*, *liber spectaculorum* genannt, auf die Schaustellungen unter Titus zur Einweihung des flavischen Amphitheaters, 2. zwei verwandte Gruppen, *Xenia*, Begleitschreiben zu Geschenken für Bekannte, die man aus Platzmangel nicht einladen konnte und *Apophoreta*, Begleitschreiben zu Geschenken, die die Gäste mit nach Hause nahmen. Die Ordnung der Epigramme ist so gedacht, daß auf wertvollere Geschenke weniger wertvolle folgen, so sind 170–182 zu Kunstgegenständen gedichtet, 183–196 zu Miniaturausgaben von Klassikern. Die dritte Gruppe umfaßt die 12 Bücher Epigramme, über 1200 Gedichte. Sie sind hauptsächlich in Distichen, aber auch in Hendekasyllaben und Choliamben abgefaßt. Vorbild für Martial ist Katull. Sein Verdienst ist es, die Gattung selbständig gemacht zu haben. Bei ihm tritt an die Stelle des Persön-

¹ Vgl. S. 51.

lichen das Typische, da er nur fingierte Personen angreift. Der Inhalt der Epigramme ist vielfach lasziv, aber der Dichter betont ausdrücklich, daß man sein Leben nicht angreifen dürfe: *lasciva est nobis pagina, vita proba*. Wie die Gedichte des Statius sind auch Martials Epigramme eine Fundgrube für die Kultur- und Sittengeschichte seiner Zeit. In der Neuzeit hat Martial vor allem auf Lessing, Goethe und Schiller gewirkt.

Kulturgeschichtlich bedeutsam ist auch **Juvenal** (ca. 58—138), der in Aquinum geboren ist und in Rom um 90 den Beruf eines Rhetors ausübte. Erst im höheren Lebensalter wandte er sich der Dichtkunst zu, der Dichtung von Satiren, denn — *difficile est satiram non scribere*. In seinen sechzehn Satiren geißelt er mit höchstem Pathos die sittlichen Gebrechen nicht so sehr seiner Zeit, als der Zeiten Domitians. Dadurch, daß der Dichter den Wandel der Verhältnisse unter Trajan ignoriert, wird er unwahr. Ihm fehlt die überlegene Ironie des Horaz und das echte Pathos des Persius, er ist nur Rhetor. In der Darstellung scheut er vor nichts zurück, die Komposition läßt oft eine klare Gliederung vermissen.

3. Von den Zeiten Trajans an.

§ 146. Apulejus.

In der Folgezeit ist Italien nicht mehr Mittelpunkt der Dichtung, sondern die Provinzen, vor allem Afrika und Gallien, treten als selbständige Zentren hervor. Die Rhetorik vernichtet alle Poesie. Die ersten christlichen Dichter begegnen uns; in manchen Werken hören wir schon von den Stürmen der Völkerwanderung.

Aus dieser Zeit stammt der Roman des Apulejus, die *Metamorphosen*. Der Dichter (geb. um 124, gest. unter Mark Aurel) stammt aus Madaura in Afrika und lebte nach einem Aufenthalt in Athen und weiten Reisen als Sachwalter in Rom, wo er den Roman verfaßte, der von Augustinus als *Aureus asinus* zitiert wird. Ein Grieche Lucius kommt in das Zauberland Thessalien und wird hier in einen Esel verwandelt. Er erlebt nun mancherlei Abenteuer, bis er entzaubert wird. Wir hören Räuber- und Liebesgeschichten, Märchen und Schwänke. Die Perle des Ganzen ist das Märchen von Amor und Psyche¹ („*Erant in quadam civitate rex et regina*“), durch das sich Raffael zu seinen Fresken für die Villa Farnesina, Canova und Thorwaldsen zu ihren Bildwerken, Klinger zu seinen Illustrationen anregen ließen.

Apulejus, Amor und Psyche. Der Anfang des Märchens. Met. I. IV, c. 28)².

Es waren einmal in einer Stadt ein König und eine Königin, die hatten drei ausnehmend schöne Töchter. War schon der Liebreiz der beiden älteren sehr groß so fand die menschliche Zunge doch noch Worte genug, sie zu verherrlichen; die Schönheit der jüngsten dagegen war so überirdisch, daß die menschliche Sprache zu arm war, um sie zu schildern oder auch nur genügend zu preisen. Viele Leute aus dem Lande und reichbegüterte Fremde führten das Gerücht eines so außerge-

¹ Vgl. R. Helm, Das Märchen von Amor und Psyche. Neue Jahrb. 1914, 1 S. 170 ff.

² Aus Griechische Märchen, ausgewählt und übertragen von Aug. Haus-rath und Aug. Marx, Jena 1913.

wöhnlichen Schauspiels in lebhafter Neugier zusammen, und jeder, der sie sah, verstummte betroffen vor so unerreichbarer Schönheit, ja, sie legten andächtig die Hand an den Mund und verehrten das Mädchen in frommer Inbrunst ganz wie die Göttin Venus selber.

Apulejus nennt sein Werk selbst einen *Sermo Milesius*, eine Gattung der Literatur, über die oben gesprochen wurde. Mit dem dem Lukian beigelegten *Ἦρος* geht der Roman auf ein Werk des Lukios von Paträ zurück. Der Stil des Apulejus ist vom asiatischen Stil beeinflusst und zeigt den den Afrikanern eigenen Schwulst. Er häuft Alliterationen, Wortspiele und Homöoteleuta, die Sätze sind oft mit vollständiger Entsprechung der Silbenzahl gebaut und in gehobenen Teilen wird der Rhythmus beobachtet.

Aus der Zeit Hadrians stammen Versen an den Kaiser von P. Annius Florus. Terentianus Maurus verfaßt gegen Ende des 2. Jahrhunderts Lehrgedichte de literis, de syllabis, de metris, M. Aurelius Olympius Nemesianus ahmt in vier bukolischen Gedichten den Kalpurnius nach, der unter Nero Eklogen verfaßt hatte, die dem Theokrit und Vergil nachgebildet waren. In das 3. Jahrhundert gehören vier Bücher *Dicta Catonis*. Moralsprüche, die mit ihrer Alltagsweisheit das Mittelalter erfreuten. Das *pervigilium Veneris*, Nachtfeier der Venus, ist sentimental und weich im Ton.

§ 147. Die Ausläufer.

Aus der mit Konstantin beginnenden Epoche mögen noch wenige Dichter erwähnt werden: **D. Magnus Ausonius** aus Burdigala (Bordeaux, ca. 310 bis ca. 395) wirkte als Professor in seiner Vaterstadt, dann berief ihn Valentinian zum Lehrer seines Sohnes Gratian nach Trier. Von hier aus machte er den Alemannenfeldzug mit, von dem er das Schwabensmädchen Bissula heimbrachte. Ausonius war zwar äußerlich Christ, im Innern aber Anhänger des alten Glaubens geblieben¹. Den Wert seiner Dichtungen beruht weniger auf künstlerischen Eigenschaften als auf dem Inhalt. Kulturgeschichtlich interessant ist die *Commemoratio professorum Burdigalensium*, eine poetische Belehrtengallerie. Aus den fünfundzwanzig durchweg in Versen abgefaßten Briefen sind besonders bemerkenswert die an seinen Schüler Pontius Paulinus, der im Gegensatz zum Dichter aus innerem Drange Christ geworden war. Unter den *Idyllia* befinden sich die Gedichte auf das Schwabensmädchen Bissula und die berühmte *Mosella*, die Schilderung einer Reise von Bingen bis Trier in etwa 500 Hexametern.

Ausonius, Bissula².

Bissula, jenseits des Rheins, des kalten bist du entsprossen
Und an der Quelle zu Haus, welcher die Donau entspringt.
Die dich gefangen, die Hand, befreite dich, daß du im Herzen
Dessen herrschtest und Sinn, der dich erbeutet im Krieg.

Hat auch römische Art dich berührt, deutsch bleibst du von Ansehn:
Blau ist dein Auge, es wallt golden vom Haupte das Haar.

¹ Vgl. C. Weymann, Beitr. zur Geschichte d. christl.-lat. Poesie, München 1926 S. 90—92.

² Übers. von M. W. Besser, Marburg 1908.

Sprache und schöne Gestalt, sie schmücken dich doppelt; es preist dich
Diese als rheinisches Kind, jene als Römerin mir.

Bisula! Dich trifft nimmer mit Wachs und Farben der Künstler;
Bleibt doch dem Bilde versagt der Reiz der natürlichen Anmut.
Andere Mädchen zu malen mag Bleiweiß frommen und Mennig;
Deine Farben trotz der Kunst! Drum rat' ich dir, Maler:
Lilien mische mit Rosen von purpurner Farbe! So duftig,
Wie von beiden erglüht der Refler, so male das Antlitz!

Klaudius Klaudianus aus Alexandria kam 395 nach Rom. Dort hat der Dichter, den Augustin und Orosius als Gegner des Christentums bezeichnen, einen Hymnus auf Christus gedichtet. Wie Aufonius ist er wohl nur äußerlich Christ gewesen. Klaudian war Freund des Stilicho und verherrlicht diesen in drei Büchern de consulatu Stilichonis und in dem Bellum Pollentinum, das Stilichos Sieg über Alarich bei Pollentia im Jahre 402 besingt. Gegen die Minister des Ostreiches Rufinus und Eutropius richtet er grimme Invektiven. Mythologisch sind die drei Bücher de raptu Proserpinae. Unter kleineren Gedichten befindet sich eine Behandlung der Sage vom Vogel Phönix¹.

Rutilius Klaudius Namatianus bekleidete in Rom hohe Ämter. Er war Anhänger der alten Religion. 416 verließ er die Stadt, um nach seinen Gütern in der von den Westgoten verwüsteten gallischen Heimat zu sehen. Diese Reise schildert er in zwei Büchern De reditu suo, einem poetischen Itinerarium voll stimmungsvoller Romantik.

Klaudius Rutilius Namatianus, An das ewige Rom! (V. 133—146)².

Römischen Zeiten verleihe' du Geseze, die nimmer veralten,
Du, die Einzige, nicht fürchte der Parze Beschluß,
Wenngleich tausendundsechzehnmalzehn die Jahre dahinflo'hn,
Und das neunte dazu sich ihrem Laufe gesellt
Die dir bleibt, sie bindet sich nicht an Geseze, die Zukunft,
Während die Erde besteht, Sterne am Himmel erglühn.
Was die Reiche zerstört, die andern, dich hebt es von neuem:
Wachsen im Unglück ist herrliches Wiedererstehn
Auf denn! Es falle das Volk, das treulos freche, zum Opfer,
Auf, und heiße das Haupt beugen der Beten Geschlecht!
Mögen dir reichen Tribut die bezwungenen Tristen gewähren
Möge die Beute des Feinds füllen den herrlichen Schoß.
Möge dir pflügen der Rhein, der Nil seine Fluten ergießen,
Seine Ernährerin nun nähren die dankbare Welt.

4. Die christliche Dichtung in lateinischer Sprache³.

§ 148. Die Arten und Formen der christlichen Dichtung.

Wie in der bildenden Kunst zunächst die alten Formen zum Ausdruck des Neuen benutzt werden, so bedient sich auch die frühe christliche Epik des Hexameters und der von den klassischen Dichtern ausgebildeten

¹ Beymann, a. a. O S. 87 ff. zu Klaudianus.

² Übers. von Irtadius Lemniacus, Des Cl. R. N. Heimkehr, Berlin 1872.

³ Vgl. A. Gudemann, Geschichte der altchristl. lat. Literatur vom 2.—6. Jahrh. Sammlung Götschen 1925; Eduard Norden, Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter in Kultur der Gegenwart I. Abt. VIII³. Berlin-Leipzig 1924; S. Liegmann, Christliche Literatur, in: Werke-Norden, Ein-

poetischen Sprache, vor allem der des Vergil, um den neuen Inhalt episch zur Darstellung zu bringen. Man war bemüht, eine der heidnischen ebenbürtige Dichtung zu schaffen, um durch sie die profanen Werke, vor allem das Nationalepos Vergils, aus der Schule und der Gunst des Publikums zu verdrängen. In diesen christlichen Dichtungen treten an die Stelle der mythologischen Helden die Gestalten des Alten und des Neuen Testaments, die Heiligen und Märtyrer. Wohl mangelte es den Verfassern dieser epischen Schöpfungen nicht an dichterischer Kraft, wohl finden sich Stellen von hoher poetischer Schönheit in ihnen, aber teilweise bleiben sie doch nur versifizierte Prosa.

Neben dieser ganz in überkommenen Bahnen sich bewegenden Epik entwickelte sich die Hymnenpoesie. Die Hymnen, die zunächst zum Gesang beim Gottesdienst bestimmt waren, sich aber später von diesem praktischen Zweck lösten, gaben dem religiösen Gefühl in lyrischer Form Ausdruck. Das Metrum hielt sich zunächst an die klassischen Formen, allerdings an volkstümlichere Maße wie den jambischen Dimeter und den trochäischen Daktonar, dann aber machte sich eine Vernachlässigung der Quantität bemerkbar, und es entwickelte sich eine akzentuierende Dichtung, in der gewissermaßen als Ersatz für das quantitativer Prinzip Reime angewandt werden; sie sind schon häufig bei Sedulius und werden dann um die Wende des 5./6. Jahrhunderts notwendig.

§ 149. Die epische Dichtung.

Das früheste Gedicht dieser Gattung, dem Laktanz zugeschrieben, handelt in 85 Distichen vom Vogel Phönix; ihm liegt zwar der heidnische Mythos zugrunde, aber sicherlich sollen die Auferstehung und die Virginität in einem Symbol verklärt werden.

Die Form des Hexameters haben drei kürzere Gedichte: die *Laudes Domini* in 148 Hexametern, die vielfach an Vergil anklängen, ein Wunderbericht, an den sich eine Lobpreisung Christi anschließt und der in ein Gebet auf Konstantin ausmündet, ferner *Sodoma*, die Zerstörung Sodomas, in 167 Hexametern und *De Iona*, die Geschichte des Jonas in Verbindung mit dem Schicksal Ninives, in 105 Hexametern. Dichterisch reizvoll finde in dem ersten Gedicht die Beschreibung des Toten Meeres, in dem letzteren die Schilderung eines Seesturms.

C. Vettius Aquilinus Juventus, ein spanischer Presbyter (um 330), verfaßte in der Form des vergilischen Hexameters *Evangeliorum libri IV*, in denen der Dichter Christi Taten hauptsächlich im Anschluß an das Matthäusevangelium in anmutiger Form erzählt. Juvenkus, der im Hinblick auf den Ruhm Homers und Vergils auch für sein Werk auf langdauernde Wirkung hofft, ist lange gelesen worden, doch liegt sein Wert

Leitung in d. Altertumswissenschaft 1. B. 5. Heft. Leipzig u. Berlin 1923; A. Baumgartner, Die lateinische und griechische Literatur der christl. Völker, Gesch. der Weltliteratur Bd. IV, Freiburg 1905; Dr. Guido Maria Dreves, Die Kirche der Lateiner in ihren Liedern. Rempten u. München 1908, Sammlung Kösel 16. Eine Auswahl der christl.-lat. Dichtung von H. Viezmann, Lat. altkirchl. Poesie, Kl. Texte 47/49. Bonn 1910.

nicht so sehr im Künstlerischen als in der Schöpfung einer Sprache, die den neuen Gedanken Ausdruck geben konnte; sie entstand teils durch Anlehnung an Vergil und andre Dichter (z. B. Lukrez, Propert, Horaz, Ovid u. a.), teils durch Neuschöpfung auf dem Gebiet des Wortschatzes. Der Hexameter weist mancherlei Besonderheiten auf¹.

Zu diesen Dichtungen gehört auch der Heptateuch **Cyprians** aus Gallien (6. Jahrh.), die dichterische Bearbeitung der geschichtlichen Bücher des Alten Testaments — ein Seitenstück zu dem Werke des Juvenkus. Von dieser Dichtung, die umfangreicher gewesen ist, sind nur erhalten die 5 Bücher Moses, das Buch Josua und das Buch der Richter, also 7 Bücher, daher die Bezeichnung Heptateuch. Der Hexameter, der viele Verstöße gegen die Metrik aufweist, aber andererseits von dem Kunstmittel der Alliteration reichlich Gebrauch macht, wird gelegentlich durch den phaläkischen Hendekasyllabus abgelöst. Die Sprache, die sich an Vergil anlehnt, ist im Wortschatz begrenzt².

Poetisch wertvoller ist das Paschale Carmen des **Sedulius** aus dem 5. Jahrhundert, in dem in einem einleitenden Buch die Wunderthaten des Alten Testaments berichtet werden, während die Bücher 2—4 die Wunder Jesu von der Geburt bis zu seiner Himmelfahrt verherrlichen. Den Titel „Ostergedicht“ wählte Sedulius, weil Christus als unser Osterlamm geopfert worden ist. Sedulius ist gegenüber Juvenkus selbständiger in der Darstellung: er will nicht nur berichten, sondern auch deuten; auch übertrifft seine Sprache die des Juvenkus durch Sicherheit im Ausdruck, lehnt sich jedoch stark an Vergil an. Von Sedulius stammen noch zwei Hymnen, von denen der eine die Form der Elegie hat und das Kunstmittel der Epianalepsis benützt:

Unius ob meritum cuncti periere minores
Salvantur cuncti unius ob meritum,

der andere ein **Abecedarius** ist, in dem Christi Leben und Taten von der Empfängnis bis zur Himmelfahrt besungen werden. Die Strophen des Hymnus bestehen aus vier jambischen Dimetern, in denen sich Vers- und Wortakzent häufig decken und der Reim reichlich Anwendung findet. Teile aus den Dichtungen des Sedulius sind in das Missale und das Brevier der Kirche übergegangen, so daß er bis heute in der Liturgie fortlebt³.

Nicht nur war, wie wir sahen, bei den epischen Dichtungen der Einfluß Vergils stark zu spüren, man ging auch so weit, aus Splittern vergilischer Dichtungen Gedichte christlichen Inhalts zusammenzufügen, die sogenannten **Centonen**. Erhalten ist der Cento der Proba, der Frau eines Stadtpräfekten aus dem 4. Jahrh., in dem Abschnitte aus der Geschichte des Alten und des Neuen Testaments dargestellt sind. Eigennamen paßten nicht in den Vers der Proba, für klare Schilderungen fehlte ihr das sprachliche Material und oft bedient sie sich einer Form des Ausdrucks, die auf uns komisch oder verletzend wirkt.

Auch das **Epigramm** fand in christlicher Zeit Pflege. Vom Papst

¹ C. Weymann, a. a. D. S. 21—23.

² C. Weymann, a. a. D. S. 113—117.

³ C. Weymann, a. a. D. S. 121—137.

Damasus (366–384) haben wir Epigramme im Hexameter und auch im elegischen Distichon, die als Aufschriften für die Gräber in den Katakomben dienten¹.

Von zwei erhaltenen Invektiven richtet sich die eine gegen **Nikomachus**, einen Anhänger der alten Religion, der im Kampfe mit Theodosius den Tod gefunden hatte, die andre gegen einen Senator, der vom christlichen Glauben abgefallen war.

Abseits von den Dichtern, die die neuen Gedanken des Christentums in den überkommenen Formen darzustellen suchten, steht **Kommodianus**, der früher allgemein dem 3. Jahrhundert zugewiesen wurde und deshalb für den ältesten christlichen Dichter in lateinischer Sprache galt, während ihn heute manche in das 5. Jahrhundert setzen². In seinen *Instructiones*, 80 akrostichischen Gedichten in 2 Büchern, wendet er sich im ersten Buche an Heiden und Juden, im zweiten an die Christen und deren verschiedene Klassen, die Katechumenen, die Getauften, die Pönitenten, die Apostaten usw. Das *Carmen apologeticum* richtet sich ebenfalls an Heiden und Juden und gibt theologische Unterweisungen, die mit einer breit ausgeführten Eschatologie schließen.

Kommodian bedient sich eines eigentümlichen Verses, der nach Art des Hexameters gebaut ist, aber durch die ständige Penthemimeres in zwei Teile zerfällt, die in ihrem Ausgang beide Beachtung der Quantität zeigen, während diese im Anfang beider Versteile unbeachtet bleibt. Sprachlich legte sich der Dichter dadurch eine schwere Fessel auf, daß er seine *Instructiones* akrostichisch haute, ferner in wenigen Gedichten durch den Ausgang der Verse auf einen bestimmten Vokal, sowie im *Carmen Apologeticum* durch den distichischen Aufbau. Manche sprachliche Eigentümlichkeiten weisen darauf hin, daß der Dichter sich vorzüglich an das Volk wenden wollte.

§ 150. Die christliche Hymnendichtung.

Der erste Dichter von Hymnen in lateinischer Sprache ist **Hilarius** von Poitiers (1. Hälfte des 4. Jahrh.), der, in den Orient verbannt, dort die griechische Hymnendichtung kennengelernt hatte. Von seinen Hymnen sind allerdings nur wenige Bruchstücke erhalten³. Als der eigentliche Schöpfer der Hymnenpoesie wird **Ambrosius** (um 340–397) angesehen. Ihm schwebte bei Abfassung dieser Gedichte ein praktischer Zweck vor: einerseits wollte er die Feierlichkeit des Gottesdienstes erhöhen, andererseits lag ihm daran, die Gläubigen für den Kampf gegen die Arianer dogmatisch zu schulen. Der Vers der ambrosianischen Hymnen ist der akatalektische jambische Dimeter, in dem an den ungeraden Stellen ein Spondeus oder Anapäst eintreten darf. Der Vers ist quantifizierend, aber Wort- und Versakzent treffen häufiger als in der alten Poesie zusammen, Reime sind zufällig. Die Sprache ist schlicht, aber von verhaltener Empfindung und Begeisterung. Je vier Verse schließen sich zu einer Strophe zu-

¹ C. Weymann, a. a. D. S. 47–61.

² C. Weymann, a. a. D. S. 1–18.

³ C. Weymann, a. a. D. S. 29–32.

sammen, deren jeder Hymnus 8 hat. Von den unter der Bezeichnung ambrosianischer Hymnen überlieferten Gesängen sind 4 unzweifelhaft echt: 1. Deus creator omnium, 2. Aeterne rerum conditor, ein Morgenlied, 3. Iam surgit hora tertia, ein Lied für die dritte Tagesstunde, 4. Veni redemptor gentium, ein Weihnachtslied. Außer diesen 4 Hymnen dürfen noch 8 weitere dem Ambrosius zugesprochen werden, jedoch nicht das Te Deum Laudamus, das als ein Werk des Niketa von Remesiana (um 400) gilt¹.

Aurelius Prudentius Alemens (348—410), der bedeutendste christliche Dichter der Antike, den Bentley den christlichen Horaz genannt hat, stammt aus Spanien, vermutlich aus Saragossa. Über sein Leben berichtet er selbst, daß er nach strenger Schulzeit und einer in sinnlichem Genusse verbrachten Jugend zunächst Sachwalter gewesen sei, dann Staatsämter bekleidet habe und schließlich sogar an den Hof berufen sei. Der Dichter hat dann auf allen Glanz der Welt freiwillig verzichtet, um den Rest seines Lebens ganz der christlichen Dichtung zu weihen: „Die sündige Seele soll die Torheit von sich werfen, mit Worten wenigstens Gott verherrlichen, wenn sie es mit Verdiensten nicht vermag.“

Prudentius, Selbstbekenntnisse des Dichters. (Praefatio)².

Schon fünfzig Jahre, mein' ich, zählt mein Leben,
Und noch ein siebtes dreht' sich raschen Laufs,
Daß ich der Sonne flücht'gen Glanz genieße.
Es naht das Ziel, und Gott schickt schon die Tage,
Die hart am Greisenalter stehn. Was hab' ich Gutes
In all der langen, langen Zeit getan?

Die Kindheit weinte unter harten Schlägen.
Bald lehrte dann, vom Bösen mich bestrickt,
Die Toga lügen, und nicht ohne Schuld.

Darauf besudelte wollüst'ge Neigung
Und frecher Übermut (o Schmach und Schande!)
Die Jugendzeit mit ihrem trüben Schmutz.

Streit regte stürmisch meine Seele auf,
Und eigensinn'ger Durst nach Siegesruhm
Ward harten Schicksalschlägen unterworfen.

Zweimal führt' in berühmten Städten ich
Die Zügel der Geseze als ihr Herrscher,
Den Guten Recht verschaffend, Frevler strafend.

Zu höherm Grad im Dienste seiner Waffen
Erhob mich dann des milden Herrschers Huld
Und ließ mich stehn in seiner nächsten Nähe.

Indem das Leben so vorüberflog,
Ward unvermerkt dem Greise weiß das Haar,
Und mahnt' mich an den alten Konsul Salia.

Wie viele Winter mir bereits entflohn,
Wie oft die Rosen drauf im Garten blühten,
Sagt' mir an seinem Tag das schneeige Haupt.

¹ C. Weymann, a. a. O. S. 32—46.

² Übers. von A. Baumgartner, Die lat. und griech. Lit. der christl. Völker.
Freiburg 1905.

Was wird mir all das nach des Leibes Hingang
Wohl frommen, sei es Gutes oder Böses,
Wenn, was ich war, mein Sterben hat vernichtet?

Fest steht das Eine: Was du immer bist,
Die Welt, der du gedient, ist dir verloren,
Gott hast du nicht gesucht, und ihm gehörst du.

So mög' die sünd'ge Seele doch zuletzt
Die Torheit lassen; kann sie mit Verdienst
Gott nicht lobpreisen, mit der Stimme doch.

Unter den Gedichten des Prudentius ragen hervor das Tageszeitenbuch (liber *Καθημερινῶν*) in 12 Liedern, unter denen allerdings neben Morgen-, Abend- und Tischliedern sich auch Fasten- und Festlieder befinden. Sie sind, mit den Hymnen des Ambrosius verglichen, reicher und kunstvoller. Vielgestaltig ist die metrische Form, in der sich Prudentius nicht auf den jambischen Dimeter beschränkte, sondern die verschiedensten Maße — jamb. Senar, troch. Tetrameter, phaläk. Hendakasyllaben, Asklep. Strophe, Sapph. Strophe u. a. — Anwendung fanden. Im Gegensatz zu der knappen, volkstümlichen Art des Ambrosius liebt Prudentius reicheres Ausmalen, ohne den Strom seiner Empfindung zu hemmen, wobei sich in erläuternden Erzählungen das lyrische Element mit epischen und didaktischen Bestandteilen verband. In den 14 Gedichten *Περὶ στερῶνων*, auf Märtyrer gedichtet, kommen die Lebensgeschichte der Heiligen, ihre Leiden, die Wunder, die sie gewirkt, und ihre Grabstätten zur Anschauung. Prudentius formte den Stoff, den er in der lebendigen Erinnerung der Gläubigen fand, mit der Blut seiner Empfindung unter reichstem Wechsel des Metrums, so daß jedes Gedicht ein andres Versmaß hat, in klassischer Sprache, allerdings in den ins einzelne gehenden Schilderungen der Folterqualen nicht ohne Rhetorik. In mehreren didaktischen Dichtungen, deren Form episch ist, will der Dichter das Heidentum und die Häresien treffen. In den zwei Büchern *Contra Symmachum* verspottet er die Götter und bekämpft die *Relatio Symmachi*, in der dieser um Duldung der alten Religion gebeten hatte. Die Apotheosis stellt im Kampfe gegen die Häretiker die christliche Trinitätslehre dar, die *Hamartigenia*, vom Ursprung der Sünde, die reich an poetischen Schönheiten ist, wendet sich gegen Marcions dualistische Lehre. Die *Psychomachia*, die den Kampf um die Menschenseele zwischen christlichen Tugenden und heidnischen Lastern darstellt, ist dadurch bemerkenswert, daß mit dieser Dichtung das rein allegorische Epos zum ersten Male als Gattung auftritt. Das Mittelalter schätzte die *Psychomachia* besonders hoch, die allegorischen Figuren und Kämpfe wurden durch Miniaturen illustriert. Eigentümlich ist das *Dittochaeon*, dessen Name „doppelte Speise“ oder „doppelte Erquickung“ bedeutet, eine Benennung, die darauf beruht, daß in den 49 hexametrischen *Tetrasticka* Szenen und Gegenstände des Alten und des Neuen Testaments zur Darstellung kommen. Diese *Tetrasticka* beziehen sich auf Bilder, für die sie die Erläuterung geben sollten und sind insolgedessen wichtig für die christliche Kunstgeschichte.

Das Schaffen des Prudentius zeugt von hoher dichterischer Anlage, die sich besonders bei an sich unpoetischen Stoffen bewährte, vor allem

von starker Originalität, die ihn zum Schöpfer neuer Gattungen der Dichtung werden ließ. Seine Psychomachia leitete die Reihe der allegorischen Dichtungen des Mittelalters ein, in der Lyrik, die ihm auch neuartige Kunstgebilde verdankt, führte er das erzählende Moment ein. Verleugnen auch manche seiner Dichtungen nicht, daß auch er dem unheilvollen Einfluß der Rhetorik erlag, so ertönte in seinen Dichtungen andererseits doch die echte Sprache des Herzens. Was Prudentius schuf, ist, wie Bardenhewer¹ urteilt, Poesie von einer Gewalt und Größe, zu der nur wenige Dichtersfürsten aufgestiegen sind².

Meropius Pontius Paulinus (353—431) in Burdigala geboren, aus vornehmer Familie, war Schüler des Ausonius, zu dem er in innigstem Freundschaftsverhältnis stand. Nachdem er hohe Staatsämter bekleidet hatte, trat er zum Christentum über, er verkaufte seine Güter und schenkte den Erlös den Armen. Aus dieser Zeit stammt der berühmte Briefwechsel zwischen Paulinus und seinem Lehrer Ausonius, der jenen vergeblich in der Welt festzuhalten suchte. Paulinus blieb seinem Ideal treu und wurde später Bischof von Nola.

Von Paulinus sind 36 Gedichte in epischen und lyrischen Maßen erhalten, darunter die schon erwähnten poetischen Briefe an Ausonius, in denen sich Heidentum und Christentum messen, diesem aber der Sieg zuteil wird, weil in ihnen der verflachten und eines wertvollen Gehalts entbehrenden Welt des Ausonius eine andre gegenübertritt, die dem Leben einen tiefen und echten Inhalt gibt.

In drei Gedichten wird die alte Form mit christlichem Denken gefüllt; dem Epithalamium, in dem der Gegensatz zwischen christlicher und heidnischer Ehe deutlich wird, dem Propempticon in sapphischer Strophe und der Consolatio. Die Paraphrasen von Psalmen bilden den Beginn einer neuen Literaturgattung, die im Mittelalter und in der Neuzeit eifrige Pflege fand. In einer Reihe von Gedichten „Carmina natalicia in S. Felicem“ wird der hl. Felix verherrlicht. Zu Ehren dieses Heiligen dichtete Paulinus auch Epigramme, die bestimmt waren, für die großen Bauten, die Paulinus am Grabe des hl. Felix aufführen ließ, als Inschriften zu dienen.

Paulinus steht dem Prudentius nach an Gedankentiefe, schöpferischer Phantasie und Blut der Empfindung, aber er erfreut dafür durch den klaren Fluß seiner Gedanken und die elegante Form seiner Verse³.

¹ D. Bardenhewer, Geschichte der altkirchl. Lit. in 4 Bänden. Freiburg 1914—1924, III, 33.

² C. Weymann, a. a. D. S. 61—87.

³ C. Weymann, a. a. D. S. 92—103.

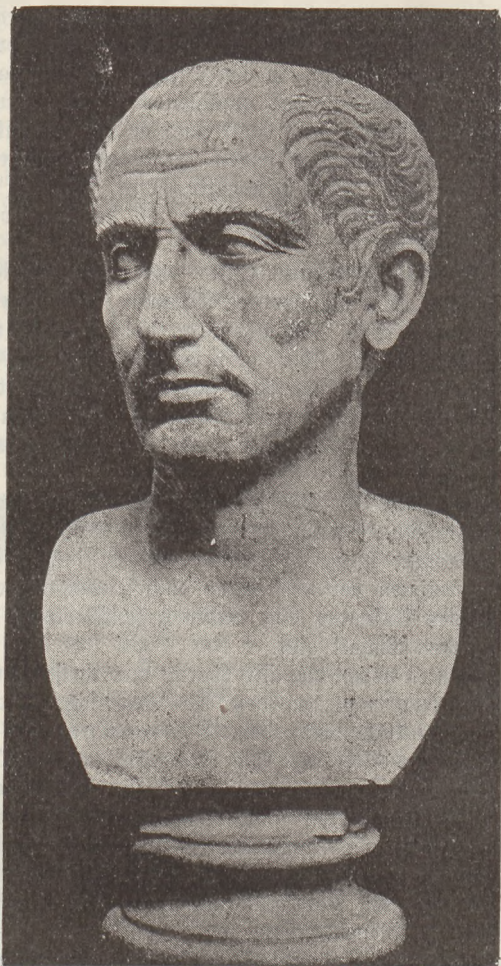


Abb. 41. Cäsar.

Römische Geschichtschreibung.

§ 151. Einleitung.

Die antike Geschichtschreibung, von der die römische einen Teil bildet, unterscheidet sich dadurch wesentlich von der modernen, daß sie um die Form der Darstellung und ihre Wirkung auf den Leser mehr bemüht ist als um die Wahrheit. Zwar hat es nicht an Historikern gefehlt, die in der Erforschung der Wahrheit die höhere Aufgabe der Geschicht-

schreibung sahen, aber im allgemeinen geben zwei Mächte dieser ihre allgemeinen Prägung, die Rhetorik und die Poesie. In theoretischen Erörterungen wird in römischer Zeit auf die Beziehungen, die Rhetorik und Poesie zur Geschichtsschreibung haben, hingewiesen. So sagt Cicero in bezug auf die rhetorische Formung: Brutus 42: Concessum est rhetoribus ementiri in historiis, ut aliquid dicere possint argutius, und Quintilian über die poetische Gestaltung Inst. or. X. l. 31: Historia est proxima poetis et quodam modo carmen solutum. Der Einfluß der Rhetorik zeigt sich bei den römischen Historikern in der einheitlichen Gestaltung des Stils, mit der es nicht vereinbar ist, Urkunden in der ursprünglichen Fassung zu zitieren oder Vokabeln eines fremden Idioms aufzunehmen; vielmehr muß alles dem einheitlichen Stil angepaßt werden. Auch die zahlreichen Reden, die die römischen Historiker, den griechischen folgend, in die geschichtliche Darstellung einweben, lassen die Einwirkung der Rhetorik erkennen. Die poetische Gestaltung der geschichtlichen Werke offenbart sich in den Exkursen, den *deverticula amoena* (Livius IX 17, 1) und dem von der hellenistischen Theorie geforderten Aufbau nach dramatischen Gesichtspunkten. Auch die Arbeitsweise der antiken Geschichtsschreibung ist von der modernen ganz verschieden. Für die Darstellung der Vergangenheit genügt es nämlich, das bei den Vorgängern vorliegende Material stilistisch umzuformen, ohne es durch archivalische Studien zu ergänzen, wobei allerdings für die im folgenden zu behandelnde Zeit Ammianus Marcellinus eine rühmliche Ausnahme bildet, der den Archiven nicht nur höchste Autorität beilegt, sondern sie auch mit Vorsicht zu benutzen weiß.

§ 152. Eigenart römischer Geschichtsschreibung.

Bei der römischen Poesie führt die künstliche Aufspaltung zu der Umkehrung organischer Gesetze der Literaturentwicklung; ähnlich ist es in der Prosa. Die griechische Prosa entsteht infolge einer inneren Notwendigkeit nach der Poesie, die römische dagegen ist von der aus der Fremde eingeführten Dichtkunst nur durch eine kurze Zeitspanne geschieden. Während die römische Dichtung zunächst ganz in den Händen von griechischen Freigelassenen oder Männern niederen Standes liegt, ist die römische Geschichtsschreibung entsprechend ihrer engen Zugehörigkeit zu den politischen Entwicklungen und Idealen von Anfang an Sache vornehmer Herren.

I. Die Zeit bis Sulla.

§ 153. Die älteste Form der Geschichtsschreibung.

In den Aufzeichnungen der Pontifices auf einer in der Regia, dem Amtshaus der Pontifices, aufgestellten weißen Tafel (*album*), die nachher im Archiv der Pontifices aufbewahrt wurde, liegt die Urform der römischen Geschichtsschreibung. Ohne künstlerische Absicht wurden unter den Namen der Magistrate wichtige Ereignisse wie Sonnen- und Mondfinsternisse, Mißwachs und Teuerung aufgeschrieben. Diese nur aus einer trockenen Registrierung der Tatsachen bestehenden Aufzeichnungen sind wohl

schon früh gesammelt und ergänzt worden. Schließlich wurden sie, als die Sitte aufgehört hatte, in 80 Büchern unter dem Titel *Annales maximi* gesammelt. Die Annalen boten den frühesten Bearbeitern der römischen Geschichte den Stoff und für ihre Darstellung die annalistische Form, die für die älteren Geschichtsschreiber bis auf Sallust allein maßgebend war, aber auch der späteren Geschichtsschreibung die Anordnung vorschrieb, die allerdings durch andre Gesichtspunkte, bei Tacitus sind es künstlerische, durchbrochen werden konnte. Die vornehmen Geschlechter hatten in alter Zeit ebenfalls Aufzeichnungen über die Amtsführung und die Taten ihrer Familienmitglieder in den *elogia*¹ der Ahnenbilder, die sie in den Flügeln des Atriums aufstellen durften, und den Leichenreden, *laudationes funebres*, die sie aufbewahrten.

§ 154. Die griechisch schreibenden Annalisten.

Aus den Annalen entwickelte sich die Geschichtsschreibung als Gattung der Literatur. Da den Verfassern der ersten Werke dieser Art das Vorbild von Geschichtsdarstellungen einzelner Landschaften der griechischen Literatur vorschwebte, wie sie etwa in der babylonischen Geschichte des Berossos oder der ägyptischen Manethos vorlagen, bedienten sie sich der griechischen Sprache. Diese merkwürdige Erscheinung wird aber auch wohl darin ihren Grund haben, daß es zunächst noch schwierig war, lange Gedankenreihen in der noch unentwickelten eigenen Sprache zu formen, ferner in der politischen Gesichtspunkten entspringenden Absicht, nicht nur für die griechisch gebildeten Landsleute zu schreiben, sondern den Werken durch die Abfassung in der damaligen Weltsprache eine weitere Wirkung zu geben, um die Welt über das Volk der Römer aufzuklären. Zu diesen Männern gehören Q. Fabius Pictor, der nach der Schlacht von Cannä als Gesandter nach Delphi geschickt wurde, L. Cincius Alimentus, der 211 Prätor war, P. Kornelius Scipio Afrikanus, A. Postumius Albinus und C. Acilius.

§ 155. M. Porcius Kato.

M. Porcius Kato (234–149), der leidenschaftliche Gegner der Hellenisierung des Römertums, hat als erster römische Geschichte in lateinischer Sprache geschrieben und wurde dadurch zum Begründer der lateinischen Prosa. Seine *Origines*, die nur in Fragmenten erhalten sind, erzählten in Buch 1–3 die Urgeschichte Roms und die der italienischen Städte, in den Büchern 4–7, die erst nach Katos Tode herauskamen und den Büchern 1–3 trotz des für sie nicht passenden Titels angereicht wurden, die Kriege vom 1. Punischen bis zu Katos letzter Lebenszeit. In den späteren Büchern lag diesem vor allem daran, über die Zeit zu berichten, die er selbst handelnd miterlebt hatte. An dieser Geschichtsdarstellung ist bemerkenswert, daß sie durch das Interesse, das Kato ebenso

¹ Vgl. die *elogia* als Aufschriften der Basen der Helden der römischen Geschichte auf dem Forum Augusti, Horaz, c. IV 8, 13: *non incisa notis marmora publicis, per quos spiritus et vita redit bonis post mortem ducibus.*

der Landschaft wie den Städten zuwandte, zu einer italischen Geschichte wurde, und daß der Verfasser in ihr von dem Brauch hellenistischer Historiker, die Persönlichkeit zu feiern, sich so weit entfernte, daß er nicht einmal die Namen der Führer nannte. Die annalistische Darstellung genügte ihm ebensowenig wie die ungeprüfte Übernahme der in ihr enthaltenen Berichte, sein Streben ging vielmehr auf eine kritische Behandlung seiner Quellen, ferner gab er nach dem Vorbild griechischer Historiker auch interessante Einzelheiten geographischer und ethnographischer Art (admiranda) und legte auch Reden ein, allerdings nur die von ihm selbst gehaltenen. An seinem parataktischen Stil rühmt Sallust die ausdrucksvolle Kürze, die brevitas, die Stileigentümlichkeit dieses Historikers wie auch des Tacitus ist.

§ 156. Lateinisch Schreibende Annalisten. Historische Monographie und Autobiographie.

Das Beispiel Katos machte zwar bei den auf ihn folgenden Historikern insofern Schule, als sie sich der lateinischen Sprache bedienten, jedoch kehrten sie zu der annalistischen Anordnung des Stoffes zurück. Unter ihnen sind zu nennen: L. Cassius Hemina, in dessen Fragmenten der Einfluß Katos fühlbar ist wie bei L. Kalpurnius Piso Frugi, dem Gegner der Gracchen, der, wohl unter dem Einfluß des Ennius, die Mythen rationalistisch deutete; zu ihnen gesellt sich der weitschweifige Cn. Bellius. Sempromius Asellio beschränkte sich auf die Darstellung der Geschichte seiner Zeit, bei der er unter dem Einfluß des Polybios auch den Gründen der geschichtlichen Tatsachen nachzugehen suchte. L. Cölius Antipater dagegen, den Livius neben anderen Autoren als Quelle für seine 3. Dekade benutzt hat, unternahm es, einen begrenzten Zeitabschnitt der römischen Geschichte durchaus nach den Grundsätzen einer rhetorischen Geschichtsschreibung darzustellen, u. z. den Krieg mit Hannibal. Er legte seiner Darstellung den romanhaft ausgeschmückten Bericht eines Begleiters Hannibals, nicht das Werk des Polybios, zugrunde.

In dieser Zeit kamen auch die Selbstbiographie und die Denkschrift auf. Über ihr eigenes Leben schrieben M. Aemilius Scaurus (Konsul 115 und 107) und P. Rutilius Rufus (gest. um 77); eine Denkschrift über sein Konsulat verfaßte Q. Lutatius Catulus (Konsul 102), der mit Marius die Kimbern bei Verzellä besiegte. Sulla suchte in seinen 22 Büchern umfassenden Denkwürdigkeiten sein Wirken als Ausfluß der Vorsehung hinzustellen.

Der Zeit Sullas gehören auch an Q. Klaudius Quadrigarius und Valerius Antias, die noch in dieser Zeit in der Weise der alten Annalisten schrieben, wobei jeder folgende den Stoff erheblich vermehrte; der letztere, von Livius benutzt, ist berüchtigt wegen seiner Fälschungen und Übertreibungen. Auf ihn und Fabius Pictor ist es zurückzuführen, daß die Geschlechter der Fabier und der Valerier in der Darstellung der älteren Zeit eine so hervorragende Rolle spielen.

II. Die Zeit bis Augustus.

§ 157. Sifenna.

Die leidenschaftliche Erregung der Gemüter zur Zeit der Bürgerkriege fand ihren Niederschlag in Werken, die die Zeitgeschichte darstellten. Kornelius Sifenna (gest. 67) ist durch seine *Historiae*, in denen er die alte annalistische Form zugunsten einer künstlerischen Gruppierung des Stoffes sprengte, der Geschichtschreiber der sullanischen Zeit geworden.

§ 158. Sallust.

Die scharfen Gegensätze zwischen den Optimaten und den Popularen zittern in den Werken des Sallust (86—34) nach, in seinem Leben aber spiegelt sich das bewegte Auf und Nieder des Schicksals, wie es politisch erregten Zeiten eigentümlich ist. In seinem Privatleben war er so zügellos, daß er aus dem Senat gestoßen wurde, allerdings wurde er durch seinen Freund Cäsar rehabilitiert und wieder in ihn aufgenommen. Als Prokonsul von *Africa nova* erpreßte er so hohe Summen, daß er den nach ihm benannten Park auf dem Pincius anlegen konnte. In seinen beiden Monographien *Katilina* und *Jugurtha* und den *Historiä*, die im Anschluß an Sifennas Werk die Zeit von 78 bis 67 behandelten, zeigt er sich als scharfen Gegner der Optimaten. Hatte er die Verschwörung des *Katilina* als Zeitgenosse miterlebt, so brachte er für die Darstellung des jugurthinischen Krieges die Kenntnis des Schauplatzes mit. Besonders im *Jugurtha* zeigt Sallust die sittliche Verkommenheit und Unfähigkeit der regierenden Nobilität. Von diesem Hintergrunde hebt sich in seiner geschickten aber parteiischen Darstellung als Kontrastfigur der Demokrat *Marius* ab. Auch legt er in dieser Schrift an passender Stelle Exkurse ein, u. a. über Afrika. Im *Katilina* reinigt er Cäsar von dem Verdacht der Teilnahme an der Verschwörung und begrenzt das Verdienst *Ciceros*, wie in den *Historien* das des *Pompejus*. Beide Monographien zeigen eine reife Kunst. Sie suchen in dem Leser durch philosophische Reflexionen die dem Stoff angemessene Stimmung zu wecken; wie Expositionen oder Prologe wirken dort die Charakteristik *Katilinas* und des *Milieus*, in dem Persönlichkeiten dieser Art erwachsen, hier die Vorgeschichte des Krieges. Kunstvoll werden auch die handelnden Persönlichkeiten charakterisiert, bald direkt, bald indirekt, entweder wie im Drama durch das den Charakter offenbarende Handeln, bald durch Briefe oder Reden, unter denen die Reden Cäsars und *Katos* im *Katilina* besonders bedeutend sind¹.

Sallust versichert zwar ausdrücklich, objektiv schreiben zu wollen, aber seine Darstellung gibt trotzdem ein subjektiv verzerrtes Bild durch Verschweigen, Verschieben und falsches Verknüpfen der Tatsachen.

Sein Stil, der den Einfluß des *Thukydides* zeigt und von *Tacitus* nachgeahmt wurde, erhält seine eigentümliche Färbung durch ein leicht artifizierendes Kolorit und die möglichst knappe Formung, die wir bereits bei *Kato* beobachteten.

¹ U. Ullrich, Charakterdarstellung bei Sallust. Neue Jahrb. 1919, 1 S. 17 ff.

§ 159. Cäsar.

Der geniale Feldherr und Staatsmann hat ähnlich anderen Männern von seinen Ausmaßen noch Zeit zu schriftstellerischer Muße gefunden. Wie Friedrich der Große sich als Dichter und Denker betätigte, so auch Cäsar, der sich nicht nur mit dem Problem der Analogie und der Anomalie in 2 Büchern *De analogia* auseinandersetzte, sondern sich auch als Dichter versuchte. Natürlich mußten ihn ebenso die eigenen Laten zur Darstellung reizen. Dabei konnte dem rastlos Tätigen weniger an einer Selbstverherrlichung liegen, als an einer geschickten Einwirkung auf die öffentliche Meinung. Seine 7 Bücher *Commentarii de bello Gallico*, über die Jahre 53–52, die er vielleicht im Winter 52/51 zusammen veröffentlichte – das 8. Buch, die Jahre 51/50 behandelnd, ist das Werk eines Fortsetzers – sollten einmal dem römischen Publikum vor Augen führen, was der römische Name ihm verdanke, dann aber lag ihm auch daran zu zeigen, daß seine Maßnahmen in Gallien nicht willkürlich waren, sondern ihm durch die politische und militärische Lage aufgezwungen wurden. Auch die *Commentarii de bello civili* in 3 Büchern zeigen diese apologetische Tendenz, insofern Cäsar darin nachzuweisen sucht, daß nicht er an dem Ausbruch des Bürgerkrieges schuldig gewesen sei. Wenn auch beide Schriften im Leser den Eindruck strengster Objektivität erwecken, darf man sich dadurch doch nicht darüber hinwegtäuschen lassen, daß die politische Absicht auf die Wahrheit der Darstellung eingewirkt hat, und daß diese in beiden Werken nicht voll glaubwürdig ist. Der Stil Cäsars ist in seiner Knappheit und Schlichtheit gewissermaßen das Vorbild militärischer Berichterstattung geworden¹, wie sie auch im deutschen Heere üblich war. Die Schrift über den Bürgerkrieg, die nur die Ereignisse der Jahre 49 und 48 bis zum Beginn des alexandrinischen Krieges behandelt, wurde in dem *Bellum Alexandrinum*, dem *Bellum Africum* und dem *Bellum Hispaniense* fortgesetzt, Schriften, die weit unter der Darstellung Cäsars stehen.

§ 160. Biographie.

Auch die Biographie und die Autobiographie blühen in dieser Zeit. Kornelius Nepos (100–25) aus Oberitalien, der mit Cicero und Attikus sowie Katull, der ihm das erste Gedicht der Sammlung widmete, befreundet war, schrieb die Biographien von bedeutenden Männern, Königen, Feldherren, Staatsmännern, Dichtern, Rednern, Historikern, Grammatikern und Rhetoren in der Art, daß er Römer und Griechen einander gegenüberstellte. Von diesem Werk, *De viris illustribus* betitelt, sind 22 Biographien nicht-römischer Feldherren erhalten, ferner die des M. Porcius Cato und die des Attikus. Diese Biographien sind dadurch, daß in ihnen das Anekdotenhafte bevorzugt wird, sowie durch die in ihnen hervortre-

¹ Über seinen Stil das treffende Urteil Ciceros im *Brutus* 75. 262: *Orationes eius (sc. Caesaris) mihi vehementer probantur. Complures autem legi atque etiam commentarios, quos idem scripsit rerum suarum. Valde quidem, inquam, probandos; nudi enim sunt, recti et venusti, omni ornatu orationis tamquam veste detracta.* Vgl. auch J. Gundolf, *Cäsar. Geschichte seines Ruhms.* Berlin 1924 S. 8 ff.

tende Neigung zur moralischen Reflexion, durch Irrtümer und Mißverständnisse, durch chronologische und geographische Versehen nicht als Geschichtswerke zu betrachten. Der Stil des Buches, dem ein festes biographisches Schema fehlt, ist einförmig, zuweilen rhetorisch und zeigt, das Nepos nicht imstande war, Perioden zu bilden; die Sprache weicht von der klassischen Latinität ab.

In seinen drei Büchern *Chronica* stellte Nepos einen universalgeschichtlichen Abriss für die Römer her, für den er in dem griechischen Teil Apollodors Chronik benutzte, während er die römischen Daten ergänzte. Einen solchen chronologischen Abriss verfaßte unter Beschränkung auf die römische Geschichte L. Pomponius Attikus, der Freund Ciceros. In den *Exempla* gab Nepos eine Sammlung von Kuriositäten kulturgeschichtlichen Inhalts.

Die an bedeutenden und interessanten Persönlichkeiten reiche Zeit förderte noch mancherlei Biographien zu Tage, die aber alle verloren gegangen sind. So hören wir von einer *vita* des Pompejus, ferner Cäsars und Ciceros, dessen Leben von seinem Freigelassenen Tiro dargestellt wurde.

Ein eigentümliches biographisches Werk waren die *Imagines* des Polyhistor M. Terentius Varro (116–27). Es war ein Bilderbuch mit 700 Bildern, in dem berühmte Männer aus sieben Zweigen menschlicher Betätigung, u. z. Römer und Nicht Römer, in siebenmal sieben Büchern abgebildet waren und jeweils durch ein Epigramm gefeiert wurden. Von der Siebenzahl, die dem Werk zugrunde lag, wurde es auch *Hebdomades* genannt. Zu dem Ganzen hatte Varro eine Einleitung geschrieben.

§ 161. Autobiographie.

Die Autobiographie, die uns schon früher begegnete, und in den *Res gestae Sullae* eine bestimmte Tendenz zeigte, tritt in dieser Zeit als Selbstverteidigung auf wie in Ciceros Schrift *De consiliis suis*. Zu seiner Selbstverherrlichung verfaßte Cicero eine Schrift über sein Konsulat in griechischer Sprache, auch versuchte er dies in einem Gedicht zu feiern.

§ 162. Altertumskunde.

Der oben erwähnte Varro verfaßte auch eine Kulturgeschichte des römischen Volkes, sowie mehrere Monographien über denselben Gegenstand. Die 41 Bücher *Antiquitatum rerum humanarum et divinarum* handelten nach dem Schema Menschen, Örtlichkeiten, Zeiten und Dinge, den *res humanae*, von Rom, Italien und den anderen Ländern, von der Chronologie und den Altertümern des öffentlichen Lebens, in den *res divinae* von den Priesterkollegien, den heiligen Stätten, den religiösen Festen und Opfern, ferner von den Göttern, welsch lehrerem Teil die religiösen Spekulationen des Poseidonios zugrunde lagen, die durch Barros Werk sowie durch Ciceros *Tusculanen I*, *De natura deorum II* und das *Somnium Scipionis* auf Augustinus und das Mittelalter gekommen sind. Die Schreibfreudigkeit Barros, die es auf 600 Bücher brachte und sich auf

alle möglichen Gebiete erstreckte — er schrieb über Landwirtschaft, Grammatik und Literatur so gut, wie er in der Form der menippeischen Satire Probleme der verschiedensten Art behandelte — hatte die unerfreuliche Kehrseite, daß er seine Quellen nicht mit der nötigen Sorgfalt meistern konnte. Von den geschichtlichen Monographien ist die Schrift *De vita populi Romani* dadurch bemerkenswert, daß sie eine Kultur- und Sittengeschichte des römischen Volkes zu geben versuchte.

§ 163. Stadtzeitung.

In einer Darstellung der römischen Geschichtschreibung darf die Stadtzeitung nicht unerwähnt bleiben. Als sich im Laufe der Zeit eine Zusammenstellung wichtiger Nachrichten durch Privatunternehmer entwickelt hatte, setzte Cäsar in seinem Konsulat durch, daß auch die Akten des Senats und der Volksversammlungen — unter Augustus unterblieb die Veröffentlichung der Senatsverhandlungen — veröffentlicht wurden. Mit Tagesneuigkeiten aller Art vereinigt — in der Kaiserzeit vor allem Nachrichten über das Herrscherhaus, Empfänge von Personen, Spenden — wurden diese dann unter der Bezeichnung *acta urbis*, *acta populi*, *commentarii diurni* oder bloß *acta* amtlich redigiert und von Privatunternehmern durch das Reich verbreitet.

III. Die Zeit des Augustus.

§ 164. Allgemeine Charakteristik¹.

Der starken politischen Bewegung in der Zeit der Bürgerkriege entsprach die umfangreiche schriftstellerische Produktivität, an der auch die Geschichtschreibung Anteil hatte. Als Augustus dem Reiche den Frieden geschenkt hatte, erlahmte zwar das Schaffen auf diesem Gebiete nicht, aber es ist ein neuer Mittelpunkt, um den sich das Interesse gruppiert, die Person des Princeps, der sein Leben selbst in seinen verlorenen Denkwürdigkeiten darstellte, wie es auch von anderen dargestellt wurde. Von dieser Literatur ist nur das sogenannte *Monumentum Ancyranum* auf uns gekommen. Es war natürlich, daß auch das Interesse an den Bürgerkriegen nicht erlosch, die denn auch von Asinius Pollio in seinen *Historiae*² behandelt wurden, aber es mußte ebenso reizvoll erscheinen, das Schicksal der vielen im römischen Imperium vereinigten Völker zu zeichnen, eine Aufgabe, der sich Pompejus Trogus unterzog³. Sein Werk ist eine Weltgeschichte, in der die von Livius wieder behandelte römische Geschichte fehlt. Die Fülle der Erlebnisse des Römervolkes und die im Gegensatz zu ihr mit dem Frieden eingetretene Stille gaben der Zeitströmung einen romantischen Zug, der die Blicke in die ferne Vergangenheit lenkte und die Frage, wie alles so geworden, den Dichtern und Geschichtschreibern aufdrängte. Nicht nur Vergil gab in seiner *Aeneis* auf sie Antwort, auch Livius vermittelt seinen Zeitgenossen eine Anschau-

¹ Vgl. Dessau, *Gesch. d. röm. Kaiserzeit* I 540 ff.

² Dessau 546 ff.

³ Dessau 550 ff.

ung von den Charaktereigenschaften, denen das großartige Reich seine Entstehung verdankte. Nicht unerwähnt bleiben dürfen die Commentarii geographischen Inhalts des M. Vipianius Agrippa —, er verfaßte auch eine Selbstbiographie —, nach denen eine Karte des Imperium Romanum angefertigt wurde, die auf dem Marsfelde Aufstellung fand und in Resten in der sogenannten Tabula Peutingeriana erhalten ist.

§ 165. Monumentum Ancyranum¹.

Oktavianus hat, nachdem er seine Herrschaft gefestigt hatte, Denkwürdigkeiten verfaßt, in denen er sich gegen die Angriffe seiner politischen Gegner verteidigte und seine Maßregeln im Bürgerkriege rechtfertigte. Schon bei seinen Lebzeiten erbaute der Kaiser auf dem Marsfelde für sich und seine Familie ein Grabmal, ein Mausoleum. Nach seinem letztwilligen Beheiß wurden vor diesem Grabmal zwei eiserne Pfeiler aufgestellt, in welche die Inschrift eingegraben wurde, die einen vom Kaiser verfaßten Abriß seines Lebens und seiner Taten enthielt. Im Jahre 1555 wurde eine Abschrift dieses Berichts in die Marmorwand der Vorhalle des Roma- und Augustustempels in lateinischer Sprache, eine griechische Übersetzung an der Außenwand der Tempelcella eingemeißelt aufgefunden.

Das Monumentum Ancyranum gibt in edler, klarer Sprache einen Bericht über die Taten des Augustus (res gestae divi Augusti heißt es in der Überschrift) und zerfällt in 3 Teile. In Kap. 1–14 werden die Ämter und Ehrungen des Augustus aufgezählt, in Kap. 15–24 seine Aufwendungen für den Staat und die Bürgerschaft, schließlich in Kap. 25–35 seine politischen Taten in Krieg und Frieden.

§ 166. Livius: Leben und Werk.

Das einzige, wenigstens in ansehnlichen Teilen erhaltene Werk dieser Zeit, ist das Geschichtswerk des Livius. Über dessen Leben sind wir nur wenig unterrichtet. Er stammt aus Patavium und ist dort auch in hohem Alter gestorben. Den größten Teil seines Lebens verbrachte er in Rom, in stiller Zurückgezogenheit philosophischen und rhetorischen Studien hingegeben, vor allem aber an seinem großen Werke arbeitend.

Das gewaltige Geschichtswerk *Ab urbe condita* in 142 Büchern beginnt nach einem Proömium, in dem Livius seine Aufgabe darlegt, mit der Ankunft des Aeneas in Italien und endete mit dem Tode des Drusus 9 v. Chr. Erhalten sind nur 35 Bücher, nämlich 1–10, die die Zeit bis 293 behandeln, und 21–45, davon 41 und 43 unvollständig, die vom Beginn des 2. Punischen Krieges bis zum Triumph des Aemilius Paullus über Perseus reichen (218–167). Einen allerdings nur geringen Ersatz für die verlorenen Bücher bieten die *Periochae*, Inhaltsangaben zu allen Büchern außer 136 und 137, ferner ein Auszug der von Livius erwähnten Prodigien von 190–12 v. Chr. durch Julius Obsequens. Das umfassende Werk wurde von Livius nach und nach herausgegeben und bis zum 90. Buch möglichst nach Dekaden und Halbdekaden gegliedert.

¹ Dessau 478 ff.

§ 167. Seine Arbeitsweise.

Da der antike Geschichtschreiber nicht Forscher im modernen Sinne ist und dessen Methoden nicht kennt, darf man nicht erwarten, daß Livius für die Darstellung der älteren Zeit die historischen Dokumente, Gesetze und Verträge, Senats- und Volksbeschlüsse, selbst eingesehen hat, wenn wir auch annehmen dürfen, daß er sich für die Darstellung der selbst-erlebten Zeit um das Material persönlich bemüht hat, wie wir es auch von Tacitus und Ammianus Marcellinus wissen. Dem antiken Brauche folgend legt Livius für die ältere Zeit die Werke seiner Vorgänger, also in der Hauptsache der Annalisten, zugrunde, in der Weise, daß er sich bald dem einen, bald dem andern anschließt, aber er benutzte auch den Polybios, der entweder mit den römischen Quellen verschmolzen oder in Abschnitten ganz übernommen wird. So wenig Livius seiner Auswahl der Autoren ein festes Prinzip zugrunde legte, war er bei denen, die er benutzte, auf ein kritisches Verfahren bedacht. Erst spät erkennt er, daß Valerius Antias, dem er lange Zeit folgt, keine Glaubwürdigkeit verdient, und spricht diese Erkenntnis an mehreren Stellen aus.

§ 168. Livius der Geschichtschreiber römischer Größe.

Über kritisch die Wahrheit zu erforschen, war auch gar nicht die Absicht des Livius, wenn ihn auch gewiß ein subjektives Streben nach Wahrheit leitete; vielmehr war es, wie wir aus der Praefatio zu seinem Werk hören, zunächst eine romantische Stimmung, die ihn den Leiden der Gegenwart entfliehen hieß, um in der Versenkung in die großen Bilder der Vorzeit Erhebung zu finden. Über diese bedeutsame persönliche Neigung zu den vergangenen Perioden der römischen Geschichte hinaus beehrte ihn aber auch ein tiefer Patriotismus, der ihn dazu drängte, den Gründen nachzugehen, die Rom groß gemacht und zu einem Weltreich hatten werden lassen, und indem Livius die Taten und die edlen Eigenschaften seiner Helden mit warmer Begeisterung zur Anschauung bringt, gibt er seinen Zeitgenossen zugleich die ernste Mahnung, dem Vorbild der Ahnen nachzueifern. Dadurch unterstützte er wie die Dichter der augusteischen Zeit die auf den Wiederaufbau des Staates gerichteten Bestrebungen des Augustus. Da er nicht müde wird, immer wieder auf die hohen sittlichen Vorzüge hinzuweisen, die nach seiner Auffassung sich im Römertum verwirklichten und geradezu sein Wesen ausmachten, ruht sein Patriotismus auf einer tiefethischen Grundlage. Wir spüren aber nicht nur diesen edlen Hauch sittlich vertiefter Vaterlandsliebe, es strömt uns aus dem Werk des Livius zugleich eine warme Religiosität entgegen, die für ihn ebenfalls einen Teil des römischen Charakters ausmacht. Die Einzelgötter sind nun in ihrem Wirken gleichartig, so daß sie überall als dieselben erscheinen; ihr Walten zeigt sich als numen in allen menschlichen Dingen, während dem fatum und der necessitas, die auch das menschliche Handeln leiten, sogar die Götter sich beugen müssen. Zu diesen Mächten tritt noch die fortuna, deren Wirken sich der Mensch nicht entziehen kann. Da die Götter ihren Willen in Zeichen offenbaren und auf diese geachtet werden muß, führt Livius die prodigia an, aber ohne ihnen

blindlings zu glauben, sondern nur in den außergewöhnlichen Erscheinungen eine Kundgebung des göttlichen Willens erblickend. Neben den Prodigien werden auch die Sühnmittel angegeben.

Das politische Ideal ist für Livius die Republik, verkörpert in der Herrschaft der Optimaten. Im Gegensatz zu ihr erscheinen auf der einen Seite die Könige als Tyrannen, auf der anderen Seite die große Masse als wankelmütig und unfähig zum Herrschen¹.

§ 169. Schwächen des Werkes.

Wenn Livius auch sicher von dem Streben nach Wahrheit beseelt ist, wie sich aus gelegentlichen Bemerkungen ergibt, dürfen wir ihm trotz Dantes Ausspruch, der ihn für unfehlbar erklärte, nicht blindlings folgen. Wie wenig seine Arbeitsweise auf eine kritische Behandlung der Quellen gerichtet war, sahen wir bereits oben, aber er spricht es sogar offen aus, daß die Geschichte der Vorzeit durch Sagen verklärt werden dürfe. Dazu kamen noch Fehlerquellen, die sich aus seinen persönlichen Anschauungen ergaben. Sein patriotisches Gefühl verleitete ihn dazu, die römische Sache stets als die gerechte hinzustellen, häßliche Züge zu verschweigen, das eigene Volk zu erhöhen, den Gegner herabzusetzen; aus seiner politischen Einstellung erwuchs die Sympathie für Pompejus. Ein Mangel an Einsicht in die politischen und wirtschaftlichen Zusammenhänge verursachte es, daß diese Dinge bei der Behandlung der älteren Zeit von Livius unrichtig dargestellt wurden, infolge des fehlenden militärischen Verständnisses bleiben die Schlachtenschilderungen unklar und haben daher nur rhetorischen Wert.

§ 170. Aufbau und Stil².

Mögen sich in dem Werk des Livius mancherlei sachliche Mängel nachweisen lassen, nach der formalen Seite verdient es uneingeschränkte Bewunderung. Ein glänzendes Erzählertalent, das sich vor allem in der Darstellung der älteren Zeit bewährt, sowie die bei der Schilderung großer Ereignisse fast dramatische Zuspitzung offenbaren hohe dichterische Anlagen. Von rhetorischen Kunstmitteln, zu denen die teils leicht altertümliche, teils poetische Färbung der Sprache, sowie der Gebrauch der Redefiguren wie Chiasmus, Anapher, Metapher, Metonymie, Personifikation u. a. gehören, macht Livius nur einen maßvollen Gebrauch. Er hat in sein Werk zahllose Reden verschlochten, deren Gesamtsumme man auf 1650 errechnet hat, wenn man die in den erhaltenen Büchern vorhandenen Reden zugrunde legt. In diesen Reden, die mit höchster rhetorischer Kunst gestaltet sind, läßt Livius die Persönlichkeiten an passenden Stellen, vor allem in gefährlichen Situationen, über ihre Motive und Absichten Aufschluß geben und besonders Züge ihres Charakters offenbaren. In der stilistischen Formung liebt Livius im Gegensatz zu Sallust reiche Wortfülle, durch die jene epische Breite entsteht, die Quintilian als *lactea ubertas* rühmt, aber auch als *macrologia* tadelt. Den Wortschatz erweitert

¹ F. Klingner, Livius. Die Antike I S. 86 ff.

² W. Kroll, Die Kunst des Livius. Neue Jahrb. 1921, I S. 97 ff.

Livius durch Übernahme von Vokabeln aus der Dichter- und der Umgangssprache und altertümlicher Ausdrücke der Quellen, auch im Gebrauch der Wortklassen und in der Wortfügung finden sich mancherlei Neuerungen. Der Satzbau zeigt große Mannigfaltigkeit in der Bildung der Perioden, in denen Nebenvorstellungen der Hauptvorstellung in der Form von Partizipien angegliedert werden. Asinius Pollio soll, wie berichtet wird, an dem Stil des Livius eine gewisse Patavinitas getadelt haben, womit wohl provinzielle Abweichungen vom feinen sermo urbanus gemeint sind, die wir jedoch nicht mehr zu erkennen vermögen.

Livius war schon zu seinen Lebzeiten berühmt. Sein Geschichtswerk wurde im Altertum von griechischen und römischen Geschichtschreibern und Dichtern als Quelle benutzt. Im Mittelalter war zwar die Kenntnis des Livius geringer, aber um so höher schätzten ihn dann die Humanisten, die sich wie Petrarca und Poggio um die Wiedergewinnung der verlorenen Teile bemühten. Kola di Rienzi sah in Livius seinen Lieblingsautor und Machiavelli schrieb über die erste Dekade seine Discorsi.

§ 171. Pompejus Trogus.

Pompejus Trogus, von den Vocontiern in der Gallia Narbonensis abstammend, schrieb in dieser Zeit *Historiae Philippicae* in 44 Büchern, in deren Mittelpunkt die Geschichte des makedonischen Reiches stand, die bis zur Unterwerfung unter die römische Herrschaft reichte. Ihr vorauf ging die Darstellung der orientalischen Reiche: Assyrien, Medien, Persien, sowie der griechischen Geschichte, während die Geschichte der Parther, der einzigen mit Rom rivalisierenden Macht, nachfolgte. Wir haben das Werk nur in abgekürzter Form, der Epitome des Justinus aus dem 2. oder 3. Jahrhundert. An dem Werk des Trogus fällt vor allem im Gegensatz zu Livius dreierlei auf: einmal ist es nicht römische Geschichte, sondern Universalgeschichte, dann schrieb Trogus, fast als wolle er ein Gegengewicht gegen die einseitig römische Auffassung des Livius schaffen, mit stark antirömischer Tendenz, schließlich vermied er die Einschaltung von Reden in direkter Form. Eigentümlich waren auch die geographisch-ethnographischen Exkurse, durch die Trogus sein Werk belebte, dessen Stil eine rhetorische Färbung hatte.

IV. Vom Tode des Augustus bis Hadrian.

§ 172. Verlorene Werke der früheren Kaiserzeit.

Das Bedeutendste, was aus der Zeit vom Tode des Augustus bis Hadrian erhalten ist, sind die Werke des Tacitus. Vieles ist verloren gegangen, so die Darstellung der Bürgerkriege und der Zeit des Augustus durch den edlen Cremutius Cordus, der wegen freimütiger Äußerungen sich das Leben nehmen mußte, während sein Geschichtswerk von den Adilen verbrannt wurde, ferner die Darstellung des Ausgangs der Republik und der ersten Kaiser durch Aufidius Bassus, schließlich die Fortsetzung des Aufidius Bassus durch den älteren Plinius sowie dessen *Bella Germaniae* in 20 Büchern, deren Verlust besonders beklagenswert ist, weil

Plinius als Reiteroffizier in Germanien gestanden hatte und das Land aus eigener Anschauung kannte, was ihn besonders befähigte, Erkurse über Land und Volk einzulegen.

§ 173. Bellejus Paterkulus¹.

C. Bellejus Paterkulus stammt nach Angaben, die er in seinem Geschichtswerk macht, aus einer Familie, die dem römischen Staate mehrfach tüchtige Offiziere geschenkt hatte. Auch er selbst war Soldat. Als tribunus militum, dann als praefectus equitum und schließlich als Legat diente er zunächst unter P. Vinicius in Thrakien und Makedonien, später unter Tiberius, der ihn persönlich auszeichnete, in Germanien und Pannonien. Im Jahre 15 wurde er Prätor. Sein Geschichtswerk *Historia Romana* in 2 Büchern, die zwei große Lücken aufweisen, ist offenbar eilig abgefaßt. Der Verfasser widmete es im Jahre 30 dem Consul M. Vinicius, dem Sohne des oben genannten Vinicius. Für Bellejus ist die römische Geschichte ein Teil der Weltgeschichte. Sein Werk, das von der Eroberung Trojas bis auf seine Zeit reicht, wird ausführlich mit der Darstellung des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus und gipfelt in Tiberius. Während Bellejus sich für die ältere Zeit auf Livius stützt, für die Darstellung der Zeit des Augustus, die er schon aus eigener Anschauung kannte, wohl auch das Memoirenwerk des Princeps benutzte, macht er sich bei der Schilderung der Zeit des Tiberius ganz von schriftlichen Quellen unabhängig und schöpft hier aus dem persönlichen Erleben und der eigenen Anschauung. Da Bellejus als Soldat viel Sinn für die Persönlichkeit hat, gibt er gern Charakteristiken der bedeutenden Männer, die mit wenigen Zügen treffend gezeichnet sind. Berühmt ist sein Tiberius, dessen Bild in stärkstem Gegensatz zu der düsteren Zeichnung des Tacitus steht, denn Bellejus feiert in begeisterter Weise dessen Regierungszeit. Wir verdanken dem Werk auch eine ausführliche Schilderung der Varusschlacht. Eine bemerkenswerte Eigentümlichkeit des Werkes ist ferner die Einbeziehung der griechischen und römischen Literatur und des kulturhistorischen. Antithesen sowie überladener und gezielter Ausdruck machen seinen lebhaften und geistreichen Stil rhetorisch.

§ 174. Valerius Maximus².

Ist Bellejus Paterkulus im ganzen eine erfreuliche Erscheinung, so wirkt Valerius Maximus mit seinen 9 Büchern *Facta et dicta memorabilia*, die dem Tiberius gewidmet sind, um so unerfreulicher. Das Werk besteht aus Exzerpten, die aus römischen Autoren, z. B. Cicero und Livius, ausgeschrieben und nach inhaltlichen Gesichtspunkten geordnet sind, wodurch 95 Gruppen entstehen. Es war für den Gebrauch der Rhetorenschulen bestimmt, für die es die *documenta*, und zwar *exempla Romana* und *externa*, lieferte, mit denen die Rhetoren ihre Deklamationen auszuschnücken pflegten. Valerius Maximus ist unkritisch und unzuverlässig, so daß er nur dort von einiger Bedeutung ist, wo uns seine Quellen

¹ Vgl. Deffau II 1. 92 ff.

² Vgl. Deffau II 1. 94 ff.

verloren sind, wie für die untergegangenen Teile des Livius. Sein Stil zeigt in seiner Manieriertheit und Affektiertheit, in dem Haschen nach Effekt und Pointen, die Merkmale des asiatischen Stiles.

§ 175. Q. Kurtius Rufus.

Q. Kurtius Rufus gab wahrscheinlich unter Klaudius, jedenfalls vor Hadrian, 10 Bücher *Historiarum Alexandri Magni* heraus, von denen 1 und 2 verloren, 3–10 nur lückenhaft erhalten sind. Ihm ist es weniger um die geschichtliche Wahrheit zu tun, als um die anziehende Darstellung interessanter Begebenheiten, wodurch es kommt, daß manches romanhaft wirkt. Die Sprache ist im ganzen die der Klassiker, aber im Wortschatz werden Abstrakta vor den Konkreta bevorzugt, vor dem nüchternen Ausdruck der poetische, und die komplizierte Periode hat sich in kürzere Sätze aufgelöst. (Vgl. S. 70).

§ 176. Kornelius Tacitus: Leben und Werke.

Über das Leben des bedeutendsten Historikers der nachklassischen Periode wissen wir nicht viel, denn nur selten spricht dieser ernste Kenner menschlicher Schwächen von sich, anders als der eitle jüngere Plinius, dessen Briefen wir einige Nachrichten über Tacitus verdanken. Sein Geburtsort und sein Todesjahr sind unbekannt, sein Geburtsjahr kann nur annähernd bestimmt werden, er muß um 55 geboren sein, 78 führte er die Tochter des Agrikola als Frau heim. Über seine politische Laufbahn berichtet er *Hist. I. 1: dignitatem nostram a Vespasiano incohatam, a Tito auctam, a Domitiano longius provectam non abnuerim*, womit er ausdrückt, daß Vespasian ihn in den Senatorenstand erhoben hat und er *vigintivir* wurde, daß er unter Titus die *Quästur* erhielt und unter Domitian *Prätor* wurde. Nach der *Prätur* verließ er Rom mit seiner Gemahlin und wurde *legatus Augusti pro praetore*, Statthalter einer kaiserlichen Provinz. Erst nach 4 Jahren, unter Domitian, kehrte er zurück, hielt sich aber in dieser gefährlichen Zeit ganz vom öffentlichen Leben fern. Erst unter Nerva, 97, wurde er *Konsul*, unter Trajan verwaltete er als *Prokonsul* *Asien*. In den ersten Jahren der Regierung Hadrians ist er dann gestorben. Tacitus war zunächst nur als *Redner* tätig, erst nach der bösen Zeit Domitians, die ihn zum Schweigen nötigte, wandte er sich der *Geschichtschreibung* zu. Vor der *Germania*, die, wie er selbst bezeugt, 98 geschrieben ist, verfaßte er den *Agrikola*. Den den Zeitraum von 14–69 behandelnden *Annalen*, die gegen Ende der Regierung Trajans entstanden sein müssen, gingen in der Abfassung die *Historien*, die von 69–96 reichen, voran, wie aus den Briefen des jüngeren Plinius erschlossen werden kann. Als *Historiker* beginnt Tacitus mit einer *Einzelbiographie*, geht dann zur *ethnographischen Abhandlung* über und gelangt schließlich zur Höhe der umfassenden *Geschichtschreibung*.

§ 177. De vita et moribus Iulii Agricolae.

Die künstlerisch aufgebaute Biographie hebt nach einer Einleitung (1–3) an mit der Darstellung von Agrikolas Leben vor seiner großen

Zeit in Britannien (4–10), um dann nach einer Abhandlung über das Land und seine Bewohner (10–17) zu dem Höhepunkt, der Tätigkeit des Helden in Britannien aufzusteigen (18–38) und nach der Schilderung seines Aufenthaltes in Rom nach der Rückberufung (39–42) in der feierlichen Anrede an den Verstorbenen erhaben auszuklingen. Das im Stil eines Enkomions gehaltene Werk ist eine Biographie, die sich durch geographisch-ethnographische Einlagen einer historischen Monographie nach der Art von Sallusts Jugurtha nähert. Auch der Stil zeigt in seiner knappen, gedrungenen Schreibweise, in der jedes Wort abgewogen ist, Verwandtschaft mit dem des Sallust.

§ 178. Die Germania.

Die Germania, deren ursprünglicher Titel nicht feststeht — es findet sich: *de origine, situ, moribus ac populis Germanorum* —, zerfällt in 2 Teile, von denen der erste (c. 1–27) über das Land, die Bevölkerung und deren Sitten, der zweite (c. 28–46) über die einzelnen Völker berichtet. Die literarische Bedeutung und der Zweck der Schrift ist viel umstritten. Weil Tacitus in gelegentlichen Bemerkungen die noch unverdorrene Art des kräftigen Naturvolkes der entfalteten Überkultur des eigenen Volkes gegenüberstellt, glaubte man, Tacitus halte seiner Zeit einen Sittenspiegel vor. Sentimentale Töne dieser Art gehen zurück auf eine idealisierende Schilderung von Barbarenvölkern, wie sie sich bereits bei Herodot findet, aber die Tacitus' ethisch-pessimistischer Gedankenrichtung entspringenden beiläufigen Bemerkungen können darum nicht der Hauptzweck der Schrift sein, weil auch die Schwächen der Germanen, ihr Trinken und Spielen, stark betont werden. Die Schrift ist auch nicht eine politische Broschüre, die, während Trajan am Rhein weilte, das römische Publikum über den gefährlichen Gegner aufklären sollte, sie ist vielmehr eine geographisch-ethnographische Monographie, die aus den Studien zu den Historien erwuchs und wegen ihres Umfangs nicht in das Werk eingefügt, sondern getrennt herausgegeben wurde. Tacitus war selbst nicht in Germanien, aber es standen ihm mancherlei Quellen zu Gebote, Poseidonios und Cäsar, Livius' 104. Buch, das ebenfalls geographisch-ethnographischer Art war, und Plinius mit seinen 20 Büchern *Bella Germaniae*. Was er ihnen entnahm, formte er in seinem Stil um, der in der Germania durch Pointen und Sentenzen eine besondere Note erhalten hat. Wenn auch die Germania nach einem Ausspruche Mommsens in der Gedankenform des sinkenden Altertums befangen ist, ist sie doch ein unschätzbares Kleinod, das über die geschichtliche Belehrung hinaus auch der Jetztzeit noch wertvolle Antriebe zur nationalen Erziehung geben kann in dem Hinweis auf die Uneinigkeit c. 33, und das uns nicht ohne ein Gefühl des Stolzes läßt, wenn wir in Beziehung auf unsere Vorfahren die Bemerkung lesen: *triumphati magis quam victi* oder die im c. 33 ausgesprochene düstere Vorahnung vom Untergang des Reichs durch die Germanen¹.

¹ Vgl. Deutsche Altertumskunde von R. Müllenhoff: IV. Die Germania d. Tac. bef. v. M. Rödiger-Berlin; E. Norden, Die germ. Urgeschichte in Tac.

§ 179. Die Historien und die Annalen.

In den Historien gibt Tacitus eine Darstellung der selbsterlebten Zeit von 69 bis zum Tode Domitians in 14 Büchern, von denen Buch 1–4 und ein großer Teil von Buch 5 erhalten sind, umfassend die Geschichte des Dreikaiserjahres und den Beginn der Regierung Vespasians. Von den 16 Büchern Annalen, die Tacitus selbst *libri ab excessu divi Augusti* benennt, sind erhalten Buch 1–4, der Anfang von Buch 5 und Buch 6 ohne den Anfang, in denen in der Hauptsache Liberius dargestellt wird, ferner die Bücher 11–16 (11 am Anfang und 16 am Ende verstümmelt), in denen die Regierung des Klaudius vom Jahre 47 an und die Neros bis zum Tode des Thrasea Pätus gezeichnet sind.

§ 180. Quellen.

Was die Quellen dieser beiden Werke anbelangt, so hat Tacitus für die Darstellung der Zeitgeschichte, wie wir aus Briefen des jüngeren Plinius wissen, sich durch Erkundigungen das nötige Material beschafft, auch hat er die *acta diurna* und die *Senatsprotokolle* benutzt. Im übrigen stützte er sich nach antiker Gewohnheit, ohne selbständig zu forschen, auf seine Vorgänger, deren Benutzung wir jedoch nicht im einzelnen nachzuweisen vermögen. Zu diesen gehören der ältere Plinius mit seinen 20 Büchern *Bella Germaniae* und seinem Geschichtswerk *a fine Aufidii Bassi*, Kluvius Rufus und Fabius Rustikus, dazu Memoiren, die z. B. von Vipstanus Messala, Domitius Corbulo und Agrippa vorlagen. Galba und Otho hat auch Plutarch dargestellt, wobei sich große Ähnlichkeiten mit den Historien zeigen. Da es unvorstellbar ist, daß Tacitus aus Plutarch hätte schöpfen können, Plutarch aber auch den Tacitus nicht benutzt hat, weil er in diesem Falle die kunstvolle Gruppierung der Tatsachen hätte auseinanderreißen müssen, um sie in seine chronologische Ordnung einzureihen, bleibt nur die Annahme übrig, daß beide dieselbe Quelle benutzt haben.

§ 181. Der Geschichtschreiber und Stilist.

Tacitus ist offenbar bemüht, objektiv zu sein. Nicht nur gibt er im Anfang der Annalen, ähnlich in den Historien, ausdrücklich die Versicherung, daß er *sine ira et studio* schreiben werde, und er sucht dies Streben auch in die Tat umzusetzen, indem er nicht blindlings einer Quelle folgt, sondern eine zweite zur Kontrolle heranzieht, oder indem er zwei Traditionen nebeneinanderstellt, um dem Leser die Entscheidung zu überlassen; aber diese Bemühung um Objektivität findet in den politisch-weltanschaulichen Auffassungen des Tacitus sowie in der Unzulänglichkeit seiner Quellen ihre Grenze. Was das letztere anbelangt, so war die Darstellung der Kaisergeschichte vor Tacitus nicht objektiv, weil sie aus den Reihen der Aristokratie hervorging, die durch den Senat in der Macht mit den Kaisern rivalisierte und dadurch zu deren Gegner wurde. Infolgedessen werden

Germania, Leipzig 1920; G. Wilke, Archäolog. Erläuterungen zur Germania des Tac., Leipzig 1921; G. Wissowa, Die germ. Urgesch. in Tacitus' Germania. Neue Jahrb. 1921, 1 S. 14 ff.

die Kaiser, zu denen die vornehmen Kreise in Opposition standen, verzerrt dargestellt, wie Liberius in den Annalen¹ und Domitian im Agrikola. In seinen politischen Anschauungen zeigt Tacitus die stolze Überhebung des Römertums, das zu einer gerechten Würdigung fremder Individualitäten nicht imstande war, wodurch z. B. Parther, Juden und Christen von Tacitus gehässig beurteilt werden². Weil Tacitus vom engeren Gesichtsfeld der Stadtgeschichte aus schreibt, kommt die Reichsgeschichte zu kurz, weil er in einseitig aristokratischen Anschauungen befangen ist, verkennt er die in den Massen nichtadliger Abkunft schlummernden Werte. Mit den Lehren der Philosophie vertraut und über das Wesen der Götter und des Schicksals Klarheit zu gewinnen bemüht, ist Tacitus doch nicht zu einer einheitlichen Auffassung gelangt, so daß seine Vorstellungen von den Göttern, von der Fortuna und dem Fatum, von den Prodigien und dem Einfluß der Gestirne schwankend sind. Da Tacitus auf dem Gebiet des Ethischen die wahren Güter des Lebens in der Tugend erblickt, erweitert sich ihm die Aufgabe des Historikers zu der Pflicht (Ann. III. 65), glänzende Leistungen der Nachwelt zu übermitteln und vor der Schlechtigkeit dadurch Furcht zu erwecken, daß sie bei der Nachwelt gebrandmarkt wird. Die Beobachtung der Umwelt mußte nun zu der Erkenntnis führen, daß das Böse im Menschen überwiege, dadurch aber wurde Tacitus zu einer pessimistischen Betrachtung alles Menschlichen geführt, die auch der Beurteilung der handelnden Personen und ihrer Motive aufgeprägt ist und den Werken einen Zug von Schwermut gibt.

In der Komposition behält Tacitus die annalistische Anordnung des Stoffes bei, durchbricht sie aber oft zugunsten einer künstlerischen Gruppierung, die sich z. B. darin zeigt, daß er die Bücher mit dem Tode bedeutender Persönlichkeiten schließen läßt, B. 11 mit dem Tode des Klaudius, 12 der Messalina, 14 der Oktavia. Diese Neigung zu künstlerischer Komposition führt Tacitus geradezu zu einem dramatischen Aufbau der Ereignisse, die gleichsam in Akte zusammengefaßt, sich zu der höheren Einheit von Tragödien zusammenschließen, so in der Darstellung des Liberius, Neros und des Dreikaiserjahres. Künstler ist Tacitus auch in der psychologischen Motivierung der Handlungen, durch die er die geheimnisvollen Tiefen des Seelenlebens seiner Helden aufdeckt, nicht weniger durch die indirekte Charakterisierung der Persönlichkeiten in der Umwelt und durch ihre Handlungen.

Von hohem Künstlertum zeugt schließlich auch der Stil des Tacitus. Dem Stoff entsprechend zeigt er pathetischen Ernst in der gedankenreichen Kürze, durch die er Gruppen von Vorstellungen mit möglichst wenig Worten auszudrücken weiß, in dem Vermeiden der rhythmischen Klauseln und dem Verzicht auf die Periode Ciceros, an deren Stelle ein inkonzinner Satzbau getreten ist. Diesem pathetischen Ernst entspricht würdevolle Bornehmheit des Stils, die die Vokabeln des gewöhnlichen Lebens meidet (cf. Ann. I. 65 die Umschreibung für *palae et ligones*) und den poetischen Ausdruck bevorzugt.

¹ Vgl. Dessau II 1. 95 ff.

² A. Stein, Tacitus als Geschichtsquelle. Neue Jahrb. 1915, 1 S. 361 ff.

Plinius hatte die Bedeutung der taciteischen Geschichtschreibung gefühlt, indem er ihr die Unsterblichkeit voraussagte, aber im ganzen war die Zeit für Tacitus nicht günstig; zwar wird er zitiert, aber seine Wirkung ist im Altertum gering, wenn man von der Fortsetzung seines Werkes durch Ammianus Marcellinus absieht. Die Prophezeiung des Plinius ist wohl in Erfüllung gegangen, aber Popularität ist dem größten Historiker der Römer, dem letzten wahrhaft großen Schriftsteller des Altertums, nicht zuteil geworden¹.

§ 182. Suetons Kaiserbiographien.

C. Suetonius Tranquillus (etwa 75–160), an den Plinius einige Briefe gerichtet hat, war unter Trajan Sachwalter. Unter Hadrian wurde er Beheimsekretär des Kaisers, fiel aber in Ungnade, weil er der Kaiserin Sabina gegenüber die Hofetikette nicht beobachtet hatte. Nun widmete er sich ganz literarischen Arbeiten, die sich auf die verschiedensten Gebiete erstreckten. Auf Varro und den Alexandrinern fußend trieb er antiquarische Forschungen, von denen nur Bruchstücke erhalten sind. Von einem literarhistorischen Werk *De viris illustribus* besitzen wir den Teil *De grammaticis et rhetoribus*, allerdings nicht vollständig, von den übrigen Teilen — es wurden noch Dichter, Redner, Historiker und Philosophen behandelt — nur Bruchstücke, und zwar bei Hieronymus in den Chronika, ferner bei den Scholiasten aus dem Teile *De poetis* die Viten des Terenz, des Horaz, des Vergil und des Lukan. Bis auf den Anfang sind vollständig erhalten die Kaiserbiographien *De vita Caesarum* in 8 Büchern: 12 Biographien enthaltend, die von Cäsar bis Domitian reichen, um 120 verfaßt. Die einzelnen Biographien sind nach einem bestimmten Schema aufgebaut, in dem folgende Einzelheiten behandelt werden: Stammbaum, Vorgesichte bis zum Regierungsantritt, Regierungszeit, Privatleben, Vorzeichen des Todes und Tod, Bestattung ev. Apotheose, doch wird das Schema bei Kaisern mit nur kurzer Regierungszeit verlassen. Dieses Schema, das von den Alexandrinern für das literarhistorische Gebiet ausgebildet war und vielleicht von Sueton auf das politische übertragen wurde, bewirkte, daß das rein Biographische sich in den Vordergrund drängte, wobei auch der wichtigste und schmutzigste Klatz der Erwähnung für wert erachtet wurde, während das wesentlich Geschichtliche zurücktrat. Sueton hat zwar alle ihm erreichbaren Quellen fleißig benutzt, wie die Annalisten, die Senatsakten, die kaiserliche Korrespondenz, auch Schmähschriften und mündliche Nachrichten, aber von wenigen Beruchenabgesehen hat er es unterlassen, das Material kritisch zu sichten, auch fehlt ihm die Fähigkeit, aus den Quellen ein innerlich geschautes, einheitliches Bild zu schaffen.

Die Sprache Suetons ist schlicht und einfach, teilweise zu kurz und gedrängt, aber im ganzen zu rühmen. Die Kaiserbiographien wirkten stark auf die Folgezeit, sie wurden viel gelesen und als Quelle benutzt, auch wurde die schematische Kompositionsweise für profane und christliche Biographie vorbildlich — die *scriptores historiae augustae* sowohl wie die Biographie des Ambrosius von Paulinus sind so gearbeitet — und wirkte bis ins Mittelalter, wie die Vita Karls des Großen von Einhart zeigt.

¹ P. Joachimson, Tacitus im deutschen Humanismus. Neue Jahrb 1911, 1 S. 697 ff.

§ 183. Niedergang der Geschichtschreibung.

In der Zeit Hadrians schrieb **Annus Florus** eine in den Handschriften *Epitoma de T. Livio* betitelte Darstellung der römischen Kriege in 2 Büchern, reichend bis zur Rückgabe der römischen Feldzeichen durch die Parther, in der der Stoff nach dem Schema der Lebensalter in *infantia*, *adolescencia*, *iuentus* und *senectus* gegliedert ist. Das Werk, in dem Florus sich hauptsächlich an Livius anschließt, ist rhetorisch nicht nur in seiner schwülstigen Sprache und der mit Bildern überladenen Darstellung, sondern auch in der Tendenz, Rom auf Grund seiner Kriege zu verherrlichen.

§ 184. Die scriptores historiae augustae.

Um 230 verfaßte **Martius Maximus**, ein hoher Staatsbeamter (233 Konsul), Kaiserbiographien, die von Nerva bis Elagabal reichen. Er ahmte den Sueton nach, war aber im Gegensatz zu dessen Kürze weit-schweifig. Wie dies Werk sind auch die Kaiserbiographien des **Ulius Junius Aordus** nicht erhalten, in denen dieser als Ergänzung zu Marius Maximus die *obscuriores imperatores* behandelte, aber beide Werke dienen als Quelle für die Biographien, die den Sammelnamen *Scriptores historiae augustae* erhalten haben. Diese Sammlung, die von Hadrian bis zu Numerian (von 117–284) reicht, aber in der Mitte verstümmelt ist, so daß die Jahre 244–253 fehlen, stammt von 6 Autoren: **Ulius Spartianus**, **Julius Kapitulinus**, **Vulkacius Ballikanus**, **Trebellius Pollio**, **Ulius Lampridius** und **Flavius Bopiskus**, die Biographien unter Diokletian und Konstantin schrieben. In ihnen zeigt sich ein unerhörter Niedergang der Geschichtschreibung. Nicht nur sind Sprache und Darstellung so dürftig wie möglich, es finden sich in ihnen sogar Fälschungen von Urkunden.

§ 185. Der letzte große Geschichtschreiber Roms.

Ammianus Marcellinus (um 330–400) ist der letzte wirkliche Historiker. Er ist von Geburt Grieche und in Antiochia geboren. Nachdem er als Soldat an den Kämpfen auf den verschiedensten Kriegsschauplätzen teilgenommen hatte — er machte Julians Alemannenfeldzug sowie dessen Perserfeldzug mit —, zog er sich nach Rom zurück und schrieb dort sein Geschichtswerk, die *Res gestae*, die von 96 bis 378, also von Nerva bis zum Tode des Valens reichen, in 31 Büchern, von denen nur die die Zeit von 353–378 behandelnden Bücher 14–31 erhalten sind. Ammianus, der nicht nur den Tacitus fortsetzte, sondern ihn auch mit Erfolg zum Muster nahm, schreibt teils wie dieser annalistisch, teils schloß er sich an den Stil der Kaiserbiographien an, indem er den Kaisern im Anschluß an den Bericht über ihren Tod Charakteristiken widmete, die wie die Charakterzeichnungen aller übrigen Persönlichkeiten mit solcher Tiefe des Verständnisses angelegt sind, daß Ammianus zu den ersten Geschichtschreibern gerechnet werden kann. Die Darstellung der Ereignisse, deren Stoff von höchstem Interesse ist, da Ammianus u. a. die Kämpfe mit den Alemannen und Goten, sowie den Einbruch der Hunnen in Verbindung mit den fef-

seinden Gestalten dieser Zeit erzählt, wird durch Exkurse geographischer, physikalisch-mathematischer, philosophischer, religiöser und sozialer Art unterbrochen, in denen allerdings im Gegensatz zu den eigentlich geschichtlichen Teilen Ammianus nur angelesenes Wissen bietet. Reden werden sparsam eingeflochten und hören vom 28. Buche an ganz auf.

Ammianus ist als Historiker dadurch für uns besonders interessant, daß er die dargestellten Ereignisse zum Teil miterlebt hatte und so aus persönlicher Kenntnis schöpft, aber daneben hat er schriftliche und mündliche Berichte verwertet. Seine Objektivität ist rühmendwert, da er gerecht abzuwägen sucht und z. B. auch dem bewunderten Julian die Kritik nicht erspart. Der religiöse Standpunkt des Ammianus ist eine verblaßte Form der antiken Religiosität, die allerdings den Glauben an Vorzeichen und Prodigien aufrecht erhält, aber trotz dieses Standpunktes hat er Worte der Anerkennung für das Christentum und stellt sogar die Forderung der Toleranz auf.

Dem Stil des Ammianus, der zu den schwierigen lateinischen Autoren gehört, merkt man an, daß das Latein nicht seine Muttersprache ist, daß er es vielmehr erlernt hat. Dazu kommt seine Vorliebe für ungewöhnliche Wortstellungen und Konstruktionen, ferner für seltene Vokabeln, die aus den verschiedensten Schriftstellern von Plautus bis zu Apulejus zusammengelesen sind.

§ 186. Abrisse und Chroniken.

Diese späte Periode der römischen Geschichtschreibung, die in Ammianus Marcellinus noch einen letzten großen Vertreter dieser literarischen Gattung hervorbrachte, ist sonst zu selbständiger Produktion nicht mehr fähig und begnügt sich damit, den überkommenen Stoff in Kompendien und Chroniken darzustellen. So haben wir von Septus Aurelianus Victor aus Afrika, der unter Julian 361 Statthalter der Pannonia secunda war, eine Epitome der Kaisergeschichte von Augustus bis Konstantius (360), Caesares genannt. Eine andre Epitome, die von Augustus bis zum Tode des Theodosius (395) reicht, wird in der Überlieferung fälschlich dem Aurelius Victor zugewiesen. Die Caesares wurden durch zwei andere Werke, die eine Geschichte der Königszeit und der Republik enthielten, zu einer vollständigen römischen Geschichte ergänzt, die *Origogentis Romanae*, die Urgeschichte bis Romulus und die Schrift *De viris illustribus*, eine Geschichte in Biographien vom Albanerkönig Procas bis auf M. Antonius.

Auf Wunsch des Kaisers Valens (364–378) verfaßte Eutropius ein *Breviarium ab urbe condita* in 10 Büchern, einen Abriss der römischen Geschichte bis zum Regierungsantritt des Valens.

Eine Chronik haben wir von den Kirchenvater Hieronymus (um 348–420), die in den Hauptteilen eine Übersetzung der *Χρονικὴ κατ' ὀνόμα* des Eusebius, Bischofs von Cäsarea (um 265–340) ist, von Abraham bis zum Jahre 334 reichend. Diese Chronik des Eusebius führte Hieronymus fort bis zum Jahre 378 und fügte außerdem die Hauptdaten der römischen Geschichte und Literatur ein, unter Benutzung des Suetonius, allerdings nicht ohne Flüchtigkeiten. (Vgl. S. 74).

Verschiedene Chroniken setzten den Hieronymus fort, unter denen der anonyme Chronograph vom Jahre 354 als Geschichtsquelle wichtig ist.

Sulpicius Severus (ca. 365–425), Presbyter in Aquitanien, schrieb in guter Sprache eine jüdisch-christliche Chronik von Adam bis 400 nach Chr.

§ 187. Die christliche Geschichtschreibung.

Von **Paulus Orosius**, einem spanischen Presbyter, stammt eine christliche Weltgeschichte, *Historia adversus paganos* in 7 Büchern von der Schöpfung bis 417 n. Chr. in schwülstigem Stil und unzuverlässig, aber als Geschichtsquelle wichtig, wo verlorene Teile von Historikern als Quelle benutzt sind. Orosius schrieb sein Werk auf Veranlassung des Augustinus. Es sollte nämlich als Ergänzung zu den geschichtsphilosophischen Betrachtungen der *Civitas Dei* nachgewiesen werden, daß die Welt sich vor Einführung des Christentums im Unglück befunden habe.

§ 188. Augustinus.

Das genannte Werk des großen Kirchenlehrers Augustinus, das in seiner eingehenden Kenntnis der römischen Literatur noch einmal in imponierender Weise die Bildung des römischen Altertums repräsentiert, weitet sich aus dem engeren Rahmen einer Apologie des Christentums zu dem großartigen Horizont einer allumfassenden Geschichtsphilosophie. Augustinus wurde zu diesem Werk angeregt durch die Vorwürfe, die man, als Rom im Jahre 410 durch Alarich erobert worden war, gegen das Christentum erhob. Damals schrieb man dieser Religion die Schuld an allem Unglück zu, das mit der Völkerwanderung über das römische Reich hereingebrochen war. Die Bücher 1–5 wenden sich gegen die Anhänger des Polytheismus, für die irdisches Gedeihen von diesem Kult abhängig ist, wie das Unglück darauf beruht, daß man sich von ihm abwendet. In den Büchern 6–10 rechnet Augustinus mit denen ab, die aus religiösen Gründen den Götterkult für das ewige Leben für nützlich halten. Aber Augustinus begnügte sich nicht mit der Widerlegung der Gegner, sondern entwickelte in einem zweiten Teile die christliche Weltanschauung. In diesem Teile ist in den Büchern 11–14 die Rede vom Ursprung der zwei Reiche, der *civitas Dei* und der *civitas huius mundi*, die Bücher 15–18 behandeln die Entwicklung der beiden Reiche und die Bücher 19–22 das beiden Reichen zukommende Ende. In dem Bilde, das Augustinus von der Entwicklung der beiden für die Zeitlichkeit ineinander verschlungenen Reiche zeichnet, übt er scharfe Kritik am Heidentum, das die Bürger der *civitas terrena* stellt, und leitet dann zu dem Ziele dieser Entwicklung, die den Sieg des Gottesreiches über jenes andre bringt, dem der ewige Tod zuteil wird, während die *civitas Dei* in die ewige Seligkeit eingeht.

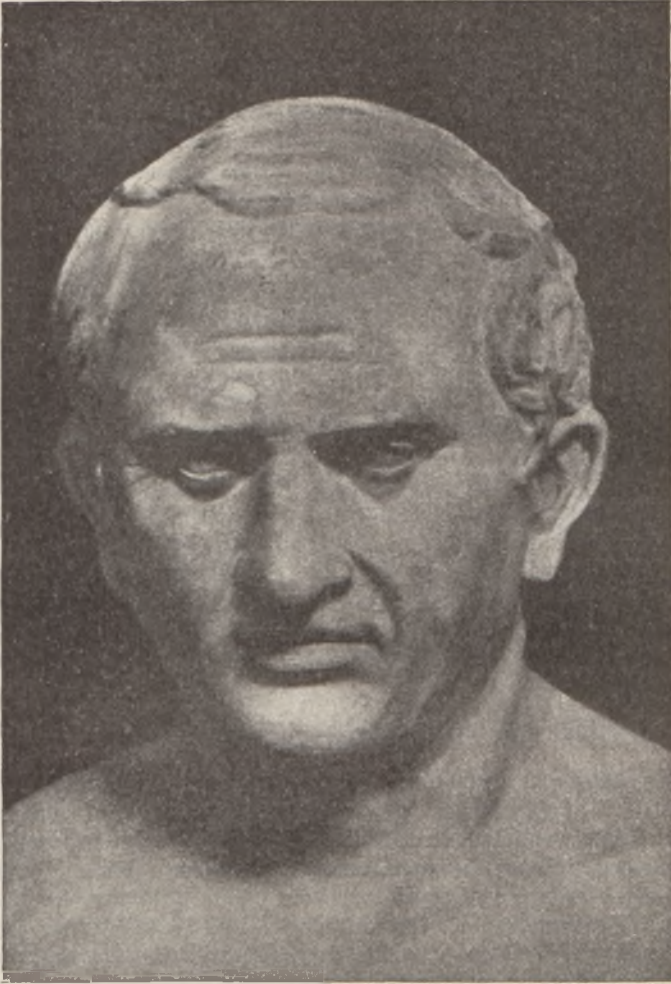


Abb. 42. Cicero.

Die Beredsamkeit.

§ 189. Die Bedeutung der Redekunst bei den Römern.

Die wichtigsten Mittel, im republikanischen Rom Einfluß auf die Staatsleitung zu gewinnen, waren Kriegeruhm, Rechtskunde und Beredsamkeit, die beiden letzteren zumeist vereint. Eine gewisse Redefähigkeit gehörte zu den notwendigen Erfordernissen eines vornehmen Römers, rhetorische Übungen zu den notwendigen Bestandteilen des Jugendunterrichtes.

Es gab verschiedene Anlässe, bei denen ein vornehmer Römer als Redner auftreten mußte: vor Gericht, in den Volksversammlungen (*contio* und *comitia*) und im Senate. Die Folge war, daß sich schon früh eine nationale Redekunst bei den Römern entwickelte, die von der griechischen sehr lange unbeeinflusst blieb. Der Einfluß der Griechen zeigte sich in höherem Maße schon bei den Gracchen, bestimmend und herrschend wurde er erst durch Hortensius, den älteren Zeitgenossen Ciceros.

Bei der griechischen Redekunst unterschied man damals drei Stilen, den niederen oder ethischen, den höheren oder pathetischen und den mittleren Stil. Der niedere unterscheidet sich nicht sehr von der alltäglichen Ausdrucksweise; der höhere sucht das Gefühl oder eine Leidenschaft aufs kräftigste zu erregen, wozu besonders die Tropen und die Figuren dienen müssen; der mittlere Stil sucht Ethos mit mäßigem Pathos zu vereinigen.

In der Zeit, in der die griechische Rhetorik von den Römern übernommen wurde, herrschte in den kleinasiatischen Städten, die damals tonangebend waren, ein Stil, der den Hauptwert auf einen überladenen Schmuck der Rede durch künstlich gebildete und gegeneinander gestellte Satztheile und gezierte Wortstellung legte. Cicero nennt diesen Stil asiatisch. Cicero selbst hat sich in Rhodos von den Übertreibungen dieses Stils freigemacht. In seinem Alter kam eine starke Gegenwirkung gegen die Auswüchse des Asianismus auf. Man suchte den Stil zu vereinfachen und zu veredeln, dadurch daß man das Vorbild der klassischen attischen Schriftsteller z. B. des Lysias und Thukydides nachahmte; das ist die Zeit des sogenannten Attizismus.

§ 190. Die römische Beredsamkeit vor Cicero.

Der erste, der eine Rede herausgab, war der geniale Appius Klaudius Cäcus, von dem die erste römische Straße und Wasserleitung herrühren (312), und zwar war es die Rede, durch die er den von Kineas schon gewonnenen Senat bestimmte, mit Pyrrhos keinen Frieden zu schließen (280); diese Rede lag Cicero noch vor. Der Vertreter der kraftvoll natürlichen Redeweise ist M. Porcius Kato (um 200 v. Chr.), der schon nach griechischem Brauche seine Reden veröffentlichte. Doch steht er im scharfen Gegensatz zur griechischen Theorie, der die Lehre vom Wort von jeher wichtig war, wenn er sagt: *rem tene, verba sequentur*.

Nach ihm eigneten sich die römischen Redner die griechische rhetorische Schulung an und legten großen Wert auf eine kunstmäßige Anlage der Reden, doch ohne ihnen den besonderen römischen Charakter zu nehmen. Einen Höhepunkt erstieg diese streng nationale Beredsamkeit in der wild gärenden Zeit der Gracchen; ihr glänzendster Vertreter war C. Gracchus, der erste zeitweilige Alleinherrscher in Rom, ein Mann, der die kühle Überlegung des Staatsmannes mit der leidenschaftlichen Blut des Redners verband.

Die grachische Beredsamkeit hielt sich noch längere Zeit; ihre letzten größeren Vertreter waren Antonius und Krassus, deren Umgang der heranwachsende Cicero eifrig pflegte und zu seiner rednerischen Ausbildung ausnutzte; in seiner besten rhetorischen Schrift: *de oratore* hat er ihnen deshalb auch die Führung des Gespräches überwiesen.

Der ältere Zeitgenosse und spätere Gegner Ciceros, Hortensius, war es, der die glänzende, blumen- und gedankenreiche asianische Rede-weise übernahm und damit die Volksmenge und die Jugend bezauberte, darunter auch den jugendlichen Cicero. Lange galt Hortensius als der erste römische Redner, bis ihn Cicero überholte.

§ 191. Leben Ciceros¹.

Ciceros Jugendzeit. Marcus Tullius Cicero wurde zu Arpinum geboren, in demselben Jahre, in dem sein Landsmann Marius den Jurgurthinischen Krieg beendigte (106). Sein Vater war römischer Ritter, gehörte also nicht dem Amtsadel der Optimaten an. In Rom leitete der Dichter Archias seine Studien und poetischen Versuche, der Berkehr mit den Rednern Antonius und Crassus, sowie mit den beiden Rechtsgelehrten Scävola, von denen der eine Augur, der andere Pontifex war, erwies sich für seine rednerische und staatsmännische Ausbildung als förderlich; dazu kamen noch philosophische Studien, abwechselnd bei einem Epikureer, einem Akademiker und einem Stoiker.

Als Redner trat Cicero zweimal schon unter Sullas Diktatur auf; er übernahm die Verteidigung des Roscius aus Ameria, ein anerkennenswerter Beweis seines Mutes, da sein Gegner ein Günstling Sullas war. Dann unternahm er eine zweijährige Erholungs- und Bildungsreise nach dem Orient, schloß in Athen einen Freundschaftsbund fürs Leben mit Pomponius Attikus, verkehrte viel mit Philosophen und Rhetoren und genoß in Rhodos vor allem den Unterricht des Redners Molo, der ihn von dem schwülftigen asianischen Stile befreite und ihn dem mittleren, rhodischen Stil zuführte.

Ciceros amtliche Laufbahn. Nach Rom zurückgekehrt, erlebte er seine glücklichste Zeit. Er nahm seine Tätigkeit als Anwalt wieder auf und zwar mit so großem Erfolge, daß er mit 30 Jahren zum Quästor gewählt wurde; mit berechtigtem Stolze weist er darauf hin, daß er als homo novus sämtliche Ämter suo anno erhalten habe, nämlich die patrizische Adilität mit 37 Jahren (69), die Prätur mit 40 Jahren (66) und das Konsulat mit 43 Jahren (63). Die Quästur verwaltete er auf Sizilien mit solcher Umsicht und Milde, daß ihm die sizilischen Städte den Prozeß gegen Verres, der drei Jahre hindurch ihre Insel aufs rücksichtsloseste ausgeplündert hatte, übertrugen; er setzte tatsächlich die Verurteilung des Verres 70 durch. Als Prätor verhalf er 67 der lex Manilia durch seine Rede de imperio Cn. Pompei zur Annahme, wodurch er den Interessen des Ritterstandes, in dessen Händen der überseeische Handel und die Steuererhebung in den Provinzen lag, diente und sich die Gunst des Pompejus sicherte. Als Konsul unterdrückte er 63 die Katilinische Verschwörung (die vier Katilinischen Reden) und ließ die Verschwörer auf Senatsbeschluß hinrichten, unter Mißachtung des ihnen zustehenden Provokationsrechtes; als Konsul verteidigte er auch die Wahl des desig- nierten Konsuls Murena.

¹ O. Plasberg, Cicero in seinen Werken und Briefen. Erbe der Alten II. 9 Leipzig 1926.

Ciceros Verbannung. Sein höchster Triumph, die Unterdrückung der Katilinischen Verschwörung, wurde für ihn eine Quelle vieler Widerwärtigkeiten. Das erste Triumvirat, gebildet von Pompejus, Cäsar und Crassus 60, benutzte sie als eine Handhabe, den unbequemen Konsularen aus Rom zu schaffen; auf Antrag des Klodius mußte Cicero als Verbannter nach Thessalonike in Makedonien gehen (58). Erst nach anderthalbjährigem Aufenthalt in der Fremde durfte er auf Milos Antrag zurückkehren und zog im Triumphe durch Italien nach Rom.

Ciceros erste Mußezeit bis zum Jahre 48. Schwankend und ängstlich geworden, trat er fortan den Triumvirn nicht mehr entgegen; dem Pompejus erwies er wesentliche Dienste, und auch Cäsars Gunst war ihm keineswegs gleichgültig, zumal da sein Bruder Quintus bei ihm in Gallien als Legat diente. Um so eifriger gab er sich seiner Anwaltspraxis hin; so verteidigte er den Plancius mit Erfolg gegen die Anklage auf Bestechung, ohne Erfolg den Milo wegen der Tötung des Klodius; zudem fand er Muße, wissenschaftliche Werke zu schreiben, und errang schließlich sogar noch kriegerischen Ruhm als Prokonsul in Kilikien. Auf die höchste kriegerische Ehre des Triumphes wartend, hielt er sich gerade vor Roms Toren auf, als der Bürgerkrieg zwischen Cäsar und Pompejus ausbrach. Nach langem Schwanken schloß er sich dem Pompejus an und folgte ihm nach Griechenland, nahm jedoch an der Schlacht bei Pharsalus (48) keinen Teil.

Ciceros zweite Mußezeit, bis zum Jahre 44, sein Ende 43. Nach der Schlacht machte er seinen Frieden mit dem siegreichen Cäsar, der ihn mit Freundschaft und Auszeichnung aufnahm. Seine nunmehrige unwillige Muße unter der Herrschaft Cäsars benutzte er zur Abfassung vieler rhetorischen und philosophischen Bücher; als Redner trat er nur noch in den drei Cäsarianischen Reden auf, so genannt, weil er sie vor Cäsar hielt, um für Freunde oder Parteigenossen dessen Gnade zu erwirken, so für den verbannten Pompejaner Ligarius und für den galatischen König Dejotarus. Nach Cäsars Ermordung an den Iden des März 44 griff er wieder tätig in die Staatsangelegenheiten ein und spielte sogar eine führende Rolle. Er vertrat die Sache des Freistaates aufs entschiedenste gegen Markus Antonius in den 14 philippischen Reden, die sämtlich vor der Schlacht bei Mutina (43) gehalten sind. Aber auf den Siegesjubel von Mutina folgte fast unvermittelt sein Tod. Der jugendliche Oktavianus, den Cicero gegen M. Antonius ausspielen zu können glaubte, verband sich mit diesem und mit Lepidus zum zweiten Triumvirate. Damit war Cicero dem unveröhnlichen Hasse des Antonius preisgegeben; er wurde auf der Flucht bei Cajeta eingeholt und getötet (Dezember 43).

§ 192. Die wichtigsten Reden Ciceros.

Von den drei im Jahre 70 gehaltenen Verrinen ist die erste die sogenannte *divinatio* in Caecilius, wodurch sich Cicero das Recht, als Ankläger aufzutreten, erstreiten mußte gegenüber einem Cäcilus, den sich Verres als Ankläger gewünscht hatte. Die zweite Rede, *actio prima* genannt, ist inhaltlich dürftig, weil Cicero auf eine zusammenhängende

Rede verzichtete, um die Wucht der Zeugenaussagen und Dokumente nicht abzuschwächen; der Eindruck war so gewaltig, daß Verres sich durch freiwillige Verbannung der Verurteilung zu entziehen suchte. Die dritte, in fünf Teile zerlegte Rede dagegen, *actio secunda* genannt, ist nur schriftlich ausgearbeitet; Cicero würde sie jedoch so gehalten haben, wenn es zum zweiten Verhandlungstermine gekommen wäre. Von den fünf Teilen ist der vierte, *de signis* betitelt, am anziehendsten, weil er uns in das griechische Kunstleben einführt.

Die vier katilinarischen Reden wurden gehalten am 8. und 9. November, am 3. und 5. Dezember 63, die erste und letzte im Senate, die beiden mittleren vor dem Volke in einer *contio*. — Durch die erste Rede im Senate beabsichtigte er, Catilina samt seinen Mitverschworenen aus der Stadt zu entfernen. Als dieser aber allein ging und seine Mitverschworenen in der Stadt zurückließ, suchte sie Cicero in der zweiten Rede einzuschüchtern und das Volk zu beruhigen. Auch durch diese Rede erreichte er seinen Zweck nicht, sondern die Verschworenen ließen sich in ihrem Eifer, Vorkehrungen zu dem großen Schlage zu treffen, durchaus nicht stören. Cicero wagte es nicht, etwas gegen sie zu unternehmen, bis Befandte der Allobroger ihm die unzweifelhaften Beweise für das verbrecherische Unternehmen der Verschworenen in die Hände lieferten, so daß er sie vor dem Senate durch ihr Siegel und ihre Unterschrift überführen und sofort verhaften konnte. Dieses glückliche Ergebnis teilte er dem versammelten Volke in seiner dritten Rede mit. Als dann der Senat über das Schicksal der Gefangenen beriet und Cäsar sich gegen die Todesstrafe und für Haftnahme aussprach, bat Cicero in seiner vierten Rede die Senatoren, sich in ihren Entschlüssen durch die Rücksicht auf seine persönliche Sicherheit nicht bestimmen zu lassen. Doch nicht diese Worte, sondern erst Katos kraftvolle Rede bestimmte den Senat für die Todesstrafe. Alle vier Reden sind aus dem Stegreif gehalten, bei der späteren schriftlichen Aufzeichnung ist manches geändert worden.

Die Rede *pro Murena* wurde im November 63 zwischen den beiden ersten und den beiden letzten katilinarischen Reden gehalten. Der berühmte Jurist Sulpicius Rufus, der bei der Konsulwahl durchgefallen war, klagte, unterstützt von Kato, den gewählten Konsul Murena wegen Amtsersehlichung (*de ambitu*) an. Cicero führte siegreich die Verteidigung, wobei er über Jurisprudenz und Stoizismus viele witzige und geistreiche Bemerkungen machte.

Die Rede *pro Archia poeta*, der Ciceros Lehrer gewesen war, wurde 62 vor Ciceros jüngerem Bruder Quintus als Prätor gehalten. Cicero übernahm die Verteidigung, weil ihm Archias versprochen hatte, die Unterdrückung der katilinarischen Verschwörung in einem Epos zu verherrlichen. Die angefochtene Berechtigung des Archias auf das Bürgerrecht ließ sich leicht nachweisen; daher benutzte Cicero die Gelegenheit, noch eine glänzende Lobrede auf die Dichtung und die Wissenschaft anzuschließen.

§ 193. Cicero als Redner.

Bei wenigen Rednern dürften Naturanlagen, Vorbildung und eigenes Weiterstreben in gleich hohem Maße zusammengewirkt haben, um

etwas einzigartiges zu schaffen, wie bei Cicero; manche seiner Reden gehören ganz, von anderen größere Teile zu den höchsten rednerischen Leistungen aller Zeiten und Völker. Dennoch übertrifft er einen Demosthenes nur an Mannigfaltigkeit und Glanz der Sprache; an strenger Folgerichtigkeit im Denken, wie an sittlichem Ernste im Reden und Handeln steht er ihm zweifellos nach. Seinen Staatsreden tut es besonders Eintrag, daß er ein recht mittelmäßiger Staatsmann war, sich aber für einen sehr bedeutenden hielt¹, und manche seiner Gerichtsreden leiden darunter, daß er in ihnen die mindergute oder wohl gar bedenkliche Sache vertritt. Zudem ist eine scharf logische und streng juristische Beweisführung nicht seine Sache.

§ 194. Ciceros sonstige Schriften.

I. Von Ciceros sieben rhetorischen Schriften sind am wichtigsten:

1. *De oratore*, in der ersten Mußezeit geschrieben. Die beiden berühmten Redner Antonius und Crassus unterhalten sich darin über die Ausbildung des Redners, über die Behandlung des Stoffes und über die Form und den Vortrag der Rede. Nach Inhalt und Ausdruck gehört dieses Werk zu Ciceros vollendetsten Schriften.

2. *Brutus de claris oratoribus* enthält, wie schon der Titel sagt, eine Geschichte der römischen Beredsamkeit.

3. *Der Orator* bietet das Idealbild eines Redners. — *Brutus* und *Orator* gehören der zweiten Mußezeit Ciceros an.

Cicero hat die Theorie der Beredsamkeit nicht über die der Griechen hinaus gefördert, aber er hat die Rhetorik bei den Römern eingebürgert und ihr seine reiche Erfahrung zugeführt.

II. Von seinen siebzehn philosophischen Schriften gehören zwei, *de re publica* und *de legibus*, der ersten Mußezeit an, alle anderen der zweiten. Die wichtigsten von diesen sind:

1. *De finibus bonorum et malorum*, die schönste unter seinen philosophischen Schriften; sie enthält eine Zusammenstellung der Lehren der wichtigsten griechischen Schulen über das höchste Gut und Übel.

2. *Tusculanae disputationes*, fünf Unterredungen auf Ciceros *Tusculanum*. Sie behandeln die Frage, wie der Mensch schon hier auf Erden trotz aller Unglücksfälle und Verdrießlichkeiten glücklich werden könne; so wird gesprochen von der Verachtung des Todes, der Ertragung des Schmerzes, der Milderung des Kammers und der übrigen Gemütsbewegungen und schließlich dargetan, daß die Tugend für das glückliche Leben sich selbst genüge.

3. *De officiis*, gerichtet an seinen damals in Athen studierenden Sohn Markus, rasch hingeworfen in den wenigen Mußewochen unmittelbar nach Cäsars Ermordung. Die Schrift handelt über das Sittliche (*honestum*), über das Nützliche (*utile*) und über den Konflikt des Sitt-

¹ Eine gerechtere Würdigung auch des Politikers Cicero als die frühere, die durch Drummanns und Mommsens einseitiges, durch politische Voreingenommenheit beeinflusstes Urteil begründet ist, bahnen Plasbergs oben angeführte Schrift und R. Reitzenstein in *Neue Wege zur Antike II: Das Römische in Cicero* und Soraz S. 16 ff. an. Vgl. auch E. Schwarz, *Charakterköpfe* 19, Leipzig 1919, S. 94 ff. (Leonard).

lichen mit dem Nützlichen. Die philosophische Bedeutung des Werkes ist gering. Doch wird eine Menge praktischer Lebensregeln gegeben, die zum meist vortrefflich sind.

Beachtenswert sind auch die beiden breit ausgeführten Aufsätze, die den Titel tragen *Cato Maior sive de senectute* und *Laelius sive de amicitia*.

In seiner Jugendzeit betrachtete Cicero seine philosophischen Studien zunächst nur als Mittel zu seiner rednerischen Ausbildung. Die philosophische Schriftstellerei in den beiden späteren Mußezeiten diente ihm dagegen hauptsächlich dazu, sich zu beschäftigen und den Mißerfolg seiner politischen Bestrebungen zu vergessen.

Seine philosophischen Schriften sind meist griechischen Werken nachgebildet; von selbständiger Forschung ist darin keine Rede, doch zeugen manche Urteile über sittliche Grundfragen von selbständigem Nachdenken. Auch die Form des Dialoges hat er den Griechen entlehnt, doch atmet sein Dialog kein dramatisches Leben, wie bei Platon, ja, er dient nicht einmal immer dazu, entgegenstehende Ansichten miteinander kämpfen zu lassen, es sind nur dialogisch geformte Abhandlungen. Ciceros Hauptverdienst um die Philosophie besteht darin, daß er sie bei den Römern populär gemacht und eine philosophische Sprache geschaffen hat.

III. Ciceros Briefe sind in vier Sammlungen enthalten: 1. ad familiares, Briefe an verschiedene Adressaten umfassend; 2. ad Atticum; 3. ad Quintum fratrem; 4. ad Marcum Brutum (den Mörder Cäsars). Vom Jahre 68 an begleiten uns diese Briefe durch Ciceros Leben bis fast unmittelbar zu seinem Tode. Sie zeigen jede Art der Form, von einer flüchtig hingeworfenen Karte bis zur sorgfältig ausgearbeiteten Abhandlung. Auch ihr Inhalt ist der denkbar mannigfaltigste; überaus fesselnd und anziehend ist Cicero, wenn er sich über die zeitgenössische Geschichte ausläßt, wenn er die berühmten Männer seiner Zeit charakterisiert und besonders, wenn er uns einen Blick in sein eigenes Innere tun läßt, was er öfter und gründlicher getan hat, als in seinem Vorteile lag, besonders in Briefen an Attikus¹.

§ 195. Ciceros Charakter².

Cicero ist als Mensch im allgemeinen achtungs- und liebenswert. In einer Zeit allgemeinsten sittlicher Entartung steht er rein und makellos da. Den Mitmenschen gegenüber voll Teilnahme und Wohlwollen, ist er besonders ein anhänglicher und treuer Freund. Sein Streben ist fast nur auf hohe und edle Ziele gerichtet, ganz im Gegensatz zu der damals herrschenden niedrigen Selbstsucht.

In seinem öffentlichen Auftreten dagegen als Redner, Staatsmann und Belehrender verdient er nicht ein gleich uneingeschränktes Lob; zu glänzenden Lichtseiten gesellen sich vielmehr dunkle Schatten. Auf der einen Seite ist er ein viel bewundertes Redner, ein treuer und opferwilliger Patriot, ein überaus erfolgreicher Vermittler griechischer Wissen-

¹ B. Bardt, Römische Charakterköpfe in Briefen, vornehmlich aus cäsarischer und trajanischer Zeit. Leipzig 1913.

² Vgl. bes. die oben angeführte Schrift von Reitzenstein

schaften; auf der andern aber auch Verteidiger in anrühigen Prozessen, ein schwankender Staatsmann mit mehr Dünkel als Einsicht, ein mehrfach flüchtiger, oberflächlicher Denker.

§ 196. Cicero im Wandel der Jahrhunderte¹.

Die christlichen Vorkämpfer der ersten Jahrhunderte, die sich gegen die Durchdringung ihrer Heilswahrheiten mit hellenischer Philosophie unbedingdt ablehnend verhielten, konnten sich dem Zauber von Ciceros Sprache sogar in seinen philosophischen Schriften nicht entziehen; einen hat er sogar zum Christentum bekehren helfen, keinen geringeren als Augustinus, durch die verlorene Schrift „Hortensius“. — Mit dem beginnenden Mittelalter fing er jedoch immer mehr an hinter Livius, Sallust und ganz besonders Vergil zurückzutreten, ja, fast verloren zu gehen. Erst Petrarca († 1374, 70 Jahre alt), der Vorläufer des Humanismus, bewahrte etwa die Hälfte von Ciceros Schriften vor dem Untergange und brachte ihn selber wieder in immer weiteren Kreisen zu Ehren, in dem Maße, daß Cicero der fast abgöttisch verehrte geistige Vater der humanistischen Richtung genannt werden darf. Sein klassisches Latein verdrängte das scholastische; heilige Schriften kleideten sich wohl in das neue Sprachgewand; in der Schule aber gewann Cicero die fast unbeschränkte Herrschaft und in der Politik galt er als Vorkämpfer bürgerlicher Freiheit. — In der Reformationszeit blieb sein Einfluß wenigstens in der Schule unangetaftet. — Dann aber kam die Zeit der Aufklärung und ihrer blutigen Tochter, der Revolution, wo Cicero von einer geradezu weltumgestaltenden Bedeutung wurde. Wenn die Aufklärung auf dem freien Denken fußt und die drei Ziele einer natürlichen Religion (Deismus), einer selbstherrlichen Moral und einer natur- und vernunftgemäßen Regelung des ganzen Gemeinschafts- und Staatslebens verfolgte, so boten Ciceros Schriften eine fast unerschöpfliche Fundgrube an wirksamsten Geisteswaffen, um so wirksamer, je höher sein Ansehen bei Freund und Feind war, ebenso groß bei den englischen Urhebern der Aufklärung, wie bei den Franzosen, die die englischen Anregungen weiter ausführten, sie aber durch ihre umwälzenden staatsphilosophischen Bedanken ergänzten. Cicero gehört an erster Stelle zu den geistigen Urhebern der Revolution, nicht ihrer blutigen Auswüchse, die seiner milden, menschenfreundlichen Natur fernlagen, wohl aber der durch sie gezeitigten Toleranz, der Gleichheit aller vor dem Gesetz, der Öffentlichkeit und Mündlichkeit der Rechtspflege. Und die Franzosen verdanken ihm noch besonders den Anfang und die Grundlegung ihrer jetzt noch so hoch stehenden Redekunst.

Und was bedeutet Cicero uns Deutschen? Wir standen und stehen im wesentlichen noch auf dem Boden der alten Humanisten. Ihnen war Cicero das durch Nachahmung (Imitation) zu erreichende Muster des lateinischen Stils und eine überreich ausgestattete Schatzkammer von Bildung und Wissen, das gedanklich und noch mehr gefühlsmäßig ausgearbeitet war, daher zu eigenem Denken und Empfinden anreizen mußte. Und dazu

¹ Th. Zielinski, Cicero im Wandel der Jahrhunderte. 2. Aufl. 1903.

reißt er noch immer auch uns, wenn er auch in der Philosophie keine führende Rolle mehr spielt und seine politische Weisheit weit überholt ist. Außer dem geistbildenden Nutzen sollte ihn auch die Dankbarkeit für die angedeuteten Verdienste uns wert und teuer erhalten und uns vor allem dazu bringen, weit mehr als jetzt schon geschieht, ihm dort sein Recht zu lassen, wo er Ewigkeitswert beanspruchen darf: als Sprachmuster und Redner. Muster des lateinischen Stils muß er bleiben, aber man sollte doch auf ein Cicero-Latein ebensowenig hinarbeiten, wie etwa auf ein Goethe-Deutsch; die humanistische „Imitation“ sollte sich dem Rechte der freien Persönlichkeit unterordnen. Und bei seinen Reden sollte es das Endziel sein zu fragen, wie der Redner es verstanden habe, das bloß Vernünftige zu verschönen und die Zuhörer in seinen Bannkreis zu zwingen; denn die Beredsamkeit ist ja die Kunst d'embellir la raison, de forcer les esprits. Nicht vergessen wollen wir, daß unsere heutige Philosophie noch vielfach in Ausdrücken redet, die Cicero geprägt hat, haben sich doch auch die christlichen Schriftsteller der Frühzeit ihm angeschlossen.



Abb. 43. Römische Krieger errichten in Pannonien ein Siegesdenkmal.
Nach der Gemma Augustea, Wien, Hofmuseum.

Der namhafte Einfluß, den der Hellenismus und auch orientalische Strömungen während der Bürgerkriege errungen hatten, scheint sich in augusteischer Zeit auch auf die Bewaffnung der Legionäre und Auxiliaren ausgedehnt zu haben. Auf der den Triumph des Tiberius veranschaulichenden Gemma trägt der dargestellte Schwerbewaffnete sichtlich hellenistisch-makedonische Schuttrüstung, der Bogenschütze sarmatische. Insbesondere ist bei dem Legionär die letzte Phase des griechischen Leibpanzers gut zu erkennen. Der ausgeprägte Muskelpanzer, den schon einer der Parthenonreiter trägt, deckt den ganzen Unterleib. In unserem Falle dürfte es sich nicht um einen Metall-, sondern Linnen- oder Lederpanzer handeln. Das am Boden liegende gleichartige Stück deutet dies durch die Art seines Inlichzusammenstehens an. Mit Rücksicht auf die Vorbedingungen des Pilenwurfs ist der Helmhamm stark zusammengeschrumpft, sein Rückenschild breiter und stärker geworden.

Das Kriegswesen der Römer¹.

§ 197. Die Entwicklung.

Etruskische, griechische, keltische und samnitische Einflüsse, wie sie im Verlaufe des Werdeganges der italisch-römischen Kultur die Halbinsel beherrschten, haben sich bei der Entstehung des römischen Heeres geltend gemacht, seine Zusammensetzung, Bewehrung und Kampfführung beeinflusst².

Die Römer mußten von den Bundesgenossen annehmen, von den Feinden lernen, um sich im Wettkampf der Völker zu behaupten; und so tritt uns schon in den römisch-latinischen Aufgeboten der Samniterkriege und der Kämpfe um Tarent ein Heer entgegen, das die Errungenschaften

¹ Die Literatur siehe zu § 99. Ferner E. Vammert, Die Entwicklung der römischen Taktik. Neue Jahrb. 1902, 1 S. 100 ff. 169 ff.

² Vgl. E. Meyer, Kleine Schriften II 1924, 231.

einer langen, harten Werdezeit unter den besonderen örtlichen Verhältnissen Mittelitaliens, eines vorwiegend gebirgigen Landes, deutlich verrät.

Ob hierbei wirklich auf einer ziemlich weit zurückliegenden Stufe dieser Entwicklung, kurz nach dem Keltenturm, die organisatorische Bedeutung eines Mannes wie Kamillus von so ausschlaggebender Wirkung war, wie die Überlieferung betont, kann man bezweifeln. Doch ist es zweckmäßig, die untereinander stark abweichenden Erscheinungsformen der römischen Heere verschiedener Zeitstufen unter dem Namen der Männer zusammenzufassen, die den wechselnden Forderungen der Zeit, der Verfassung des Staates und dem Standpunkt des zeitgenössischen Waffenwesens durch Neueinführungen und Neueinrichtungen Rechnung trugen.

So unterscheiden wir 3 Hauptepochen des römischen Heerwesens, die sich scharf voneinander abheben, ohne verbindender Übergänge zu entbehren:

1. Die Bürgermiliz des Kamillus (etwa 390 – 100 v. Chr.).
2. Das ausgehobene Söldnerheer des Marius und Cäsar (100 – 25 v. Chr.).
3. Das stehende Berufssöldnerheer des Augustus und seiner Nachfolger (25 v. Chr. – 300 n. Chr.).

Diesen verschiedenen Erscheinungsformen des römischen Heerwesens geht eine nach der Überlieferung von dem sagenhaften König Servius begründete Heerbannverfassung mit einer phalanxartigen Schlachtaufstellung voraus, in der die einzelnen Glieder, nach den verschiedenen Steuerklassen geordnet, hintereinander gestanden haben. Die auch auf italischem Boden wenig bedeutende Reiterei, die equites oder celeres sollen in verhältnismäßig geringer Stärke auf beiden Flügeln der Schlachtordnung verteilt gewesen sein¹.

Zwischen den einzelnen Abarten der römischen Heeresverfassung liegen Übergänge; so zwischen der 1. und 2. die Heere der Scipionen und zwischen der 2. und 3. die der Bürgerkriege.

Abgeschlossen wurde die Entwicklung des römischen Heerwesens dadurch, daß mit der Verweichlichung und Entartung der italischen und später der Bevölkerung der im Imperium vereinigten Mittelmeerländer das stehende Heer sich immer mehr aus ausländischen barbarischen und halbbarbarischen Söldnern zusammensetzte und so endlich (um 350 n. Chr.) ein Werkzeug zum Sturze Westroms werden konnte.

I. Das Bürgerheer des Kamillus, exercitus.

§ 198. Gliederung und Ausrüstung.

Dieses Heer wird uns um die Mitte des 2. Jahrh. v. Chr. durch die Schilderung des achäischen Schriftstellers Polybios, des pionierteknischen Beraters Scipios vor Karthago und Numantia, anschaulich geschildert.

¹ Eine legio, die Auslese aus den höchstens 15000 freien Bewohnern eines Gebietes von etwa 78 qkm, wie es der kleine Stadtstaat der vortarquinischen Zeit besaß, konnte bestenfalls einen Heeresbestand von 3000 Mann zu Fuß und 300 Reitern ergeben.

Die Hauptvorzüge des Werkzeugs, durch das der römische Senat die Mittelmeerländer seiner Herrschaft und Ausbeutung unterwarf, liegen in seinem Ersatz, seiner Bewaffnung und in der aus dieser entwickelten Kampfführung.

Den Ersatz stellte die nur für den Krieg aufgebotene wehrhafte Mannschaft der Bürgerschaft Roms, dann Latiums, später Mittelitaliens überhaupt.

Die Hauptwaffe des schweren italischen Fußvolkes, das pilum¹, das in den Jahrhunderte dauernden zahllosen Kämpfen auf dem Boden der Halbinsel ausgebildet wurde, ist wahrscheinlich samnitisch-sabellischen, wenn nicht keltischen Ursprungs².

Als Wurf- und Stoßwaffe verwendbar ist das Pilum aus einem schmalen mit Spitze versehenen Eisenteile von über 1 m Länge und einem ebenso langen aber bedeutend stärkeren hölzernen Schaft zusammengesetzt. Über 1000 Jahre lang bis ins 6. nachchr. Jahrhundert läßt sich diese Waffe verfolgen.

Nicht minder bestimmend für die Kampfart des römisch-italischen Fußvolkes ist das ihm eigentümliche Schwert, gladius, geworden. Zweischneidig, in einer hölzernen, metallbeschlagenen Scheide, vagina, hängt es an dem Wehrgehänge, balteus, von der linken Schulter zur rechten Hüfte. Der wahrscheinlich erst in den spanischen Kämpfen der Mitte des 2. Jahrhunderts übernommene oder ausgebildete gladius Hispanicus³ war in der Hand eines gut geübten Schwertfegers eine furchtbare Waffe im Handgemenge, wenn mit der Pilenhalbe der Schild- und Speerwall der feindlichen Schlachtreihe durchbrochen war. Versagte das Bedränge den Gebrauch selbst dieser kurzen Wehr, so griff der römische Soldat zum Dolche, pugio, der an seinem Leibriemen, cingulum, befestigt war.

Aufstellung und Kampfweise der römischen Legionen wurden für Jahrhunderte durch die Eigenart dieser Angriffswaffen bestimmt.

In der Aufstellung eines römischen Regiments, legio, zur Schlacht standen in vorderster Linie 10 manipuli (eine Handvoll) der jüngeren, aber voll ausgebildeten Soldatenklasse der hastati. Sie trugen nicht mehr die hasta, den Langspeer, sondern je 2 Pilen. Diese viereckigen Schlachthaufen von 12 Mann Breite und 10 Mann Tiefe waren von den Nachbarmanipeln durch einen etwa gleichbreiten Zwischenraum getrennt.

¹ Gegenüber G. Kro patscheks (Arch. Jahrb. XXIII 79 ff.) sehr weit hergeholtter Erklärung wird man das Wort pilum doch wohl am besten von pila, Pfeiler, also Wurfbalken, ableiten. Dem gleichen Wortstamm entspringt unser deutsches Wort Pfeil, anders E. Meyer, Kleine Schriften II 248 ff.

² Dahm (Arch. Anz. 1895 S. 103) hat gezeigt, daß diese Waffe in ihrer typischen Form erst im Italien des 4. vordr. Jahrhunderts erscheint. Wir suchen das pilum vergeblich auf den zahlreichen etruskischen Abbildungen, die Gerüstete darstellen. Dem in (Kriegswaffen I S. 45) berichtet allerdings von Funde eines Pilums im etruskischen Vulci (?). A. Schulten (Numantia I 217) hat in den von ihm aufgedeckten scipionischen Lagern Teile von nicht weniger als 27 Pilen verschiedener Art gefunden; doch dürfte seine Ableitung der Waffe von der iberischen Wurflanze Phalarica sich nicht halten lassen (Rh. Mus. 1911, 573 u. 1914, 774 ff.).

³ Delbrück, Geschichte der Kriegskunst 1920 I 284 Anm. 3. Schulten, Numantia I 210.

Mit einem wechselnden Abstand stellten sich hinter ihnen, auf die Lücken des vorderen Treffens gedeckt, die principes, die mittleren Jahrgänge der Legionen, in gleichartiger Aufstellung und Bewaffnung auf.

Weiter rückwärts deckten sich auf die Lücken des 2. Treffens als 3. Glied der Aufstellung 10 nur je 60 Mann starke, also in 6 Gliedern hintereinander stehende Manipel der triarii, der erprobtesten Männer des Regiments, seine Veteranen. Sie bildeten die mit der Stoßlanze, hasta, bewehrte Reserve.

Diese Art der Aufstellung nannten die Römer das Fünfeck, den quincunx, da der 5. Teil der Schlachtlinie der Legion von den Flügeln aus gesehen jeweils zwei Manipel des ersten und letzten und eine Abteilung des mittleren Treffens umfaßte.

An Schutzwaffen trugen die 1200 Mann starken Hastaten und die ebenso starken Principier den Helm aus Erz (später gestähltem Eisen), cassis, mit 3 schwarzen oder roten Federn geziert, einen mit Eisenblech um den Leib (cingulum) und über die Schultern beschlagenen Lederkoller, lorica, und für den Schutz der linken Seite einen viereckigen, später an den Langseiten zylinderrförmig zurückgebogenen aus Holz und Leder gefertigten Langschild, das samnitische scutum, in dessen Mitte der verstärkte eiserne Schildnabel, umbo, angebracht war. Nach Polybios betragen seine Maße $4:2\frac{1}{2}$ Fuß = 1,16:0,73 m.

Die Triarier dagegen sollen mit Schuppen oder Ketten wohl nur teilweise verstärkte Panzer aus Sohllederplatten besessen haben: lorica squamata und hamata¹.

Man kann die römische Legion als einen Verband gemischter Waffen bezeichnen. Denn außer den in der dreifachen Schlachtfront stehenden 3000 schweren Fußsoldaten enthielt sie noch 1200 Leichtbewaffnete, velites oder rorarii und 300 Reiter, equites.

Die leichtbewaffneten Veliten waren den jüngsten, oft noch in der Ausbildung begriffenen Jahrgängen entnommen und dienten als Plänkler und Bedeckungsmannschaften. Sie hatten außer einer ledernen Sturmhaube, galea, und einem kleinen runden Schild, parma, keine Schutzwaffen und führten das kurze Schwert der Schwerbewaffneten sowie mehrere kleine Wurfspeie, hastae velitares.

In 10 Züge, turmae, geteilt, trug die schwere Legionsreiterei, wie uns die ältesten römischen Silbermünzen zeigen, gar keine oder nur sehr leichte Schutzrüstung, auch keinen Schild. Die Reiter führten die lange Stoßlanze.

Bogenschilden und Schleuderer werden erst durch die Berührung mit hellenistischen, punischen und iberischen Streitkräften bekannt. Die Ausrüstung der Römer mit dem Pilum machte die Verwendung anderer Fernkampfaffen teilweise überflüssig.

¹ Auch hier gilt das für die Schutzwaffen der Griechen § 100 Gesagte. Bezeichnend für die Seltenheit eiserner Rüststücke ist es, daß Schulden in sämtlichen 10 Lagern vor Numantia nur ein bronzenes cingulum und einen Herzschützer aus gleichem Metall fand.

§ 199. Führung, Aushebung, Ausbildung und Kampfweise des römischen Heeres.

Da es im alten Rom der voraugusteischen Zeit keine ständigen Truppen oder Rahmenabteilungen gab, sind die Heere der Republik nur im Kriege unter die Waffen gerufene Milizaufgebote.

Diese Heere, die meistens aus 2 römischen und 2 gleichstarken oder etwas stärkeren Bundesgenossenlegionen bestanden, wurden durch die Konsuln ausgehoben und befehligt. Unterstützt wurden diese hierbei von den praetores und quaestores.

Daß diese Bürgerwehren unter Anführung ihrer Wahlbürgermeister, man muß sagen, fast regelmäßig zu Beginn jedes größeren Krieges schwere Schlappen erlitten haben, darf unter diesen Entstehungsbedingungen und Befehlsverhältnissen kaum Wunder nehmen. Nur die große militärische Begabung der Männer des führenden Adels und die staunenerregende Zähigkeit des italischen Bauern im Felde überwandten immer wieder die Schwächen einer derartigen Organisation und führten im Laufe des Krieges meist dazu, daß aus den lockeren Aufgeboten ein kriegsbrauchbares Heer, manchmal sogar ein kampfgeschultes Veteranenheer wurde.

Auch die Obersten der Regimenter, die 6 tribuni militum, waren von den Konsuln ernannt, später von der Volksversammlung gewählte junge Männer senatorischer Abkunft. Sie führten ursprünglich tageweise wechselnd die Geschäfte des Legionskommandos, sicher nicht zum Vorteile des Ganzen. Dagegen gingen die centuriones, die Kompagnieführer, aus dem Mannschaftsstande hervor. Jeder Manipel hatte für seine beiden nur zu Verwaltungszwecken bestehenden centuriae, die 60 Mann stark waren, je einen Centurio. In den Händen dieser erprobten Feldsoldaten lag die Ausbildung der römischen Kampfeinheit, des Manipels, und seine Führung in der Schlacht. Sie waren die Träger der Manneszucht und der Kampfführung innerhalb des in Schlachtfront aufmarschierten Gesamtheeres, acies. Denn auch die legio war in jener Zeit Verwaltungs- nicht Befehlskörper.

Die Dienstpflicht erstreckte sich bei den Römern auf die Kriegstauglichen vom vollendeten 17. bis zum 46. Lebensjahre. Alljährlich wurde in Kriegszeiten die Aushebung, dilectus, aus den einzelnen Tribus auf dem Kapitol, später auch in bestimmten Bundesstädten vorgenommen. Leitend waren hierbei die beiden Gesichtspunkte, aus allen tribus möglichst gleich viele Leute auszuheben, und die einzelnen Soldaten beim Fußvolk nicht mehr als 20, bei der Reiterei nicht mehr als 10 Feldzüge mitmachen zu lassen. Häufig, besonders bei plötzlichem Kriegsausbruch wurden aber auch die ausgedienten Leute als evocati wieder aufgeboden und entweder in die Legionen oder in besondere Elitekorps als extraordinarii eingestellt.

Das Drillen der Rekruten, tirones, fand in den beiden Stadtlegionen, legiones urbanae, öfter aber bei der Truppe selbst statt. Bei der Einzelausbildung, tirocinium, spielte der Weinrebenstock, vitis, des

Centurio eine große Rolle¹. Nach Ablegung des Fahneneides wurde der ausgebildete Mann in die Legion eingestellt und führte die Bezeichnung miles. Zuerst als Velit, dann als Hastat, Principier und endlich als Triarier durchlief er alle Battungen des Fußvolks und wurde bei besonderer Bewährung Centurio.

Angeblieh seit Kamillus, als die Notwendigkeit, längere Feldzüge auch im Winter zu führen, für die Römer zwingend wurde, erfolgte Soldzahlung. Zunächst erhielt der Mann für den Tag ein As.

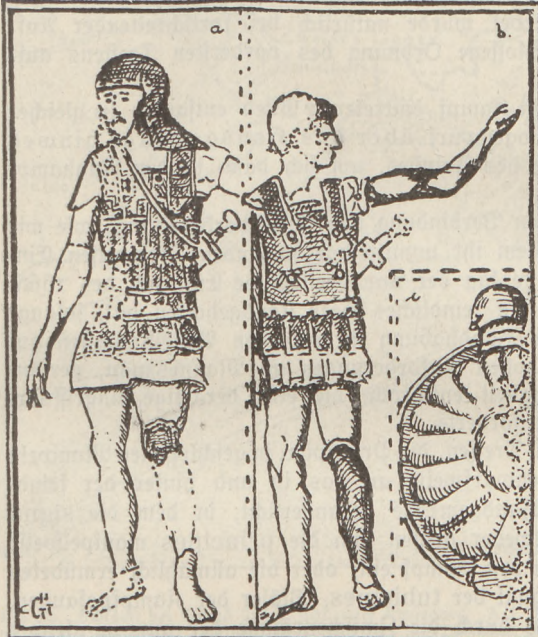


Abb. 44 Italische Waffen- und Rüstungsstücke nach den Wandgemälden aus dem Francois-Grabe in Vulci n. Phot.

Erklärung.

Die frühitalische Bewaffnung entwickelte sich ebenso wie die auf ihr beruhende Taktik im wesentlichen selbständig bis zur Zeit des Königs Pyrrhos. Die auf italischen Boden gefundenen Vasenbilder sind teils griechische Einfuhrware, teils halten sie sich genau in allem, also auch in der Bewaffnung, an die Muster des Mutterlandes der Italioten. Außer einem für die Frage frühitalischer Bewaffnung wichtigen Relief in Amiternum aus dem 2. vorchristl. Jahrhundert, abgebildet bei Weege, Archäol. Jahrbuch XXI, 1909, S. 147 f., bieten die aus frühhellenischer Zeit stammenden Wandgemälde in Vulci wichtige Anhaltspunkte für die frühe Bewaffnung in Mittelitalien. Das kurze Stoßschwert — noch wird es an der linken Seite getragen — ist bereits voll ausgebildet. Ebenso der auf jeden Helmschmuck mit Rücksicht auf den Welenwurf verzichtende Helm. Sein stark ausgeprägter Nackenschutz und die auf höchste Beweglichkeit berechnete Ausrüstung mit dem aus Hartlederplatten bestehenden Panzerhemd „lorica“ entsprechen den Bedürfnissen des Kampfes mit der Wurfwaße. Die Bewehrung mit dem oskischen Rundschild und der Schienenschütz des linken — „Schildbeines“ — weisen auf eine Verwendung im Handgemenge hin. Hier war schon den Hauptelementen römischer Kampfweise Rechnung getragen.

Jeder Manipel hatte ein Feldzeichen, signum, das von einem Unteroffizier, signifer, getragen wurde. Als Richtungs- und Sammelpunkt ist dieses mit mannigfachen Symbolen: einer aufrecht stehenden Hand, einem Kranz usw. geschmückte Feldzeichen für den geregelten Aufmarsch und die gleichmäßige

Kampferöffnung von größter Bedeutung. Der Angriffsgeist des einzelnen, im Kampf auf sich selbst gestellten Mannes findet in den römischen Heeren der Frühzeit zum ersten Male in der Kriegsgeschichte eine Stätte bewußter Pflege, und alle Heereseinrichtungen stellen sich hier als erste Aufgabe die Herbeiführung der endlichen Entscheidung durch den Angriff. Wo römische Truppen gegen ihren Willen in die Verteidigung geworfen wurden, selbst in ihren verschanzten Lagern, bestand ihr ganzes Trachten darin, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, durch den Angriff das selbständige Handeln

¹ Vgl. den Grabstein des in der Varusschlacht gefallenen Centurionen Cälius im Bonner Provinzialmuseum, abgeb. Luckenbach Fig. 267.

wieder an sich zu reißen. Noch zu den Zeiten des Polybios marschierte die Legion unter dem Schutze der Leichtbewaffneten planmäßig auf, um möglichst geschlossen und ausgerichtet in der acies vorzugehen. Hierbei gaben die signiferi die Marschrichtungspunkte an und hielten den Rahmen der gesamten Vorwärtsbewegung aufrecht.

Auf eine Entfernung von 10 bis 12 Schritt vom Feind schleuderten die Hastaten gliederweise ihre beiden Pilen nacheinander salvenartig in den Feind, dann brachen sie im Anlauf, das Schwert in der Hand, in dessen vorderste Reihen ein. Hierbei wurde natürlich bei fortschreitender Auflösung der Krieger die geschlossene Ordnung des vordersten Treffens aufgegeben¹.

Jedes nunmehr in den Kampf eintretende Glied entsandte in gleicher Weise die beiden Pilen im Bogenwurf über das Handgemenge hinweg in die rückwärtigen Glieder des Feindes, um sich dann in den Nahkampf zu stürzen.

In dieser folgerichtigen Verbindung von Feuervorbereitung, wie wir heute sagen würden, und dem ihr unmittelbar folgenden, stoßweisen Einbruch mit der blanken Waffe lag der unwiderstehliche Eindruck des römischen impetus, dem kaum ein feindliches Heer standgehalten hat, solange die römische Truppe in der Handhabung ihrer beiden Angriffswaffen gut ausgebildet war und den hohen Anforderungen an Manneszucht, persönlichem Mut und Selbständigkeit entsprach, die eine derartige Angriffsart von jedem einzelnen Mann forderte.

Gleichzeitig war das 2. Treffen, die Principier, in geschlossenen Manipeln bis auf etwa doppelte Pilenwurfweite an das in und hinter der feindlichen Schildlinie tobende Handgemenge herangerückt, in dem die signa der Hastaten standen. Entweder griffen nun die principes manipelweise dort, wo es nötig schien, in den Kampf ein, oder die allmählich ermüdeten Hastaten ließen auf ein Signal der tubicines, Bläser der Kampfposaunen, vom Kampfe ab und eilten durch die Zwischenräume der nun in gleicher Weise vorgehenden Principier hinter das 2. Treffen, wo sie sich sammelten und von den Troßknechten, calones, wieder mit Pilen versehen wurden.

So nährten beide Treffen in wuchtigen Angriffsstößen abwechselnd den Nahkampf, bis der Siegeswille des Feindes gebrochen schien und die speerstarrende Linie der erprobten Triarier des 3. Treffens auf das Kommando „surgite triarii!“ sich aus der knienden Stellung hinter der Front erhob, um zum letzten Angriff vorzubrechen, dem sich alles anschloß, was noch eine Waffe gegen den Feind tragen konnte.

Die Schachbrettform der altrömischen Manipularaufstellung verband so die Möglichkeit der Durchführung eines langen, an Schwankungen reichen Kampfes mit der vollen Ausnützung der in harter Einzelausbildung erzogenen Überlegenheit des Römers im Kampfe Leib gegen Leib. Die Schwäche dieser Kampfweise lag darin, daß sie, ausschließlich nach vorn

¹ Viele, auch neuere Forscher, sehen das Wesen der Manipulartaktik im schulmäßigen Fechten im geschlossenen Mantel. So Schneider, Legion und Phalang, 1893; Steinwender, Die römische Taktik, 1893, und E. Meyer, Kleine Schriften II 1924, 193 ff.

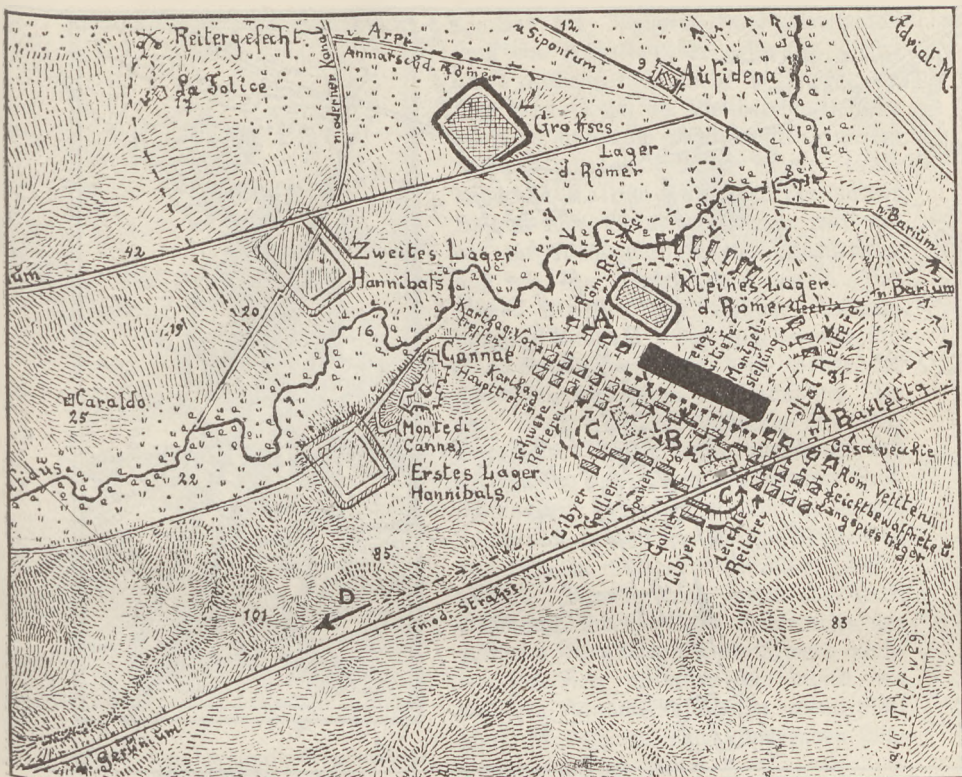


Abb. 45. Schlacht bei Cannä 216 v. Chr. nach Kromayer. A 1. Moment: die karthag. Reiterei wirft auf beiden Flügeln die römische. B 2. Moment: Im Vorgehen gegen die vorgehobene Mittelschlacht des karthag. Haupttreffens drängt sich das schwere römische Fußvolk zum Keil zusammen. C 3. Moment: Leichtbewaffnete und Libyer packen die Flanken des Keils, in seinem Rücken schließt die karthagische Reiterei den Kreis. D 4. Moment: Varro bricht durch und rettet sich nach Venusia.
Karte Maßstab 1 : 100 000 = 1 cm = 1000 m.

auf die Entscheidung in der Front gerichtet, gegen jeden Angriff in Flanke und Rücken sehr empfindlich war und die Truppe, bei dem Fehlen jeder Gliederung außer den Manipeln unfähig war, namhafte Teile aus der einmal festgelegten Kampfrichtung gegen einen solchen Angriff abzuzweigen.

Gegenüber dem Berufssoldatenheere eines Hannibal, der die hellenistische Taktik durch die Erfahrung langer Kriege vervollkommen hatte, und der neben einer wohlgegliederten und mannigfaltig bewaffneten Infanterie nach makedonischem Muster ganze Reiterregimenter schwerer Bewaffnung ins Handgemenge schickte, versagte die Einteilung des römischen Fußvolks in zahlenmäßig schwache Schlachthaufen, wie sie die Doppelkompagnie der Manipel von wenig über 100 Mann Stärke darstellten. So wurde die Schlacht bei Cannä (216 v. Chr.) zur Katastrophe der Manipularaufstellung.

Dem Reitersturm gegenüber, den der punische Feldherr in Weiterführung der Taktik Alexanders d. Gr. von zwei Seiten auf die Infanterie warf, hat wohl schon der ältere Scipio die Manipel der 3. Treffen von

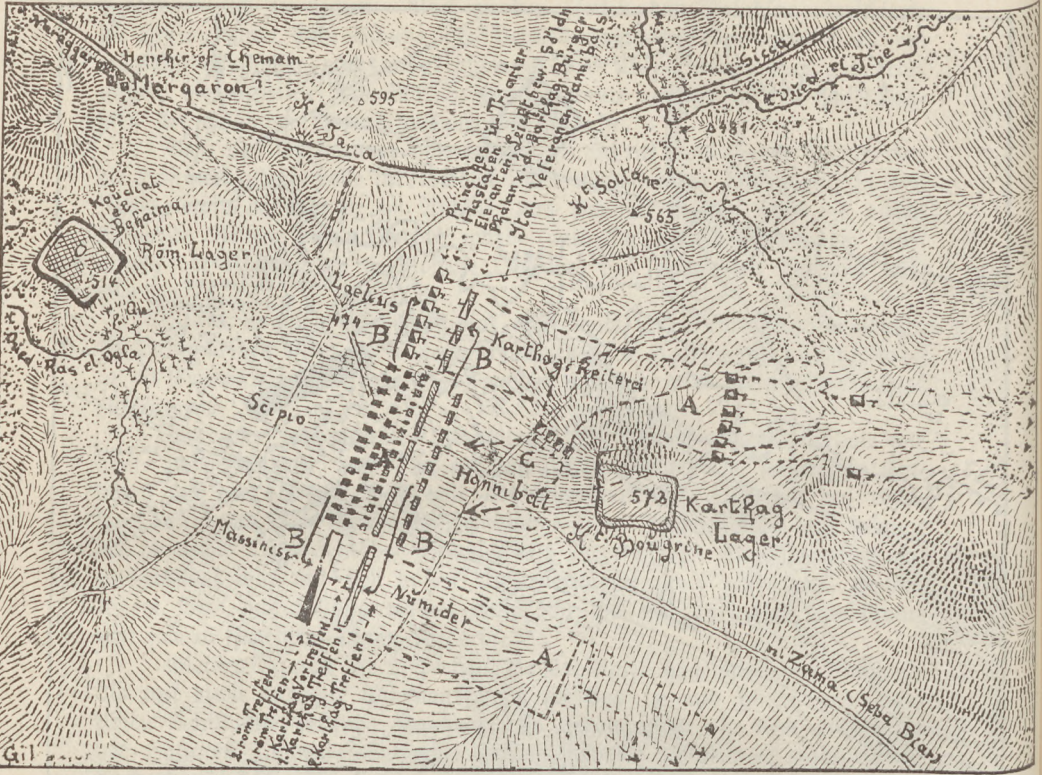


Abb. 46. Schlacht bei Zama - Narraggara 202 v. Chr. nach Kromayer. A 1. Moment: Die röm. Reiterei wirft auf beiden Flügeln die feindliche. B 2. Moment: Während die vorderen Treffen unlösbar verstrickt sind, versuchen beide Teile mit den zurückgehaltenen zu umfassen. C 3. Moment: Der Sieg neigt sich Hannibals Veteranen zu, da erscheint in ihrem Rücken die zurückkehrende römische Reiterei. Karte Maßstab 1:100 000 = 1 cm = 1000 m.

den Flügeln beginnend in Bataillone zusammengefaßt, die nach dem Vorgang der Karthager geschlossen verschoben und zu Sonderaufgaben im Flanken- und Rückenschutz, in der Umfassung und Umgehung verwendet werden konnten. Ob auch die Bezeichnung dieser neuen Verbände, *cohors*, der hellenistisch-karthagischen Heeresprache entstammt, ist fraglich¹.

II. Das ausgehobene Söldnerheer des Marius und Cäsar, *exercitus conducticius*.

§ 200. Änderungen gegenüber der früheren Entwicklungsstufe.

Durchgeführt wurde die Aufstellung eines Heeres von Berufssoldaten durch Marius und Julius Cäsar. Unter diesen als Organisatoren und Führern gleichbedeutenden Feldherren erreichte die römische Kriegskunst ihren Höhepunkt.

¹ Fr. Fröhlich, Die Bedeutung des 2. Punischen Krieges 1884, 56 ff. Polybios 11, 23. — *cohors* — *χορτος* — *hortus* — Hürde — gedrängte Kampfaufstellung, s. Döderlein, Hom. Gloss. n. 801.



Abb. 47. Miles Legionarius impeditus nach der Trajanssäule in Rom.

Erläuterung.

Die zu Beginn des 2. nachchristlichen Jahrhunderts errichtete Trajanssäule zeigt in über 2500 Figuren ein getreues Bild zeitgenössigen Soldatenlebens. Auf der Jahrhunderterte dauernden Grenzwehr hat sich der Typus des Berufssoldaten herausgebildet, den unsere Zeichnung festhält. Die vorübergehenden fremden Einflüsse sind größtenteils aus der Bewaffnung und Bekleidung verschwunden. Anscheinend ist man „bewußt“ in der Bewehrung der Legionen, nicht der Auxiliartuppen, auf die italische Entwicklung von Scipio über Marius auf Cäsar zurückgegangen. Die Hauptwaffe ist das etwas leichter gewordene Pilum, neben ihm das an der rechten Seite, „im Bereich des Schwertarms“ getragene Kurzschwert. Nächst dem seit dem Galliersturm geführten Langschild „scutum“ ist der erzbeklagene Lederhelm die hauptsächlichste Schutzwaffe. Außerdem ist der Oberkörper durch ein Lederkoller gewappnet, das um den Leib und über die beim Wurf entblößte rechte Schulter durch metallbeschlagene Lederbänder verstärkt wird. Zum Schutze des Unterleibes dient ähnlich wie bei dem etruskischen Krieger in Figur 44 b ein Schurz mit Sohllederplättchen.

Seit der Niederwerfung Karthagos kam ein Aufgebot der gesamten Wehrkraft Italiens nicht mehr in Frage. In dem Kampfe um die Weltherrschaft hatte es Rom nur noch mit Mächten zweiten Ranges zu tun. Man führte lange dauernde Kolonialkriege, für die der Soldat von Beruf geeigneter war als der zur Wehr verpflichtete. Dazu kam, daß seit den Riesenopfern des 2. Punischen Krieges der italische Bauernstand zurückging. Die zunehmende Latifundienwirtschaft auf dem Boden der Halbinsel trug hierzu wesentlich bei. In dem Maße, wie die Eignung und Neigung zum Waffendienste abnahmen und der Zwang von Seiten des Staates rücksvollständiger durchgeführt wurde, wuchs namentlich in den Kreisen der Besitzenden das Streben, sich der Dienstpflcht zu entziehen. Marius trug diesen Tatsachen Rechnung, indem er die Proletarier, die aus dem Kriegsdienst einen Erwerb machten, ins Heer aufnahm und damit den italischen Handwerksoldaten, wenn nicht schuf, so doch zu einer dauernden Einrichtung werden ließ¹.

In fast achtjährigen Kämpfen verstand es Cäsar, sein auf dieser Grundlage aufgebautes Heer der Heimat immer mehr zu entfremden und an seine eigene Person zu fesseln. Aus den keltisch-lateinischen Bauern der Poebene entnommen, bezeichneten sich Cäsars Legionen zwar selbst mit Stolz als römische, stellten aber ein durchaus provinzielles Aufgebot dar. Soldzahlung, Beute, Beförderung und Ackerverteilung als Zivilversorgung waren die bei dieser Art der Rekrutierung wirksamen Mittel, die es zum Gehorsam gegen die Befehle seines Schöpfers und Führers erzogen. Da dieser Feldherr selbst seine Feldzüge geschildert hat, kennen wir sein Heer genauer als das irgendeiner anderen Zeit der römischen Geschichte².

¹ Sall. Jug. 35, 47 und 86, 1—3. ² Vgl. die Ausgabe der Commentarii de bello Gallico von Kraner-Dittenberger-Meusel. 13. Aufl. Berlin 1913, S. 35 ff.

Seit Marius besteht die Legion aus 10 gleichstarken und gleichartig bewaffneten Kohorten schweren Fußvolks, die sämtlich mit dem Pilum bewaffnet sind. Die 600 Mann starke Kohorte zerfällt in 6 Zenturien. Sie wird von dem ältesten Zenturio der rechten Flügelzenturie, dem *centurto primi ordinis*¹ geführt und untersteht dem Führer der Legion, der seit Cäsar ein *legatus* ist, ein in der Schule des Feldherrn unter seinen Augen herangebildeter Berufsbeamter. Die Legionen werden mit der Nummer und mit Ehrennamen, z. B. „*Legio decima victrix*“ bezeichnet, die Kohorten nur mit der Nummer. Die Bezeichnungen *hastati*, *principes* und *triarii* sind gegenstandslos geworden. Der Satz: *res ad triarios redit* besagt jetzt nur, daß die in dritter Linie stehenden Kohorten zum Eingreifen kommen. Denn die *acies triplex*, die gebräuchlichste Schlachtordnung im Heere Cäsars, steht meist ebenso in 3 Treffen auf Lücken gedeckt wie die Manipel der frührepublikanischen Aufstellung. Aber das Glied dieser Aufstellung, das Bataillon, *cohors*, ist jetzt ein in sich geschlossener, nach allen Seiten und zu jedem Zweck verwendbarer exerzierter Schlachtverband von genügender Stärke.

Die seit Cäsar auch als taktische Zusammenfassung der Kohorteneinheiten auftretende Legion besaß als Zeichen einen goldenen oder silbernen Adler, *aquila*, dessen Träger ein Bären-, Wolfs- oder Pantherfell über der Rüstung trug.

Noch war eine dreiundzwanzigjährige Dienstzeit vorgeschrieben, aber meist dienten die heimatlos gewordenen Soldaten solange, bis sie als Veteranen, mit einem Bauerngütchen ausgestattet, entlassen wurden.

Die *velites* sind aus dem Heere Cäsars verschwunden. Als leichte Söldnertruppen hat der Imperator diesem Heere durch Anwerbung gallischer, spanischer und germanischer Reiter, balearischer Schleuderer, numidischer Speer- und kretischer Bogenschützen wichtige Hilfswaffen zur Seite gestellt und ebenso das Geschützwesen wie die Kunst des Ingenieurs entwickelt.

Die Reiterei der Legion hatte noch zu Polybios' Zeiten 300 römische und die dreifache Zahl bundesgenössischer Reiter, also insgesamt 1200 Pferde betragen. Sie hatte es immer noch nicht zu einer höheren Einheit als zum Zug, *turma*, gebracht, so daß man an ihre Verwendung als Schlachtenreiterei nicht denken darf. Seit dem Jugurthischen Kriege ging die nationalrömische Reiterei und kurz darauf die Bundesgenossenreiterei ein. Sie wurde durch fremde keltische, germanische, bithynische usw. Reitergeschwader ersetzt.

Zu den mannigfachen Versuchen, Elitetruppen zu schaffen, die das wachsende Zusammengehörigkeitsgefühl zwischen Feldheer und Heer verstärkten, gehört die Aufstellung der *cohors praetoria*, die als Leibwache des Feldherrn seit der Zeit der Scipionen fast eine stehende Einrichtung geworden ist. Sie hatte zuerst wohl aus *evocati* bestanden, nahm aber

¹ Dieser Zenturio, auch *primus pilus* oder *primipilus* genannt, führte ursprünglich die erste Kolonne, *pila*, oder Manipel der Triarier; er wird als der beste Soldat betrachtet und zum Kriegsrat zugezogen. Plin. n. h. 14, 19; vgl. auch: E. Meyer, Kleine Schriften II 254 u. Anmerkung 6.

auch die vornehmen jungen Römer auf, die sich unter den Augen des Feldherrn in der Kriegskunst ausbilden wollten, und häufig die bewaffnete unmittelbare Klientel des Heerführers. So wurde sie die zuverlässigste Stütze seiner oft gegen das Staatsganze gerichteten Ansprüche.

Neben dem *centurio* und *aquilifer* hatte jede Zenturie einen Tubabläser, *tubicen*, und einige Hörnerbläser, *cornicines*, die die Schlachtsignale gaben. Den gleichen Dienst versehen bei der Reiterei die Trompeter, *liticines*. Die Lager-signale wurden, um Verwechslungen vorzubeugen, durch die *bucinatores* geblasen, die das ursprüngliche Hirtenhorn, *bucina*, handhabten.

Schutz- und Truchwaffen waren im wesentlichen zu Cäsars Zeit dieselben geblieben; doch trug man jetzt unter dem vervollkommenen Riemenpanzer, *lorica segmentata*¹, die Tunika, ein Wollhemd und bei rauher Witterung auch kurze bis oberhalb oder unterhalb des Knies reichende Hosen, *bracae*, den Fuß schützte ein großer Schnürstiefel, *caliga*. Beinschienen, *ocreae*, trugen wohl nur die Zenturionen. Für den Anteil, den diese Unterführer am Kampfe Mann gegen Mann nahmen, spricht es, daß sie keinen Schild führten, sondern nur durch Schuppen- oder Kettenpanzer geschützt waren. Sie waren also von vornherein nur für das Handgemenge gerüstet.

Neben dem gleichmäßig bewaffneten schweren Fußvolk und den gemieteten oder ausgehobenen Hilfstruppen gab es im Heere Cäsars besondere Pioniere, *fabri*, und Troßknechte, *calones*.

Die *impedimenta*, der Troß, gewann bei der wachsenden Stärke der Heere und bei der Notwendigkeit, in schwach besiedelten feindlichen Ländern zu kämpfen, erhöhte Bedeutung.

Mit dem Übergang zur Monarchie unter Augustus wird das eigentlich nur noch dem Namen nach ausgehobene Heer umgewandelt in:

III. Das stehende Berufsföldnerheer der Kaiserzeit.

§ 201. Das Heer des Imperiums: *militēs perpetui*².

Auf den Grundlagen der die Völker verbindenden hellenistisch-römischen Kultur und römisch-italischer Verwaltung aufgebaut, ist das Imperium Romanum mehr und mehr ein internationales Weltreich geworden.

Die ursprünglichen Kerntruppen dieses Reiches, die 25 italischen Legionen nahmen im wachsenden Maße den Charakter ihrer Standorte an den verschiedenen Grenzen an. Auch ihren Erfaß entnahmen sie immer mehr der romanisierten Bevölkerung der Provinzen. Sie waren auf den Imperator vereidigt und trugen sein Bild neben den Adlern auf besonderen Feldzeichen.

Die Legion sollte in ihrer alten Einteilung 6000 Mann schweren

¹ Die *lorica segmentata*, die aus metallbeschlagenen Lederstreifen besteht, wurde in dieser Zeit zum charakteristischen Panzer des römischen schweren Fußvolkes.

² Dessau, Gesch. d. röm. Kaiserzeit I 211 ff.

Fußvolks und 1200 Reiter in 4 Turmen umfassen. Neben die Legionen traten zu Sonderzwecken die Kohorten der Garde, *cohortes praetoriae*,



Abb. 48. Römischer Legionär nach dem Modell im röm.-germ. Zentr.-Mus. Mainz.

Erläuterung.

Zahlreiche Waffenteile, die in vielen Standlagern spätrömischer Legionen ausgegraben wurden und noch häufigere Grabsteine von Angehörigen der römischen Wehrmacht haben es der Leitung des röm.-germ. Zentralmuseums ermöglicht, das bestehende Bild eines römischen Legionärs aus der ausgehenden Römerzeit in Deutschland als Modell aufzustellen. Ob das Bedürfnis nach größerer Beweglichkeit die Schuld daran trägt, daß die Panzerung, ja fast die gesamte Bekleidung aus Leder besteht, ist fraglich. Möglicherweise schritt man im vierten, aber metallarmen Germanien hauptsächlich aus wirtschaftlichen Gründen zu diesem Ersatz. Daß gegen die trajanische Epoche der Helm bedeutend verstärkt und das Pilum gewichtiger wird, spricht für die Wucht germanischer Schläge und die Stärke deutscher Schilde. Neben dem „gladius“ taucht hier als allerletzte Wehr, an der linken Seite des Legionärs der Dolch, „pugio“ auf. Es war wohl oft wirklich ein Kampf „bis aufs Messer“, der hier im dritten und vierten Jahrhundert um die Freiheit des deutschen Stromes tobte.

und die sog. städtischen Kohorten, *cohortes urbanae*, endlich eine militärisch organisierte Feuerwehr, die *cohortes vigilum* in Rom. Diese Kohorten bildeten die Besatzung der Hauptstadt und später der anderen wichtigen Städte des Reiches. Denn die Legionen selbst standen in den großen Standlagern der Grenzprovinzen. Wurde zu Reichsverteidigungszwecken die Zusammenziehung größerer Heere notwendig, so teilten die daheim unentbehrlichen Legionen hierzu *vexillationes*, d. h. Abteilungen von je 1000 Mann unter einer besonderen Tuchfahne, *vexillum*, ab. Oft bestanden diese Abkommandierungen aus altgedienten Soldaten.

Neben diesen Kerntruppen treffen wir erstmals unter Augustus die Auxiliartruppen, die örtlichen Kontingente der Grenzprovinzen, die den Grenzüberwachungsdienst in den zahlreichen Grenzlagern und -kastellen versahen. Sie bildeten die zersplitterten Besatzungen des Netzes von Straßen, Stützpunkten, Wällen und Berghäfen, das man unter der zusammenfassenden Bezeichnung der *limites* allmählich an allen Grenzen des Reiches anlegte, so in Afrika, Britannien, auf dem Balkan und zwischen Rhein und Donau: der rätisch-germanische *Limes* des Römerreiches. Teils nach Art der Legionen bewaffnet und in Kohorten: *cohors Ubiorum*, *Batavorum* usw., eingeteilt, waren sie den örtlichen Legionskommandanten unterstellt; teils stellten sie aus der militärisch organisierten und latinisierten Bauernschaft der Grenzlandschaften, Zehntlande, *decumates*, ausgehobene leichte Hilfstruppen dar in ihrer heimischen Bewaffnung. Sie werden von einheimischen Befehlshabern, *praepositi*, geführt, und bildeten schon im 3. Jahrh. n. Chr. auch in Friedenszeiten einen namhaften Bestandteil des stehenden Heeres, ein Zwölftel bis ein Sechstel.

Die Garden, *cohortes praetoriae*,

waren bis in die Zeit des Kaisers Konstantin eine im allgemeinen nur aus Italikern rekrutierte Elitetruppe, die doppelten Sold bezog. In den Zeiten nach geglückten Soldatenaufständen wurden jedoch auch Legionare aus rheinischen, donauländischen und illyrischen Legionen in die Garde eingestellt. Meist lagen sie in der von Tiberius auf dem Viminalis in Rom erbauten Kasernenstadt. Die Prätorianer trugen besonders glänzende, teilweise sogar versilberte und vergoldete Waffen und mißbrauchten unter ehrgeizigen Führern, praefecti praetorio, schwachen Kaisern gegenüber oft ihre Stellung durch scham- und rücksichtslose Eingriffe in das Staatswesen.

Auch die Milizen der Provinzen und Städte¹, *symmacharii*, wurden oft aufgeboten. Selten entsprachen sie den Erwartungen, die man auf sie setzte und den Kosten der Aufstellung.

Die *milites peregrini* aber — sie sind aus den schon in der frühen Kaiserzeit vorkommenden persönlichen Leibgarden der Kaiser entstanden — wurden mit der steigenden Unsicherheit im Imperium und der auf den Mangel an Schulung zurückzuführenden militärischen Unfähigkeit seiner Einwohner in immer größerem Umfang angeworben. Von ihrer Unentbehrlichkeit überzeugt, bildeten sie allmählich eine Kaste fremdstämmiger Söldner im Dienste der Kaiser und wurden endlich von der Mitte des 4. Jahrhunderts ab die Totengräber des Imperium Romanum.

§ 202. Belagerungs- und Festungskrieg.

Bis zu dem Zeitpunkt, wo der Kampf um die endgültige Herrschaft im Ostmittelmeerbecken die römischen Heere in der Mitte des 2. vorchr. Jahrhunderts vor die riesigen Mauern Karthagos führte, steckte die Belagerungskunst bei den Römern in ihren Anfängen.

Griechische Ingenieure, darunter vor allem Polybios, waren es, die unter dem jüngeren Scipio den Kampf gegen die überlegene punische Artillerie aufnahmen und die Hauptstadt von Klein-Afrika, wie vorher Kapua und Syrakus, nach einer langen, immer weitergreifenden Blockade, *obsidio*², zu Falle brachten.

Nichts beleuchtet den Tiefstand der römischen Belagerungstechnik in der Mitte des 2. vorchr. Jahrhunderts mehr, als der gewaltige, doppelte Mauerring, mit dem der Besieger Karthagos das kleine, elend befestigte, nur von 8000 Mann verteidigte Numantia in jahrlangem Ringen erdröseln mußte³, *circumvallatio*.

¹ Vgl. Mommsen, *Hermes* XXII 547 ff.

² Das Versagen des Hannibal gegenüber dem Festungsnetz der italischen Felsenstädte (über ihre Maueranlage von Gerkan, a. a. O. 128 f.) ist in erster Linie darauf zurückzuführen, daß er nicht wie seine Vorfahren vor Akragas und Gela ganze Völker von angeworbenen Kriegsknechten im Sturm opfern konnte. Das Söldnerblut war teuer und wertvoll geworden im Mittelmeerbecken und das Karthago des 2. Punischen Krieges auch als Geldmacht schon ein sinkender Staat.

³ A. Schulten, *Numantia* 1905 und 1914 (bisher nur ein Band erschienen, drei weitere Bände folgen) und *Arch. Anz.* 1905, 163. Auch vor Numantia konnte Scipio ohne die Hilfe und Beratung seines Freundes Polybios anscheinend nicht zum Ziele kommen.

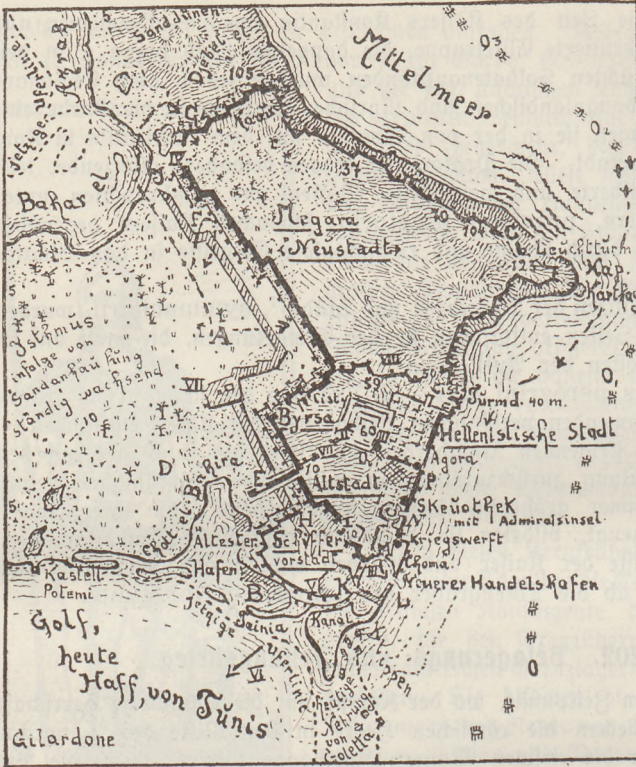


Abb. 49. Belagerungen Karthagos 149—146 v. Chr. nach Gilardone. Karte Maßstab 1:100 000 = 1 cm = 1000 m.

Erläuterungen.

I Älteste Burg II Schmuntempel auf der Byrsa. III-IV Doppelmauer mit Vorwall (dreifache Mauer Appians). V schwacher Winkel Appians. VI Richtung des Branderausfalls der Karthager, die römische Flotte lag damals nördl. von Tunis. VII und VIII ältere Wauerabflüsse gegen Norden. ■ starke Brandspuren. Pünische Munitionsdepots 2 m unter dem Boden von heute. X Blockadesiegler bei Nordost.

Abriß der kriegerischen Vorgänge während der Belagerungen:

I. Abschnitt: 149 und Winter 149/48.

A Ergebnisloser Angriff des Manlius gegen die 3fachen Mauern B Gleichzeitig greift Censorinus von der verbreiterten Tainia aus den „schwachen Winkel“ an, unterliegt im Straßenkampf. Gelingender Brandenangriff der Karthager bei VI. Von einer Blockade ist keine Rede mehr.

II. Abschnitt: Sommer 148 mit Sommer 147.

C Ein Ueberrumpfungsversuch des Mancinus mißlingt. — Scipio übernimmt den Oberbefehl, lagert bei D — darauf wirft sich Hasdrubal mit seinen Kerntrouppen in die Festung und verlegt ihn durch eine Gegenmauer bei E (Charax) den Weg zur Bresche des Censorinus bei B. Um ihn vom Entscheidungsakt abzulenkten, unternimmt Scipio einen Doppelangriff bei F und G. Hier bei G gelingt die Erstiegung der Nordmauer. Hasdrubal muß den Charax entblößen, um Scipio hinauszuerwerfen, worauf die Römer die Gegenmauer wegnehmen. Durch einen Doppelgraben H... I sperrt Scipio der Stadt die Landverbindung ab und besetzt die von Hasdrubal geräumte Schiffervorstadt. Unter Bemühung eines von den Karthagern nicht hinlänglich zerstörten Hafendamms. K-L schneidet er den Innenhafeneingang vom Meere ab. Trotz eines verzweifelten Schwimmausfalls bei M erstürmt er das Thoma bei L. Gleichzeitig haben die Karthager in der Skeuothek eine Behelfsflotte gebaut und ihr bei N einen Notausgang geöffnet. Der Versuch, die römische Seeblockade zu sprengen, mißlingt bei O.

III Abschnitt: Winter 147/146 — Sommer 146.

Der Hunger tut sein Werk in der Stadt. Bei Nepheris sprengt Scipio das letzte Entschloß auseinander. Da immer noch einzelne Blockadebrecher landen, schießt Scipio den Ring durch ein Vordringen langs der Meeremauer von L auf P. Von hier aus setzt er den Angriff auf die Terrassenanlage des Tempelberges an. In siebenitägigem Barrikadenkampf ersticht er den letzten Widerstand bei Q.

Erst Caesar hat in der Belagerungskunst den Pioneer, aber, zu Ehren gebracht. Wie er in der Verteidigung und zur Schonung seiner Kräfte erstmals ganze Landstrecken durch Verschanzungen und Redouten, castella, abriegelte, so schritt er nach vollendeter technischer Vorbereitung den Stützpunkten seiner Feinde gegenüber im gegebenen Augenblick zum Sturm, oppugnatio. Er bildete die Angriffsmittel der hellenistischen Belagerungskunst, deren Kenntnis ihm seine Studien erschlossen hatten, in praktischer Anpassung an seine Kriegsschauplätze und Zwecke aus, wie er auch eine wohlüberlegte Art der Verteidigung zu finden mußte, die der

Eigentümlichkeit der römischen Bewaffnung mit dem Pilum und der daraus entstandenen Befechtsführung Rechnung trug.

Wir sehen jetzt in der Wallverteidigung nicht mehr die bloße Ausnützung eines möglichst schwer zu ersteigenden Hindernisses, sondern eine mäßig hohe Anlage ($1 - 2\frac{1}{2}$ m), die vor allem dem Pilumwerfer die volle Ausnutzung seiner Waffe, weiterhin auch die Möglichkeit gab, durch Herabspringen vom Wall den Erfolg seiner Pilenfalven im Nahkampf auszunutzen.

In der Städtebezwingung spielte bei Cäsar der mächtige Angriffsdamm, agger, aus Erde und Holz eine große Rolle. Er sollte den Angreifer mit seiner im Flach- und Bogenwurf sicher treffenden Waffe auf die Höhe des Verteidigers hinter dem Zinnenkranz seiner Mauer bringen, denn für den Wurf nach oben gegen die Zinne war seine Waffe weniger wirkungsvoll. Dieser Damm trug auch die Mittel hellenistischer Poliorketik (Belagerungskunst): die Wandeltürme, *turres ambulatoriae* oder *mobiles*, die aus vielen Stockwerken, *tabulata*, Geschosse und Feuerbrände spien, und von deren Dach die niederfallende Brücke, *sambuca*, den Pilenwerfer und Schwertbewaffneten den Weg auf die Plattform der Türme frei gab.

Daneben wurden auch alle anderen Arten der Mauer- und Grabenzerstörung angewandt. Mit den Wandelhallen, *vineae*, näherte man sich gedeckt den Festungswerken, warf unter ihrem Schutze die Gräben ein und erschütterte die Grundmauern mit den Stößen des Widder, *aries*. Den gleichen Zwecken dienten auf Rollen laufende Schutzhirme, *plutei*, aus Schilden zusammengesetzte Dächer, *testudines*, die Minierhütten, *musculi*, unter denen man die Grundmauern untergrub, und die Mauerfischeln, *falces murales*, mittels derer man die Mauerzinnen herunterriß.

Die Bervollkommnung der Geschütze, die die hellenistische Belagerungs- und Verteidigungskunst hinterlassen hatte, ist vor allem der späteren Kaiserzeit zuzuschreiben. Überhaupt haben diese Kampfwerkzeuge in der Kriegsgeschichte seltener eine Rolle gespielt als in der Phantasie der Konstrukteure und in den Lehrbüchern der Kriegskunst. In der Regel wurden sie als Behelfsmittel bei lange dauernden Belagerungen behelfsmäßig erbaut; infolge der Ungefügigkeit ihrer Masse konnten sie nicht leicht ab- und an einem anderen Ort wiederaufgebaut werden¹. Auch wirkten zahlreiche wechselnde Witterungs- und örtliche Einflüsse so verschiedenartig auf ihre Leistung, daß von einer sicheren Berechnung, als Grundlage ihrer Wirkung, keine Rede sein konnte. In der Zeit der sinkenden Volks- und Wehrkraft unter den späten römischen und noch mehr unter den byzan-

¹ Das Wissen von Behelfsmitteln des Angriffs und der Verteidigung setzte sich durch das ganze Mittelalter fort bis in die Tage der ersten Pulvergeschütze. Bei lange dauernden Belagerungen wurden sie immer wieder verwandt, teilweise noch neben den ersten Kartauten. Beispiele: Jerusalem in den Kreuzzügen, Orleans z. Zt. der Jungfrau. Daß die „Feuertöpfe“ beweglich waren, im Vergleich zum „Antwerk“ des Mittelalters und unter ähnlichen Verhältnissen doch ungefähr zu berechnende Ergebnisse hatten, waren die Gründe, weshalb sie die Nachfolger der Ballisten und Katapulten bald außer Kurs gesetzt haben. Vgl. Rathgen, Das Drehkraftgeschütz in Deutschland, Zeitschrift f. hist. Waffenkunde 1918—20, 94 ff.

tinischen Kaisern suchte man durch Verwendung von Maschinen sogar in der Feldschlacht die Mängel einer entnerotenen und den Nahkampf scheuenden Kriegskunst auszugleichen. Soweit sie nicht künstelnde Theorien von Mathematikern und Technikern geblieben sind, die nur in Büchern ihr Leben fristen, sind alle diese auf dem Prinzip des gespannten Bogens, arcus, und des zusammengedrehten Sehnenbündels, tormenta, hergestellten Fernwaffen auf den Festungskrieg beschränkt geblieben¹. Einmal eingebaut und starr in ihrer Flugbahn konnten sie dem wechselnden Hin und Her des Kampfes nur schwer folgen. Wir wissen von keinem geschichtlich überlieferten Fall, wo sie den andringenden Kriegsvölkern des Nordens in der Zeit der Völkerwanderung gefährlich geworden sind².

§ 203. Das römische Lager.

Ebenso wenig wie die theoretisch hoch entwickelte Kunst des Geschützbaues konnte das riesige System von Lagerfestungen den Zusammenbruch des Imperiums aufhalten, das seine Grenzprovinzen mit einem engmaschigen Netz überzogen hatte. Alle diese Bauten gehen auf die eigentümliche und von den Römern frühzeitig bis zu äußerster Folgerichtigkeit entwickelte Befestigung des Lagers, castra, zurück, welche die Römer in den Zeiten ihres soldatischen Aufstiegs entwickelt haben.

Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die Gewohnheit der römischen Heere, stets und unter allen Umständen die Stätte ihrer nächtlichen Rast durch Befestigung des Lagers zu sichern, castra munire, und bei längerem Aufenthalt diese Befestigung immer weiter auszubauen, eine der stärksten Grundlagen der römischen Herrschaft geworden ist. Außer der erzieherischen Seite dieser Maßregel einer oft vom schweren Marsch ermüdeten Truppe gegenüber bewahrte der Lagerbau sie vor Überraschungen und Rückschlägen. Er gab dem römischen Legionar das Gefühl verhältnismäßiger Sicherheit bei gebotener Wachsamkeit und ein Stück Heimat in Feindesland, dessen Mittelpunkt das Zelt des Feldherrn, praetorium, mit den Ablern und Standarten war.

So liegt in der allabendlichen Umwallung des Lagers das Wesentliche, in der nach Zeit und Bedürfnissen wechselnden inneren Einrichtung und Einteilung aber das Nebensächliche des römischen Lagers³. Natur-

¹ Im Jahre 1882 haben die Franzosen auf dem Boden der alten Borsja oder Burg von Karthago eine in der Maueranlage und in vielen Einzelheiten vollständig erhaltene byzantinische Katapultenbatterie mit 4 Geschützständen ausgegraben, sie aber zerstört, um die Steine zum Baue eines Palastes zu verwenden, vgl. Arch. Anz. 1917, 5 ff. mit Abb.

² Mit diesen Ausführungen, die nur dazu dienen sollen, eine übertriebene Bedeutung des Geschützkampfes in den Zeiten des klassischen Altertums als ungeschichtlich abzulehnen, sollen die überaus dankenswerten Arbeiten von R. Schneider und die praktische Erprobung der Schußleistungen spätrömischer Geschütze durch General Schramm weder angezweifelt noch beeinträchtigt werden. Zusammenfassung bei S. Diels, Antike Technik, Leipzig 1914, 3. Aufl., 83 ff.

³ Nach Schultens Ausgrabungen in Numantia (am besten siehe Kromayer und Beith, Schlachtenatlas, röm. Abt., Bl. 12) sind sämtliche Lager Scipios vor dieser Bergfeste, auch die beiden Legionslager auf Monte Castillejo und Peña Redonda, durchaus unregelmäßig dem Gelände Rechnung tragend angelegt. Nur

gemäß mußte man sich nach anstrengenden Märschen mit einer verhältnismäßig schwachen Erdanhäufung, einem Graben von geringer Tiefe und einer Palisadenreihe, lorica, — der Mann führte auf dem Marsche drei Schanzpfähle, valli, mit — begnügen, castra tumultuaria. War Zeit und Muße vorhanden, baute man das Lager zu einer Festung aus, die den Pilenwurf als Verteidigungsmittel ausnützte und die Möglichkeit offen ließ, an jeder Stelle durch Hervorbrechen über den Wall dem glücklichen Angriffsgeist römischer Krieger gerecht zu werden².

Wurde das Lager, an einem besonders wichtigen Punkt angelegt, später zum Standlager, castra stativa, so bewahrte es doch auch in der Ausführung in wetter- und zeitbeständigem Material stets diese beiden Eigenschaften und bot auch für eine bisher ortsfremde Besatzungstruppe — es gilt dies insbesondere für die Verfallszeit — in seinem genauen, einförmigen Grund- und Aufbau, das gewohnte im ganzen weiten Reiche gleiche Prinzip der Verteidigung. Als man in dieser Zeit der Entartung der Kraft des pilenschleudernden Legionars und seinem Mute zum Gegenstoß mit der blanken Waffe über die Brüstung des eigenen Walles hinüber nicht mehr vertrauen durfte, stiegen auf den niedrigen Wällen der Lagerstätte als Grundfesten die Mauern unserer Römerstädte am Rhein und an der Donau empor, hinter denen sich ein Geschlecht barg, das im Wahne lebte, die Höhe einer Mauer könne die Kriegstüchtigkeit und Angriffslust seiner Verteidiger ersetzen.

Wir besitzen aus den Schilderungen des Polybios (um 150 v. Chr.) die genaue Darstellung je eines Lagers für ein und für zwei konsularische Heere, also mit den Bundesgenossen für vier bzw. acht römische Legionen der Zeit Scipios des Jüngeren (Taf. I und II)³.

Das Marschlager für ein konsularisches Heer dieser Zeit (Tafel I) bildet ein Quadrat von 666 m, dessen Vorderseite sich nach der Himmelsrichtung wendet, aus der Wasser und Verpflegung herankommen. Wie für die Anlage der italischen Stadt charakteristisch ist, daß zwei Hauptstraßen, die sich als Straßenkreuz im rechten Winkel schneiden, Decumanus und Cardo (die Nord-Südrichtung) die Grundlage des Straßennetzes sind, durchziehen auch das Lager, ausgehend von den vier Toren, die nicht immer in der Mitte der Seiten angelegt sind, zwei Hauptrichtungslinien: decu-

das dritte, bei Kenieblas, 5 km von Numantia gefundene Lager stimmt völlig mit der Beschreibung und den Maßen überein, die Polybios für ein konsularisches Lager gibt; die Tatsache allerdings, daß das hier angewandte Maß von 100 Fuß = 1 πλεθρον auf griechische Vorbilder bei dieser Anlage hinweist, ist geeignet, den Glauben, wonach das viereckige römische Lager eine italische Einrichtung ist, sehr zugunsten der Möglichkeit einer hellenistischen Herkunft zu erschüttern. Vgl. auch Steinwender, Zum polybian. Feldlager, Rhein. Mus. LXVII 48 ff.

¹ Die Forschung hat bislang diese spezifisch römische Eigenart der Lagerbefestigungskunst die verdiente Würdigung nicht zuteil werden lassen. So ist auch Zweck und Wert des bei Ausgrabungen fast regelmäßig beobachteten Doppelpiligrabens, fossa duplex fastigata, dessen äußerer Anstieg genau in der Fluglinie des Pilenwurfs liegt m. E. noch nicht in seiner wohlüberlegten Anordnung erkannt worden.

² Eine eingehende Beschreibung eines römischen Lagers für eine Legion (die Legio I Germanica) im Anschlusse an die Beschreibung des Bonner Lagers s. bei E. Sadée, Das römische Bonn, Bonn 1925, S. 14 ff.

manus maximus (in der Länge) und cardo maximus (in der Breite). Es wird von rechtwinklig sich schneidenden Lagerstraßen, viae, durchschnitten.

Die Mitte der Vorderseite durchbricht das Haupttor, porta praetoria; von ihr läuft, das Lager in 2 Hälften teilend, die über 14 m breite via praetoria zum Rücktor, porta decumana. Diese Längstraße wird nach ihrem ersten Drittel von der via principalis, nach dem zweiten von der via quintana derart durchschnitten, daß diese Querstraßen das Lager

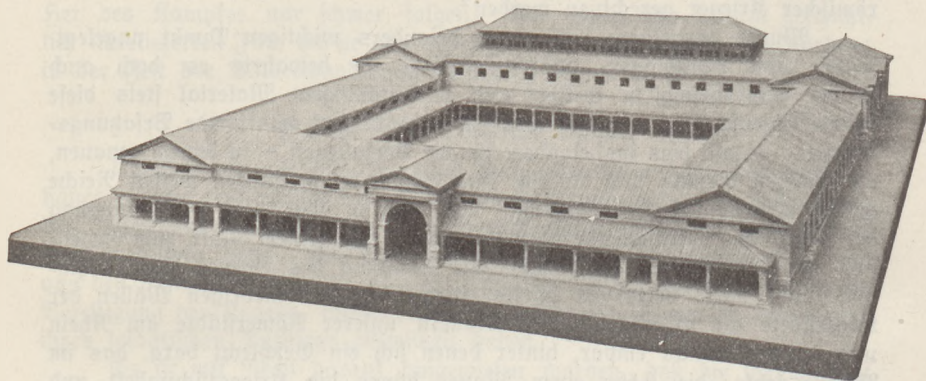


Abb. 50. Modell des Prätoriums des Römerlagers Vetera bei Xanten nach H. Lehner. Das Römerlager Vetera, Bonn 1926.

in 3 gleiche Querabschnitte teilen. Im mittleren dieser Abschnitte, und im Herzen des Lagers verbreitert sich die via principalis auf 80 m zum forum, dem Paradeplatz, um im rückwärtigen Drittel sich auf 50 m zu verschmälern. Hier bildet sie das forum quaestorium, den Hauptmarkt des Lagers.

Das Forum ist der Versammlungsort bei feierlichen Gelegenheiten und enthält neben dem Hauptquartier des Konsuls, praetorium, den Feldaltar, ara, die Richterbühne, tribunal, und das Zelt der Wahrsager, augurarium. Die vor dem Forum vorbeilaufende via principalis ist in einer Breite von 33 m die Hauptverkehrsader des Lagers; sie verbindet die beiden Seitentore, porta principalis dextra und sinistra. Hier liegen auch die Zelte oder Baracken der Stabsoffiziere¹. Zwischen ihr und der Vorderseite waren die Kerntuppen, extraordinarii, untergebracht. Die schmalere via quintana (17 m breit) scheidet die beiden Legionen, die beiderseits der erbreiterten via principalis lagen, voneinander und ebenso die beiden an den Außenseiten des Lagers zeltenden Bundesgenossenlegionen alae sociorum. Den ganzen Innenraum innerhalb des Walles umzieht das intervallum in einer Breite von 33 m, bestimmt, die Zelte und Hütten vor den Geschossen und Brandpfeilen des Angreifers zu sichern. Die Beliten wird man sich hier oder aber auch auf den Außenposten außerhalb des Lagers vorstellen dürfen.

Nach außen waren die Tore häufig durch den brückenkopfartigen tutulus gesichert.

¹ In Haltern sind durch die jüngsten Ausgrabungen Centurionenwohnungen an dem einen Ende der Kasernen nachgewiesen.

Den Wachdienst innerhalb des Lagers versahen die hastati und principes auf dem Wall, die triarii im Inneren; diese stellten auch einen manipulus als Innenwache zum Prätorium.

Der Nachtwachdienst zerfällt zeitlich in 4 Abschnitte, vigiliae. Die Aufsicht wird in jedem Zeitabschnitt von 4 römischen Rittern durchgeführt. Allabendlich gibt der Feldherr selbst die Parole, tessera, auf einem Holztäfelchen aus. Runden prüfen ständig die Wachsamkeit der Posten. Bei Tage wird der Wachdienst, excubiae, ähnlich, aber mit einem geringeren Mannschaftsaufgebot aufrechterhalten.

Da seit Kannä beide Konsuln nie mehr auf den gleichen Kriegsschauplatz vereint kämpften, hat das Achtlegionenlager (Tafel II) nur sehr problematisches Wert¹. Jedenfalls zeigen die Standlager, Winterlager, castra hiberna, die Redouten, castella, und Stützpunkte, burgi, die insbesondere die Reichslimeskommission während der letzten 25 Jahre ausgegraben hat (vor anderem die Saalburg, die Lager von Oberraden und Haltern, am Rhein und in Österreich Karnuntum), daß auch die Römer der Spätzeit sich an das überkommene Schema nur dort gehalten haben, wo es möglich und zweckmäßig war, in allen anderen Fällen aber der Örtlichkeit weitgehend Rechnung tragen.

§ 204. Die römische Flotte.

Griechen und Karthager sind die Lehrer der Römer im Bau und in der Verwendung von Kriegsschiffen gewesen. Während der Punischen Kriege waren es hauptsächlich die Geschwader der griechischen und etruskischen Küstenstädte Italiens, die unter römischen Konsuln oder Admiralen, praefecti classici, die Seeschlachten ausgefochten haben. Da die Überlegenheit der Karthager in ihrer größeren nautischen Geschicklichkeit lag, glichen die Römer diese Überlegenheit dadurch aus, daß sie den zahlenmäßig stärkeren und besser geschulten Seesoldaten Roms, milites classici, den Enterkampf ermöglichten.

Hierzu benutzte man erstmals in der Seeschlacht bei Mylä unter Duilius (260 v. Chr.) den Raben, corvus, die Weiterbildung einer schon von den Griechen angewandten Einrichtung, des *δέλφισ*, an dem auch in der Schlacht stehenbleibenden Vormast². Man brachte hier eine um den Fuß dieses Mastes über das Borderteil der Pentere aufragende drehbare Brücke mit starken Eisenstacheln am oberen Ende an. Näherte sich ein feindliches Schiff, um das römische zu rammen oder ihm die Ruder abzustreifen, so ließ man die Fallbrücke auf sein Vorderdeck nieder und befestete es gewissermaßen mit eisernen Händen, manus ferreae, an den

¹ Fr. Stolle (Der römische Legionar und sein Gepäck [mulus Marianus], Straßburg 1914) versucht nachzuweisen, daß die bisherigen Pläne von römischen Lagern auf einer Verquickung der beiden nebeneinander vorkommenden Beschreibungen beruht haben, und hat so dem einfachen und, wenn das Gelände es zuließ — also in der Ebene —, die Regel bildenden konsularischen Lager zu seinem Recht verholfen.

² Der Delphin, ein Bleiklotz, den man von der Längsschiff gestellten Rahe des Vormastes auf das feindliche Deck fallen ließ, um dieses und den Schiffsboden zu durchschlagen.

Bord des eigenen Schiffes an. Nunmehr drangen die Seesoldaten nach Abgabe ihrer Pilensalven mit dem Schwert in der Faust über die Brücke auf das Deck des feindlichen Schiffes, wo ihre zahlenmäßige Überlegenheit den Kampf schnell zu ihren Gunsten entschied¹.

Im Ringen um die Seeherrschaft auf dem Mittelmeer, die ja nur von Karthago ernsthaft bestritten wurde, war das hauptsächlichste Schlachtschiff die Pentere, der Fünfruderer, quinqu remis. Nach Polybios haben die Römer derartige Schiffe nach karthagischen Mustern erbaut. Über das Wesen des Fünfruders ist man heute noch nicht einig: wahrscheinlich war über dem Deck des Dreiruders, der Trireme, seitlich hinausgeschoben nochmals ein Ruderdeck angebracht, auf dem zwei weitere Reihen von Ruderern, in gleicher Weise wie die Thraniten und Thalamiten der Triere mit entsprechend längeren Rudern arbeiteten. Die Griffe dieser Ruder waren wahrscheinlich mit Blei beschwert und liefen in Dollen, die am Schwerpunkt angebracht waren.

Wenn darüber hinaus die Überlieferung von Hexeren, ja sogar von Zwanzigdeckern berichtet, so handelt es sich meist um das einmalige Vorkommen von Riesenschiffen, die mehr dem Sensationsbedürfnis ihrer Besitzer, der Diadochen oder anderer halborientalischer Fürsten, als seetechnischen Möglichkeiten Rechnung trugen. Vielleicht liegt die Lösung der Mehrrunderfrage auch darin, daß man ähnlich wie bei den mittelalterlichen Galeeren die Ruder in einer oder mehreren Ruderreihen doppelt, dreifach usw. besetzt hat².

Solche Riesenschiffe kannte die römische Kriegsflotte nicht; man ging sogar bald nach den Punischen Kriegen wieder zu leichteren Schiffen, zur Trireme und Bireme über. Eine feindliche Flotte hatte Rom nicht mehr zu fürchten. Ja, in der Kaiserzeit ist der Zweiruderer, jetzt liburna geheißen, das Hauptkampf- oder besser gesagt Polizeischiff der römischen Flotten, die sich auf die Stationen Misenum, Ravenna und Aquileja in Italien, Forum Julium, heute Fréjus in Südgallien, Seleukia in Syrien und Alexandria in Ägypten verteilten.

Als die karthagische Seepolizei vom Mittelmeer verschwunden war, haben die Römer fast ein Jahrhundert lang überhaupt den Bau und die Ausbildung von Kriegsschiffen eingestellt. Erst das Überhandnehmen des Seeraubes im Mittelmeer zwang sie im Jahre 67 v. Chr. zu umfassenden Rüstungen und zum Bau einer großen Flotte, die unter dem Befehl des Pompejus angeblich in 89 Tagen das ganze Mittelmeer von den Seeräubern für einige Zeit säuberte.

¹ Polybios I, 26 gibt 120 Eribaten für die Pentere als Besatzung an.

² Für diese Art der Erklärung der Ruderordnung spricht wenigstens die Tatsache, daß auf athenischen Penteren der Spätzeit nur die 3 uns bereits bekannten Arten von Rudern vorkommen, darunter die Thalamiten und Zeugiten in doppelter Stärke wie auf den Trieren.



Abb. 51. Gemma Augustea. Augustus thront neben der Göttin Roma.

Der römische Staat.

A. Staatsgewalten und Beamte.

§ 205. Römische Staatsanschauung.

Die Römer sind in den schönen Künsten wie im philosophischen und wissenschaftlichen Denken nicht über die Griechen hinausgekommen, zumeist nur ihre Schüler geblieben oder gar nur Liebhaber und Bönner gewesen; aber im Heerwesen, im Recht und in der Kunst der Staatsleitung (Politik) haben sie Höchstleistungen aus eigener Kraft aufzuweisen, die zum Teil noch heute wirksam sind¹.

Nach unserer Anschauung gehören zu den Wesensbestandteilen eines Staates: ein Land, das darin wohnende Volk und eine diese beiden zusammenschließende Zweckgemeinschaft (Organisation), die nach ihrem unabhängigen Willen den Staat leitet. Die Römer jedoch beschränkten den Staatsbegriff allein auf das Volk, dem das Land gehört, und das die Formen seines Zusammenlebens selbst bestimmt. Zu diesem selbstherrlichen römischen Volke gehörten anfangs nur die Bewohner der Stadt Rom,

¹ Vgl. bes. E. Fraenkel, Die Stelle des Römertums in der humanist. Bildung, Berlin 1926 u. Das Gymnasium hg. v. D. Morgenstern, Leipzig, S. 85 ff.

die allein das römische Bürgerrecht besaßen. So erklärt es sich, daß wie in Athen, Sparta, Karthago usw. auch der römische Staat mit all seinen Einrichtungen und Auswirkungen auf die städtische Gemeinde beschränkt blieb, und das römische Verfassungsleben bis in die Kaiserzeit in der Form des antiken Stadtstaates sich abgespielt hat. Wenn auch das Herrschaftsgebiet erweitert wurde, zahlreiche von römischen Bürgern bewohnte Landstädte in ganz Italien entstanden, und zunächst die Latiner das römische Bürgerrecht erhielten und gegen Ende der Republik die Italiker, so änderte das nichts an den Hoheitsrechten des Stadtstaates, weil die Ausübung des Bürgerrechts nur in Rom möglich war. Denn damals kannte man unsere Vertretung durch Abgeordnete nicht (Repräsentativsystem); jeder mußte sein Bürgerrecht selbst ausüben, konnte sich in der Ausübung seiner politischen Rechte nicht vertreten lassen. In der ersten Kaiserzeit änderte sich daran in der Theorie nichts; die Machtstellung der Stadt blieb wie vorher, das „souveräne“ Volk übte sogar anfangs noch dem Scheine nach, allerdings stark eingeschränkt, einige seiner früheren Rechte in den Komitien aus.

§ 206. Die Formen des römischen Staates.

a) Der römische Staat beginnt mit einem patriarchalischen Königtum (753–510), das in der Verwaltung und Rechtspflege, wie auch in der Gesetzgebung ziemlich unbeschränkt war. Der König war oberster Priester, Richter und Feldherr.

b) Die republikanische Staatsform nach dem Sturze des Königtums (510–30) war anfangs rein aristokratisch, da der Geburtsadel der Patrizier im Senate ausschlaggebend war und die hohen Ämter allein bekleiden durfte. Nach der Gleichstellung der Patrizier und Plebejer (366) behaupteten sich die Patrizier nebst den angesehensten plebejischen Geschlechtern in der Leitung des Staates. Es entstand der Amtsadel der Nobilität, und diese Amtsaristokratie behielt ihre Machtstellung bis zu den Wirren der Bürgerkriege.

c) Im Kampf zwischen den Optimaten, deren Macht in der Stellung des Senates begründet war, und der Volkspartei (133–30) siegte die letztere, aber so, daß ihre Führer sich als Monarchen in den Besitz der Staatsgewalt setzten. Das ist die römische Monarchie in der Form des Prinzipats (30 n. Chr. bis 284 n. Chr.).

Des Prinzipats Macht leitete sich aus der Verwaltung republikanischer Ämter, vornehmlich des Volkstribunats und dem lebenslänglichen Besitz des imperium proconsulare her. Der bisherige Freistaat schien also wenigstens der Form nach weiter zu bestehen.

d) Diokletian erst legte 284 n. Chr. den Grund zu einer neuen Regierungsform, dem Dominat. War der Prinzipat in mancher Hinsicht, wenn auch nur dem Scheine nach, beschränkt gewesen, so herrschte Diokletian allein und unumschränkt. Seit ihm galt der Kaiser als alleiniger Eigentümer (dominus) des Staates, den er allein zu ordnen, leiten und zu verwalten hatte. Der Orient und seine Staatsauffassung hatte über den Staat des Westens, der auf der Teilnahme des freien Bürgers am Staatsleben begründet war, gesiegt.

§ 207. Bürgerschaft, Senat und Volkstribunat¹.

Die römische Bürgerschaft in ihrer Gesamtheit bildete also die einzige Quelle der Staatsgewalt. Der Staat war die *res populi* = *res publica*. Die einzelnen Teile dieser Gewalt übertrug sie ihren Beamten, nur die Gesetzgebung und die schwersten Kriminalfälle behielt sie sich selber vor und entschied sie in ihren Bürgerversammlungen; diese hießen *comitia*, wenn darin abgestimmt, *contiones*, wenn die Magistrate in ihnen nur Bekanntmachungen an das Volk erließen. Aber nicht diese Bürgerversammlungen bestimmten den Gang der römischen Politik, sondern das geschah durch den Senat mit seinen Beamten einerseits und durch den Volkstribunat anderseits.

Der Senat, zunächst eine bloß beratende Behörde der Könige und auch der ersten Konsuln, wurde schon bald der eigentliche Regierungsmittelpunkt, und die Konsuln wurden aus gebietenden Herren allmählich Diener des Senates. Das kam nicht bloß daher, weil die Konsuln jährlich wechselten, der Hauptgrund lag vielmehr darin, daß die höheren Beamten sämtlich aus dem Senate hervorgingen und nach Ablauf ihrer Amtszeit wieder in ihn zurücktraten. Der Senat war Roms Regierung, er bestimmte die römische Politik und eroberte die Welt.

Der Volkstribunat als Vertreter des niederen Volkes bildete das Gegengewicht gegen die senatorische Regierung und stand an der Spitze aller regierungsfeindlichen Bewegungen. Wie der Senat aus einer bloß beratenden Behörde eine herrschende wurde, so änderte sich auch der anfängliche Charakter des Volkstribunats: aus einer bloß schützenden Behörde wurde es eine machtvolle, die ganze Nation beherrschende. Das lag begründet in dem schroffen Gegensatz, in dem die Patrizier und Plebejer und später die Optimaten und Proletarier zueinander standen, ferner in der sakrosankten Stellung der Tribunen und in ihrer sich ständig vermehrenden Machtfülle. Nachdem der Volkstribunat den Ständekampf (494–366) zu einem glücklichen Ende geführt hatte, trat er in der Folgezeit aus mannigfachen Gründen wenig hervor. Dann aber stellte er sich wieder an die Spitze der senatsfeindlichen Bewegung und blieb daran, bis sein Streben nach sozialen Reformen abgelöst wurde durch das Streben ehrgeiziger Führer nach der Weinherrschaft.

§ 208. Die gesellschaftliche Gliederung des römischen Volkes.

Die römischen Bürger der Frühzeit nannten sich Vaterkinder (*patricii*), vermutlich im Gegensatz zu den Sklaven, bei denen es eine eigentliche Ehe auch später nicht gab, und sie behielten diesen Namen bei, als die Plebejer hinzukamen. Die Patrizier waren in Kurien oder Geschlechtsverbände eingeteilt; der Name *curia* rührt von der Besorgung (*cura*) gemeinsamer Opfer her². Je 10 Kurien entfielen auf die drei Urgemeinden der Ramnes, der Leute des Romulus vielleicht aus Alba

¹ Arno Meißner, *Ultrömisches Kulturleben*, Leipzig 1908.

² Gewöhnliche Ableitung von *co-viria* = Männerversammlung, Vereinerung einer Anzahl von Geschlechtern. (Vgl. aber S. 324,1.)

Longa, der Sabinischen Titien, und der Latinischen Luceres. Als dann geraume Zeit später die Patrizier eine starke Zuziedlung aus umliegenden Ortschaften zuließen oder wohl gar erzwangen, um ihre weiten Wohnräume zu füllen (plebs = Menge, Masse), hauptsächlich aber wohl um ihre Wehrkraft zu verstärken, da bildete sich eine sehr starke Bevölkerungsschicht von privatrechtlich zwar freien, staatsrechtlich aber einseitig mit Pflichten bedachten Insassen, die Plebejer; denn außer der Zulassung zu den Ämtern und der Teilnahme an den Kuriatkomitien fehlte ihnen sogar die gesellschaftliche Gleichberechtigung und religiöse Gemeinschaft mit den Patriziern.

Über auch unter den Plebejern gab es reiche, angesehene Geschlechter, die es bitter empfanden, von der Ehe mit den Patriziern, von den hohen Staatsämtern und Priestertümern ausgeschlossen zu sein; und aus ihrer Mitte entstanden die Streiter und Leiter im großen Ständekampfe, die Volkstribunen, die ans Ziel ihrer Wünsche kamen, als sie den einzigen Wunsch ihrer ärmeren Genossen, die Befreiung von der drückenden Schuldenlast, in die lex triplex der Vicinischen Rogationen 366 aufgenommen hatten.

Nach der politischen Gleichstellung (366) herrschte Ruhe und Frieden zwischen den Patriziern und Plebejern, wenn auch die erworbenen politischen Rechte tatsächlich nur den reichen Plebejern zugute kamen, die ärmeren davon so gut wie ausgeschlossen waren. Dieser Zustand änderte sich, als nach dem Hannibalsischen Kriege die Eroberungen im östlichen Mittelmeer einsetzten, und ungemessene Reichtümer nach Rom zu strömen begannen. Ganz allmählich bildete sich jetzt die bedeutsamste Scheidung zur Zeit der Bürgerkriege aus: in Optimates, Equites und Populares.

a) Die **Optimates** oder **Nobiles** bildeten den Amtsadel und wußten sich im fast ausschließlichen Besitze der hohen Ämter und Feldherrnstellen zu halten; sie machten einen eigenen Stand aus, den *ordo senatorius*.

b) Die **Equites** oder Kapitalisten bildeten den Geldadel und trieben Handels- und Geldgeschäfte. Reiche Einkünfte brachten ihnen die Pachtung der vectigalia und die Übernahme öffentlicher Bauten. Seit Gracchus (122), der ihnen die Geschworenengerichte, die *quaestiones perpetuae*, überwies, machten sie einen eigenen Stand aus, den *ordo equester*.

c) Die **Populares** oder das Proletariat waren die besitz- und vielfach auch erwerbslos in der Stadt Rom wohnenden Bürger, die vom Verkauf ihrer Stimmen und von den Spenden der Reichen oder des Staates lebten. Sie hießen Proletarier, weil sie dem Staate nur mit ihrer Nachkommenschaft dienen konnten (*proletarii* von *proles* die Nachkommenschaft). Das Proletariat bildete in Rom einen bedeutenden Machtfaktor, weil es in seinen Abstimmungen die Ämter zu vergeben hatte, die das Ziel der privilegierten Stände bildeten. Einen Mittelstand gab es in dieser Zeit unter den eigentlichen römischen Bürgern fast gar nicht.

§ 209.} Die Einteilung des Volkes nach seiner staats- und privatrechtlichen Stellung.

a) Die **Vollbürger**. Römischer Bürger war derjenige, der aus rechtmäßiger Ehe stammte, oder dem die Rechte eines Bürgers verliehen worden

waren. Das römische Bürgerrecht (*civitas*) enthielt als wesentliche Bestandteile Befugnisse privatrechtlicher Natur: das *ius conubii*, die Fähigkeit, eine römisch-gültige Ehe zu schließen, das *ius commercii*, die Befugnis freien Verkehrs auf dem Gebiete des Eigentumsrechts; ferner Befugnisse öffentlich-rechtlicher Art: das *ius suffragii*, das Recht, in den Komitien mitzustimmen, das *ius honorum*, das Recht, sich um Staatsämter zu bewerben, und das *ius provocationis*, das Recht, gegen alle Urteile der Magistrate auf Bestrafung an Leib und Leben Berufung an das Volk einzulegen.

b) Die **Freigelassenen**. Die aus der Gewalt ihres Herrn durch *manumissio* freigelassenen Sklaven genossen nur beschränktes Bürgerrecht; sie hatten weder Zutritt zu den Staatsämtern, noch wurden sie zum Kriegsdienst herangezogen. Erst in der dritten Generation war bei ihnen der Makel der unfreien Geburt getilgt. Bei ihrer Freilassung erhielten sie Vor- und Familiennamen ihres Herrn, ihren Sklavennamen behielten sie als *cognomen* bei. So hieß der bekannte Freigelassene Ciceros M. Tullius Tiro. Der Freigelassene blieb in einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis zu seinem bisherigen Gebieter, das der Klientel ähnlich war.

c) Die **Klienten** (*clientes*) waren ursprünglich Freie geringeren Rechts, die einem Vornehmen (*patronus*) zu Diensten verpflichtet waren. Anfangs den *gentes* zugeteilt, mußten sie dem *patronus* mit Achtung begegnen, ihn in den Krieg begleiten und durften nicht gegen ihn stimmen. Der *patronus* hatte den Klienten überall zu schützen, besonders vor Gericht.

Die alte patrizische Klientel verschwand um 400 v. Chr.; allmählich trat eine größere Abschwächung des Herrenrechtes ein. Die Klienten empfangen von ihrem Herrn ohne jede Arbeit den notwendigen Lebensunterhalt (*sportulae*); dafür waren sie ihrem *patronus* zum Morgenbesuch (*salutatio*) und zur Begleitung beim Ausgang (*deducere*) verpflichtet.

d) Die **Sklaven** (*servi*) befanden sich ganz im Eigentum ihres Herrn, der über sie nach seinem Belieben verfügen konnte. Ihre Zahl ging in reichen Häusern in die Tausende. Der durch Kauf erworbene Sklave hieß *mancipium*, der im Hause des Herrn geborene *verna*. Die Gesamtheit der Sklaven eines Besitzers hieß *familia*. Die *f. urbana* war im Stadthaushalte beschäftigt; die auf dem Lande beschäftigten Sklaven bildeten die *f. rustica*. Auch der Staat, die Städte und öffentlich-rechtliche Körperschaften besaßen Sklaven (*servi publici*), die gewisse Rechte besaßen. Die unmenschlichste Behandlung hatten die bei der Ausdehnung des Großbetriebs in der Industrie und Landwirtschaft beschäftigten Sklaven auszuhalten; sie waren einem grausamen *villicus* unterstellt, der selbst ein Sklave oder Freigelassener war. Das staatliche und wirtschaftlichen Lebens im Altertum ist überhaupt ohne die Knechtung einer Menge von Menschen nicht denkbar.

§ 210. Die Volksversammlungen.

a) Die patrizischen Sonderversammlungen (**comitia curiata**) verloren in der späteren Republik ihre politische Bedeutung; sie kamen nur

noch für patrizische Standesangelegenheiten in Betracht und sind etwa unseren Adelstagen zu vergleichen.

b) Die **comitia centuriata**. Die Zenturieneinteilung schreibt Livius dem Servius Tullius zu; doch wird sie wohl jünger als die lokale Einteilung Roms in vier Bezirke (tribus) sein, die im Anfang des 5. Jahrh. erfolgte, aber älter als die Gesetzgebung der 12 Tafeln (450). Die Ordnung der 193 Zenturien stammt nach einigen Forschern von Appius Klaudius aus dem Jahre 312, der das Volk nach dem Vermögen in fünf Klassen teilte. Die erste Klasse mit 80 Zenturien und dazu die 18 Zenturien der Ritter hatten mit ihren 98 Stimmen vor allen übrigen Klassen das Übergewicht (98:95).

Den Vorrang der ersten Klasse und der Ritter gebrochen zu haben und die Zenturienzahlen der einzelnen Klassen einander gleich gemacht zu haben, ist das Werk des von Kannä her bekannten C. Flaminius aus dem Jahre 220. Nach ihm wurden die Zenturien nicht mehr auf der Grundlage der Gesamtbürgerschaft, sondern nach den einzelnen Tribus gebildet. Das gesamte römische Gebiet war nämlich zuerst in 4 städtische Tribus (tribus urbanae) und 21 ländliche Tribus (tribus rusticae) eingeteilt; die letzteren waren bis zum Jahre 241 auf 31 angewachsen. Nach der demokratischen Umgestaltung des Flaminius nun stellte jede von den **35 Tribus** 10 Zenturien; dazu kamen noch die alten 18 Ritterzenturien und 5 Proletarierzenturien, so daß jetzt im ganzen 373 Zenturien herauskamen.

In den **comitia centuriata** versammelte sich die wehrhafte Bürgergemeinde, Patrizier und Plebejer, nach Zenturien geordnet, meist auf dem Marsfelde, nachdem der berufende Beamte Auspizien angestellt hatte; dieser Beamte allein hatte das Recht eine Rede zu halten. Die Zenturiatkomitien behielten bis zum Ende der Republik ihre Bedeutung für die Wahlen der höheren Beamten; in der Gesetzgebung und der Abstimmung über Krieg und Frieden waren sie an die Zustimmung des Senats (patrum auctoritas) gebunden. Bis zur Errichtung der stehenden Gerichtshöfe (quaestiones perpetuae) übten sie auch die Kriminalgerichtsbarkeit aus.

Die Römer stimmten nicht wie die Griechen unter dem unmittelbaren Eindrucke des Redners nach Köpfen ab, sondern nach festen gewissermaßen als Individuen auftretenden Gruppen: centuriatim, nachdem man sich innerhalb der Zenturie geeinigt hatte. Hieraus erklärt sich auch der konservative Geist in den Beschlüssen der Römer, während in den Beschlüssen der Griechen häufig eine radikal-revolutionäre Gesinnung hervortritt.

c) Die **concilia plebis** waren Versammlungen der Plebs und bildeten neben den Volkstribunen, die in ihnen gewählt wurden, das demokratische Element der römischen Verfassung. Die Wahlen und die Abstimmung erfolgten nach den einzelnen Tribus. Vor den Versammlungen, die gewöhnlich auf dem Komitium oder Forum stattfanden, wurden keine Auspizien abgehalten; auch war für ihre Beschlüsse nicht die patrum auctoritas notwendig. Durch die lex Hortensia (287) wurden die Beschlüsse der plebejischen Volksversammlungen, die plebiscita, den Be-

sehen der Komitien des Gesamtvolkes, den leges, gleichgestellt. In der Erhebung der Plebiszite zum Range der leges haben wir den Ausgang des Ständekampfes zu sehen. Die Kompetenz der concilia plebis erstreckte sich auf die Wahl der niederen Beamten und die Abstimmung über Gesetzesvorschläge.

Bei Wahlen schrieb man den Namen des Kandidaten auf ein Täfelchen. Bei Gesetzesvorschlägen und richterlichen Urteilen erhielt jeder Bürger zwei Täfelchen; auf dem einen stand A (antiquo, ich lasse es beim Alten = nein), auf dem andern U R (= uti rogas = ja).

§ 211. Der Senat.

Zahl und Ergänzung des Senates. Im Anfange der Republik zählte er 300, gegen Ende 600 Mitglieder. Die Ergänzung hatten zuerst die Konsuln vorzunehmen, später die Zensoren; aber da die vom Volke gewählten kurulischen Beamten und wahrscheinlich später auch die Volkstribunen in den Senat eintraten, so ging der Senat tatsächlich fast ganz aus der Volkswahl hervor; der Zensor hatte nur das Recht, unwürdige Beamte auszuschließen sowie andere Personen aufzunehmen, falls nicht genug Beamte da waren.

Die Senatoren zerfielen nach dem von ihnen bekleideten Amte in Rangklassen: die consulares (gewesene Konsuln) nahmen die vordersten Sitze im Versammlungsraume ein, und der erste von ihnen hieß princeps senatus; dann kamen die praetorii, aedilicii, tribunicii und quaestorii; auf den hintersten Bänken befanden sich die pedarii, die kein Amt bekleidet hatten; sie durften abstimmen, aber nicht reden.

Name und Ehrenrechte. Die amtliche Bezeichnung ist senatus und senatores; die offizielle Anrede ist patres oder patres (et) conscripti; als conscripti wurden nämlich im Anfange der Republik die plebejischen Senatoren bezeichnet, durch die nach dem Sturze des Königtums der Senat ergänzt wurde. Als Ehrenrechte besaßen die Senatoren eine auszeichnende Tracht und besondere Plätze bei den Schauspielen; wichtiger war es, daß die höheren Beamten ausschließlich, später auch die iudices zumeist aus ihnen genommen wurden.

Befugnisse des Senats. Schon die Formel „senatus populusque Romanus“ weist darauf hin, daß man ihm zum mindesten dasselbe Maß von Herrschaftsgewalt zuerkannte, wie der Gesamtheit der Bürger. Tatsächlich war aber seine Macht weit größer, ja fast unbeschränkt. Der Senat war die regierende Körperschaft, neben der die Beamten gleichsam als die ausführenden Organe erscheinen. Die Beziehungen zu auswärtigen Mächten regelte er allein, hatte bestimmenden Einfluß auf die Kriegsführung; über die römischen Untertanen, besonders die Provinzialen, stand ihm eine fast unbeschränkte Regierungsgewalt zu; gegenüber der römischen Bürgerschaft hatte er die Oberaufsicht über die Religion, das Staatseigentum und die Finanzen. Die einzige staatliche Gewalt, die er zu fürchten hatte, war ein einziger Volkstribunat.

Der Ort einer Senatssitzung mußte von Augurn geweiht, also

inauguriert sein. Die wichtigsten Stätten für Senatssitzungen waren die curia Hostilia, der Tempel des Jupiter Capitolinus und der Tempel des Jupiter Stator. Der berufende Beamte (ein Oberbeamter, Konsul oder Prätor) saß auf erhöhtem Sitze, die anderen höheren Beamten auf ihren sellae curules, die Volkstribunen auf Bänken. Den Beamten gegenüber saßen die Senatoren auf Bänken in ihrer Rangordnung. Es war ihre Pflicht zu erscheinen, der berufende Beamte konnte sie dazu zwingen (senatum cogere).

Verlauf einer Senatssitzung. Der berufende Beamte brachte zunächst in einem längeren Berichte, der immer mit der Formel anfang „quod bonum, faustum, felix fortunatumque sit populo Romano Quiritium“, seine Sache vor; schien ihm diese vollständig klar zu sein, so ließ er den Senat sofort abstimmen. Bei zweifelhaften oder sehr wichtigen Sachen eröffnete er die Diskussion (senatum consulere, sententiam rogare), aber derart, daß er jeden, der das ius sententiae dicendae hatte, streng nach der Rangordnung befragte (quid censes?). Jeder konnte nun entweder seine Ansicht in längerer Rede begründen (sententiam dicere) oder irgend einem Vorredner beipflichten (verbo assentiri) oder es bildeten sich in beschleunigtem Verfahren Pro- und Kontra-Gruppen (pedibus in sententiam alicuius ire). Eine Zeitdauer für Senatsreden gab es nicht, so daß Obstruktion möglich war. Die Abstimmung erfolgte zumeist durch Auseinandertreten nach beiden Seiten des Sitzungssaales (discessio). Der verbindliche Beschluß hieß senatus consultum, ein unverbindliches Gutachten senatus auctoritas. War die Angelegenheit des berufenden Beamten erledigt, so konnten andere Beamte ihre Sache vorbringen. — Entlassen wurde der Senat mit den Worten: „Nihil vos moramur, patres conscripti.“

§ 212. Die Regierungsbeamten.

Von den Beamten wurden jährlich neu gewählt die Konsuln, Prätores, kurulischen Ädilen und Quästoren, alle fünf Jahre die Zensoren. Der Diktator mit seinem Reiterobersten, die Dezemviren (451–449) und die Konsulartribunen (444–366) waren nur zeitweilige Ersatzämter für das Konsulat: der Diktator, um in gefährvollen Zeiten ein einheitliches, durch Einspruch anderer Gewalten nicht beschränktes Vorgehen zu ermöglichen; die Dezemviren, um das erste römische Gesetzbuch auszuarbeiten; die Konsulartribunen, um den Plebejern Teil an der konsularischen Gewalt, nicht aber am Titel zu geben.

Vorbedingung für den Eintritt in die Ämterlaufbahn waren ein Alter von 30 Jahren und Unbescholtenheit. Auch durfte der Bewerber kein Gewerbe ausüben. Die Ablegung einer militärischen Dienstzeit war, wenn auch in späterer Zeit nicht mehr vorgeschrieben, so doch gebräuchlich.

Da sämtliche Ämter Ehrenämter (honores), also nicht besoldet waren, so wurden den Beamten für ihre Tätigkeit im Staatsdienste besondere Vorrechte verliehen. Die höchste Auszeichnung, die von Viktoren getragenen Fasces, kam nur den Konsuln (12 Viktoren) und den Prätores (6) zu als Abzeichen des Heerbefehls (imperium) und der höchsten richterlichen Strafgewalt.

Alle kurulischen Beamten außer den Quästoren trugen eine Toga mit purpurnem Besatzstreifen (*toga praetexta*), die Triumphatoren die purpurne Toga mit eingestickten Palmzweigen. Die Senatoren hatten an der Tunika einen breiten, die Equites einen schmalen Purpurstreifen (*tunica laticlavica*, *angusticlavica*). Von den kurulischen Adilen aufwärts stand den Beamten die *sella curulis* sowie das eifrig gehütete *ius imaginum* (vgl. S. 305) zu. Außerdem hatten die Beamten ebenso wie die Senatoren Ehrenplätze bei den Schauspielen.

Die Ämterfolge war seit dem Jahre 180 durch eine *lex annalis* geordnet: zum Quästor konnte man gewählt werden mit 30 Jahren, zur patrizischen Ädilität mit 37, zur Prätur mit 40, zum Konsulat mit 43 Jahren. (Vgl. die Laufbahn Ciceros: geb. 3. Jan. 106, tat Kriegsdienste 89 im Bundesgenossenkriege, Quästor 77, kurulischer Ädil 69, Stadtprätor 66, Konsul 63 und zwar, wie er sich rühmt, *suo anno*.)

Die beiden Konsuln erhielten nach der Vertreibung der Tarquinier die volle königliche Amtsgewalt, jedoch nur auf ein Jahr und eingeschränkt durch das gegenseitige Einspruchsrecht. Im Laufe der Zeit wurde ihre Macht immer mehr geschwächt. Zunächst konnten die Volkstribunen gegen sie Einspruch erheben, wenn es sich um Plebejer handelte. Ferner machte die wachsende Fülle der Geschäfte Abtrennungen notwendig; so erhielten die Zensoren 444 die Sorge für das Staatsvermögen und für öffentliche Arbeiten sowie das Recht der Einschätzung und Senatorenernennung; die Prätores bekamen 366 das ganze Gerichtswesen bis auf die freiwillige Gerichtsbarkeit (Freilassung von Sklaven, Adoption u. a.), die den Konsuln blieb. Die höchste Entscheidung in Kriminalfällen nahm ihnen die Bürgergemeinde schon ziemlich früh, später (207) sogar das Recht, die Stabsoffiziere der Legion (*tribuni militum*) zu ernennen. Am meisten jedoch tat der Senat ihrer Macht Abbruch, der ihnen nach und nach die Verfügung über die Staatskasse, ferner das Recht nahm, Steuern aususchreiben und Aushebungen zu veranstalten, und sie so zu seinen vornehmsten Dienern zu machen wußte. Gegen Ende der Republik besaßen sie von ihrem *imperium domi* nur noch das Recht, Gesetzesanträge zu stellen, den Senat und die Komitien zu berufen und zu leiten und deren Beschlüsse auszuführen; außerdem hatten sie für die Sicherheit in der Stadt zu sorgen.

Weit größer und sehr lange Zeit wenig angetastet war ihr *imperium militare*, d. i. der unbeschränkte Oberbefehl mit Gewalt über Leben und Tod; dieser Oberbefehl wurde ihnen jedoch von Sulla genommen, indem er bestimmte, die Konsuln sollten ihr Amtsjahr in Rom zubringen. Nach Ablauf ihres Amtsjahres wurden sie als Prokonsuln mit der Verwaltung einer Provinz betraut.

Im Falle des Todes oder des Rücktrittes eines Konsuln trat ein *consul suffectus* ein. Zwischen der Wahl zum Konsul und dem eigentlichen Amtsantritt lag noch eine geraume Zeit; während dessen hießen sie *consules designati* und erhielten das Recht, die beiden ersten Plätze im Senate einzunehmen.

Unter den Ersatzämtern für das Konsulat (Diktatur, Dezemvirat,

Konsulartribunat) ist die Diktatur am wichtigsten, weil man in den schlimmsten Lagen des Staates zu diesem Amte griff. Der Diktator gebot unbeschränkt und war unverantwortlich, dafür dauerte seine Machtstellung aber höchstens sechs Monate. Er wurde auf Senatsbeschluß von einem Konsul ernannt (*dicere*) und wählte sich einen Reiterobersten (*magister equitum*). Seit der Schlacht bei Cannä wurde kein Diktator mehr ernannt, vielmehr erteilte der Senat seit der Gracchenzeit den Konsuln diktatorische Machtstellung durch das *senatus consultum ultimum*; es lautete: „*Videant consules, ne quid res publica detrimenti capiat*“.

Die Prätur bestand seit 366. Von einem Prätor stieg ihre Zahl bis auf 16 unter Cäsar infolge der stets wachsenden Zahl der Provinzen und der Einrichtung der *quaestiones perpetuae* (s. u.!). Die Prätores bildeten keine kollegiale Behörde, sondern der Wirkungskreis eines jeden war fest umschrieben. Der höchste war der *praetor urbanus*, der Vertreter der abwesenden Konsuln, der in Rom die Streitsachen zwischen Bürgern entschied; nach ihm kam der *praetor peregrinus*, dem in Rom die Streitsachen zwischen einem Bürger und einem Fremden zustanden. Die anderen verwalteten vor Sulla die Provinzen, und nach Sulla leiteten sie die Kriminalgerichtsbarkeit in den Quästionen.

Die Ädilen, zwei plebejische seit 494, dazu zwei patrizische oder kurulische seit 366. Die beiden plebejischen waren zunächst Gehilfen der Volkstribunen, wurden aber später in ihren Rechten den kurulischen angenähert. Den kurulischen Ädilen stand die Straßen- und Marktpolizei (*cura urbis*) zu, auch die Versorgung der Hauptstadt mit Getreide war ihre Aufgabe (*cura annonae*); ferner lag ihnen ob die Überwachung des Handelsverkehrs und die Besorgung der öffentlichen Spiele (*cura ludorum*) und zwar, abgesehen von einem Beitrag aus der Staatskasse, auf eigene Kosten. Dadurch wurde ihnen Gelegenheit geboten, sich dem Volke für höhere Ämter zu empfehlen.

Die Quästoren waren Hilfsbeamte des Senats und der Konsuln. Im Auftrage des Senates verwalteten sie die Staatskasse (*aerarium*) und das Staatsarchiv im Saturnustempel. In den Provinzen dienten sie den Statthaltern als Intendanten, aber auch als nächstberechtigter Stellvertreter. Ihre Zahl stieg allmählich von zwei auf 20; diese Zahl setzte Sulla fest.

Die beiden Zensoren wurden alle fünf Jahre gewählt, übten ihre amtliche Tätigkeit aber nur 18 Monate aus. Da fast nur Konsulare zu diesem einflußreichen Amte gewählt wurden, nahm die Zensur den ersten Rang unter den Ämtern ein. Ihnen fiel die Aufgabe zu, die römische Bürgerschaft steuerpolitisch (*census*) und moralisch (*regimen morum*) zu überwachen. Zu ihrer steuerpolitischen Überwachung gehörte aber nicht bloß die Aufstellung der Steuerlisten für die Zenturieneinteilung, sondern sie hatten den ganzen Staatshaushalt zu regeln, das Staatseigentum und die Steuern zu verpachten und für die Errichtung und Unterhaltung der öffentlichen Bauwerke zu sorgen, z. B. für Straßen, Wasserleitungen usw.

Die moralische Überwachung hatten besonders die *Equites* und Senatoren zu fürchten, da sie aus ihrem Stande ausgestoßen werden konnten

die schwerste Strafe war die Entziehung der bürgerlichen Ehrenrechte (*ignominia* = *ἀτιμία*). Diese moralische Revision war mit der steuerpolitischen innig verbunden, da das Tadelnswerte als *nota censoria* in der Steuerliste vermerkt wurde. Die Tätigkeit der Zensoren fand jedesmal ihren Abschluß mit einem Sühneopfer, *lustrum*, das sich jedes fünfte Jahr wiederholte (daher *lustrum* = *quinquennium*). Die beiden Zensoren bildeten eine kollegiale Behörde, konnten sich also gegenseitig beschränken. Einmütige und zugleich sittenstrenge und energische Zensoren wirkten erzieherisch, so Cato Censorius; doch gab es deren verhältnismäßig wenige.

§ 213. Der Volkstribunat.

Die Befugnisse des Volkstribunats. Als Plebejer und von Plebejern gewählt, hatten die Volkstribunen, deren Zahl von zwei auf zehn wuchs, anfangs nur ihre Standesgenossen gegen die Übergriffe der damals noch allmächtigen Konsuln zu schützen. Aus diesem *ius auxilii* entwickelte sich mit innerer Notwendigkeit ihre gefürchtete Amtsgewalt. Das amtliche Schutzrecht gegen die Konsuln wurde verallgemeinert zu einem Schutzrechte gegen jeden patrizischen Übergriff, zumal auch gegen schädliche Senatsbeschlüsse: aus dem *ius auxilii* entwickelte sich also das *ius intercedendi* und das *ius vetandi*. Der Schutz der Plebejer erforderte ferner deren Einberufung zu plebejischen Sonderversammlungen, weil man nur so allgemeinere Klagen oder Wünsche erfahren konnte, und so bekamen die Volkstribunen allmählich das überaus wichtige *ius agendi cum plebe* und damit die Teilnahme an der Gesetzgebung. Die Tribunen wurden Beamte des patrizisch-plebejischen Staates, wenn auch ohne *Auspizien* und *Imperium*. — Der Volkstribunat hatte innerhalb seiner amtlichen Befugnis auch richterliche Gewalt und konnte mit Geld und sogar mit dem Tode bestrafen; dagegen war natürlich die Provokation zulässig; doch übertraf ihre Disziplinar-Berichtsbarkeit die aller übrigen Ämter an Bedeutung, weil sich ihre amtlichen Befugnisse an erster Stelle gegen die herrschenden Patrizier richteten, und weil sie allein von allen politischen Beamten sakrosankt, d. h. persönlich heilig und unverletzlich waren.

Eine Sicherung gegen den Mißbrauch dieser Gewalt lag in dem kollegialen Charakter dieser Behörde begründet, wonach jeder einzelne Tribun die Tätigkeit seiner Amtsgenossen unwirksam machen konnte. Einem einigen Volkstribunate gegenüber gab es auf die Dauer keinen Widerstand. Er kann mit der Opposition in unsern Parlamenten verglichen werden, nur war es gegenüber der amtlichen Regierung eine amtlich eingerichtete Opposition, nicht wie bei uns eine freiwillige, nach Belegenheit und Parteizugehörigkeit wechselnde Gegnerschaft zunächst gegen die Regierungsanhänger.

Der Volkstribunat hatte zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bedeutung. In dem Ständekampfe (494–366) haben unter seiner Führung die Plebejer die volle Gleichberechtigung erkämpft. In der Zeit von 366–133, in der es keinen schroffen Unterschied unter den römischen Bürgern gab, die Volkstribunen selbst dem herrschenden Stande angehörten, und der Senat eine geradezu glänzende Regierungs-

tätigkeit entfaltete, trat der Volkstribunat weniger hervor, er vertrat in vielen Fällen den Senat gegen die Beamten. — In der Zeit der Bürgerkriege, von 133 ab, gewann das Amt wieder an Bedeutung. Die Tribunen standen an der Spitze der verarmten und verelendeten römischen Bürger, die zu Rom mit ihrem letzten Eigentume, ihrem Bürgerrechte (civitas), oder mit erbetteltem Getreide ihr Leben fristeten. Aus ihnen wieder besitzende Bauern zu machen, zudem noch den Latinern und Italikern das wohlverdiente volle Bürgerrecht zu geben, das war jetzt das Ziel ihres Strebens. Doch die Gewaltherrschaft Sullas (um 80) machte ihrer Macht ein Ende, indem er dem Volkstribunat gerade seine wichtigsten Rechte nahm. Er erhielt diese zwar zehn Jahre später unter dem Konsulate des Pompejus und Crassus zurück, konnte aber gegenüber den neuen Gewaltherren keine fruchtbare Tätigkeit mehr entfalten.

Die Monarchie.

§ 214. Die Machtbefugnisse des Kaisers.

Die Amtsbezeichnung des Augustus, die allerdings den Inhalt seiner Gewalt nicht voll zum Ausdruck brachte, war princeps (sc. civitatis), der erste Mann im Staate, der Führer des Gemeinwesens. Als Attribut ihres Namens führten die Principes den Namen des großen Caesar (damals gesprochen Kaësar), gleich unserm Kaiser. Der Senat legte ihm noch das Prädikat Augustus bei, = der Ehrwürdige oder Erhabene, entsprechend unserer Majestät. Und als Inhaber der obersten Heeresgewalt hieß er imperator (= Oberster Kriegsherr), ein Titel, der in dem mit Truppen stark belegten Gallien sich einbürgerte (empereur). — Sehr viel später wurden Augustus und Cäsar Amtsbezeichnungen derart, daß jener den höchsten Rang bezeichnete, Cäsaren ihm als Unterkaiser unterstellt waren. — Seine tatsächlich fast unbeschränkte Machtfülle gaben dem Augustus die lebenslängliche Übernahme zweier schon bestehenden Ämter, der tribunicia potestas und des imperium proconsulare. Seine Verordnungen hatten Gesetzeskraft.

1. Als lebenslänglicher Inhaber der tribunizischen Gewalt war er nicht durch das Einspruchsrecht der anderen Tribunen eingeschränkt und bei der damit verbundenen Unverletzlichkeit seiner Person besaß er volle Unverantwortlichkeit. Ihm selber aber stand das ius intercedendi gegen alle Beamten sowie gegen Senats- und Volksbeschlüsse zu.

2. Das imperium proconsulare, die Obergewalt in sämtlichen Provinzen, gab die gesamte Wehrmacht in seine Hand und damit auch das Recht, über Krieg und Frieden zu entscheiden. Die Truppen leisteten dem Kaiser, der auch die Offiziere ernannte, den Fahneneid. Alle Provinzen, in denen Truppen standen, das waren die Provinzen an den Grenzen, unterstanden ihm allein, und in den vom Senate verwalteten Binnenprovinzen hatte er das Recht der Aushebung. — Das Recht, seine Machtstellung zu vererben, besaß er nicht rechtlich, wohl aber tatsächlich: Augustus machte seinen Stieffohn Tiberius schon bei Lebzeiten zu seinen Mitregenten, indem er ihm vor allem die tribunizische Gewalt vom Senate übertragen ließ.

Die Magistrate des Kaiserreichs. Augustus suchte, soweit ihm das bei seiner erdrückenden tatsächlichen Machtfülle möglich war, den Schein zu wahren, als ob der alte Freistaat noch bestehe¹. Sogar das Volk kam anfangs in den Komitien zur gewohnten Tätigkeit zusammen, bis diese an ihrer Bedeutungslosigkeit allmählich eingingen. Bei den Ämtern aus der republikanischen Zeit und ganz besonders beim Senat, die Augustus sämtlich bestehen ließ, lag es lediglich an der Persönlichkeit des jeweiligen Princeps, ob und wie weit er ihnen den Schein einer Selbständigkeit neben oder wohl auch vereinzelt gegen den Princeps belassen wollte. An neuen, vom Kaiser allein ernannten Beamten kamen auf der Polizeipräsident Roms (praefectus urbi), der Gardeoberst (praefectus praetorio), der später auch hohe politische Bedeutung gewann, der Wirtschaftsminister (praefectus annonae) für die Getreideversorgung der Stadt und der Statthalter des kaiserlichen Kronguts Ägypten.

Die Provinzverwaltung wurde in den kaiserlichen wie in den vom Senate in herkömmlicher Weise verwalteten Provinzen neu geregelt, um das bisher übliche Ausaugungssystem von Grund aus zu beseitigen. Tatsächlich lernte jetzt erst die eroberte Welt die Wohltat der römischen Herrschaft kennen und schätzen und konnte sich volle 200 Jahre lang eines im wesentlichen ungestörten Friedens erfreuen, abgesehen von Kriegen und Aufständen an den Reichsgrenzen. Damals war also Tatsache geworden, was wir so schmerzlich entbehren und so heiß ersehnen, ein wirklicher Weltfriede.

B. Die Staatsverwaltung².

§ 215. Die Untertanen.

Das römische Weltreich stellt sich dar als die Zusammenfassung einer Unzahl von Stadtgemeinden unter der Herrschaft der Stadtgemeinde Rom. So wie zu Rom eine Feldmark gehörte mit Dörfern und Landhäusern, so war daselbe bei all den anderen Städten der Fall. Das Verhältnis jedoch, in welchem die einzelnen Stadtgemeinden zum herrschenden Rom standen, war mehr oder weniger verschieden, obwohl sie alle Untertanen waren.

Es gab drei große Klassen von Untertanen, die Latiner (das nomen Latinum), die Italiker und die Provinzialen. Ihnen allen fehlte das ius suffragii (das Recht, in den Volksversammlungen mitzustimmen), ius honorum (die Befähigung, zu Ämtern und Ehrenstellen zu gelangen) und das ius provocationis (das Recht, gegen Urteile der Magistrate Berufung an das Volk einzulegen). Wenn nun schon diese drei großen Klassen Abstufungen darstellten, so wurden noch weitere Unterschiede hervorgerufen: 1. dadurch, daß die Aussicht auf Erlangung des vollen Bürgerrechtes größer, kleiner oder fast gar nicht vorhanden war; 2. daß den Städten die Kommunalverwaltung ganz oder teil-

¹ Das Problem kurz angedeutet bei Reizenstein, Neue Wege zur Antike II S. 20 f. Vgl. auch U. Kahrstedt, Neue Wege zur Antike III S. 55 ff.

² Vgl. E. Wengler, Von der Staatskunst der Römer, München 1925.

weise genommen wurde; 3. daß die Privatrechte des *ius conubii* und *commercii*, also der Rechtsschutz im ehelichen wie im Handels-Verkehr, entweder beide oder nur eins, genommen oder doch in der mannigfaltigsten Weise beschränkt werden konnten; 4. daß auch die Steuer- und Militärpflicht tiefgreifende Unterschiede hervorriefen¹.

Die Stellung der Latiner zu Rom. Anfangs bildeten die latinischen Städte mit Rom eine Eidgenossenschaft, in der Rom die Führung hatte, die den Latinern aber in Rom dieselben Rechte bot, wie den Römern in einer latinischen Gemeinde. Nach dem letzten Latinerkriege (338) wurde ihnen jedoch nur ein Bürgerrecht ohne Stimmrecht gelassen. Wenn sie aber nicht wählen durften, konnten sie selbstverständlich auch nicht gewählt werden; sie waren Bürger minderen Rechts. Die Lage der einzelnen Stadtgemeinden war ganz verschieden; anfangs erhielten alle Latiner, die nach Rom übersiedelten, das römische Bürgerrecht. Um die Verödung der latinischen Städte zu verhindern, schränkte man das später auf die latinischen Beamten ein; manche Städte wurden von römischen Bürgern verwaltet; andere waren im ehelichen und Handels-Verkehr beschränkt.

In Steuer- und Militär-Angelegenheiten waren sie genau so gestellt wie die Römer; doch bildeten sie eigene, von den römischen getrennte Legionen. Die Kommunalverwaltung der latinischen Stadtgemeinden war der römischen ähnlich. An der Spitze standen zwei Gerichtsbeamte (*duoviri iuri dicundo*), unter ihnen zwei Polizeibeamte (*duoviri aediles*). Außerdem gab es einen Gemeinderat, *senatus* oder *ordo decurionum* genannt, und eine Volksversammlung (*comitia*).

Die Stellung der Italiker zu Rom. Die Italiker galten den Römern, im Gegensatz zu den stammverwandten Latinern, als Fremde (*peregrini*). Die Römer hatten nach der Eroberung Mittelitaliens im zweiten und dritten Samniterkriege und nach der Eroberung Unteritaliens im Pyrrhoskriege Verträge (*foedera*) mit den einzelnen Stadtgemeinden geschlossen; daher waren die Italiker vertragsmäßig geschützte Fremde und ihre Gemeinden Vertragstaaten (*civitates foederatae*). Die Staaten verwalteten ihre inneren Angelegenheiten selbständig, nur in der äußeren Politik und im Heerwesen waren sie beschränkt. Der vertragsmäßige Zustand war auch hier wieder ganz verschieden, doch war ihre Belastung

¹ Kahrstedt a. a. O. S. 59 hebt scharf hervor, wie groß die Ungleichheit in den politischen und Rechtsverhältnissen noch in der Kaiserzeit war: Aber die Physiognomie des römischen Kaiserreiches ist nicht vollständig, wenn man sich nicht vergegenwärtigt, daß es der krasseste Klassenstaat war, den die Geschichte kennt. Messerscharf geschieden waren die römischen Bürger, die Latiner, die Peregrinen und die *Dediticii*. Und in allen Klassen wurden auch scharf geschieden die Schichten der Notabeln und der Masse. Das Strafrecht, speziell der Strafvollzug sind verschieden für das gleiche Verbrechen, je nachdem, ob ein römischer Bürger, ein Grieche aus einer Polis oder ein ägyptischer Fellache es begeht und desgleichen verschieden, ob der betreffende Bürger zur Oberschicht oder zur Plebs gehört, ob der betreffende Grieche ratsfähig ist oder nicht. Der eine hat das Recht an den Kaiser zu appellieren, der zweite darf nur bis zum Statthalter gehen, über den dritten entscheiden die Lokalbehörden. Der eine kann in die Bergwerke verschickt oder gekreuzigt werden und der zweite nicht.

durch Abgaben und Dienstpflicht nicht größer als die der römischen Vollbürger; sie dienten aber nur als *socii*, ganz ihrer Rechtsstellung entsprechend, und nicht wie die Latiner im Legionsverbande. — Das volle römische Bürgerrecht erhielten die Italiker und Latiner im Bundesgenossenkriege (90 — 88).

Die Stellung der Provinzialen zu Rom. Die ersten Provinzen waren den Karthagern im Kriege abgenommen; sie galten also als Kriegsbeute und daher als volles Eigentum Roms. Damit nun kein Grundbesitzer in der Provinz vergesse, daß er bloß ein geduldeter Erbpächter Roms sei, mußte er eine Grundsteuer gewissermaßen als Pachtgeld zahlen. Während der italische Boden steuerfrei blieb, war also der Provinzialboden steuerpflichtig. Die Personalsteuern aus dem früheren Abhängigkeitsverhältnisse wurden außerdem noch weiter erhoben. Dafür wurden die Provinzialen aber zum Kriegsdienst verhältnismäßig wenig herangezogen, also auch des Waffengebrauchs entwöhnt; so erklärt es sich, daß es in den eigentlichen Provinzen fast gar nicht zu Aufständen kam. Ihre Abgaben wurden als Entgelt für den militärischen Schutz von Seiten Roms angesehen, weshalb sie auch *civitates stipendiariae* (von *stipendium* = Kriegssold) genannt wurden. — Doch waren nicht alle Provinzgemeinden so schlecht gestellt; manche waren nicht erobert worden, waren vielleicht gar Roms Verbündete gewesen und dann in ein vertragsmäßig geregeltes Verhältnis zu Rom getreten. Als *civitates foederatae* waren sie gleich den italischen Gemeinden steuerfrei, aber jedenfalls auch dienstpflchtig.

§ 216. Die Verwaltung der Provinzen.

Die Verwaltung in den Provinzen führten zuerst Prätores, die eigens zu diesem Zwecke gewählt wurden. Ihnen stand ein Quästor als Gehilfe zur Seite. Seit Sulla durften nur gewesene Prätores oder Konsuln als Statthalter in eine Provinz geschickt werden, die die Amtsbezeichnung *propraetores* oder *proconsules* erhielten, später mußte sogar eine Zwischenzeit von fünf Jahren zwischen dem städtischen Amte und der Statthalterschaft liegen.

Die Machtstellung der Statthalter war völlig unumschränkt, dauerte in der Regel aber nur ein Jahr; doch konnte das Amt vom Senate verlängert werden. Besondere Schutzgesetze sollten einer willkürlichen oder ungerechten Verwaltung vorbeugen, und ein reichliches Staatsgehalt sollte den Statthaltern ein standesgemäßes Auftreten ermöglichen. Doch wurde es immer mehr Sitte, durch Bedrückung der Provinzialen sich zu bereichern, und wenn die Erpressungen und Unterschlagungen nicht zu viele Millionen betrug, so stellten sich die Gerichte in Rom fast regelmäßig auf die Seite der angeklagten Statthalter.

§ 217. Die Stellung römischer Vollbürger unter den Untertanen.

Römische Vollbürger in Italien oder in den Provinzen verloren nichts von ihrem Bürgerrechte, doch ruhten diejenigen Rechte, deren Ausübung an den Aufenthalt in Rom geknüpft war, so besonders das

Wahlrecht. Einzelne Vollbürger ließen sich in großer Zahl, hauptsächlich zu Handelszwecken, in Italien und in den Provinzen nieder, wobei ihnen ihr *ius commercii* große gewerbliche, ihr *ius provocationis* gerichtliche Vorteile bot.

Massenniederlassungen römischer Vollbürger auf erobertem Boden hießen *coloniae*. Diese dienten anfangs in erster Linie zur militärischen Sicherung unterworfenen Gebiete, seit den Gracchen auch zur Versorgung mittelloser römischer Bürger, seit 100 v. Chr. zur Versorgung von Veteranen. Die römischen Vollbürger verloren in der Kolonie ihr Bürgerrecht nicht, nur ruhten ihre rein politischen Rechte. Wurde eine bereits bestehende Stadt zu einer Kolonie umgewandelt, so nahmen darin die Kolonisten die Stelle eines Adels gegenüber der eingeseffenen Bevölkerung ein. Die Kolonien haben die Romanisierung des Westens gefördert, seitdem man dazu überging (seit Cäsar) außerhalb Italiens Kolonien anzulegen.

§ 218. Die römischen Finanzen.

Die Ausgaben des römischen Staates waren in der republikanischen Zeit im Vergleich zur Kaiserzeit und noch mehr im Vergleich zu unserer Zeit gering und unbedeutend. Die Hauptausgabeposten waren: 1. Der Beamtensold, aber nur für die Provinzialstatthalter und die niederen Beamten (*scribae*), da die eigentlichen Staatsämter als *honestiores* unbefolget waren. 2. Die Ausgaben für den Staatskultus, umfassend die Opfer, Feste und Tempel, sofern die eigenen Einnahmen des Tempels nicht ausreichten. 3. Die Errichtung und Erhaltung öffentlicher Bauten, wie Gebäude, Straßen, Wasserleitungen usw. 4. Der Truppen sold, der aber vom besiegten Feinde wieder ersetzt werden mußte. 5. Seit C. Gracchus die Getreidespenden an arme Vollbürger in Rom.

Die Einnahmen zerfallen in ordentliche und außerordentliche. Die ordentlichen Einnahmen waren: 1. Die Pachtgelder von den Domänen (*ager publicus*), die teils in der römischen Feldmark, teils im Latium, teils in Italien, teils in den Provinzen lagen. Dieses Domanialland war bedeutend, da Rom meist ein Drittel des eroberten Bodens beanspruchte. Die Pachtgelder (*vectigalia*) bildeten die Haupteinnahme Roms. 2. Die Provinzialabgaben und zwar außer fortbestehenden früheren Steuern (*tributum capitis*, eine Kopfsteuer vom Kapital oder Gewerbebetrieb) besonders der Bodenzins (*tributum soli*), den jeder Grundeigentümer in der Provinz an Rom alljährlich zahlen mußte, um dessen Eigentumsrecht anzuerkennen. In getreidereichen Provinzen, wie in Sizilien und Asien, wurde der Bodenzins in Getreide gezahlt, indem der zehnte Teil der Ernte (*decuma*) abgegeben werden mußte; sonst wurde er in eine feste Geldsumme (*stipendium*) umgesetzt. 3. Einige direkte Steuern, besonders die Zölle (*portoria*), die sowohl an den Reichsgrenzen, wie auch an manchen Provinzgrenzen erhoben wurden. Ferner wurde, um einer allzuhäufigen Freilassung von Sklaven zu steuern, eine fünfprozentige Abgabe bei jeder Freilassung (*manumissio*) erhoben.

Die wichtigsten außerordentlichen Einnahmen waren: 1. Die

Steuerumlage, die von den römischen Bürgern nach Maßgabe des Zensus bei außerordentlichem Bedarf erhoben wurde (tributum); sie wurde zum meist aus der Kriegsentfchädigung wieder zurückgezahlt, obwohl der Staat dazu nicht verpflichtet war. Seit der Eroberung Makedoniens (168) wurden solche Steuerumlagen tatsächlich nicht mehr erhoben. 2. Kriegsbeute, disziplinarische oder gerichtliche Geldstrafen (multae), Vermögens-einziehung bei Achtung oder Todesstrafe.

Die Oberleitung der Verwaltung der Staatseinnahmen stand dem Senate zu, dessen ausführende Beamte die Quästoren waren. Doch besaßen auch die Zensoren wichtige finanzielle Befugnisse, die der Senat achten mußte; so verpachteten sie und nicht die Quästoren die Domänen, die Erhebung des Bodenzinses in den Provinzen und der Zölle; sie sorgten ferner für die Errichtung und Erhaltung öffentlicher Bauten.

Eigentümlich ist die Erhebungsweise der staatlichen Einnahmen. Der Senat erhob sie nicht direkt von den Steuerpflichtigen, sondern die Zensoren verpachteten die einzelnen Steuerbezirke für ein Lustrum an den Meistbietenden. Die Pächter hießen publicani und gehörten fast ausschließlich dem Ritterstande an; sie taten sich zu Gesellschaften zusammen, die dem Staate sofort die ganze Pachtsumme auszahlten und dann durch ein großes Beamtenheer die Steuern eintrrieben.

C. Das Gerichtswesen.

§ 219. Vorbemerkung.

Die Schaffung eines auf wissenschaftlicher Durchbildung begründeten Rechts ist die großartigste Leistung und der größte Ruhmestitel des Römertums.

Justiz und Verwaltung waren in Rom nicht wie bei uns getrennt, vielmehr nahmen dieselben Beamten richterliche und Verwaltungshandlungen vor.

Das materielle Recht, das die Gesetze nach Art unseres Bürgerlichen Gesetzbuches umfaßte, war bei den Römern im Zwölftafelgesetz und in den edicta praetorum niedergelegt. Jeder Prätor erließ nämlich bei seinem Amtsantritt ein Edikt, worin er angab, nach welchen Grundsätzen er bei seiner Rechtsprechung verfahren werde. Diese Bekanntmachung war ein edictum perpetuum, weil sie für das ganze Amtsjahr gültig war. Gewöhnlich wurde dabei der wesentliche Inhalt der Edikte des Vorgängers übernommen, so daß sich mit der Zeit ein fester Bestand bildete. In der Kaiserzeit wurde das Recht durch die constitutiones principum (rechtsverbindliche Verfügungen des Kaisers) weitergebildet.

Somit hat sich das materielle römische Zivilrecht in und durch die gerichtliche Praxis entwickelt; die bei unsern Juristen übliche wissenschaftliche Durchdringung und Vertiefung ist in Rom erst seit Anfang der Kaiserzeit in den Rechtsschulen, vornehmlich aber gegen Ende der Adoptiv- und zu Anfang der Soldatenkaiser, um 150–250, und zwar durch die großen römischen Juristen Gajus und Papinianus und nach ihnen durch Ulpianus und Julius Paulus erfolgt. Die Ergebnisse ihrer wissenschaft-

lichen Forschung im Anschluß und zusammen mit den durch die Praxis festgelegten Rechtsbestimmungen sind dann nicht in dem damals schon zerstörten weströmischen Reiche, sondern in dem griechisch sprechenden Ostrom auf Veranlassung des byzantinischen Kaisers Justinian (527–565) im Corpus iuris civilis zu einem geschlossenen Monumentalwerk zusammengefaßt worden. Seine Teile sind: 1. Der codex Justinianus, der die kaiserlichen Verordnungen (constitutiones) enthält; 2. die Digesta, die Sammlung aus den Werken der alten Juristen (ius vetus); 3. die Novellae, die nach Abschluß dieser Sammlungen erschienenen neuen Verordnungen.

Das formelle Recht umfaßt: 1. Die Gerichtsorganisation, also die richterlichen Beamten, sowie die Gerichte und ihre Befugnisse; 2. das gerichtliche Verfahren oder den Prozeß.

Die richterliche Gewalt bewegt sich innerhalb der Bestimmungen des Zivilrechts, das sich auf einzelne Personen und deren Interessen bezieht, und des Kriminalrechts, das sich auf den Staat und auf öffentliche Verhältnisse, die unter seiner Obhut stehen, bezieht; daneben gibt es noch die Verwaltungsrechtspflege und die freiwillige Gerichtsbarkeit.

Die Verwaltungsrechtspflege (Administrativjustiz) muß einer jeden Behörde innerhalb ihrer amtlichen Betätigung zustehen. Während wir jedoch die richterlichen Befugnisse der Beamten möglichst einschränken und besonderen Verwaltungsgerichten übertragen, die eine unbefangene richterliche Prüfung gewährleisten, waren sie bei den römischen Beamten ungemein groß, entsprachen vielfach sogar unserer ersten Instanz im ordentlichen Gerichtsverfahren, auch in den schwersten Kriminalfällen (vgl. bei den Volkstribunen).

Die freiwillige Gerichtsbarkeit umfaßte in Rom hauptsächlich die Freilassung von Sklaven (manumissio) und die Übernahme fremder Kinder an Sohnes statt (adoptio), die beide im Amtsbereich der Konsuln verblieben.

Auch Schiedsmänner gab es zur vergleichswiseigen Entscheidung, bei der neben dem strengen Rechte (ius) auch die Billigkeit und das Rechtsgefühl (aequitas) mitwirkten.

Die Ausbildung im Rechtswesen, die „Rechtswissenschaft“, wurde durch die Praxis gewonnen, nicht wie bei uns durch eine schulmäßige Vorbildung. Alle gerichtlichen Verhandlungen, auch die Zivilprozesse, gingen nämlich öffentlich und mündlich auf dem Forum vor sich; ferner war es allgemein Sitte, jedem iudex (der nach dem strengen Rechte urteilt) oder arbiter (der nach der Billigkeit entscheidet), einen Beirat (consilium) zuzulegen, was gleichfalls die juristische Ausbildung ungemein erleichterte. So schloß sich z. B. der junge Cicero den zwei bedeutenden Mitgliedern der Juristenfamilie Skävola an, die ihm wie anderen jungen Leuten gestattetet zugewogen zu sein, wenn sie Rechtsbescheide erteilten. Daran werden sich dann doch wohl Besprechungen angeschlossen haben.

§ 220. Der Prozeßgang.

Die Einleitung des Prozesses steht dem Ankläger zu. Während er bei uns bloß die Klage einzureichen hat, mußte er in Rom den Beklagten im Zivilprozeß auch zur Stelle schaffen. Er hatte zu dem Zwecke das Recht, den Beklagten aufzufordern, ihm unverzüglich vor den Prätor zu folgen, und durfte ihn dazu sogar unter Zuziehung von Zeugen zwingen (vgl. Hor. sat. I, 9). Doch verständigten sich die beiden Parteien zumeist über den ersten Termin durch eine freiwillige Bürgschaft.

Die wichtigsten Teile des Prozeßverfahrens sind sowohl im Zivil- als auch im Kriminalprozeß die Untersuchung oder Urteilsfindung und das Urteil oder der Urteilspruch.

§ 221. Der Zivilprozeß.

Der Verlauf des Zivilprozesses war folgender:

- a) Vorverhandlung beim Prätor. Der Kläger bringt beim Prätor seine Klage gegen den Beklagten vor, und dieser stellt ihr seine Auffassung entgegen. Nachdem der Prätor so erfahren, was beide Parteien wollten, legt er ihnen das Richterverzeichnis vor, das die angesehensten Männer Roms (Senatoren, Ritter) umfaßte; die drei einigen sich nun über den Richter oder Schiedsrichter. Alles dieses schreibt der Prätor kurz nieder.
- b) Verhandlung vor dem Richter. Die beiden Parteien zeigen zunächst dem Richter die erwähnte Niederschrift des Prätors, woraus er seine Wahl zum Richter und den Gegenstand des Prozesses erfieht; dann bestimmt er ihnen einen Termin zur Untersuchung und Entscheidung. In diesem entscheidenden Termine teilt er zuerst dem Kläger das Wort, sodann dem Beklagten. Nach Beendigung dieser zwei Reden gestattet er beiden noch eine freie Aussprache in Frage und Antwort (*altercatio*). Darauf geht er mit seinem Beirat (*consilium*) zur Findung des Urteils ab. Das Urteil wird dann verkündigt und ist unabänderlich (*res iudicata*).

Die Prozesse sollten womöglich in diesem einen Termine entschieden werden, doch waren mehrere Termine bisweilen nicht zu vermeiden; der Verlauf war immer derselbe.

§ 222. Der Kriminalprozeß.

Die Kriminaljustiz stand dem Könige, seit 509 den Konsuln und seit 366 den Prätores zu. Der König hatte jedoch der Volksgemeinde bisweilen ein Begnadigungsrecht gegen seine Erkenntnis zugestanden (Provokationsrecht), woraus sich im Beginn der Republik eine immer größere richterliche Befugnis der Volksgemeinde ausbildete, so zwar, daß diese schon früh die letzte Instanz in allen Kriminalfällen war. Zu den Prätores und den Komitien kam seit der Mitte des 2. Jahrh. noch eine dritte richterliche Gewalt, die stehenden Geschworenengerichtshöfe, *quaestiones perpetuae*. Die Quaestionen wurden zuerst nur mit

Senatoren, seit C. Gracchus nur mit Equites besetzt. Seit dem Jahre 70 v. Chr. standen Senatoren, Ritter und die Angehörigen der nächsthöheren Steuerklasse in der Geschworenenliste (*album iudicum*); die Zahl der Quästionen stieg auf acht. Ihre Befugnis war eng umschrieben: so kamen vor die eine Quästio nur Erpressungsangelegenheiten, vor eine andere nur Fälschungen usw. Die Quästionen konnten nur auf Geldstrafen und Achtung erkennen, während die Komitien die seltenen Fälle behielten, auf denen Todesstrafe stand.

Der Verlauf des Strafprozesses war folgender:

- a) Vorverfahren vor dem Prätor. Der Ankläger ersuchte den Prätor, eine bestimmte Person anklagen zu dürfen; traten mehrere Ankläger auf, so entschied der Prätor in einem besonderen Verfahren (*divinatio*), wer die Anklage erheben solle (vgl. Ciceros *divinatio* in Caecilius beim Prozeß gegen Verres). Nachdem der Prätor die Klage des zugelassenen Anklägers in seine Prozeßliste eingetragen und damit den Angeschuldigten zum Angeklagten, *reus*, gemacht hatte, lud er diesen zum Verhör. Zeigte sich dabei seine Schuld oder Unschuld als zweifellos, so entschied der Prätor allein; in allen zweifelhaften Fällen aber überwies er den Prozeß den Komitien zur Entscheidung, wenn die Todesstrafe in Betracht kam, sonst dem betreffenden Gerichtshofe, der *quaestio perpetua* (Verfahren *in iure*).
- b) Verfahren vor Gericht unter dem Voritze des Prätors. a) Vor den Komitien. Dem entscheidenden Abstimmungstage gingen in fest bestimmten Abständen drei Termine voraus, an denen die Prozeßangelegenheit nach allen Seiten hin aufs genaueste untersucht wurde, so daß sich jeder Bürger die nötige Klarheit für den Tag der Abstimmung verschaffen konnte. β) Vor der Quästio. An dem vom Prätor festgesetzten Termine hielt zuerst der Ankläger, dann der Angeklagte seine Rede, dann erst folgte die Beweisaufnahme (Zeugenaussagen, Urkunden usw.) Nach Schluß der Untersuchung wurden die Richter vereidigt und stimmten dann ab. Jeder erhielt ein Täfelchen, auf dessen einer Seite C(*condemno*) stand, während auf der andern A(*absolvo*) zu lesen war. Nach Auslöschung eines Buchstabens legten sie das Täfelchen in die Urne; war einer in seinem Urteil unsicher (*non liquet*), so löschte er beide Buchstaben aus (Verfahren *in iudicio*).
- c) Schlußverfahren. Der Prätor verkündete das Urteil und im Falle der Verurteilung die Strafe, deren Höhe er bei Geldstrafen festsetzte. Auch beim Ankläger setzte er die ihm zukommende Belohnung fest oder bestrafte ihn, falls er offensichtlich falsch angeklagt hatte oder durch absichtlich falsche Anklagestellung dem Schuldigen hatte durchhelfen wollen.

Die Strafen, die im Kriminalverfahren verhängt wurden, waren Geldstrafen (*multae*), die Achtung oder unfreiwillige Verbannung (*aquae et ignis interdictio*) und die Todesstrafe.

Der Todes- oder Achtungsstrafe entzog man sich meistens durch

freiwillige Verbannung (exsilium); doch kam das Exil gegen Ende der Republik auch als Strafe vor. Die Vollziehung der Todesstrafe geschah durch das Beil oder durch Erdrosselung; die Kreuzigung war nur bei Sklaven und Fremden (peregrini) gestattet.

§ 223. Das römische Staats- und Rechtswesen im Wandel der Jahrhunderte.

1. Staatsform. Während das absolute Kaisertum mit dem römischen Rechte im griechischen Ostrom noch ein Jahrtausend weiter bestand, hielten auf den Trümmern Weststroms die germanischen Sieger an ihren nationalen Staats- und Rechtsformen im wesentlichen trotz mehrfacher Beeinflussungen fest. Nur zweimal machte sich die Erinnerung an das längst (476) untergegangene Cäsarentum in ihrem Staatsleben stärker bemerklich, bei der Erneuerung der römischen Kaiserwürde (800) und bei Barbarossas erfolglosem Versuch auf den ronalischen Feldern, die Allgewalt des dominus wiederherzustellen. In der Aufklärungszeit aber wirkte nicht mehr die letzte, sondern die republikanische Staatsform der Römer besonders stark auf die Franzosen ein. Es war der von Freunden und Begnern der Aufklärung gleichmäßig hoch verehrte Cicero, der sie damit bekannt machte, ihre erste Republik also mitbegründen half. Auch von dem französischen Augustus, dem ersten Napoleon, wissen wir, daß er sich stark von römischen Anschauungen leiten ließ.

2. Politik. Weit stärker als die Einwirkung der Staatsform war die der römischen Politik und des römischen Rechts, die beide ungefähr gleichzeitig im ausgehenden Mittelalter aufkamen und sich, jene bei den Regierenden, diese bei den Berichten durchzusetzen wußten. — Auf die Politik, durch die der römische Senat die Welt eroberte und im Behorsam hielt, wies am nachdrücklichsten und nur zu erfolgreich der Florentiner Machiavelli († 1527) hin und entwickelte sie folgerichtig weiter zu einer Kunst, die ohne jedwede Rücksicht auf Religion und Sittlichkeit sich allein von der Klugheit und vom Vorteil leiten läßt. Seine Lehre hat unter den Staatslenkern Beachtung in nur zu reichem Maße gefunden, wie dies ganz besonders die jüngste Vergangenheit zeigt. Die heute übliche Umkleidung der übelsten Machtgelüste mit einem wohl gar sittlich-religiösen Gewande, die die Engländer als *cant* bezeichnen, gehörte zum Wesen der römischen Politik; die Selbstsucht hat sich sicher nicht wenig gewundert, als sie gar heilig gesprochen wurde (*sacro egoismo*), und der Versailler Zwangsfriede, unter Bruch der bei der Übergabe gegebenen Zusagen, erinnert lebhaft an das Vorgehen des römischen Senats, das zum Untergange Karthagos führte. Daß das römische *divide et impera* noch immer zum politischen Rüstzeug gehört, ist bekannt genug¹.

3. Das römische Recht. Nicht ganz so unerfreulich ist der Siegeszug des römischen Rechts gewesen. Mit seiner einseitigen Hervorhebung der Rechte der Einzelperson verdrängte es freilich tief im deutschen

¹ Die guten Seiten der römischen Staatskunst und ihre erzieherische Wirkung auf unsere Jugend betont E. Fränkel, Die Stelle des Römertums ...

Rechtbewußtsein verankerte, mehr auf das Gesamtwohl auslaufende Rechtsanschauungen, die doch auch des Lebensfähigen genug enthielten. Andererseits muß aber auch betont werden, daß das römische Recht an ewig gültigen Rechtsbegriffen so unendlich viel enthielt, daß man die Verdrängung des mit dem Volke verwachsenen Rechtes nicht einseitig bedauern darf. Bei uns ist es bis 1900 Herrin geblieben; mit der Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches ist das von ihm zur Magdstellung herabgedrückte völkische Rechtbewußtsein wieder zu Geltung gelangt. Aber wenn auch das jetzige Recht das Wohl des Volksganzen an die Stelle des römischen Wohles der Einzelperson gesetzt hat, so lebt noch immer das Wesentlichste am römischen Rechte, seine Seele, die Rechtslogik, die juristischen Kategorien, mit einem Worte: das juristische Denken, das infolge seiner innern Wahrheit als allgemein gültiges Juristenrecht weiter besteht. Und dieses wird solange herrschend bleiben, als das Streben nach Wahrnehmung der eigenen Privatbelange nicht aus der menschlichen Seele gerissen ist, als der Kampf ums Dasein letzten Endes auch ein Kampf ums Recht ist.

Vor kurzem ist auf Mommsens Anregung eine neue Einzelwissenschaft in der Rechtswissenschaft aufgekommen, die das Privatrecht der Griechen in der hellenischen und ganz besonders in der hellenistischen Zeit erkunden will, von Platons „Gesetzen“ an bis tief in die Zeiten Justinians hinein, um die Einwirkung griechischer Denker und Rechtseinrichtungen auf das römische Zivilrecht aufzudecken. Dabei will diese junge Forschung besonders Klarheit in die verworrenen Rechtsverhältnisse bringen, die im Jahrhundert der Entstehung des Corpus juris unter Justinian bestanden, zu einer Zeit also, wo die griechische Rechtswissenschaft unbedingt vorherrschte, ihre Rechtsgrundsätze also auch in die Gesetzgebung einströmen ließ. Da diese Grundsätze mehrfach in unser B. G. B. aufgenommen sind, so sollen unsere Richter instand gesetzt werden, sie in ihrem geschichtlichen Werden zu verstehen und kritisch zu würdigen.

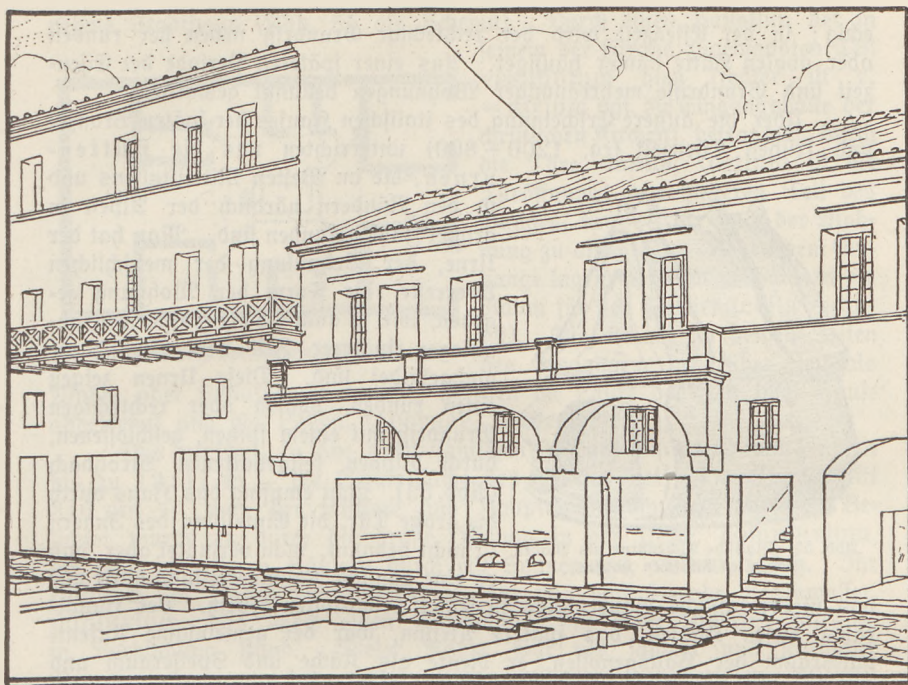


Abb. 52. Straßenseite eines Hauses in Ostia.

Privataltertümer.

§ 224. a) Wohnung (Luck. Fig. 197—211).

Vorbemerkung. Die Kenntnis des römischen Hauses vermitteln uns neben gelegentlichen, oft schwerverständlichen Erwähnungen bei den Schriftstellern der Baumeister der cäsarischen und augusteischen Zeit Vitruvius Pollio, der im 6. Buche seines Werkes *de architectura* die Privatbauten behandelt, und die Überreste von Häusern, durch die Vitruvs Angaben erst deutbar geworden sind. In Rom selbst sind nur wenige Reste von Häusern erhalten (aus dem 1. Jahrh. v. Chr.) das sog. Haus der Livia auf dem Palatin, Häuser auf dem Palatin und dem Cälius, die Villa Farnesina an der Agrippabrücke aus augusteischer Zeit. Grundrisse großstädtischer Stockwerkhäuser finden wir auf dem Stadtplan, den Septimius um 205 n. Chr. herstellen und in Marmor eingraben ließ (*Forma urbis Romae*), von dem sich Bruchstücke erhalten haben. Ergänzend kommen neuerdings für diesen Häusertyp die Ruinen von Ostia hinzu, wo die Ausgrabungen bis zum 2. Stockwerk erhaltene Miethäuser aufgedeckt haben. Am besten aber ermöglichen es uns die Ruinen von Pompeji, die Wandlungen des italisch-römischen Einfamilienhauses über Jahrhunderte etwa vom Anfange des 4. vorchr. Jahrh. bis zur Zerstörung der Stadt im Jahre 79 n. Chr. zu verfolgen.

Vorstufen des italischen Hauses sind die einräumige Rundhütte mit vertieftem Boden der neolithischen Zeit; die Hütten der Bronzezeit (in Oberitalien in den Pfahlbauten) sind wenigstens z. T. wohl schon recht-

edig; in der Eisenzeit wird der rechteckige Grundriß neben der runden oder ovalen Hütte immer häufiger. Aus einer späteren Periode der Eisenzeit sind Grundrisse mehrräumiger Wohnungen bekannt geworden.

Über die äußere Erscheinung des italischen Hauses der späten Bronze- und frühen Eisenzeit (ca. 1200–800) unterrichten uns die Hütten-

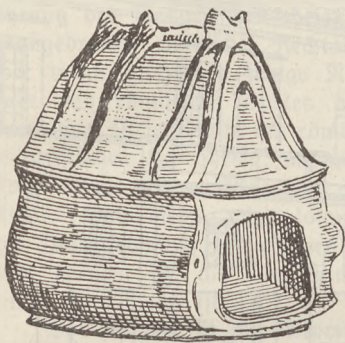


Abb. 53. Italische Aschurne als Modell des alten italischen Hauses.

urnen, die im Westen Mittelitaliens und in den Rändern nördlich der Alpen in großer Zahl gefunden sind. Man hat der Urne, der Behausung der menschlichen Überreste, die Form der Wohnung gegeben, wie ja auch die etruskischen Grabanlagen späterer Zeit dem Wohnhause nachgebildet sind. Diese Urnen zeigen einen runden, ovalen oder rechteckigen Grundriß mit einem spitzen, geschlossenen, durch Rippen festgehaltenen Strohdach (Abb. 53). Licht empfing das Haus durch die große Tür, die Einteilung des Innern ist nicht bekannt, man vermutet aber, daß es eine ähnliche Raumverteilung hatte wie

das niedersächsische Bauernhaus in seiner primitivsten Form. Der Hauptraum dieses Hauses, das spätere Atrium, war der gemeinsame Aufenthaltsraum der Hausgenossen, er diente als Küche und Speiseraum und Arbeitsraum der Frauen.

Die ältesten Häuser Pompejis haben nun aber ein über dem Hauptraum geöffnetes Dach. Die Herkunft dieser Dachform ist schwer zu ermitteln; einige Wahrscheinlichkeit hat die Annahme für sich, daß diese Dach-

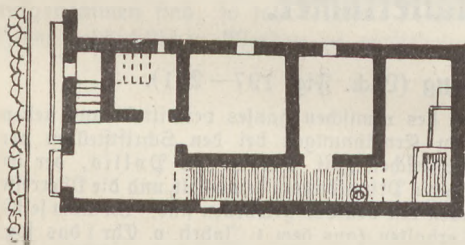


Abb. 54. Hausgrundriß aus Pompeji.

konstruktion zuerst bei dem Stadthaus in den ziemlich beengten etruskischen Bergstädten aufgekommen sei und sich mit der etruskischen Herrschaft über Mittelitalien nach Rom und Kampanien verbreitet habe, als man auch hier von der offenen ländlichen Siedelung zur geschlossenen städtischen Wohnweise überging. Führt man doch die Benennung des Haupt-

raumes dieser Hausform, des atrium, auf ein etruskisches Wort zurück (falsch ist die Ableitung von *ater* = schwarz nach der rauchgeschwärzten Decke, geschichtlich unmöglich die von *αἴθριον*, abzuweisen auch wohl die Herleitung von *Atria* [Udria] in Etrurien). Ferner hieß die geläufige Form des atrium, bei der zwei die Breite des Hauses überspannende Balken das Dach trugen, *atrium Tuscanicum*. Später stützte man das Dach durch vier (a. *tetrastylum*) oder mehr Säulen (a. *Corinthium*).

Das Atriumhaus war bis in den Anfang des 2. Jahrh. das vor-

nehme Stadthaus (Abb. 55 als Schema). Durch einen Hausflur, der in seinem der Straße zugewandten Teil vestibulum hieß (später ist v. = atrium vgl. die Eingangshalle der christlichen Kirchen), betrat man durch die Türe, ianua, (ostium ist die Türöffnung) den hinteren Teil des Ganges, fauces, der nach der Wohnung zu offen war. Neben dem Eingange lag in vornehmen Häusern ein Raum für den Portier (cella ostiarii). Die Räume zu beiden Seiten des Einganges, in früher Zeit als

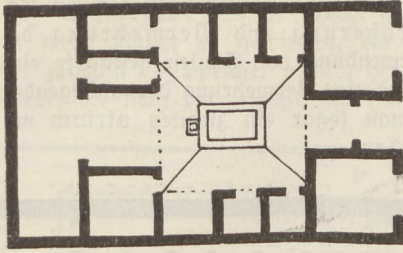


Abb. 55. Grundriß des Atriumhauses (Schema).

Wohn- oder Schlafräume benutzt, wurden im Laufe der Zeit vom Hause abgetrennt und als Läden, tabernae, abvermietet¹.

Das atrium, in den pompejanischen Häusern ein Raum von 6:8 m bis zu 12:17 m — die Gesamtfläche des Hauses betrug im Durchschnitt 346 qm —, war der mittlere und Hauptwohnraum des Hauses. Belichtet wurde es durch die große Öffnung in der Decke, compluvium, die man in besseren Häusern durch ein Sonnenjegel, velum, schloß. Ihr entsprach im Boden eine Vertiefung für das einströmende Regenwasser, impluvium, das durch einen Abzugkanal mit einer Zisterne, puteus, in Verbindung stand. Dieser Raum war als schöner und stattlicher Repräsentationsraum hergerichtet. Hier empfing der Hausherr seine Klienten bei der salutatio. In ihm standen die Larenkapelle und die große, stark befestigte Truhe für Geld, Wertfachen und Bücherrollen, arca. Die flügelartigen Erweiterungen des hinteren Teiles des atrium nach beiden Seiten bis zur Hauswand hießen alae. In ihnen waren in kleinen tempelartigen Schränken die Bilder der Ahnen, imagines, aus Wachs gefertigte Porträtmasken, unter denen Inschriften, tituli, den Namen, die Ämter und Taten der Ahnen angaben, und Stücke aus der Kriegsbeute untergebracht. Rechts und links vom atrium lagen je 2 (später 3) cubicula, hohe, geräumige (in Pompeji ca. 5 m hoch) Schlafzimmer.

Hinter dem atrium, mit seiner ganzen Breite nach demselben geöffnet, nur durch Vorhänge verschließbar, lag das tablinum, ein Raum, dessen Entstehung und Name noch nicht erklärt sind. Weil dieses Zimmer im alten Stadthause im Gegensatz zum atrium einen Holzfußboden hatte, tabulae = Bretter, soll es seinen Namen tabulinum erhalten haben. Zunächst wohl das Schlafgemach des Hausherrn und der Hausfrau war es in späterer Zeit das Geschäfts- und Arbeitszimmer des Herrn, in dem auch die Urkunden verwahrt wurden. Es diente der Familie auch als Speisezimmer. In späterer Zeit benutzte man die Zimmer zu beiden Seiten des tablinum als Speisezimmer, triclinia. Hinter dem Hause lag noch der kleine Hausgarten, hortus.

¹ Marg. Neue Jahrb. XXV 1909, 547 ff. Die Entwicklung des römischen Hauses.

Besteigerte räumliche Ansprüche, ein wachsender Wohnungsluxus, der Wunsch, die Räumlichkeiten für die Familie von den Wirtschafts- und Repräsentationsräumen zu trennen, führten zu Erweiterungen des Hauses. Zunächst suchte man mit der Vergrößerung und Vermehrung der alten Räume auszukommen. Die Verwendung von Säulen gestattete eine erhebliche Vergrößerung des atrium und eine Vermehrung der anliegenden Zimmer. In einzelnen Fällen hat man sogar ein zweites atrium mit den zugehörigen Wirtschaftsräumen gebaut.

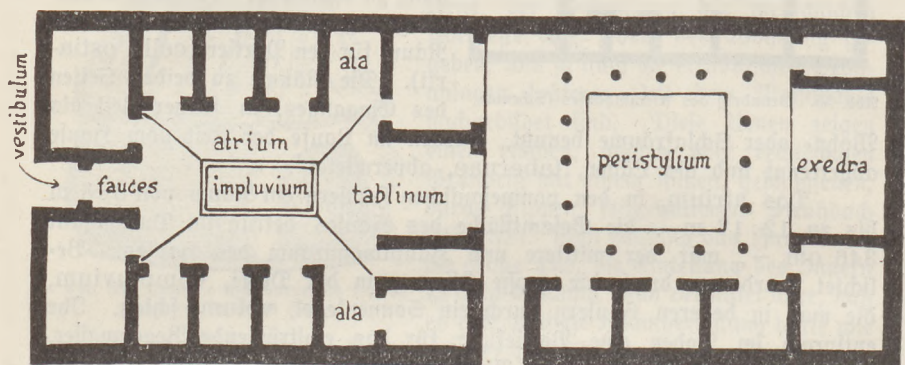


Abb. 56. Grundriß des Atrium-Peristylhauses (Schema).

Im Anfange des 2. Jahrh. v. Chr. übernahm man zuerst in Unteritalien später in Rom, das griechische Peristylhaus, ohne freilich das heimische Atriumhaus aufzugeben. Das ließ der konservative Sinn der Römer nicht zu. Man erwarb Nachbargrundstücke und baute an das altrömische Haus ein Peristylhaus in verschiedener Weise nach den Mitteln des Bauherrn und der Lage des zur Verfügung stehenden Platzes. Die Verbindung mit dem alten Hause wurde durch Gänge hergestellt, manchmal richtete man auch das tablinum als Durchgang her. Der neue Teil des Hauses, geräumig und bequem im Vergleich zu den trotz aller Erweiterungen beengten und dunklen alten Häusern, mit reicher Licht- und Luftzufuhr, wurde nunmehr zum Aufenthaltsraum der Familie, *pars interior aedium*. (Abb. 56 als Schema und Abb. 57 als Gestaltung dieses Schemas.) Die Räume lagen um einen weitgeöffneten Säulenhof, *peristylum*, *porticus*.

Der Hauptraum war ein großer, gegen die Halle des Peristyls geöffneter, prächtig hergerichteter Raum *oecus* (gr. *οίκος* vgl. S. 163), der als Speisesaal diente. Man legte Wert darauf, daß er sich nach Süden öffnete. Daneben gab es noch raffiniert hergerichtete Speisezimmer für die verschiedenen Jahreszeiten, *triclinia*. In der Nähe der Speisezimmer lag die Küche, *culina*, von der aus auch die Badeanlage geheizt wurde. Andere Räume wie Schlafzimmer, Bibliothekszimmer, Zimmer für Gemäldesammlungen, Gastzimmer, Vorratsräume, Stallungen und Remisen waren nach dem Belieben des Besitzers angeordnet. Innerhalb des Peristyls an der Stelle des früheren Gemüsegartens legte man Ziergärten mit Gebüsch und Wasserkünsten an, manchmal lag noch ein Garten hinter

dem Peristylhaus. Von den hinteren Räumen [des] Hauses führte eine Tür, *posticum*, in ein Nebengäßchen.

Begen Ende des 2. Jahrh. setzte man den pompejanischen Häusern, um mehr Raum zu gewinnen, ein zweites Stockwerk auf, *tabulatum*, das zunächst als Speicher diente, hernach aber zu Wohnräumen ausgebaut wurde, die nach der Straße hin Fenster erhielten.

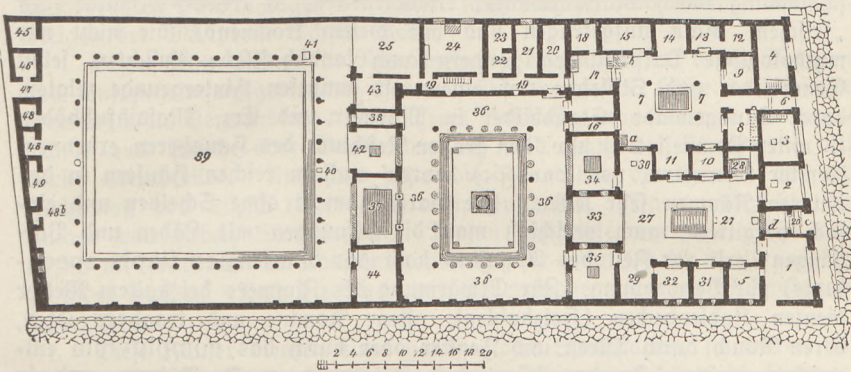


Abb. 57. Grundriß des Hauses des Fauns in Pompeji.

Im ersten Jahrhundert n. Chr. trat das Atriumhaus, das im Verlaufe der Entwicklung an Bedeutung immer mehr verloren hatte, mehr und mehr zurück, und das Peristylhaus gewann die Uueinherrschaft¹. Daher ist in den Provinzen, die erst später romanisiert wurden, ein Atriumhaus nicht festgestellt².

Das Material der Häuser in Pompeji waren in der frühen Zeit Kalksteinquadern für die Hauswände, die Innenwände waren aus einer Art Fachwerk, Kalksteinquadern, zwischen denen Kalksteinbrocken in einem Lehmörtelverband lagen, aufgemauert. Seit 200 v. Chr. baute man mit leichter zu bearbeitenden Tuffsteinen, die mit Marmorstück verputzt wurden. Als Bindemittel wurde ein Kalkmörtel aus Kalk und Puzzolanerde verwendet. In der römischen Zeit vermauerte man Bruchsteine.

Wenn auch in der kleinen Provinzialstadt die Ausschmückung der Innenräume natürlich nicht mit der Pracht römischer Häuser wetteifern konnte, zeigen die reichen Häuser dieser kampanischen Landstadt, deren Bewohner sich behaglichem Lebensgenusse hingeben konnten, eine geschmackvolle, oft sogar eine prächtige Ausstattung. Während das Haus des Armen Fußboden (*solum*) aus Estrich (*pavimentum*) zeigt, ist dieser in den

¹ Doch finden sich auf dem Stadtplane des Sept. Severus noch Grundrisse von Atriumhäusern.

² In der kaiserlichen Residenzstadt Trier ist 1879 in der Nähe des Kaiserpalastes ein kostbares Privathaus, vielleicht das Haus eines hohen Beamten, aufgefunden, das zugleich einen Schluß zuläßt auf die Größe und Pracht der Häuser in Rom. Bei diesem Hause ist für uns von besonderem Interesse die mächtige Säulenhalle (*porticus*) an der Straßenfront, welche oben ein Gärtchen (*solarium*) trägt (vgl. unsere Veranda). Modell im Trierer Provinzialmuseum. Abb. *Germania Romana*. 1. Aufl. 14, 7.

Häusern der Reichen aus talischem, griechischem oder afrikanischem Marmor oder Mosaik (das wertvollste dieser Mosaiken ist das 5 : 2,75 m große Alerandermosaik); und wenn die Decke der Räume im Hause des kleinen Mannes aus schlichten Brettern hergestellt ist, so zeigt sie in vornehmen Häusern kostbare Täfelung (lacunar, laquear) in Holz, Elfenbein und Bronze. Namentlich ließ das peristylum in seiner kostbaren Ausschmückung durch Marmorwände, Stuckarbeiten, al fresco-Gemälde (auf „frischen“ Kalk aufgetragen und mit diesem trocknend), die nicht nur mythologische Darstellungen, sondern auch landschaftliche Ansichten, selbst Genrebilder und Stilleben auf einem oft dunkelen Hintergrunde zeigten, durch Laubgewinde, Standbilder in Marmor und Erz, Mosaikfußböden (s. unter Pompeji 2b) usw. den großen Reichtum des Hausherrn erkennen. Fenster (fenestra, von *φανερός*) waren auch in reichen Häusern in den unteren Räumen sehr selten. Sie waren zumeist ohne Scheiben und einfach vergittert; auch verschloß man die Öffnungen mit Läden und Vorhängen; erst zur Zeit des Augustus kam das Marienglas (lapis specularis) zur Verwendung. Zur Erwärmung des Zimmers bei kaltem Wetter dienten Kohlenbecken (Holzkohlen), offene Kamine und tragbare Öfen, deren Rauch durch Türen und Fenster oder durch das compluvium entweichen mußte. In den öffentlichen Gebäuden, z. B. Bädern, und in großen Villen und Palästen des Südens, sowie allgemein im Norden, geschah die Heizung durch die sog. Hypokausten, d. h. Wärmeleitungen unter dem auf kleinen Säulen ruhenden Fußboden oder in Hohlwänden.

Die **Häuserfronten** boten wenigstens in der Tuffsteinperiode (etwa seit 200 v. Chr.) ein buntes Bild. Der Sockel trug roten oder schwarzen Anstrich, die Pfeiler bunte Malereien, der weiße Verputz der Wände wurde mit Bildern von Gottheiten verziert. Dazu kamen neben großen Inschriften die bunten Bilder, die als Aushängeschilder der Läden und Barküchen dienten. Denn an der Hauptfront der Häuser sind in späterer Zeit rechts und links neben dem vestibulum Räume angebaut, die mit dem Haupthause keine Verbindung hatten und als Verkaufsläden, Weinstuben [äußerlich gekennzeichnet durch Malerei (Bacchus, Weinkrug u. a.)] oder Barküchen (tabernae, cauponae) vermietet wurden. Die Läden waren in ihrer ganzen Breite nach der Straße hin offen; der Verkaufstisch stand unmittelbar an der Öffnung und schloß so den Laden nach der Straße hin ab. Der Raum über der taberna, wie diese gegen das übrige Haus abgeschlossen, hieß pergula. Nachts wurden diese Räume durch Bretterverschläge geschlossen.

Das Dach war gewöhnlich flach und als Gärtchen mit Blumen und Sträuchern ausgestattet, zuweilen auch schräg angelegt und dann mit Ziegeln gedeckt¹.

Dieser Typ des Einfamilienhauses war auch in Rom, in der Hauptstadt natürlich geräumiger und prächtiger, nur für die Vornehmen und Reichen der herrschende. Der größere Teil der Bevölkerung — auch

¹ Vgl. Hans Lamer, Römische Kultur im Bilde. (Wiss. u. Bild.) Mit 175 Abbild. auf 96 Tafeln, Leipzig 1922. 4. Aufl. Quelle und Meyer. — Theodor Birt, Zur Kulturgeschichte Roms. Ebenda 1909.

Leute wie z. B. Horaz — wohnten hier in **Miethäusern**, von denen sich noch Reste des Erdgeschosses, das in Einzelräume, die als tabernae vermietet wurden, aufgeteilt war, erhalten haben. Das rasche Anwachsen der Bevölkerung der Hauptstadt der Welt hatte ein steigendes Bedürfnis nach Mietwohnungen zur Folge, mit dem die Steigerung des Preises für Grund und Boden, der in der Kaiserzeit innerhalb Roms durch die weit- ausgedehnten Palastanlagen der Kaiser noch eingeschränkt wurde, und das Steigen der Mietpreise Schritt hielt¹.

Schon früh gab es in Rom mehrgeschossige Häuser, deren Mauern aus Luftziegeln aufgemauert waren. Die wachsende Höhe der Häuser veranlaßte die Verwendung tragfähigerer Baustoffe, man mauerte die Hauswände aus Bruch- oder Backsteinen auf und setzte die Stockwerke auf starke Steinpfeiler. Augustus setzte die Fronthöhe der Häuser auf ein Höchstmaß von 20,75 m (= 60 röm. Fuß) fest. Das ermöglichte die Anlage von sieben Stockwerken. Trajan gestattete nur eine Höhe von 17,75 m, während in Konstantinopel Häuser von 29,60 m Fronthöhe geduldet wurden. Auch die Dach- und Kellerräume waren zu Wohnräumen hergerichtet.

Diese Häuser dienten einer gewissenlosen Spekulation, sie waren mit geringen Mitteln leicht gebaut. Die Hauptwände waren dünn, die Zimmerwände in den Obergeschossen nur aus Holz. Häusereinstürze waren nicht selten, ausbrechende Brände wurden wegen der leichten Bauart der Häuser gefährlich. Die Klagen über die Wohnungen wollen in der Kaiserzeit nicht verstummen².

Von dem Aussehen dieser Häuser vermitteln die teilweise bis zum 2. Stockwerk erhaltenen Häuserreste aus der Kaiserzeit in **Ostia** eine Vorstellung. In der Hafenstadt Roms, die von Schifffahrt und Handel, besonders von der Korneinfuhr lebte, war weitaus die Mehrzahl der Ein- in Mietskasernen untergebracht. Es waren das hohe Etagenhäuser, meist aus Backsteinen, die damals nicht mehr hinter Putz verschwanden, erbaut, mit Fensterfassaden und Balkonen (maenianum) und Lichthöfen im Innern. Mehrere voneinander unabhängige Treppen führten in die verschiedenen Stockwerke, in denen sich die Zusammengehörigkeit in der Regel von 2—4 Zimmern zu einer Wohnung noch feststellen läßt; die Untergeschosse waren zu einzelnen Läden und Magazinen aufgeteilt³. (Vgl. Abb. 52.)

¹ R. v. Pöhlmann, *Aus Altertum u. Gegenwart*², München 1911, 198 ff. Die Wohnungsnot der antiken Großstädte und das größere Werk desf. Verf.: *Die Überbevölkerung antiker Großstädte*, Leipzig 1884.

² Insula bezeichnet in der republikanischen Zeit das nach gesetzlicher Vorschrift von einem ambitus von 2½ Fuß = 0,74 m umgebene Haus. Der Zwischenraum schwindet und insula bedeutet in der Kaiserzeit Miethaus, während domus das Einzelwohnhaus bezeichnet. Insulae, domus und templa waren in der höheren Einheit vicus-Häuserviertel zusammengefaßt.

³ Vgl. vorläufig Ch. Hülsen, *Intern. Monatschrift* VII 1913, 1417 ff. und *Arch. Anzeiger* 1921, 117 ff. und 1926, 109 ff. Neuerdings F. Noack, *Ostia in Die Antike* II 205 ff.

§ 225. b) Hausgeräte.

Waren die Hausgeräte in der älteren römischen Zeit, entsprechend den beschränkten Verhältnissen der Einwohner, noch einfach und schlicht, so wurden sie mit der Zunahme des Reichtums, gleich den prunkvollen Häusern, unter griechischem Einflusse immer glänzender und kostbarer¹.

Die Tische (*mensa*) hatten wie in der Regel bei uns einen festen Stand. In diesem Gerät haben die Römer neue Formen entwickelt. Wir finden rechteckige Tische mit 4, runde mit 3 Beinen, runde und rechteckige mit einem Fuß (*monopodia*), andere rechteckige hatten an den beiden Schmalseiten eine Stütze. Man legte Wert auf kostbares Material. Elfenbeinerne Säulen als Fuß, massive Platten aus dem kostbaren, schön duftenden Citrusholze aus Mauretanien. Auf Unricht- und Prunktischen (*abaci*), aus Marmor oder Silber standen goldene und silberne Gefäße und kostbare Luxusgegenstände zur Schau. Demselben Zwecke dienten auch die nach dem Muster des griechischen *ῥότρου*s angefertigten *delphicae* (*mensae*). Die Tische, um die man sich in der hellenistischen Zeit nach griechischer Sitte zum Essen lagerte, waren niedriger als die unsrigen. Das Tafelgeschirr war gediegen und kostbar, unentbehrlich das auch bei geringeren Leuten meist silberne Salzfaß.

Die Stühle (*sellae*) zeigen, wie aus den antiken Wandgemälden hervorgeht, eine große Mannigfaltigkeit, wenn sie auch mehrfach an griechische Muster sich anlehnen. Benannt sei die bequeme mit Rücklehne versehene *cathedra*, das thronartige *solium*, mit weitem, von Armstützen umgebenen Sitz, das *subsellium* (Bank), das *bisellium* (Doppelsessel). Die römischen Stuhlformen haben die Renaissancemöbel stark beeinflusst.

Das Bett (*lectus*) bestand aus einem Gestell von Erz oder Holz mit oft ehernen gedrehten Beinen und war nicht selten ausgelegt mit Elfenbein und edlem Metall. Das Gestell war mit Burten überspannt, auf denen die mit Wolle, Federn, auch Heu gestopfte Matraße (*torus*) lag, die häufig von gestickter oder purpurfarbiger Decke (*stragula*) überdeckt war. Man unterschied den *lectus cubicularis* (das Ruhe- oder Schlafbett), den *lectus lucubratorius* (Studier- oder Lesesofa) und den *lectus triclinaris* (das Speisefofa).

Beräte und Kleider bewahrte man entweder in Truhen (*arca*, *arca aerata* oder *ferrata* = die Geldtruhe, kleine *arca* für Schmuck) oder in Schränken nach unserer Art (*armarium*), die auch als Bücherchränke gebraucht wurden, auf. Der gehäufte Besitz forderte eben andere Schränke als die Truhe. Durch die Herstellung dieses Gerätes, das die Griechen nicht kannten, hat Rom auf unsere Zeit gewirkt.

Die Geschirre und Gefäße (*vasa*) waren ungemein mannigfaltig nach Stoff, Form und Größe. Sie bestanden gewöhnlich a) aus Ton (*vasa fictilia* oder *terrena*).

Man gebrauchte zunächst in Italien die aus Griechenland eingeführten schwarz- oder rotfigurigen Gefäße, die man auch an vielen Orten namentlich in Unteritalien (Kampanien und Apulien) nachahmte, wobei einheimische Vorbilder

¹ Vgl. S. Lamer, Römische Kultur im Bilde⁴. (Wiss. u. Bild.) Leipzig 1924. Abb. 79 ff.

und der italische Geschmack Formgebung und Verzierung beeinflussten. Als in hellenistischer Zeit in der griechischen Welt infolge des veränderten Geschmacks die Vasenmalerei verkümmerte und die Vornehmen sich prunkvoller reliefgeschmückter Metallgefäße bedienten, folgte auch Italien dem griechischen Vorbilde. Das Tongerät der Minderbemittelten trug dem Rechnung, indem man nunmehr Gefäße herstellte, die in Form und Verzierung mit aufgelegten oder eingedrückten Reliefs

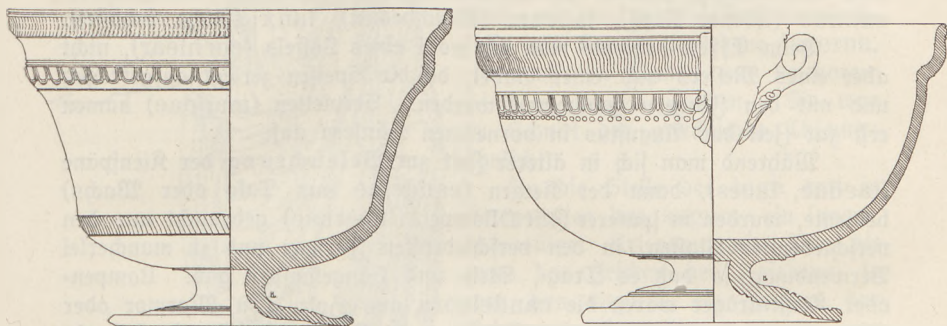


Abb. 58. Römische Becher aus Haltern.

die Metallarbeit nachahmten. Die älteste der italischen Gattungen, die Kalenische Reliefkeramik (vgl. Horaz Sat. I 6, 118: Campana supellex), suchte sogar durch schwarzen Firnis Metallglanz hervorzurufen. Das Tongeschirr der augusteischen Zeit, nach dem Hauptherstellungsort Arretium in Etrurien vasa Arretina genannt, hatte einen glänzend roten Überzug. Weil die Reliefverzierungen mit einem Stempel in den Ton eingedrückt wurden (sigilla), kam für dieses Geschirr der Name terra sigillata auf. Die Ware wurde in den Provinzen, vor allem in Gallien und Germanien nachgeahmt.

b) Das Tafelgerät der Wohlhabenden war aus Bronze, Silber oder Gold hergestellt und zwar entweder glatt (v. pura) oder mit Reliefverzierung (v. caelata), c) aus Glas (v. vitrea), besonders Schalen, Becher, Vasen, bald einfarbig, bald bunt.

Zum Aufbewahren von Korn diente die cumera (Kornkiste), von Flüssigkeiten, namentlich von Wein, Öl, Wasser, das dolium (großes kürbisförmiges Faß) aus Ton, später aus Holz, aus dem der Wein nach vollendeter Gärung auf zweihenklige Amphoren (amphorae, cadi) oder auf Flaschen abgezogen wurde, um bis zum Gebrauche im horreum oder in der apotheca aufbewahrt zu werden; ferner die urna, ein Gefäß wie die griechische hydria und die situla, gleich unserem Eimer, zum Schöpfen und Aufbewahren des Wassers bestimmt, meistens mit Henkeln zum Tragen versehen. Kleine Gefäße waren die enghalsige, weitbauchige lagena, die enghalsige ampulla (ἀμπύλλος) mit linsenförmigen Bauch, die vielleicht als Öl- und Salbenfläschchen diente, das zylinderförmige, henkellose alabastrum aus Alabastrer oder Onyx, für Öl und wohlriechendes Parfüm bestimmt.

Die Trinkgefäße aus Holz oder Ton, in späterer Zeit aus edlem Metall oder Glas mit Edelsteinen besetzt, waren überaus zahlreich; genannt seien der cyathus (κύαθος), das gewöhnliche Trinkglas (vier cyathi machen einen triens aus, zwölf einen sextarius), die patera (πίαλη),

eine flache Trinkschale, der calix, Becher in Kelchform, der cantharus (*κάνθαρος*) mit zwei Henkeln und andere von den Griechen entlehnte Gefäße. Nicht selten waren solche Becher durch kleine Aufschriften verziert, wie: *bibe, vale, vivas*.

Von Küchengeräthen sind bemerkenswert: *ahenum* (Kessel), weit und bauchig, *patina* (Pfanne und Schüssel), *lasanum* (Kochgeschirr), *catinus* (irdener Napf), *labrum* (Waschbecken), *lanx* (flache Schüssel).

Beim Essen bediente man sich wohl eines Löffels (*cochlear*), nicht aber eines Messers und einer Gabel, da die Speisen zerlegt aufgetragen und mit den Fingern genommen wurden. Servietten (*mappae*) kamen erst zur Zeit des Augustus in vornehmen Häusern auf.

Während man sich in älterer Zeit zur Beleuchtung der Kienspäne (*taedae, faces*), dann der Kerzen (*candelae* aus Talg oder Wachs) bediente, wurden in späterer Zeit Lampen (*lucernae*) gebraucht aus den verschiedensten Stoffen, in den verschiedensten Formen und zu mancherlei Verwendung, so daß es Trag-, Steh- und Hängelampen gab. Lampen- oder Kerzenträger waren die *candelabra* aus Holz, Ton, Marmor oder edlem Metall in geschmackvoller Verzierung. Da es eine Straßenbeleuchtung nicht gab, ließ man beim Ausgehen in der Dunkelheit Sklaven mit Fackeln oder Laternen voranschreiten.

§ 226. c) Kleidung. (Luc. F. 259 – 264).

Das Hauskleid des Römers war die weißwollene *tunica*, ein etwas unterhalb der Knie endendes, anfangs ärmelloses, später kurzärmeliges Hemd. Im Hause wurde es ungegürtet getragen, auf der Straße gegürtet. Die *tunica* der Senatoren war mit einem breiten Purpurstreifen (*latus clavus*), der Ritter mit einem schmalen (*angustus clavus*) geschmückt. Hosen (*bracae*) wurden erst in der späteren Kaiserzeit gebräuchlich. Trat der Römer in die Öffentlichkeit, so zog er über die *tunica* die weißwollene *toga*, ein in Form eines Kreissegments zugeschnittenes Tuch von bedeutender Größe (über $5\frac{1}{2}$ m lang an der unteren Basis, darüber wühlte sich der Bogen bis zu 2 bis 2,20 m Höhe). Man schlug sie zuerst über die linke Schulter, zog sie dann über den Rücken unter dem rechten Arm nach vorn und faßte sie hier in der Mitte ihrer Weite zusammen, so daß das obere Stück als *sinus* (Faltenbausch) herabfiel, wobei auf einen möglichst malerischen Faltenwurf des *sinus* geachtet wurde, und das untere Leib und Schenkel deckte. Der Rest des Tuches wurde wieder über den linken Arm und die linke Schulter geworfen, so daß sie doppelt bedeckt waren. Die Art die *Toga* zu tragen war der Mode unterworfen.

Freigeborene Knaben, manche Priester und alle höheren Regierungsbeamten außer den Quästoren trugen an der *Toga* einen purpurnen Besatzstreifen (*toga praetexta*), Triumphatoren und die Kaiser legten eine ganz purpurne und goldgestickte *Toga* (*toga picta*) über der mit goldgestickten Palmzweigen geschmückten Purpurtunika an (*tunica palmata*). Hellglänzend war die *Toga* des Amtsbewerbers (*candida*, daher ihr Träger *candidatus*), grauschwarz oder dunkel (*pulla*) die des Trauernden oder Angeklagten.



Abb. 59. Römer in Toga.

Ein Regen- und Reiseumantel, oft mit einer über den Kopf zu ziehenden Kapuze (cucullus, Kuckuck) versehen, war die paenula aus dichtem, kräftigem Stoff, die ärmellos den ganzen Körper bedeckte. In der Kaiserzeit trug man vielfach die gleichfalls mit Kapuze versehene lacerna, einen offenen Mantel aus kostbarem Stoff in bunten Farben. Sie war im Schnitt der griechischen Chlamys ähnlich.

An die Stelle der toga trat in Kriegszeiten das sagum, ein langer, dickwolliger Kriegsmantel. Wie die toga das Zeichen des Friedens, so war das sagum ein Zeichen des Krieges (cedant arma togae, es weiche der Krieg dem Frieden; est in sagis civitas, die Bürger stehen unter den Waffen; saga ponere, die Waffen ablegen). Das paludamentum, der rote Kriegsmantel, war in der republikanischen Zeit die Tracht des Imperators und galt später als Abzeichen der kaiserlichen Gewalt.

Als Fußbekleidung zu Hause trugen Männer und Frauen die soleae (Schnürsohlen), die Zehen und Fuß frei ließen und mit Riemen an den Beinen befestigt wurden; bei Tische pflegte man dieselben abzuliegen. In der Öffentlichkeit trug man zur Toga Schuhe, Halbstiefel (calcei), die den Fuß ganz einschlossen und mit Riemen festgebunden wurden. Die gewöhnlichen Bürger und die Ritter trugen Schuhe von schwarzem Leder, die Senatoren und Inhaber kurulischer Ämter Schuhe von meist rotem Leder mit höherer Sohle, der calceus patricius war vorn mit einer halbmondförmigen Agraffe (lunula) aus Elfenbein oder Silber geziert. Sie wurden mit vier kreuzweise übereinander gebundenen Riemen festgeschnürt. Lederne Halbstiefel (caligae) trugen Jäger und Soldaten. Im übrigen war gerade in der Fußbekleidung die Mode sehr wetterwendisch.

Eine Kopfbedeckung trugen nur Arbeiter zum Schutze gegen ungünstige Witterung (den cucullus) und gegen die Sonne (pilleus, eine Fitzkappe). Reisende liebten den breitrempigen petasus. Kopfhaare und Bart trugen die Römer der älteren Zeit lang; erst als um 300 griechische Haarschneider (tonsosores) nach Rom kamen, ließ man das Haar schneiden und den Bart stutzen. Etwa 100 Jahre später gingen die Römer bartlos, bis von Kaiser Hadrian ab der Vollbart wieder Sitte wurde.

Als Schmuck trug man am vierten Finger der linken Hand einen



Abb. 60. Römische Dame in Tunika, Stola und Palla.

Siegelring (anulus), ursprünglich von Eisen, später von Gold; diesen trugen ursprünglich nur die Senatoren, die höheren Magistratspersonen und die Ritter. Nicht selten enthielten sie auch kostbare, kunstvoll geschnittene Steine.

Die Kleidung der römischen Frau bestand aus der ziemlich eng anschließenden meist ärmellosen tunica, einem Hemde, das bis unterhalb der Knie reichte, aus der faltenreichen, an der Taille gegürteten, bis auf die Füße herabwallenden und mit breiten Besatzstreifen eingefassten stola und beim Ausgehen aus dem Überwurf, der palla, die wie die Toga den ganzen Körper umhüllte, auch über den Kopf gezogen werden konnte. Das Haar wurde glatt geschheitelt und hinten am Nacken in einen Knoten gebunden, auch wurden Zöpfe geflochten und vorn um den Kopf gelegt. In der Kaiserzeit begnügten sich die Frauen nicht mehr mit ihrem eigenen Haar, sondern gebrauchten auch fremdes, namentlich blondes germanisches, und schufen sich mit Hilfe desselben hohe, oft turmartige Perücken.

Wie die Griechinnen, so trugen auch die Römerinnen zahlreiche und oft sehr kostbare Schmuckgegenstände, wie Hals- (monilia), Armbänder (armillae) und Ohrgehänge, in fein getriebener oder durchbrochener Arbeit, mit prachtvollen Edelsteinen besetzt.

§ 227. d) Die Ehe.

Eine gültige Ehe (matrimonium iustum oder legitimum) setzte das ius conubii voraus, das ein Hauptbestandteil des Bürgerrechtes (civitas) war. Ursprünglich durften nur Patrizier unter sich und Plebejer unter sich eine Ehe eingehen, bis die lex Canuleia (445) den Patriziern und Plebejern gegenseitiges conubium gestattete. Mit der Ausdehnung des römischen Bürgerrechtes wurde auch das ius conubii über Latium, über ganz Italien (89) und seit Karakalla (211–217) über das ganze römische Reich ausgedehnt.

Der Heirat ging die Verlobung (sponsalia) voraus, bei der der Bräutigam der Braut ein Handgeld zahlte und einen eisernen Ring ohne Stein gab. Durch die Ehe trat die Frau in der ältesten Zeit samt ihrer Mitgift (dos) aus der potestas des Vaters in die Gewalt (manus) des Mannes als mater familias; sie erfährt also eine capitis diminutio minima. Die feierlichste Form der Ehe war die confarreatio, benannt

nach einem dem Jupiter dargebrachten Opferkuchen aus Spelt (farreum libum) und abgeschlossen vor dem pontifex maximus, dem flamen dialis und zehn Zeugen. Die so geschlossene Ehe war unlöslich, wurde aber mit der Zeit, namentlich in den letzten zwei Jahrhunderten der Republik, immer seltener. Statt ihrer trat zumeist ein die coemptio, eine symbolische Form des ehemaligen Brautkaufs, indem Bräutigam und Braut vor fünf Zeugen ohne sakralen Akt das Ehebündnis eingingen. Braut und Bräutigam fragten sich gegenseitig, ob sie pater und mater familias sein wollten. Die Frau antwortete z. B.: Ubi tu Gaius, ibi ego Gaia. Eine dritte, fast regelmäßig werdende Form der Eheschließung war der usus, wenn ohne jede äußere Förmlichkeit durch freie Willenserklärung die Ehe eingegangen wurde und die Gattin ein Jahr lang ohne Unterbrechung in des Gatten Haus verblieb.

Gegenüber diesen Formen der Eheschließung wurde die bequeme Ehe die übliche, die ohne Festlichkeiten und Vertrag durch die gegenseitige Willenserklärung der Verlobten und ihrer Gewalt Herrn zustande kam. Die Frau (uxor nicht mater familias) verblieb in der potestas des Vaters und gehörte vermögensrechtlich zu seiner Familie, sie ließ ihr Vermögen selbständig verwalten. Die so geschlossene Ehe konnte durch jeden der Ehegatten ohne Schwierigkeiten wieder getrennt werden.

Der Tag der feierlichen Hochzeit wurde mit Bedacht gewählt, so daß z. B. die auf die Kalendae, Nonae und Idus fallenden Tage, sowie die dies religiosi als ungeeignet ausgeschlossen waren. Die Braut weihte am Tage vor der Hochzeit die toga praetexta, ihre Mädchenkleidung, den Laren oder der Venus. Am Hochzeitstage verhüllte sich die Braut mit einem roten Schleier, flammeum (viro nubere). Nach glücklichem Ausfalle der Auspizien erklärten beide ihre Einwilligung zum Ehebunde, reichten sich die rechte Hand und brachten ein Opfer dar. Diesem folgte im Hause der Braut ein Hochzeitsmahl, bei dessen Beendigung gegen Abend die junge Frau (matrona) aus den Armen der Mutter scheinbar geraubt und unter Flötenspiel und Hochzeitsliedern bei Fackelbeleuchtung in feierlichem Zuge, in dem ihr Spindel und Spinnrocken nachgetragen wurden, in das Haus des Gatten geführt wurde (uxorem ducere sc. domum). Im Atrium empfing sie die Schlüssel des Hauses und wurde in die Gemeinschaft des Feuers und Wassers aufgenommen. Es folgte die feierliche cena nuptialis unter dem Klange der Flöten und Hochzeitslieder (hymenaei). Am folgenden Tage brachte die junge Frau in ihrem Hause den Göttern das erste Opfer dar und empfing von Verwandten und Freunden Geschenke.

Schon diese und ähnliche Zeremonien lassen erkennen, daß die Stellung der römischen Frau eine würdigere und selbständigere war als die der griechischen. Sie war die wirkliche Herrin (domina) des Hauses und nahm an allen wichtigen Entscheidungen teil, die die Familie betrafen. Sie war nicht auf ein besonderes Frauengemach angewiesen, sondern verkehrte frei mit den Männern, nicht bloß in ihrem eigenen Hause, sondern auch außerhalb desselben, und besuchte gleich ihnen den Zirkus und das Theater, enthielt sich jedoch des Weines.

Aber schon nach dem zweiten Punischen Kriege trat mehrfach Sittenverderbnis ein, in Folge deren die Frau, verschwenderisch und prunkstüchtig geworden, die Bande der Ehe nicht mehr achtete. Kein Wunder, daß es da zu wiederholten Ehescheidungen (*divortia, discidia*) kam, zu denen schon eine mündliche oder schriftliche Erklärung eines der beiden Gatten genügte. So fiel es kaum auf, daß auch sonst sittenstrenge Römer, wie Pompejus, Cicero u. a., mehrfach ihre Ehen ohne triftigen Grund lösten. Schon Augustus sah sich daher genötigt, durch die *leges Juliae* gegen die Zuchtlosigkeit der Ehen nicht minder aufzutreten als gegen die mehr und mehr um sich greifende bequemere Ehelosigkeit.

§ 228. e) Kindererziehung¹

Ein neugeborenes Kind wurde vor dem Vater auf die Erde gelegt, damit er vermöge seiner *patria potestas* entweder durch Aufheben desselben (*tollere, suscipere*) sich zur Erziehung verpflichtete oder es durch Liegenlassen zur Aussetzung oder Tötung bestimme. Erst Alexander Severus und später die christlichen Kaiser verboten das Aussetzen und Töten der Knaben als *parricidium*. Am neunten Tage erhielt der Knabe, am achten (*dies lustricus*) das Mädchen einen Namen, nachdem durch Waschung und Opfer die Reinigung derselben bewirkt war; auch wurde den Kindern an diesem Tage zum Schutze gegen Zauberei eine Kapsel mit einem Amulett (*bullae*) um den Hals gehängt.

Die körperliche und geistige Ausbildung der Kinder unterstand ganz der Bestimmung der Eltern; namentlich war es die Mutter, die sich, wie der Pflege, so auch der geistigen Ausbildung ihrer Kinder annahm; auch der Vater nahm sich in republikanischer Zeit der Knaben an und hielt sie in strenger Zucht. Mit dem siebten Jahre begann der eigent-



Abb. 614. Schulszene. Relief aus Neumagen bei Trier.

liche Elementarunterricht, indem der Knabe zu Hause oder in der Schule (*ludus*) bei einem Privatlehrer (*literator* [*litteratura* = Alphabet], *ludi magister*) Lesen, Schreiben und Rechnen, die *elementa*, lernte².

Das Schreiben wurde geübt auf Holztäfelchen (*tabellae*), die mit Wachs überzogen waren, in dem man die Schriftzüge mit einem Griffel (*stilus*), dessen

¹ Literatur vgl. S. 171, 1.

² Von Rato Censorius wird erzählt, daß er seine Kinder selbst in den Elementen und im Turnen unterrichtete und für sie sogar ein Geschichtsbuch schrieb.

unterer Teil spitz, dessen oberer zum Blätten der Wachstafel abgeplattet war, in das Wachs einrihte. Da die Täfelchen einen äußeren Holzrand hatten, konnten mehrere zu einem Buche zusammengesetzt werden (*δίστυχα, τοίστυχα*); die inneren wurden dabei an beiden Seiten benutzt, während die äußeren abschließenden Seiten keinen Wachsüberzug hatten. Sollten die Täfelchen als Brief verwandt werden, so zog man einen Bindfaden durch ein oder zwei Löcher in der Mitte, unwickelte mit demselben den Brief und versiegelte ihn.

Außer dem Wachstäfelchen gebrauchte man auch das aus dem feinen Bast der ägyptischen Papyrusstaude gewonnene Papier (*charta*), das nur auf einer Seite beschrieben wurde. Die Streifen des Papiers waren meistens sehr lang und enthielten die Schrift in zahlreichen Kolonnen. Sie wurden zusammengerollt (daher *volumen*), so daß der Anfang der Schrift nach oben kam und diese durch Abrollen weiter gelesen wurde. Der Titel (*titulus*) des Werkes war verzeichnet auf einem am oberen Ende der Rolle befestigten Zettel. Die Rollen wurden oft in runden Kapseln aufbewahrt und zu mehreren in einen hölzernen Kasten (*scrinium*) gelegt. Man schrieb auf Papier und auf das nach der Stadt Pergamon in Kleinasien (Hauptstätte der vervollkommenen Fabrikation) benannte Pergament (geglättete, nicht gegerbte Tierhaut) mit einer Rohrfeder (*calamus*, auch *arundo*) und einer aus Ruß bereiteten Tinte (*atramentum*).

Das Rechnen wurde wegen der Schwierigkeit der Handhabung der römischen Ziffern bei einem besonderen Rechenmeister (*calculator*) erlernt, wobei ein Rechenbrett (*tabula*, *abacus*, nach dem dekadischen Ziffernsystem in viereckige Felder abgeteilt) mit Steinchen (*calculi*) gute Dienste leistete (*Hor. sat. I 6, 75*).

Mit den Schreibübungen ging das Auswendiglernen des Zwölf-tafelgesetzes, lateinischer Dichtungen und der von Livius Andronikus ins Lateinische übersehten Odyssee Homers Hand in Hand. Seit dem zweiten Punischen Kriege wurde der Knabe vom *grammaticus* auch in der griechischen Sprache unterrichtet, so daß Homer in der Ursprache den Mittelpunkt des Unterrichtes bildete. Griechische Sklaven (*paedagogi*, *pedisequi* als *custodes*) begleiteten den Schüler, damit er die griechische Sprache um so schneller und gründlicher erlerne. In der Schule des Grammatikers erwarben die jungen Römer die Fähigkeit zum guten mündlichen und schriftlichen Ausdruck und die Kenntnis der Dichter.

Die Schulbildung fand ihren Abschluß in den ursprünglich nur griechischen, später auch lateinischen Rhetorenschulen durch Unterricht in praktischer Redefertigkeit, deren Bedeutung zur Erlangung von Macht und politischem Einfluß jedem klar war. Die Schüler wohnten nicht dem theoretischen Unterrichte der Rhetoren bei, sondern sie hielten auch selbst zu eigener Übung Reden (*declamationes*) und zwar *suasoriae* (Monologe, in denen Personen der Sage oder Geschichte mit sich selbst über eine wichtige Entscheidung zu Rate gingen) und *controversiae* (Rede und Gegenrede zweier Schüler) zumeist über erdichtete Rechtsfälle. Vornehme Jünglinge besuchten schließlich auch die Rhetorenschulen und die Heimstätten der Philosophie in griechischen Städten, namentlich in Rhodos und in Athen.

Die Schulen waren ausschließlich private im Hause des Lehrers, der in älterer Zeit auch wohl auf offener Straße (in *trivii*) lehrte, weshalb schon Quintilian von einer *scientia trivialis* spricht (vgl. den Begriff „Trivialschulen“). Erst seit der Zeit Vespasians sorgte der Staat für Anstellung griechischer und lateinischer Rhetoren. Das Schuljahr begann im März, die Ferien dauerten von Juli bis zum Oktober.

Im Gegensatz zu der musischen Bildung der Griechen war Musik bei den Römern nur gelegentlich Gegenstand des Unterrichtes, wohl aber

wurden die Leibesübungen, wie Laufen, Springen, Ringen, Faustkämpfe, Speerwerfen, Reiten auf dem sonnigen Marsfeld mit Eifer betrieben, da sie ja Behendigkeit und Kraft der Glieder und Abhärtung für den Kriegsdienst hervorriefen.

Für diejenigen Knaben, die in das siebzehnte Lebensjahr eintraten, wurde am Festtage der Liberalia (zu Ehren des Gottes Liber und der ländlichen Göttin Libera), am 17. März alljährlich die Mündigkeitserklärung vollzogen. Der Knabe legte die bulla und die toga praetexta ab und bekleidete sich von nun an mit der toga virilis (pura, d. h. ohne Besatzstreifen). Auch begleiteten ihn nicht mehr die Sklaven; er stand nun auf eigenen Füßen. Nach einem den Laren dargebrachten Opfer ging der nunmehrige iuvenis in Begleitung seines Vaters und seiner Freunde auf das Forum und wurde in die Liste der kriegsfähigen römischen Bürger eingetragen. Der festliche Tag wurde mit einem Opfer für den Gott Liber auf dem Kapitol und mit einem Festschmause im elterlichen Hause beschlossen.

Von diesem Tage ab führte der junge römische Bürger seit etwa 300 v. Chr. drei Namen, das praenomen (Vornamen), das nomen gentile (Geschlechtsnamen, Hauptnamen des Römers, mit dem er auch angedet wurde) und das cognomen (Familiennamen), z. B. Marcus (Vornamen) Tullius (aus der gens Tullia) Cicero (einer Familie der gens Tullia). Dem cognomen wurde zuweilen noch ein zweites und drittes (agnomen) beigelegt; so wurde ein Feldherr nach dem Lande, in dem er rühmensewerte Kriegstaten verrichtet hatte, heibenannt (P. Kornelius Scipio Afrikanus), so ein Adoptivsohn nach dem Gentilnamen seines Vaters mit der Endung anus (P. Kornelius Scipio Amilianus [der Sohn des Amilius Paulus, adoptiert von P. Kornelius Scipio]). Es gab im ganzen nur 18 praenomina; häufig finden sich in Abkürzungen: A. (ulus), App. (ius), C. (Gaius), Cn. (Gnaeus), D. (ecimus), L. (ucius), M. (arcus), M. (anius), P. (ublius), Q. (uintus), S. (extus), Sp. (urius), T. (itus), Ti. (berius). In den letzten Jahrzehnten der Republik und in der Kaiserzeit wurde das praenomen ganz bedeutungslos. Dagegen hatte der einzelne viele cognomina. Den Gentilnamen führten auch die Klienten und Freigelassenen (z. B. Markus Tullius Tiro, der Freigelassene Ciceros). Die Töchter führten den Gentilnamen (Tullia); waren mehrere da, so unterschied man sie durch maior, minor, tertia, quarta; die Frauen nahmen zu ihrem väterlichen Gentilnamen einen Vornamen, hatten oft aber auch nur den bloßen Gentilnamen (Cornelia), in der Kaiserzeit Gentil- und Familiennamen des Vaters (Caecilia Metella).

Vom 17. Lebensjahre ab widmete sich der Jüngling dem Staats- oder Kriegsdienste (tirocinium fori oder militiae). Nach römischer Anschauung schickten sich für einen freien Mann nur Ackerbau und Kriegsdienst. Die Beschäftigung mit einem Handwerk oder mit einer Wissenschaft wurde als nicht ehrenhaft angesehen. So waren z. B. die Ärzte Sklaven oder Freigelassene, die in der Regel aus dem griechischen Osten stammten. Im 2. Jahrhundert war als Bedingung für die Wählbarkeit zu einem Amte noch der Nachweis einer 10jährigen Militärdienstzeit nötig,

was später wegfiel. Der zukünftige Staatsmann schloß sich einem bewährten Vorbilde an, um in seiner Begleitung an gerichtlichen und politischen Verhandlungen teilzunehmen und sich so auf praktischem Wege auf seinen Beruf vorzubereiten, während der zukünftige Offizier als tiro (Rekrut) in die *cohors praetoria* eines Feldherrn eintrat und als *contubernalis* unter ihm den Kriegsdienst erlernte.

§ 229. f) Das tägliche Leben.

In der ältesten Zeit pflegte der Römer bei höchster Einfachheit der Lebensweise vom frühen Morgen bis zum späten Abend der Arbeit obzuliegen, wie z. B. Quinctius Cincinnatus vom Pfluge weg als Diktator nach Rom gerufen wurde. Das wurde aber anders, als infolge der siegreichen Kriege in Griechenland und Asien im zweiten Jahrhundert vor Christus großer Reichtum nach Rom floß. An die Stelle der schlichten Einfachheit trat prunkvoller Luxus, an die Stelle der Arbeitsamkeit Genußsucht und Wohlleben. Der Römer widmete sich nur noch den Staatsgeschäften und überließ alle Arbeit in der Stadt und auf dem Lande den zahlreichen Sklaven.

Hatte man sich ehemals begnügt mit Mehlbrei aus Spelt- (far) oder Weizenmehl, einer Speise, die auch später wohl eine Hauptnahrung ärmerer Leute blieb, mit Gemüse (*olera*, wie Kohl, Rüben, Spargel, Zwiebel, Burken, Lauch) und mit Hülsenfrüchten (*legumina*, wie Bohnen, Erbsen, Linsen), so trat vielfach ausgesuchte Schmelgerei ein, als zu der genannten Zeit Köche und Bäcker (*coqui et pistorum*) mit den auserlesensten Gerichten den Gaumen kitzelten.

Am frühen Morgen wurde ein ziemlich einfaches Frühstück eingenommen, bestehend aus Brot, das vielfach in Wein getaucht wurde, aus Eiern, Honig, Käse, Datteln, getrockneten Weintrauben usw., sowie aus Milch. Nach diesem Frühstück, zum Teil auch schon vorher, empfing der Hausherr seine Klienten und Freunde, die sich oft schon in der Dunkelheit des grauen Morgens im *atrium* zur *salutatio*, zur Bezeugung ihrer Hochachtung und Verehrung, einfanden. Dann begab er sich zu Fuß oder in einer Sänfte (*lectica*) getragen in Begleitung seiner Klienten zum Senat, zu einer Volksversammlung oder zu einer Gerichtsverhandlung und pflegte um die sechste Stunde zum zweiten Frühstück (*prandium*) zurückzukehren¹. Dieses wurde kalt oder warm eingenommen und bestand aus verschiedenem Fleisch (Schweine-, Rind-, Schafffleisch, Wild), Gemüse, Fischen, Früchten, wozu *mulsum* (mit Honig gesüßter Wein) und *cal(i)da* (gewürzter, mit Wasser gemischter Blühwein) getrunken wurde. Nach einer Mittagsruhe (*meridiatio*) nahm man ein Bad, an das sich Leibesübungen angeschlossen, namentlich das Ballspiel, für das in den öffent-

¹ Wie die Nachtwachen (*vigiliae*) in vier gleiche Teile zu je drei Stunden eingeteilt wurden, so teilte man auch den Tag in vier weniger gleiche Teile (*mane* = Morgen, *ad meridiem* = Vormittag, *de meridie* = Nachmittag und *suprema* = Abend) und rechnete auf Grund der Beobachtung der Wasseruhr und später der Sonnenuhr von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends 12 Stunden.

lichen Bädern (Thermen) und in vornehmern Häusern besondere Zimmer eingerichtet waren.

Etwa in die neunte Stunde (gegen 3 Uhr nachmittags) fiel die Hauptmahlzeit (*cena*)¹ in drei Theilen: a) *gustatio* (Vorgericht), b) die eigentliche *cena* und c) *mensae secundae* (Nachtisch). Das Vorgericht bot zur Reizung des Appetits und Beförderung der Verdauung Schalthiere, namentlich Austern, leicht verdauliche Fische mit pikanten Saucen, Salate, Eier u. a. Das Getränk war wiederum *mulsum*, weshalb dieses Voressen auch *promulsis* genannt wurde. Die eigentliche *cena* wurde in Gängen [*terculum* = Trage, Gang (einer Speise)] aufgetragen, die selbst als *prima*, *secunda*, *tertia* etc. *cena* bezeichnet wurden; der Nachtisch brachte allerlei Backwerk und Obst (daher der Verlauf der ganzen Mahlzeit ab *ovo ad mala*, ein Wort, das auch in allgemeiner Bedeutung zum Sprichwort wurde). Der Wein, in den verschiedensten Sorten (vgl. Hor. od. I 20), italischen und griechischen, wurde mit kaltem oder warmem Wasser gemischt. Auch wurde wiederholt Wasser herumgereicht, um die beim Essen fettig gewordenen Finger zu waschen, die man dann an Tüchern (*mappae*) trocknete.

Zur schnellsten Beschaffung einer reichen Mahlzeit dienten den vornehmen Römern die Tiergärten (*vivaria*), in denen verschiedenes Wild, wie Hirsche, Rehe, Eber u. a. gehalten wurde, die Vogelhäuser (*aviaria*), in denen sich allerlei Geflügel (Tauben, Reb-, Perl-, Haselhühner, Wachteln, Fasanen u. a.) befand, endlich mit Seewasser gefüllte Fischteiche (*piscinae*), die lebende Seefische bargen (Meerbarben, Butten, Flundern, Muränen, wie ja das Mittelländische Meer überaus reich an den schmackhaftesten Fischen ist).

Zuweilen schloß sich an die *cena* ein Trinkgelage (*comissatio*), das sich oft bei wüstem Lärm bis tief in die Nacht hinzog. Die Gäste salbten sich dazu mit wohlduftenden Ölen und schmückten sich mit Kränzen. Ein durch Würfelwurf gewählter Trinkwart (*rex* oder *magister bibendi*) regelte das Trinken und die Unterhaltung, wie es beim griechischen *συμπόσιον* geschah (s. S. 174 f.).

§ 230. g) Die Bestattung.

Wie bei den Griechen, so war auch bei den Römern die Bestattung der Toten eine heilige Pflicht; selbst einem Fremdling erwies man die ihm gebührende letzte Ehre (*iusta facere*) durch dreimaliges Bestreuen mit Sand oder Staub (Hor. od. I 28). *Cenotaphia* gab es wie bei den Griechen (s. S. 178). Dem Verstorbenen drückte der nächste Ver-

¹ Die *cena* fand in einem besonderen Speisesaale (*triclinium*) statt. Um einen in der Mitte stehenden quadratischen (gegen Ende der Republik halbkreisförmigen) Tisch standen an drei Seiten (die vierte wurde zum Servieren freigelassen) Sofas mit Polsterkissen: *lectus summus* und *medius* für die Gäste, *lectus imus* für den Gastgeber, dessen Frau und eine dem Hause besonders nahe stehende Person. Der vornehmste Platz (*locus consularis*) war auf dem *lectus medius*, anstoßend an den ersten Platz des *l. imus*, wo der Hausherr lag. Man saß nämlich nicht mehr nach alter Sitte zu Tische, sondern lag auf Ruhepolstern, indem man sich mit dem linken Arm auf ein Kissen stützte. Bei zahlreichen Gästen reichte natürlich ein *triclinium* nicht aus, sondern es mußten deren mehrere aufgestellt werden.

wandte Augen und Mund zu und rief mit den Anwesenden laut seinen Namen aus (conclamare).

Der Leichnam wurde sodann durch die Sklaven des Leichenbestatters (libitinarius), der die Anordnungen für das Leichenbegängnis traf und alle zu demselben erforderlichen Gegenstände in einem Haine der (Venus) Libitina auf dem Esquilin bewahrte, gewaschen, gesalbt und mit der Toga bekleidet, auch mit etwaigen Amtsinsignien und Auszeichnungen geschmückt und im Atrium auf dem lectus funebris (Paradebett) aufgebahrt, indem die Füße nach der Außentür gerichtet wurden. Während der mehrere Tage dauernden Ausstellung der Leiche waren Cypressen zur Andeutung der Trauer im Vestibulum aufgestellt. In der Kaiserzeit, vielleicht auch schon früher, wurde den Toten, wie bei den Griechen (s. S. 177), ein Geldstück als Fährlohn für Charon in den Mund gelegt.

Die Bestattung eines Vornehmen (pompa, exequiae) gestaltete sich ungemein prunkvoll, dem Triumphe eines siegreichen Feldherrn nicht unähnlich. Herolde forderten das Volk zur Teilnahme an dem auf einen Vormittag angelegten Leichenbegängnisse auf, das in alter Zeit zur Nachtzeit stattgefunden hatte. Den Zug eröffneten Musiker (Flötenbläser, seltener Trompeter); ihnen folgten gemietete Klageweiber mit aufgelöstem Haar, die zur Ehre des Toten unter dem Schalle der Flöten Klagelieder (neniae) sangen. Es folgten Tänzer und Schauspieler, von denen einer den Toten selbst vorstellte. Ihnen schlossen sich an die Träger der imagines maiorum (s. S. 305) in Begleitung der ihnen zustehenden Viktoren, die in ihrer oft großen Zahl das Alter und die Bedeutung des Geschlechtes darstellten. Nicht selten wurden auch Bilder, die kriegerische Ruhmestaten des Dahingeschiedenen verherrlichten, im Zuge mitgeführt. Die mit prachtvollen Decken geschmückte hohe Bahre wurde in der Frühzeit von Verwandten, später in der Regel von den durch Testament freigelassenen Sklaven getragen. Es begleiteten sie die Verwandten, Freunde und Klienten in dunkler, schlichter Kleidung. Auf dem Forum wurde die Bahre niedergesetzt, und ein Verwandter oder bei staatlichen Begräbnissen ein besonders ernannter Redner hielt die Leichenrede (laudatio funebris), bei der es mit der Wahrheit nicht immer genau genommen wurde, während die Träger der imagines auf kurulischen Sesseln Platz nahmen. Dann wurde der Zug fortgesetzt bis zur Grabstätte vor der Stadt, da in dieser kein Toter beigesetzt oder verbrannt werden durfte.

Die Leichen wurden in älterer Zeit bestattet. In der republikanischen Zeit war die Verbrennung häufiger, bis in der Kaiserzeit die Beisetzung in Sarkophagen aufkam und mit der Ausbreitung des Christentums die Verbrennung ganz verschwand. Bei der Verbrennung wurde die Leiche auf einen Scheiterhaufen gelegt, der aus leicht brennbaren Stoffen auf einer Verbrennungsstätte errichtet war. Ein Verwandter oder Freund zündete abgewandten Antlitzes den Holzstoß mit einer Fackel an, nachdem allerlei Gegenstände, die für den Toten im Leben Wert gehabt hatten: Kleider, Waffen, Schmuckgegenstände neben Weihrauch und sonstigen wohlduftenden Spezereien, darauf geworfen waren. War der Scheiterhaufen unter Klagegesängen zusammengebrannt, so löschte man die

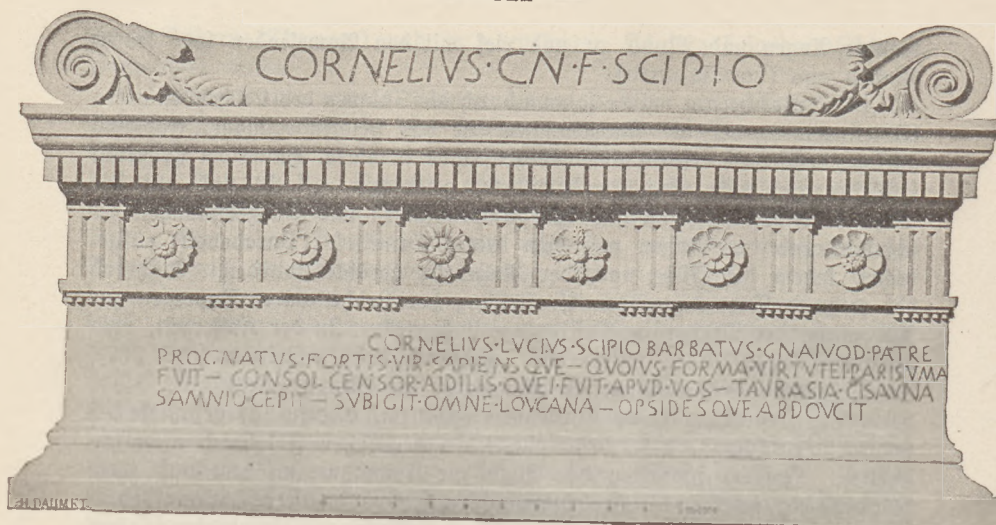


Abb. 62. Sarkophag des L. Kornelius Scipio Barbatus, Konsuls des Jahres 298 v. Chr., eines Vorfahren des Siegers über Hannibal, gefunden in dem großen Familiengrabe der Scipionen an der Via Appia.

glühende Asche mit Wein oder Wasser, rief den Toten mit seinem Namen und sagte ihm den letzten Scheidegruß mit „have, anima candida“, mit „salve“ oder mit den Worten „sit tibi terra levis“. Die gesammelte Asche wurde mit den Resten der Gebeine in einer Urne in einer unter- oder überirdischen Grabkammer beigesetzt. Nachdem das Sterbehaus durch ein den Learen dargebrachtes Opfer von der durch den Tod herbeigeführten Befleckung gereinigt und neun Tage später ein Leichenmahl gefeiert war, wurde die Trauer mit einem den Manen des Toten gewidmeten Opfer geschlossen und die toga pulla abgelegt, während eine Witwe zehn Monate zu trauern hatte. Nicht selten wurden zugleich auch Leichenspiele veranstaltet und Geld- und Fleischspenden an das Volk verteilt. Am Feste der Feralia oder Parentalia am 21. Februar gedachte man in Liebe der im verfloßenen Jahre Gestorbenen durch Bekränzung der Gräber und durch öffentliche Totenopfer, so daß man diesen Tag einen römischen Allerseelentag oder den Tag des Totenfestes nennen könnte.

Bei der Beerdigung legte man die Leichen mit Kleidern, Schmuck und oft reichen Beigaben in steinerne Sarkophage, von denen sich eine große Anzahl mit Reliefs geschmückt erhalten hat. Ärmere Leichen wurden in einfachen steinernen, tönernen oder hölzernen Sarkophagen beigesetzt.

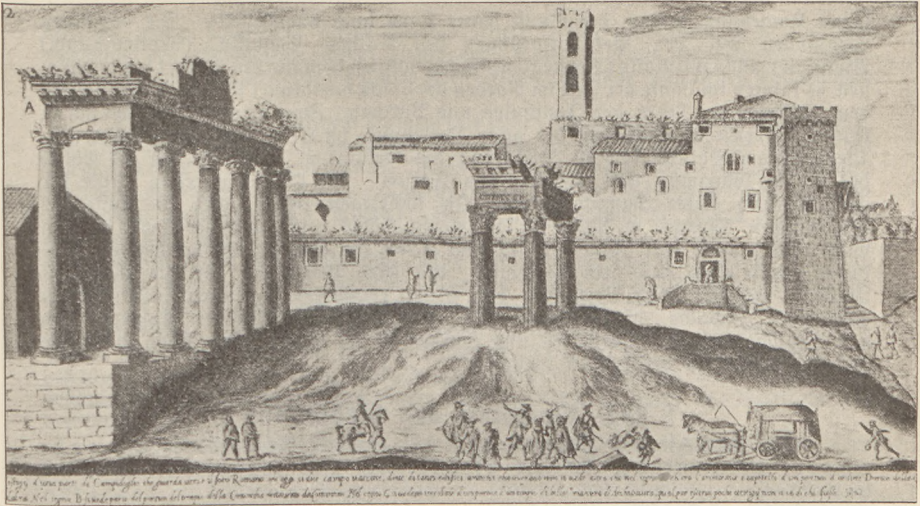


Abb. 63. Das Forum im Jahre 1573.

Topographie von Rom.

A. Die Geschichte der Stadt.

§ 231. Die Lage Roms.

Rom verdankt seine weltgeschichtliche Bedeutung, ähnlich wie Amsterdam, Hamburg u. a. seiner Lage. Dort, wo der Tiber aus dem Gebirge hervortritt und sich zum Meere wendet, wohnten die Latiner. Etwa 20 km vom Meere entfernt, am linken Tiberufer hatten latinische Bauern sich angesiedelt¹. Die älteste städtische, befestigte Ansiedlung, der wohl eine Periode dörflicher Siedlung vorgehend, lag auf dem Palatium (erst später mons Palatinus), den wir als die Baugrub der umliegenden Siedlungen anzusehen haben. Wichtige Ausgrabungen des Jahres 1907 am Palatinus haben uns Reste der voretruskischen Zeit, ärmliche Überreste von runden und elliptischen Hütten der Villanovazeit (frühe Eisenzeit Oberitaliens nach einem Fundort im Bolognesischen benannt), wiedergegeben. Derselben Zeit (um 1000—700) gehören die Funde der ältesten Forumsnekropole an. Von Umbrien im Norden, aus den Sabinerbergen im Osten und von den latinischen Verwandten im Süden mag Handel und Verkehr sich diesem Knotenpunkt der Flußschiffahrt und der Landstraßen zugewandt haben, um so die Strom- anwohner allmählich ihre Macht als Vorort erkennen zu lassen. So entstand hier zwischen den Ansiedlern der erste staatliche Verband, der die anderen Kleinstädte

¹ Die Alten selbst haben den Namen mit dem griechischen ῥώμη in Verbindung gebracht, vgl. Plutarch, Romulus c. 2. — Die frühere Erklärung des Namens von Roma als Stromstadt ist jetzt wohl allgemein aufgegeben. Nach W. Schulze, Zur Geschichte lateinischer Eigennamen 579 f. ist der Stadtname Rom nach Stamm und Endung ursprünglich etruskischer Gentilname (so auch Wissowa, Religion und Kultus 242). In gewisser Anlehnung an Schulze nimmt G. Herbig (Berl. phil. Woch. 1916 S. 1440 ff. und 1472 ff.) als erstes einen Individual-(Ruf-)Namen

seiner Umgebung wegen der Günstigkeit seiner Lage bald überflügelte. Die dörflichen Siedlungen auf den Bergvorsprüngen des Cälius, Esquilin, (Septimontium) Bimimalis und Quirinalis (Vierregionenstadt) mußten dem starken Vorort sich anschließen, es folgten im Laufe der Zeit im Norden der collis hortorum (Vincio), schließlich auf dem Westufer des Tiber der Janikulus und Vatikan. Zwei Ebenen erstrecken sich zu beiden Tiberseiten, im Westen der ager Vaticanus, im Osten der campus Martius. Westlich vom Palatin lag die Niederung des Velabrum, südlich davon die Ebene des Cirkus Maximus und nördlich das Forum. Die Cloaca maxima sorgte für Entwässerung dieses Sumpfgeländes. In anbetracht dessen, daß die Küste des tyrrhenischen Meeres in Mittelitalien wenig Häfen besaß und der Tiber ehemals wasserreicher war, war Rom der gegebene Platz für den Durchgangshandel. Dadurch waren aber auch sein Wachstum und seine Bedeutung für die Geschichte Italiens gegeben. Die Bewohner der Stadt empfingen von allen Seiten Anregung und Zuwachs, hielten aber trotz Eindringens überlegener Kulturen ihre ursprüngliche Selbständigkeit fest und wurden so die Väter jenes Rom, das alle anderen Völker zu beherrschen verstand.

§ 232. Wachstum des Stadtbildes¹.

Die Geschichte des Wachstums zerfällt in vier Perioden: in eine vor-etruskisch-latinische, in eine etruskische, eine republikanische und kaiserliche.

Auf dem Esquilin, wo man eine uralte Nekropole (Friedhof) aufgedeckt hat, die von 1000 bis ins 7. Jahrhundert benutzt wurde, auf dem Palatin und Quirinal lagen in der Urzeit dörfartige Siedlungen, die keinerlei Spuren etruskischer Kultur aufweisen. Die erste städtische Siedlung mit einer Befestigungsmauer war das Palatium, wo nach Tacitus (Ann. 12, 24) später noch vier Eckpunkte: magna Herculis ara oder ara maxima, ara Consilii, curiae veteres, sacellum Larum den Umfang der Roma quadrata mit ihrem Pomerium bezeichneten. Die curiae veteres, alte Gutshöfe der Patrizier, lagen im nächsten Bereich dieser Festung; die in der Feldmark wohnenden Hörigen genossen den Schutz der Burgherren. Wann das Burgfest der Palatinen zuerst gefeiert ist, läßt sich nicht ermitteln; noch heute feiert Rom am 21. April diesen Tag als Natale di Roma.

Die älteste Kunde über die Latiner bringt Hesiod, der in der Theogonie (v. 1014) des Latinos Herrschaft über die Tyrhener = Etrusker erwähnt. Seit dem Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. zeigen Münzen, Reliefs, Gemmen, Lampen usw. das Bild einer Wölfin mit den Zwillingen, nach Livius (X 23, 12) haben im J. 296 v. Chr. und Q. Ogulnius ein Erzbild aufgestellt: simulacra infantium conditorum urbis sub uberibus lupae posuerunt². Rom selbst erscheint in Beschichtswerken

vom etr. *ruma lat. Roma an, das weibliche Brust und Brust überhaupt bedeutet habe, also der Mann mit der breiten Brust: Breitbrust, übertragen: der Staatliche, Starke, Mächtige. Das wäre zum Geschlechts- und in weiterer Entwicklung zum Stadtnamen geworden, der nach etruskischer Weise mit dem Personennamen identisch sei. Romulus sei die Verkleinerungsform: Brustkind. Die voretruskische Bezeichnung des römischen Volkes ist: Quirites, das man in der Regel mit Niebuhr, Röm. Geschichte I 321 auf eine auf dem Quirinal gelegene Stadt Quirium zurückführte. Neuerdings meint man (P. Kretschmer, Glotta X 147 ff.), daß curia und Quirites gleichen Ursprunges und beide auf vir zurückzuführen seien. Die Bedeutungen seien dann für curia — die Form durch Hörangleichung von cura entstanden — Gemeinschaft, Volksgemeinschaft, für Quirites: Mitglieder der Bürgerschaft, Bürger. Vgl. noch Glotta XIII 35 A. (W. Immisch dagegen), dazu P. Kretschmer ebend. 136 A. Chr. Rogge, Philol. Wochenschr. 1926, 956 ff.

¹ Vgl. jetzt R. J. Bloch, Römische Geschichte bis zum Beginn der Punischen Kriege. 1926 S. 200 ff.

² Abbildung auf einer Münze (Luckenbach 8. Aufl. — fehlt in der neuen Aufl. — Fig. 252); die altetruskische sog. kapitolinische Wölfin (Luckenbach Fig. 253) ist ein altetruskisches Werk spätestens des 5. Jahrhunderts, das etwa im 4. Jahrhundert als Beutestück nach Rom kam und auf dem Kapitoll aufgestellt fand. Die Knäbchen wurden nach der Entstehung der Zwillingssage daruntergesetzt.

erst um 350 v. Chr. Der ältere Plinius zitiert in der nat. hist. III 57 eine Bemerkung des Geschichtschreibers Theopomp. Plutarch (Rom. 22) bringt Erwähnungen Roms von dem Platonischüler Herakleides Pontikos und dessen Zeitgenossen Aristoteles.

Die Gutsherren auf dem Palatin mit seinen beiden Erhebungen, dem Cermal, dem Palatual, Palatum, und der nahen Velia, bildeten eine Gemeinde, die tribus der Ramnes oder Stromanwohner. Ihnen schlossen sich die Luceres, die Bewohner der luci quercuum auf dem Cälius = Querquetal und der luci fagorum auf dem Esquillin = Fagatal an als Hainbewohner. Schließlich kam noch die tribus der Tities vom Quirinal und Viminal, den Ausläufern der sabinischen Berge, hinzu. Auf diesen Höhen lagen ein Capitolium vetus und ein aguraculum vetus, wo man Vogelschau (tities = aves) betrieb. Ramnes und Luceres hießen zusammen die Montani und bildeten die Altstadt des Septimontium, das die sieben Anhöhen: Palatin, Velia, Fagatal, Cermalus, Subura¹, Cälius, Oppius, Cispius umfaßte. Diesen Montani gliederten sich die Tities als Kollini an. Auf dem collis Capitolinus erbaute man Burg und Jupiterheiligtum, wandelte die bisherige Begräbnisstätte im Tal zum Forum um und erweiterte es durch das Komitium auf der Nordseite.

Nach diesem Synoikismos, der schon in früher Zeit etwa 650 v. Chr. stattfand, wurde diese Gesamtgemeinde in vier Regionen zerlegt: regio Suburana = Cälius, r. Esquilina = Oppius und Cippius, r. Collina = Quirinalis und Viminalis, r. Palatina = Palatium und Velia². Seit Servius Tullius soll man vier entsprechende Tribus urbanae gezählt haben. Wie bei ähnlichen Grenzfesten, so hielt man die so festgelegten Stadtgrenzen durch das Luperkalienfest am 15. Februar (Palatinstadt), das Septimontiumfest am 11. Dez., das Argeerühnifest am 16., 17. März und am 14. Mai in der Erinnerung fest. Dieses Fest hat die Sage von der Abstammung von Troja im Volke tief verankert. Im März brachte man in die 27 über die vier Regionen verteilten Argeerapellen Stroh puppen, die man im Mai wieder hervorholte und durch die Vestalinnen vom pons sublicius als symbolisches Menschenopfer in den Tiber stürzen ließ.

Staats- und sakralrechtlich behielt Rom diese Vierregionenform, denn das Pomerium, die heilige Grenze zwischen urbs und ager, die der Magistrat in feierlichen Formen nach besonderen Auspizien überschritt, ist erst im letzten Jahrhundert der republikanischen Zeit verschoben worden. Doch hatte sich die Stadt in der Bebauung schon über das Pomerium nach Osten und Südwesten ausgedehnt nach Ausweis der Servianischen Mauer, die den schwach bebauten Aventin im Südwesten einschloß. Nach den Punischen Kriegen dehnte sich Rom über das Marsfeld zum rechten Tiberufer aus. In der Folgezeit wurde die Stadt als Festung entwertet, die servianische Mauer zerfiel, in Sullas Zeit verlor Rom auch den Charakter einer Festung, die Vororte wurden von Augustus eingemeindet, und so wurde die Vierregionen- zur Vierzehnregionenstadt ohne die Hemmung einer Festungsmauer.

Als Vorbild für das kaiserliche Rom galt Alexandria, das mit seinem Straßennetz, seiner Wasserversorgung, Reinigung und Feuerschutz den großstädtischen Verkehr vorbildlich geregelt hatte. Die drohenden Germaneneinfälle zur Völkerwanderungszeit veranlaßten die Kaiser Aurelianus und Probus die Stadt wieder mit einer gewaltigen Mauer zu umgeben (270—282), die Honorius (403) nach 1½ Jahrhunderten wiederherstellen mußte. Diese Aurelianische Mauer war 16 m hoch, 3,80 m dick, mit 381 Türmen versehen. Ihre finstern Reste ragen noch heute inmitten der neuen Bauten empor als Zeichen ehemaliger Macht und Größe. Die Neugründung Konstantinopels hemmte die Entwicklung, bis unter Theodorich die Baukunst wieder anhub. Unter Papst Leo IV. (847—855) bekam auch die rechte Tiberseite, die sog. civitas Leonina eine 13 m hohe Mauer als Schutz gegen sara-

Im J. 65 v. Chr. vom Blitze getroffen und beschädigt (Cicero Nat. III 19), wurde das Kunstwerk weggenommen und erst in karolingischer Zeit am Lateran als Bezeichnung der dortigen Richtstätte aufgestellt. Nachdem im 14. Jahrhundert die Knaben hinzugefügt waren, fand das Bild endlich in einem Saale des Konservatorenpalastes am Kapitäl Aufstellung.

¹ Subura ist ein vorstädtischer, den sieben Bergen angegliederter Bezirk.

² Varro, lingua Latina 5, 46.

zenische Räuber. Das mittelalterliche Rom¹ zerstörte das alte Stadtbild, das erst nach der Renaissance, eigentlich erst im vorigen Jahrhundert die Archäologen beschäftigt.

§ 233. Innere Entwicklung des Stadtbildes.

Hier unterscheiden wir vier Perioden: die vorangusteische, augusteische, trajan-hadrianische und konstantinische Zeit.

Die Könige haben in der etruskischen Zeit (etwa 700–500) den Umfang der Stadt und die Befestigungslinie bestimmt. Spuren einer früheren Mauer der Königszeit sind an verschiedenen Stellen zutage getreten. In der Zeit von 500 bis zum Galliereinfall hatte Rom keine starke, zu einem vollen Ringe geschlossene Befestigung. Erst im Jahre 378 v. Chr. erhielt Rom eine starke Befestigung, vgl. Livius VI 32, 1: murum a censoribus locatum saxo quadrato faciendum, die sog. servianische Mauer, innerhalb deren ganze Stadtteile bes. im Osten bis etwa 200 v. Chr. unbebaut lagen.

Die Tarquinier schufen nach etruskischen Vorbildern sich eine Residenz mit dem kapitolinischen Jupitertempel, Circus Maximus, Cloaca Maxima und dem Carcer Mamertinus. Nach ihrem Sturz erstand als Denkmal der jungen Republik der Kastor- und Saturn-Tempel. Die tuskischen Handwerker und Künstler, die mit ärmlichem Tuffstein diese Bauten ausführten, mögen im Vicus Tuscus zwischen Kapitolin und Palatin gewohnt haben.

Weder Roms Einnahme und Verbrennung durch die Gallier, noch auch andere Brände, noch die 23 größeren Überschwemmungen des Tiber weckten die Quiriten zu einer Tat auf baulichem Gebiet. Appius Klaudius gab Rom i. J. 312 die aqua und die via Appia. Erst durch die Berührung mit dem Hellenismus auf italischem Boden, also kurz vor 200 v. Chr., erwachte Rom zur verfeinerten Lebensform, die sich bald im Bau glänzender Privathäuser, bequemer Basiliken und prächtiger Tempel ausdrückte. Die große Masse der Römer — schon um 400 v. Chr. soll Rom 150 000 Menschen auf 980 qkm beherbergt haben, während es unter Augustus über eine Million auf dem fast doppelt so großen Gebiete faßte² — wohnte in Insulä = leichtgebaute Mietkasernen. Man verwendete zu privaten Bauten Ziegel, für monumentale Zwecke wählte man Tuff und Peperin.

Dies republikanische Rom, das auf dem Palatin die Häuser Ciceros und Cäsars, das ein Tabularium aus dem Jahre 78 v. Chr., einen jüngst restaurierten Tempel der Mater Matuta am Tiberufer, die Grabmäler der Scipionen, des Bibulus und der Cäcilia Metella an der via Appia kannte, änderte systematisch sein Aussehen, als die Reichtümer des Orients hereinstürmten. Fortan herrschte der griechisch-römische Baustil, der vollends im kaiserlichen Rom die Stadt mit Prachtgebäuden versah. Die Ziegeleien lieferten unverwundliches Baumaterial, aus Tivoli kam der Travertin; aus Carrara, Numidien, Lakonien, Euböa, Paros holte man Marmor. Am Tiberufer fand man ein Lager von ausländischen Marmorblöcken, die noch nicht zum Bau verwandt waren. Augustus sah das Pantheon, die Porticus Octaviae, die Thermen des Agrippa, das Theater des Marcellus, die Ara Pacis und das Mausoleum, die domus Augustana, Curia Julia und Basilica Julia, Cäsartempel und die Fora Julii und Augusti erstellen. Die augusteische Wiederbelebung der alten Religion zeigte sich in der Wiederherstellung alter und im Bau von 82 neuen Tempeln. Der bisher von Bürgern bewohnte Palatin wurde nunmehr ausschließlich das Gelände der Kaiserpaläste, der domus Tiberiana, Caii Caesaris, Flavianiana, sowie herrlicher Tempel. Parallel zum Kapitol und Forum baute man das Forum Traiani, das Forum Augusti und das Forum Vespasiani. Am Ostende des Forums errichtete Vespasian das Amphitheatrum Flavianum oder Kolosseum.

Der neronische Brand (19.–27. Juli 64), der 11 von den 14 Regionen zerstörte, legte das alte Stadtbild für die großzügige Neubebauung frei. Hadrian erbaute am Westufer des Tiber sein Grabmal, die moles Hadriani, die jetzige Engelsburg. Die Campagna mit dem Gebirgsland wurde in die Bautätigkeit einbezogen, die

¹ Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im M. J. 1903 ff. L. v. Pastor, Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance, Freiburg 4–6. Aufl. II 25, 1916.

² Vgl. aber J. Beloch, Römische Geschichte, Berlin 1926, S. 216 ff.

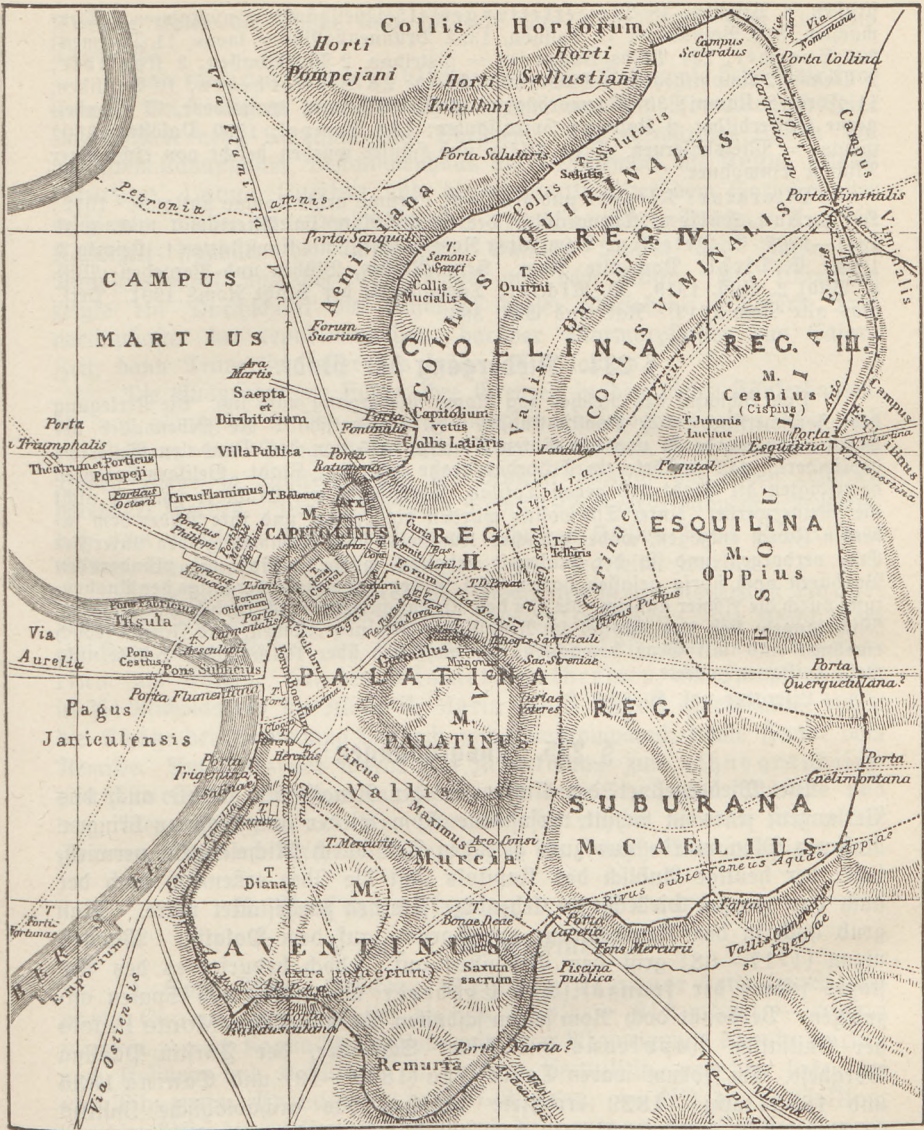


Abb. 64. Plan der Stadt Rom in der Kaiserzeit.

Villa Hadriani bei Tivoli war mit ihren Hallen, Bibliotheken, Bädern und Nautschmieden ein Denkmal kaiserlicher Prachtliebe. An Septimius Severus erinnert der Triumphbogen am Komitium, Karakalla (um 200) ließ riesengroße Thermen an der Via Appia errichten, Diokletian schuf solche in der Nähe der porta Collina, Margentius erbaute eine Basilika, deren Bogenreste noch heute Bewunderung erregen.

Die Fülle an Bauwerken in der Stadt kennzeichnet eine Stadtbeschreibung aus der Zeit Konstantins. Sie zählt auf: 37 Tore, 28 Landstraßen, 423 Stadt-

Straßen, 8 Brücken; 18 Wasserleitungen, 15 Quelhäuser = nymphaea, 5 Nautmachien, 856 Volksbäder = balinea, 1352 Brunnenbassins = lacus, 11 Thermen; 290 Speicher, 254 Volks-Bäckereien = pistrinae, 2 Markthallen; 2 Kapitale, 2 Cirkus, 2 Amphitheater, 4 Gladiatorenschulen; 28 Bibliotheken, 10 Basiliken, 11 Fora, 8 Kampi; 30 Marmorbögen, 22 Reiterstatuen, 80 goldene, 77 elfenbeinerne Götterbilder, 2 Kolosse, 2 Spiralsäulen; 423 Tempel, 1790 Paläste, 46602 insulae = Mietskasernen. Diese Plätze und Häuser wurden belebt von etwa einer Million Einwohner.

Literatur: Kiepert und Hülsen, *Formae urbis Romae antiquae* 2 1912; S. Jordan-Hülsen, *Topographie der Stadt Rom im Altertum* I 1. 2. 3. II. 1871—1907. E. Petersen, *Vom alten Rom = Berühmte Kunstsätten* 1, Leipzig 3. 1804. E. Diehl, *Das alte Rom. Sein Werden, Blühen und Vergehen* (Wiss. u. Bild) 2. Aufl. 1919. O. Richter, *Topographie der Stadt Rom* 2 1901. Derf., *Das alte Rom* 1913. *Nat. und Geist* 386.

§ 234. Niedergang der Stadt.

Das Schicksal des Reiches zog Roms Niedergang nach sich. Die Verlegung des Herrscherstizes nach Konstantinopel i. J. 330 zerschnitt die Lebensader der Stadt. 410 wurde sie von den Goten Marichs, 455 von den Vandalen Geiserichs geplündert. 442 zerstörte ein Erdbeben große Teile der Stadt. Belisars Soldaten verteidigten die Stadt 546 gegen Totilas, Verteidiger wie Eroberer schonten nicht die Meisterwerke. Unter Theodosius wurden die Tempel und ihre Bilder dem sakralen Zweck entzogen, wobei manches Kunstwerk von frommen Heiden unter der Erde verborgen und so der Nachwelt erhalten wurde. Was die plündernden Barbaren noch übrig gelassen hatten, fiel in der Zeit des Niedergangs der Ausbeutung durch die Römer anheim, die aus den Riesenbauwerken sich Steinbrüche machten. Michelangelo ließ das Kapitol im Renaissance-Stil neu erstehen, das Forum jedoch einebnen und mit Gras bewachsen, da man den über 10 m hohen Schutt nicht mehr entfernen mochte.

Literatur vgl. S. 326, 1.

§ 235. Ausgrabungen¹.

Die Wiedergeburt der Antike in der Renaissance weckte auch das Verlangen, jenes in Schutt versunkene Rom wieder ans Licht zu bringen. Raffaels Plan wurde nur zum geringen Teil durch Michelangelo verwirklicht; der heutige Anblick des Kapitols läßt die Idee erkennen, nach der auch das Forum vielleicht in lebendige Formen umgestaltet wäre. Man grub auch in den Katakomben, am Forum, auf dem Palatin. Winkelmann (1717—68) griff den Gedanken auf, jedoch bedurfte es des Anstoßes seitens der französischen Eroberer um 1800, den Spaten anzusetzen. Verdankt doch Rom seinen schönsten Park auf dem Monte Pincio der Initiative Napoleons und seiner Schwester, der Fürstin Paolina Borghese. Am Forum waren Carlo Fea (1803—19) und Canina 1835 und 1848 tätig. 1829 errichtete Preußen das archäologische Institut zu Rom, das mit dem Namen des preußischen Gesandten Bunsen eng verknüpft war.

1871—1875 übernahmen Pietro Rosa, 1882—1884 und 1888 Roderico Lanciani im Auftrage der italienischen Regierung die Ausgrabung nach wissenschaftlicher Methode. Seit 1898 nahm der Ingenieur Boni mit Lanciani und Hülsen vom deutschen archäologischen Institut das

¹ Vgl. L. von Pastor, *Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance*. 1925. A. Michaelis, *Ein Jahrhundert kunstarb. Entdeckungen* 2. 1908.

Forum unter die Hacke und förderte das alte Forum zum Teil ans Tageslicht.

Man fand die voretruskische, archaische Nekropole beim Faustina-tempel. Am Komitium kam der lapis niger, das sog. Romulusgrab, eine Inschriftstele nebst Sacellum zum Vorschein. Die ehrwürdige Sacra via mit ihrem Lavapflaster, Vestalinnenhaus und Vestatempel, die Regia, Lacus Iuturnae, Lacus Curtius und die Cuniculi unter dem Forummpflaster erschienen wieder als Denkmäler der republikanischen Epoche. Aus der Kaiserzeit stammen die aufgedeckte Basilika Amilia und Julia, der Augustustempel und der Cäsartempel mit dem Altar. Am Komitium zeigte ein Durchschnitt die Schichten dreier Perioden: zuunterst Travertinpflaster der republikanischen, darüber Marmorpflaster aus Cäsars Zeit, dann Travertinpflaster des frühen Mittelalters.

Die Ausgrabungen finden ihre Grenzen in den vielen Häuserbauten, die nur allmählich in den Ausgrabungsplan einbezogen werden. So sind es meistens nur Gelegenheitsfunde, aber auch diese sind in dem reichen Boden Roms so zahlreich, daß die Museen jährlich mit neuen Schätzen bereichert werden. Der Geburtstag Roms 1926 wurde dadurch bedeutsam, daß vom römischen Bürgermeister an mehreren Stellen Roms (Marcellustheater, Trajansforum) neue Ausgrabungen eingeleitet wurden.

Man finde (die Skulpturen und Inschriften in den bisherigen Hauptmuseen, dem Vatikanischen und Kapitولينischen. Die Stadt Rom errichtete neue Museen im Konservatorenpalast und im Antiquarium am Cälius. In den Diokletiansthermen am Hauptbahnhof, in die Michelangelo die Kirche S. Maria degli Angeli hineinbaute, ruhen die Schätze der Sammlung Ludovisi und Buoncompagni, sowie Funde vom Nemisee. Am Marsfelde wurde das Kircherianum zum ethnographisch-prähistorischen Museum ausgebaut mit dem Schatz von Präneste und dem Aegamengraffito. Am Forum selbst richtete man im Kloster der Francesca-Romana-Kirche das Zentralbüro für römische Ausgrabungen ein¹.

B. Beschreibung der Stadt.

§ 236. I. Allgemeines.

1. Tore, Wege, Brücken. Die Serviusmauer hatte im SO die porta Capena, von hier lief die via Appia — 312 erbaut — regina viarum — nach Kapua-Brundisium mit ihrer Abzweigung, der via Latina nach Kasinum und Kasilinum, im O die p. Esquilina, von hier liefen die via Tiburtina, Praenestina und Labicana, im NO die p. Collina, von hier liefen die uralte v. Salaria und Nomentana, im NW des Aventin lag die p. Trigemina; die p. Carmentalis lag am Südfuß des Kapitols; im S führte die v. Ostiensis, Hafenstraße, nach Ostia, nach NW die v. Aurelia über den pons Aemilius nach Genua, im N die v. Flaminia als Fortsetzung der via lata, der römischen Verkehrsader. Die via Flaminia hieß von Ariminum aus v. Aemilia.

¹ W. Helbig, Führer durch die öffentlichen Sammlungen klassischer Altertümer in Rom. I—II³. 1912. W. Amelung, Moderner Cicerone. Rom I, 2. Antike Kunst. Die Antiken-Sammlungen². 1913.

Das Innere Roms zeigte *viae*, *plateae*, *strata* als gepflasterte Hauptstraßen, und *vici* als Gassen und Gassenviertel. Ansteigende Fahrwege hießen *clivi*; *semitae* sind Fußpfade, *scalae* oder *gradus* die Bergstiegen, *compita* die Kreuzwege.

Der *pons Sublicius*, die älteste und lange die einzige Tiberbrücke, auf Pfählen ruhend, wurde hernach als „Heilige Brücke“ ehrenvoll erhalten. 181 v. Chr. folgte im N der Pfahlbrücke der *pons Aemilius*, der die Verbindung zwischen Palatin und Janikulus herstellte. Südnördlich gerichtet lag die Hadriansbrücke *pons Aelius*, die C. Martius mit dem C. Vaticanus verband. Nahe der Ausmündung im N lag der *pons Mulvius*, den Konstantin erstürmte; die Tiberinsel hatte zur Rechten den *pons Cestius*, zur Linken den *pons Fabricius*, beide noch erhalten.

2. Wasserleitungen, Kloaken¹. Aquädukte, die dem Römer aus den Bergen das frische Wasser, das er so liebte und mit dem er geradezu Verschwendung trieb, zuführten, zieren mit ihren Pfeilerreihen die heutige Campagna. Rom ist noch heute die wasserreichste Stadt der Welt. Kaligula und Klaudius ließen sie aufführen, um aus den Sabinerbergen (bei Subiaco) das Wasser des Anio novus und der aqua Claudia nach Rom zu leiten. Die unterirdisch angelegte aqua Appia — 312 v. Chr. mit der via A. gleichzeitig erbaut —, die a. Marcia am Cälius, die a. Virgo am Marsfeld, die a. Traiana und Sixtina, letztere von Sixtus V. (1585) angelegt, versorgten die Stadt mit reichlichem Wasser. Von weither leiteten Kanäle, die, wo es not tat, auf Pfeilern und Bögen aufgemauert waren, das Wasser nach der Stadt zunächst zum Wasserfloß, dem castellum (unserm Hauptbehälter) mit besonderen Behältern für die Versorgung der Bäder, der Privathäuser und der öffentlichen Bassins und Springbrunnen. Von dem Hauptwasserfloß wurde das Wasser für die einzelnen Stadtteile zu Nebenwasserflößen geleitet, von dem aus Rohrleitungen es den einzelnen Häusern zuführten.

Schon in frührepublikanischer Zeit wurde das sumpfige Forum und Belabrum durch die Cloaca maxima, einen alten Bachlauf, entwässert; im zweiten Jahrhundert v. Chr. wurde sie erneuert und dient heute noch in 300 m langer Strecke dem modernen Rom. Ein Verschußdeckel, heute in St. Maria im Cosmedin aufbewahrt als Bocca della Verita, zeigt antike Ornamentik.

3. Plätze, Gärten und Friedhöfe. Vor Tempeln und Staatsgebäuden liegende Plätze hießen *areae*, wie die a. Capitolina, heute mit dem Denkmal Mark Aurels geziert; *fora* hießen größere Binnenplätze zwischen Straßen und Häuserkomplexen, wie das f. boarium = Viehmarkt, holitorium = Gemüsemarkt, piscatorium = Fischmarkt, macellum = Fleischmarkt, f. magnum Romanum = Hauptmarkt am Fuß des

¹ Unter Trajan (98–117) schrieb Sez. Julius Frontinus, dem damals die Wasserleitungen Roms unterstanden, seine Schrift *de aquis urbis Romae* in zwei Büchern. Stolz sagt er: *tot aquarum tam multis necessariis molibus pyramidas videlicet otiosas compares aut inertia, sed fama celebrata, opera Graecorum*. Vgl. auch Th. A. H. H., Die antiken Wasserleitungen der Stadt Rom. Neue Jahrb. 1901, 1, 246 ff.

Palatin und Kapitolin. Dieser Platz gewann wegen seiner Lage politische Bedeutung. Fisch- und Fleischmarkt wurden durch die fünf Kaiserfora = Julium, Augusti, Vespasiani, Nervae, Traiani, verdrängt. Am Tiberufer lagen die Docks und Werften = *navalia*, die Salzlager = *salinae*, das emporium = Handelshafen und die Speicher = *horrea*. Scherben und Abfall dieser Handelsbezirke häuften sich nicht weit davon als *mons testaceus* zu 35 m Höhe und 850 m Umfang.

Der heutige M. Pincio-Park umfaßte einst als *collis hortorum* die Gärten des Sallust, Lukullus und Pompejus, der Domitier — diese enthielten Neros Grab. Die Kaiser nahmen ihn ganz in Besitz. Westlich vom Hadriansgrabmal hatten Nero und Agrippina ihre durch die Christenverbrennung berüchtigten Gärten. Zwischen Janikulus und Aventin, am rechten Tiberufer, lagen Cäsars Gärten, die er im Testament zum Volkspark bestimmte. Horaz (sat. I 9) lenkte dorthin seinen Spaziergang. Auf dem Esquilin, zwischen *porta Viminalis* und *Esquilina*, lagen die Gärten des Mäcenas.

Die Toten behaupten in Rom einen nicht geringen Raum. Überall entdeckte man Gräber, die bis ins 9. Jahrhundert v. Chr. hinaufreichen; besonders bemerkenswert war der Esquilin, der drei übereinanderliegende Gräberschichten aufweist. Seit 1902 wird das Forum mit Erfolg nach Gräbern erforscht. Man fand alte, ins 9. Jahrh. hinaufgehende Grabstätten im O vom Cälius, Oppius und Quirinal, im SW am NO-Fuß des Aventin, östlich vom Forum am Veliaabhang, auf dem Kapitol. Brandgräber mit altitalischen schwarztonigen Aschenurnen mit Fibulä, Waffen und Schmuckstücken als Beigabe weisen auf die ältere Zeit hin; Bestattungsgräber treten auf im 8. Jahrhundert v. Chr. Die Spätzeit der Republik besaß Friedhöfe im Norden der Stadt, auf dem Esquilin, wo Mäcenas und Horaz beigesetzt wurden, vor allem aber im Süden an der *Via Appia*. Die Kaiserzeit bevorzugte die Brandbestattung¹, die Asche fand ihre Ruhe in der Urne, die ein Altar oder Tempelchen umgab. Nach orientalischem Muster erbaut, steht heute noch an der *Via Appia* das runde Grabmal der Cäcilia Metella, der Schwiegertochter des Krassus; nach ägyptischem Vorbild errichtete man die Grabpyramide des C. Cestius, 37 m hoch, 30 m im Geviert, an der *Via Ostiensis*. Die Scipionengräber bargen einen Sarkophag aus Peperinstein, der jetzt im Vatikanischen Museum steht (Abb. 62).

Seit der frühen Kaiserzeit setzten namentlich die minderbemittelten Schichten der Bevölkerung: Handwerker, Freigelassene und Sklaven ihre Toten infolge des Steigens der Bodenpreise in Grabstätten bei, deren Nischen nach ihrer Ähnlichkeit mit Taubenschlägen *Kolumbarien* hießen². In ihnen stehen die Aschenurnen in Nischen, die in Stockwerken übereinander angeordnet sind. Ein Stockwerk lag stets unter der Erde. Die unterirdischen Grabanlagen der Christen

¹ Daß in der republikanischen und besonders in der Kaiserzeit Leichen unverbrannt beerdigt wurden, beweisen die vielen erhaltenen, mit reichem Skulpturenschmuck versehenen Sarkophage, die C. Robert in dem großen Sarkophagwerke (Die antiken Sarkophagreliefs, Berlin 1890 ff.) gesammelt hat.

² V. Müller, Sterbekassen und Beretine mit Begräbnissfürsorge in der römischen Kaiserzeit. Neue Jahrb. 1904, 1 S. 183 ff.

heißen Katakomben. Die Leichen sind an den Bänken in Grabfächern (loculi), deren Verschlüsse Erkennungszeichen: Tonscherben, Münzen, Glasstücke tragen, untergebracht (v. Sybel, Christliche Antike 1906 S. 90 ff.). Die Christen benutzten das Begräbnisrecht, um eigene Friedhöfe und dadurch eigene Versammlungsräume zu bekommen. Die Kallistus-Kommodilla-Agneskatakomben bieten ein unverändertes Bild altchristlicher Begräbnisform. Auch auf dem Marsfelde fanden hervorragende Persönlichkeiten Ehrengräber: Sulla, Cäsar, Hirtius, Panfa, Agrippa. Das Augustusmausoleum auf dem nördlichen Marsfelde war Kaisergruft bis Nerva; das Hadriansmausoleum¹ rechts vom Tiber diente bis Karakalla als Grabmal der Kaiser.

4. Tempel, Basiliken, Thermen. Die Beschreibung der Tempel folgt in dem Abschnitte über die römische Kunst. Am Forum standen die basilica Porcia und Aemilia im N, die Sempronia im S, die Opimia im W neben dem Konkordiatempel. Die b. Aemilia bestand noch zur Kaiserzeit, statt der andern erhob sich im S des Forum die b. Julia als Hauptgerichtsstätte der centumviri, der Geschworenen. Die drei- bis fünfschiffigen Hallen dienten der Rechtspflege, dem Geschäftsverkehr (Börse) und der müßigen Welt; die Glaspassagen im heutigen Italien ahmen sie nach. Wie in Athen schmückte man auch Längsseiten von Häusern mit Säulenhallen = porticus zur Aufnahme von Bildsäulen und Gemälden und gewann so zugleich den geeigneten Platz zum Lustwandeln. So lag eine große, freistehende porticus Liviae auf dem Esquilin, eine p. Deorum Consentium am Forum. Die toten Flächen und Plätze belebten Ehrensäulen, Columnae, Zeichen des Sieges und Ruhmes. Die c. rostrata zwischen Forum und Komitium erinnerte an Duilius' Seesieg bei Mylä 264², die c. Maenia an den Sieg über Antium 338. Trajan, Antoninus Pius und Mark Aurel³ haben sich so verewigt. Die Trajanssäule weist auf dem spiralförmig laufenden Skulpturenbande Szenen aus dem Dakerkriege, die Mark Aurelsäule solche aus dem Markomannenkriege auf, sie gibt uns die ältesten urkundlichen Darstellungen der Germanen.

Ein- oder dreitorige Siegespforten aus Peperin oder Marmor überwölbten die zum Kapitol führende Wege, die der Sieger durchzog. Die Titus-, Septimius Severus- und Konstantinbogen hinterlassen noch heute im Beschauer den Eindruck gewaltiger Herrscherkraft. Der älteste, fornix Fabiorum, am östlichen Forum, erinnert an die Besiegung der Allobroger 121 v. Chr. und die Einrichtung der provincia Narbonensis. Augustus errichtete zu beiden Seiten des Cäsartempels 29 und 19 v. Chr. arcus triumphales zu Ehren des Sieges bei Aktium und der Rückgabe der Feldzeichen des Krassus. Tiberius ließ 16 n. Chr. zur Erinnerung an die Rückgewinnung der Feldzeichen des Varus einen Bogen nahe den Rostra errichten. Septimius Severus verewigte seinen Sieg über die Parther 203 n. Chr.; Titus⁴ schuf mehr ein Denkmal der besiegten Juden als eines Triumphes, indem Schaubrottisch, siebenarmiger Leuchter und

¹ Luckenbach 231. ² Luckenbach 218.

³ Luckenbach 223, 225. ⁴ Luckenbach 226/227.

Judengestalten auf den Reliefs erhalten sind. Der Konstantinbogen zeigt als jüngster und größter auch die am besten erhaltenen Skulpturen¹.

Badehäuser, balnea oder balneae genannt, legte man nach dem zweiten Puntschen Kriege an. Seit Agrippa baute man Thermen, die frigidarium, tepidarium, caldarium = Kalt-, Warm-, Dampfbad, sodann apodyteria = Kleiderraum, Bärten, Hallen, Turnplätze und Bibliotheken enthielten. Agrippa baute solche Thermen auf dem Marsfelde, Titus und Trajan zwischen Velia und Esquilin, Karakalla zwischen Aventin und Cälius², wo sie noch heute mit ihren Trümmern die Größe ahnen lassen (22:114 m auf einem 330 m messenden Quadrat). Hier fand man 1550 den Farnessischen Stier, den Herakles des Glykon und die Flora in Neapel, das Fescherrelief. Die Thermen Diokletians am Quirinal brachten die Rossbändiger Kastor und Pollux ans Tageslicht; das dortige Museum bewahrt die Kunstschätze.

§ 237. II. Das Zentrum der Stadt.

1. Der heutige **Kapitolsplatz**³, nach Michelangelos Plänen 1540 als Piazza del Campidoglio vom Süden her zugänglich gemacht und im Renaissancestil mit dem Reiterstandbild Mark Aurels sowie den Dioskuren geschmückt, hatte einst nur einen fahrbaren Zugang von der Nordseite her, den Clivus Capitolinus. Er führte auf die mittlere 30 m hohe Ein-

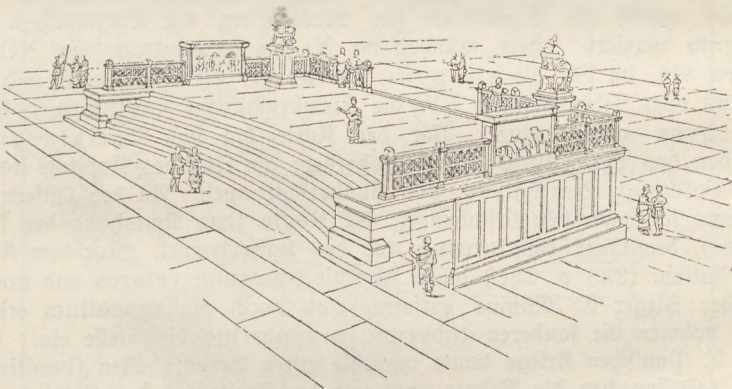


Abb. 65. Rednerbühne vom Clivus Capitolinus gesehen.

fattelung, von wo man zur Linken die Stufen zum Tempel des Jupiter Capitolinus, zur Rechten die des Tempels der Juno Moneta, der „Warnerin“, betreten konnte. Die Südwand nahm der Tarpejische Fels ein, von dem die Volkstribunen die Verbrecher hinabstürzten. Zwischen der nördlichen und südwestlichen Erhebung lag das Tabularium, Roms Staatsarchiv, als Abschluß zwischen dem Forum und dem Kapitolsplatz⁴.

¹ Luckenbach 228. ² Luckenbach 237. ³ J. Rohr, Ein Gang durch die Ruinen Roms: Palatin und Capitol. 1900. Gym-Bibl.

⁴ Luckenbach, 213–217. Chr. Hülsen, Das Forum Romanum. Rom 1905. Nachträge 1910. Vgl. auch von dems. Forum und Palatin. München 1926 über

Der **Jupitertempel**, Roms größtes Heiligtum, überragte alle Bauwerke an Glanz und Pracht; seine Dachziegel waren verguldet, nachdem es nach dem zweiten Brand 69 n. Chr., in den Wirren des Dreikaiserjahres — der erste Brand fiel in das Jahr 83 v. Chr. — unter Domitian prachtvoll erneuert war. Rund 1000 Jahre war dies Heiligtum Sitz der Götterdreiheit Jupiter, Juno und Minerva; alljährlich eröffnete dort der Senat das Amtsjahr, alle hundert Jahre schlug man dort in die Seitenwand den *clavus saecularis* als Zeitmarke. Im Tempelkeller ruhten die in der Tarquinierzeit aus Kumä nach Rom gebrachten Sibyllinischen Bücher¹.

2. Im Nordwesten des Forums lag das **Comitium**, ein inauguriertes quadratisches Platz (*templum*). Hier hielt bis 145 v. Chr. das Volk seine Versammlungen ab², hier wurde unter freiem Himmel Recht gesprochen. Am Fuß des Kapitols lag die **Curia Hostilia**, das Rathaus mit Sitzungsraum für den Senat, ihr gegenüber die Rednerbühne, *rostra* genannt, weil sie mit den Rammspornen (*rostra*) aus der Schlacht von Antium (338 v. Chr.) geschmückt war. 52 v. Chr. brannte die **Curia** ab, das Comitium verschwand unter Neubauten. Seit 145 v. Chr. diente das **Forum** (später **Forum Romanum** oder **magnum** genannt), ein 154×52 m großer Platz, als Versammlungsplatz³. In der Frühzeit diente der Platz als Begräbnisstätte, dann als Marktplatz, Spiel- und Festplatz. Seit Cäsar beriet das Volk auf dem Marsfeld; das Forum wurde als Prunkstätte für Staatsfeiern mit Ehrenmälern und Tempeln verziert. Hier mündet im N das *argiletum*, im NO die *Sacra via*, im SO die *via nova*, im SO der *vicus Tuscus* und *Jugarius* vom Tiber her, im NW die Steinbruchstraße (*lautumiae*), später der *clivus argentarius*. Vor der Kurie lag das **Romulusgrab**, daneben das **Tullianum**, der Staatskerker; am Fuß des Kapitols standen das **Volcanal**, der **Saturn-** und **Konkordiatempel**. An der Ostseite des Forums sah man den **Bestatempel**, die **Regia** (das Amtshaus der *Pontifices*), den **Quell der Juturna** und den **Kastortempel**. Vor dem Kriege mit Antium (338 v. Chr.) lagen hier die *tabernae veteres* und *novae*, die der Sieger **C. Mänius** entfernte und durch ein *macellum* ersetzte. Jetzt nahmen die sauberen *tabernae argentariae* die Stelle ein. Nach dem 2. Punischen Kriege baute man die ersten Gerichtshallen (*basilicae*), nach 145 sprachen die Redner gern von der Freitreppe des Kastortempels zum Volk. 78 v. Chr. erstand das **tabularium** am Rande des kapitolinischen Hügels.

Nach dem Brande im J. 52 gelegentlich der Leichenfeier für Klo-

die neuen Ausgrabungen auf dem Forum vgl. dessen Berichte im *Archäol. Anzeiger* seit 1899 u. *Röm. Mitteilungen* XVII 1907, 1—97; XX 1905, 1—119; auch *Neue Jahrb.* XIII 1904, 23—45. **Bartoli**, *Forum Romanum*. Dtsch. von **Dora Mitzky**. Mailand o. J. mit 2 Karten und 50 Abb.

¹ Im Jahre 28 ließ Augustus sie in dem von ihm zum Danke für seinen Sieg bei **Aktium** auf den **Palatin** errichteten **Apollotempel** überführen.

² **E. Peterßen**, *Comitium, Rostra, Grab des Romulus*. Rom 1904.

³ **E. Schulze**, *Das römische Forum als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens*. 1893. *Gymn.-Bibl.*

der Faustinatempel, ein Rundtempel des Romulus und später die gewaltige Basilika des Magentius und Konstantinus¹.

Von diesem Glanzbilde des alten Forum sind heute noch folgende Reste erhalten:

a) Im Norden sind Reste der Curia Julia in den beiden Kirchen S. Adriano und S. Martina (7. Jahrhundert) zu erkennen. Die 3,60×5,80 m große Bronzeforte zielt jetzt die Lateranbasilika. Der Carcer, zu Ehren des hier inhaftierten Apostels Petrus in ein Kirchlein umgestaltet, hatte ein ober- und unterirdisches Verließ. Im unterirdischen Brunnenhaus = Tullianum fanden Jugurtha, die Katalinier, Vercingetorix ein schauriges Ende. In der Nähe liegt die Basilica Aemilia mit 70×29 m großem Hauptaal, Seitenschiffen und tabernae.

b) Im Süden liegt die 109×50 m große Basilica Julia mit Steinboden, Säulenstümpfen und eingeritzten Zeichen spielender Kinder oder Soldaten. Daneben ragen noch drei Säulen vom Kastortempel empor, den Tiberius erneuerte, während auf der Kapitolsseite acht Säulen des Saturntempels den Ort zeigen, wo seit frührepublikanischer Zeit das Aerarium publicum im Kellergewölbe gestichert lag. Cäsar beschlagnahmte dort i. J. 49 etwa 6 Millionen Mark in gemünztem Golde.

c) Im Westen sieht man an dem Unterbau des heutigen Senatorenpalastes die Grundmauern des alten Tabularium, das um 69 v. Chr. in der Einfassung am Abhang des Kapitols erbaut wurde. Dem Tabularium vorgebaut lag der 217 v. Chr. erbaute Konkordiatempel, den zuletzt Tiberius erneuerte. Seine 25 m tiefe, 45 m breite Cella war ein Schmuckaal griechischer Kunst, in seinem durch eine 6 m hohe Freitreppe zugänglichen Pronaos tagte oft der Senat. Vom templum Vespasiani et Titi mit korinthischem Prostylos sind drei Säulen, die Basis des Kaiserdenkmals und ein mit Priesterinsignien geschmückter Fries der Seitenfront erhalten. Daneben steht die 1858 erneuerte Porticus Deorum Consentium in ihren Überbleibseln.

d) Ostwärts blickend sah man einst das templum Divi Juli, der am 19. März 44 an dieser Stelle die Ehre der Verbrennung empfing. In der Cella stand sein Bild, ein Komet schmückte seine Stirn. Vor dem sechsäuligen Pronaos lag eine Plattform, die als rostra ad Divi Juli mit Schiffschmäheln aus der Schlacht bei Actium geziert war und auch als Rednerbühne diente. In diese Plattform war eine Nische eingebaut, die den großen Rundaltar des Divus Julius umfaßte. 1898 fand man das Fundament.

e) Die Mitte des Forums barg unter dem zur Kaiserzeit erhöhten Pflaster das sog. Romulusgrab. Dort fand man, durch das Geviert eines schwarzen Marmorpflasters aus späterer Kaiserzeit aufmerksam geworden, zwei Tuffbasen, die vielleicht jene zwei liegenden Löwenbilder trugen, die von den Schriftstellern der augusteischen Zeit schon erwähnt werden; ein runder Säulenstumpf wird wahrscheinlich den „lapis niger“, einen schwarzen Vulkansteinblock, getragen haben. Eine jetzt noch fast 60 cm hohe Grabstele (cippus) mit ihrer noch nicht gebeduteten Inschrift reicht in das 6. Jahrhundert hinauf. Vor der Kurie lag ferner das noch um 500 n. Chr. als vorhanden bezeichnete Heiligtum des Janus, ein Doppeltorbau, den zwei Zwischenmauern verbanden. Das 2,20 m hohe Janusbild muß dort gestanden haben. Etwa in der Mitte des Forums lag der 1904 ausgegrabene Lacus Curtius, auch Puteal genannt, die angebliche Stätte des Opfertodes des M. Curtius. Daneben stand ostwärts der Equus Domitiani, dessen aufgefundene Basis auf ein Reiterstandbild schließen läßt. 1888–1901 legte man die Fundamente des Arcus Augusti und des Arcus Tiberii frei. Die 24 m breiten, 12 m tiefen Rostra, die Cäsar und Augustus errichteten, die dann Septimius Severus umbaute, zeigen heute noch die Fundamente, auf denen einst die Kaiser mit Befolge bei den Staatsfeiern auf dem Forum standen. Man sah von dort ostwärts zum Kolosseum hinüber. Aus Trajans Zeit rühren die zu einem späteren Bau verwendeten Anaglypha Traiani, die ein Bild des Forums aus der Zeit Trajans darstellen. Daneben stand, gegen Süden gewandt, das augu-

¹ Luckenbach 238—241.

steische Milliarium aureum, die Ausgangsstelle sämtlicher italischen Straßen mit Entfernungsangaben. In seiner Nähe bezeichnet ein kegelförmiger Backsteinrest den Umbilicus Urbis Romae, Roms gedachten Mittelpunkt. Dahinter lag das Volcanal, wie einige Tuffsteinbaureste andeuten. Unter dem Forum laufen unterirdische Gänge = cuniculi, die als Standplatz für Maschinen anzusehen sind, mit denen man Lasten über das Forum zog.

Der Name *Sacra via*, ursprünglich für die Strecke vom Hause des Rex sacrificulus bis zur Regia, also vom Titusbogen bis zum templum Divi Juli geltend, bezeichnete hernach den Hauptweg, der vom Kolosseum zum templum Jovis Capitolini führte. An dieser Straße lagen die alten Heiligtümer der Laren und Penaten, später die Häuser römischer Adelsfamilien, wie die der Valerier, Oktavier, Domitier und Scipionen; zur Kaiserzeit lagen hier die Kaufhallen der Juweliere und Bankleute.

Die *Via nova* schloß den Palatin im NO und NW ein. Zwischen *Sacra via* und *via nova* lagen die Regia und der Bezirk der *Vesta*. Die Regia, angeblich des Numa Pompilius Wohnung, war das Amtlokal und Archiv des Pontifex Maximus, dessen Wohnung in der Nähe lag. In der Regia befanden sich die Sakrarien der Ops und des Mars, die Lanze des Mars, die Salierschilde und Opfergeräte. Cn. Domitius Calvinus baute die Regia 36 v. Chr. nach einem Brande prachtvoll wieder auf. An den Außenwänden der Regia las man die *Fasti consulares et triumphales*, jetzt nach dem Aufbewahrungsort *Fasti Capitolini* genannt. Man fand diese Quellen römischer Chronologie 1546 im Schutt wieder; vor kurzem entdeckte man die Lücke, die bislang die Zeit um den ersten Punischen Krieg umfaßte.

Der Bezirk der *Vesta* umfaßte die *domus Virginum Vestalium*, die *aedes Vestae*, einen Rundtempel, und die *aedicula* mit dem Kultbilde. Erstere war in der Frühzeit eine schlichte Wohnung im *lucus Vestae*, in der Kaiserzeit erhob sich um einen 68×23 m großen Säulenhof, das *Atrium Vestae*, ein 4–5stöckiger Bau. Zwischen den Säulen des Hofes standen die Bilder der *virgines Vestales Maximae*, der Oberpriesterinnen. Der Rundtempel entsprach dem altrömischen Bauernhause mit Flechtwerk und Strohdach; unter Septimius Severus wurde er auf 14 m im Durchmesser messender Basis aus Marmor aufgeführt. Die auf einigen Stufen von Osten her zugängliche *Cella* barg in ihrem Innern den Staatsherd, das Allerheiligste = *penus Vestae*, wo hinter Vorhängen das *Palladium* des Aeneas und andere Heiligtümer ruhten. In der Kuppel diente eine Öffnung dem Abzug des Rauches. Das Ganze umschloß ein enger Säulengang.

Zwischen dem Vestatempel und dem Kastortempel lag der heilige Bezirk der *Juturna*, der hilfreichen Nymphe der dort sprudelnden Quelle. Den *lacus Juturnae* schloß eine Brunnenmündung ein, ein Altar zeigte Reliefs und Bildsäulen von Heilgöttern, die bei der Ausgrabung nach 1910 ans Licht kamen. Auf der Nordseite der *Sacra via* stehen die Reste des *templum Faustinae et Antonini*, daneben das *templum Divi Romuli*, dem Söhnchen Romulus des Kaisers *Margentius* geweiht, dessen Bronzetür von einem heute noch brauchbaren Schloß gesichert ist. Daran reiht sich die den Karakallathermen ähnliche *Basilica Constantini* (100×76 m), dessen Kreuzgewölbe des Mittelschiffs und der Seitenschiffe nur von vier Pfeilern gestützt war, während heute nur ein Seitenschiff und Säulen- und Mauerreste die Riesenmasse empfinden lassen¹. Hadrian erbaute als Abschluß des Forum das 110×53 m große *templum Veneris et Romae*, das in der

¹ Luckenbach 238–241.

Breitseite 10, in der Langseite 20 Säulen korinthischer Ordnung zählte. Das Bild der Venus schaute zum Kapitol, das der Roma zum Kolosseum.

Die Via Sacra erhielt als Schmuck die beiden Bogen des Titus und Konstantin. Am Nordabhang des Palatin lag, mit der Stirnseite zum Kapitol gewandt, das templum Jovis Statoris, das schon Romulus errichtet haben soll, das dann der Konsul Postumius (294 v. Chr.) erneuerte oder auch erstmalig erbaute.

Neros goldenes Haus, das von der Velia zum Esquilin sich erstreckte, wurde bald ein Raub der Flammen. Die sieben erhaltenen Zimmer enthalten arg beschädigte, aber schöne Malereien, die den Renaissance-Künstlern als Vorbild dienten.

In Neros Gärten war eine Naumachie, an deren Stelle Titus und Vespasian das berühmte Amphitheatrum Flavianum¹ errichten ließen, dessen ungeheures Oval 30 000 Zuschauer faßte und das noch jetzt, obgleich es seit dem 14. Jahrhundert als Steinbruch benutzt wurde, die gewaltigste Römerruine der Welt ist (185 : 156 m, Umfang 524 m). Die 48,5 m hohe Umfassungsmauer gliedert sich in vier Stockwerke, deren untere drei mit Arkaden und mit Halbsäulen geschmückt sind; im unteren Stockwerk sieht man dorische, im zweiten ionische, im dritten korinthische Säulenordnung. Nach dem 29 m (mit Strahlenkranz 36 m) hohen Koloß des Sonnengottes hieß es seit dem 8. Jahrhundert auch Kolosseum, als der Koloß selbst schon verschwunden war.

Kaiser Titus weihte 80 n. Chr. das Theater ein mit Kampfspiele, die 100 Tage dauerten. Domitian baute Kampfschulen auf der Nordseite des Kolosseum, Kommodus trat oft selbst als Gladiator auf. 248 feierte Kaiser Philippus hier das tausendste Jahr Roms und opferte 2000 Gladiatoren der Schauflust des Volkes. Erst 404 wurden die Gladiatorenkämpfe durch Honorius aufgehoben, nachdem ein Mönch, Telemachus mit Namen, sich zwischen die Fechter geworfen hatte. Der Angelfürst Beda sah um 700 den Riesenbau und prägte das Wort: Mit dem Kolosseum steht und fällt Rom und die Welt. Im Mittelalter war es teils Festung der Barone, teils Räuberhöhle, 1332 sah man hier ein Stiergefecht. Sodann diente es als Steinbruch für den Palazzo di Venezia, für die Cancelleria, den Palazzo Farnese usw. Trotzdem verlor es nur etwa ein Drittel seiner Steinmassen.

Die Gladiatoren zogen durch die dreitorigen Haupteingänge der Längsachsen ein, während der Kaiser die Seiteneingänge benutzte. Das Volk strömte durch 80 Bogenportale des Erdgeschosses über die Treppen auf die Korridore der vier Stockwerke und gelangte von dort durch 160 Eingänge in das Innere zu den Sitzplätzen. Die 86 m in der Längs-, 54 m in der Querachse und 220 m im Umfang messende Arena war durch eine 5 m hohe Mauerrampe vom Zuschauerraum getrennt. Sie war unterkellert mit Räumen für Tiere, Theatermaschinen und Pumpwerken für naumachische Zwecke. Die Sitzreihen liefen vom unteren Podium, das auch die Kaiserloge (pulvinar) nebst Ehrenplätzen für Senatoren, Priester und Vestalinnen enthielt, empor zu den Marmorstufen der zweiten und dritten Reihe. Über der von Fenstern und Türen durchbrochenen Ringmauer stand eine Säulenhalle, die zwei Reihen Holzsitze überwölbte. Auf dem Dach dieser Säulenhalle waren noch Stehplätze für die pullati, die Armen, die keine Toga trugen.

3. Die Bedürfnisse des wachsenden Verkehrs verlangten neue Raumformen. Die Kaiser trugen hierfür Sorge durch Schaffung der Kaiserfora². Sie bildeten mit Basilika, Tempel und ähnlichen Schmuckgebäuden gewissermaßen neue Fora Romana und gliederten sich dem alten harmonisch an. Als erstes entstand neben dem Clivus argentarius

¹ Luckenbach 229/230.

² Hülsen, Die Freilegung der Kaiserfora. Internat. Monatschrift VI. 1912, 1313 ff.

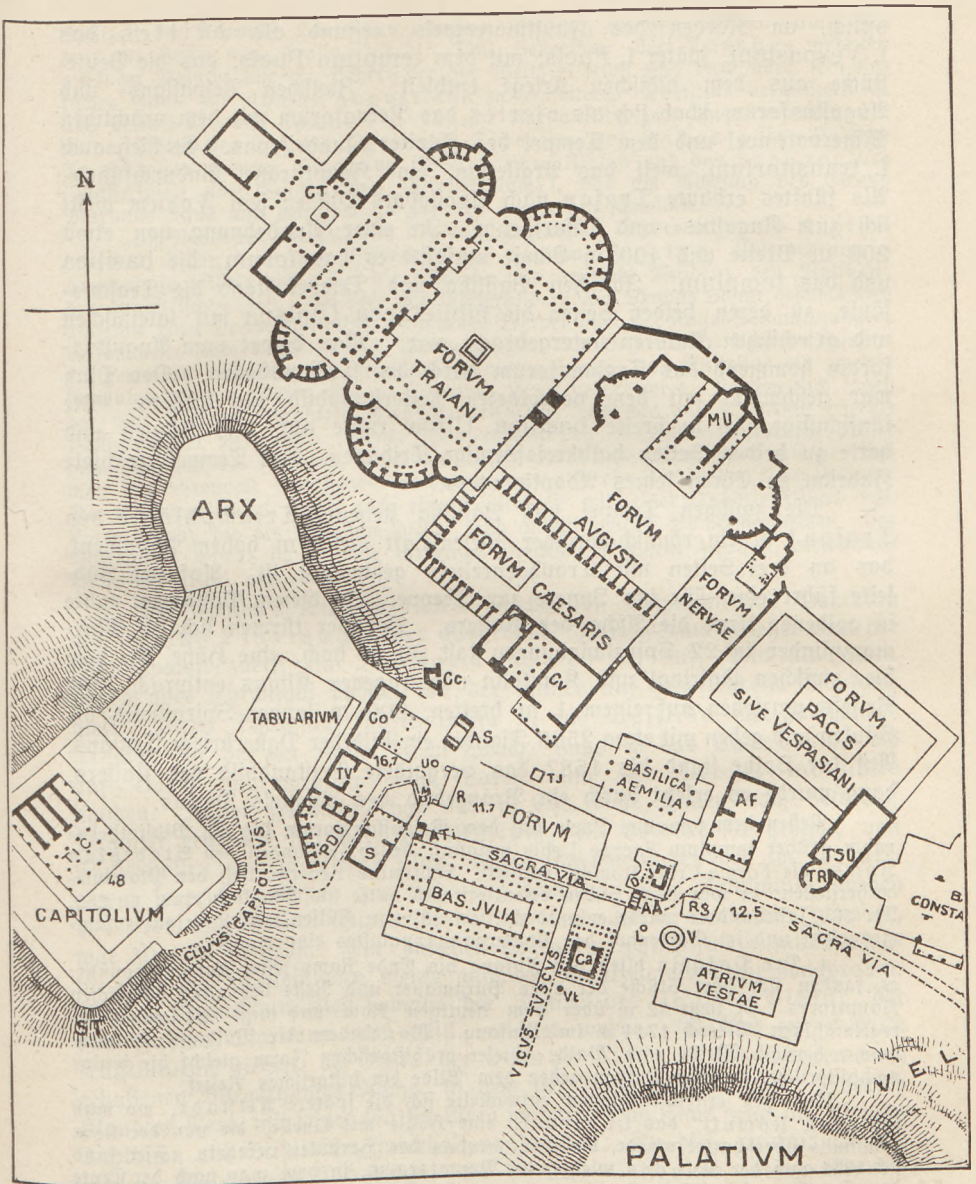


Abb. 67. Die Kaiserfora.

das Forum Julium mit dem templum Veneris Genetricis, dem equus Caesaris, der Curia Julia und der Basilica Argentaria. Nördlich schloß sich das Forum Augusti an mit dem templum Martis Ultoris, das als Ruhmeshalle römischer Feldherren diente. Weiter

östlich, im Norden des Faustinatempels, entstand als drittes das f. Vespasiani, später f. Pacis, mit dem templum Pacis, das die Beutestücke aus dem jüdischen Kriege enthielt. Zwischen Vespasians- und Augustusforum schob sich als viertes das Nervaeorum mit dem prächtigen Minervatempel und dem Tempel des Jupiter Quadrifrons. Es hieß auch f. transitorium, weil das Argiletum, eine Hauptstraße, hindurchführte. Als fünftes erbaute Trajan nach Apollodors Plänen sein Forum westlich zum Augustus- und Cäsarforum. In einer Ausdehnung von etwa 200 m Breite und 400 m Länge umfaßte es das forum, die basilica und das templum. Zwischen Basilika und Tempel stand die Trajanssäule, zu deren beiden Seiten die bibliotheca Ulpiana mit lateinischen und griechischen Autoren untergebracht war. Man betrat vom Augustusforum kommend das Trajansforum durch den Trajansbogen. Der Platz war geschmückt mit dem vergoldeten Reiterstandbild des Kaisers. Die fünfschiffige, 56 m breite basilica Ulpia ruhte auf 100 Säulen und hatte zu beiden Seiten halbkreisförmige Tribünen. Den Tempel errichtete Hadrian zu Ehren seines Adoptivvaters.

Die zwischen Tempel und Basilika stehende Triumphsäule des Trajan¹ ist ein römisch-dorischer Riesenschaf auf 5 m hohem Postament, das an drei Seiten mit Trophäenreliefs geschmückt ist. Auf der Südseite führt eine Tür ins Innere zur Treppe. In diesem Postament ruhte in goldener Urne die Asche des Kaisers. Darüber türmen sich 23 Marmorzylinder in 22 Spiralwindungen fast 30 m hoch, eine Höhe, die dem hier zwischen Quirinal und Kapitolin abgetragenen Klivus entsprach. Die Reliefs umziehen auf einem 1 m breiten, 200 m langen Spiralband die Säulen und geben mit etwa 2500 Figuren ein Bild der Dakerkriege Trajans. Auf der Spitze stand bis 1587 das vergoldete Erzstandbild des Kaisers, dann wurde es ersetzt durch ein Bronzestandbild des Apostels Petrus.

Neben dem templum Pacis auf dem Vespasiansforum lag ein Bibliotheksraum, früher templum Sacrae Urbis genannt, dessen Fußboden den Stadtplan Roms, die Forma Urbis Romae, enthielt. Septimius Severus ließ den Plan wiederherstellen; er war nach Süden orientiert und hatte als Maßstab etwa 1 : 250. Um 16. Jahrhundert wurde er entdeckt, im 19. von Hülsen und Lanciani zusammengelesen und im Gartenhof des Konservatorenpalastes eingemauert.

4. Der Palatin blieb von Anfang bis Ende Roms fester Ausgangspunkt; es fanden sich dort Stücke der alten Burgmauer und Reste des alten nördlichen Haupttores. Er liegt 32 m über dem heutigen Rom und mißt mit seinem unregelmäßigen Viereck 1744 m im Umfang. Wo ehemals die Vulkane wüteten, wuchs hernach Weide und Wald. Dieser prähistorischen Form gleicht die jetzige nachhistorische, nur die Ruinen geben dem Bilde ein historisches Relief.

Aus den ersten Anfängen entwickelte sich die spätere Altstadt, wo man die casa Romuli, das Lupercal, eine Höhle mit Quelle, die von der ficus ruminalis überschattet wurde, die Ara maxima des Herkules verehrte. Hier fand sich 1914 auch der Mundus wieder, der Vorratsraum, in dem man nach der Ernte das Saatkorn feierlich aufspeicherte, um es im Spätherbst wieder zur Aussaat zu entnehmen. An den Sieg über die Samniten bei Sentinum (295) erinnert der Tempel des Jupiter Viktor; der Magna Mater erbaute man 191 v. Chr. ein Heiligtum auf dem Palatin, um 100 v. Chr. einer unbekanntenen Gottheit (sei deo sei divinae sacrum) einen Altar. Hier, im vornehmsten Stadtteil, wohnten in der

¹ Luckenbach 223; vgl. E. Petersen, Trajans dakische Kriege nach dem Säulenrelief erzählt. I. II. Leipzig 1899—1903.

Spätzeit der Republik Hortensius, Krassus, Katilina, Klodius. Cicero kaufte sich dort ein Haus von Krassus für 3 $\frac{1}{2}$ Mill. Sestertien. Seit Augustus wohnten auf dem Palatin nur die Beherrscher der Welt; er selbst ging dazu über, sein einfaches Haus zur domus Augustiana zu erweitern. Domitian vergrößerte es und nannte es dann domus Flaviania. Nordwestlich zum Augustuspalaß, der in der Mitte des Palatin lag, bauten Tiberius und Caligula ihre Palatia. Im Südosten erbaute Septimius Severus einen Palaß und das Septizonium (Wasserspiel) oder Septizodium (Planetarium)¹, das am Abschluß des Cirkus Maximus stand und den Palatin zur Via Appia hin schmückte.

Im Nordosten des Palatin, der Velia gegenüber, lag der marmorne Apollontempel, dessen bronzenes Götterbild des Augustus Züge trug. Mit der domus Augustiana bildete dieser Teil die politische und geistliche Residenz, den ‚Vatikan‘, der augusteischen Zeit. In dem mit Götterbildern aus Skopas Schule geschmückten und mit einer Doppelbibliothek versehenen Tempel hielt der Kaiser Senatsitzungen, versammelte seine Beamten und Würdenträger. Der in der Nähe liegende Mundus erinnerte als Mittelpunkt der Stadtgründung daran, daß Augustus ein zweiter Romulus sei, ein Motiv, das in Horazens Oden betont wird. Nordwestlich lagen der von Tiberius errichtete Augustustempel und das von Domitian erbaute Heiligtum der Minerva. Jener Bau enthielt die Riesenstandbilder der Kaiser von Augustus bis Hadrian, dieser die Tafeln der honesta missio mit den Namen der ehrenvoll entlassenen Soldaten, war also ein Archiv der Kriegskanzlei. Der Augustustempel besaß noch eine Bibliothek mit einer Quadriportikus (vgl. Porta nigra), die als Leseraum diente, und anschließenden Büchermagazinen. Im Mittelalter wurde sie in eine christliche Basilika, S. Maria Antiqua, verwandelt und 1900–1901 aufgedeckt.

Die domus Augustiana wurde von Vespasian und Domitian als domus Flaviania weiter ausgebaut. Zum Forum gekehrt wies der Flavierpalaß zuerst ein Tablinum (45×36 m) auf, das als Aula regia oder Thronsaal diente, wo der Kaiser auf dem Throne Empfang hielt. Dieser Thronsaal führte rechts in die Basilika mit halbrunder Tribüne, in der der Kaiser Recht sprach, links in das Lararium, wo auf einem Marmoraltar zwei Laren und der Genius familiaris standen. Kaiser Heraklius hat 629 n. Chr. diese Hallen noch betreten, dahinter erstreckte sich das Peristylum, ein 59×52 m großer, von Säulenhallen eingeschlossener Platz, dessen Gartenanlagen den im Triklinium lagernden Gästen zur Erholung dienten. Das Triklinium, wegen des dort aufgestellten Jupiterstandbildes auch Jovis Coenatio genannt, war 30×34 m groß. Ein daneben liegendes Nymphäum mit Springbrunnen und Standbildern diente nach der Mahlzeit als Erquickungsraum. An das Nymphäum stieß beinahe der Tempel des Jupiter Viktor, der von Fabius Maximus nach 295 errichtet wurde. Westlich zur domus Augustiana liegen die Reste der domus Liviae, des ältesten noch erhaltenen Bürgerhauses Roms, in dem der Vater des Tiberius, Tiberius Claudius Nero, mit seiner Gattin Livia wohnte. Das Haus zeigt im Atrium, Tablinum und Triklinium guterhaltene Fresken. An diese domus Liviae grenzen die domus Tiberiana und domus Caligulae, deren Mauertrümmer und Unterbauten aus dem Grün der Farnesianschen Gärten hervorragen.

¹ Th. Dombart, Das Palatinische Septizonium zu Rom, München 1922, schlägt eine neue Deutung als monumental gestalteter Wochentagskalender mit der Planetengötterfolge vor (vgl. S. 125 ff.).

§ 238. III. Die Stadtteile am Tiber.

1. Nach Süden erweiterte die Stadt ihr Weichbild um 455 v. Chr. als die *lex Icilia* die Bebauung des Aventin gestattete. Im Dianatempel, einem alten Bundesheiligtum, war ein Sklavenasyl, im Minervatempel hatten Schauspieler, Schreiber und „Dichter“ ihre Zunftstätte, in der 493 geweihten *aedes Cereris, Liberi et Liberæ* befand sich das Amtlokal der plebejischen *Aedilen*, die dort die *Plebiscita* und Senatsbeschlüsse aufbewahrten. Sie war der religiöse Mittelpunkt der Plebs. Zum Tempel der *Juno Regina*, den Augustus in einen Marmorbau umwandelte, wallfahrteten gern die römischen Matronen. Nicht weit davon lag der Handelshafen und der aus Schutt entstandene *Mons testaceus* mit den Bäckereien. Von hier führt an der *Cestiuspyramide* vorbei der Weg nach Ostia.

Nordöstlich zum Aventin in der *vallis Murcia*, war schon in der Tarquinierzeit der *Cirkus Maximus*, eine 600×110 m große Rennbahn für Lauf und Wagenrennen, eingerichtet worden. Seit Cäsar waren die Sitzreihen aus Stein, vorher aus Holz. Am Südostende war ein halbkreisförmiger Abschluß, am Nordwesteingang waren die *Karceres* für die (meistens) zwölf Rennwagen. Die Arena wurde durch die *Spina*, eine Trennungsmauer, in zwei Hälften zerlegt. An jedem Ende ragte ein Obelisk als Grenzzeichen empor. Heute schmücken sie den Lateran- und Volksplatz. Die Besucherzahl stieg allmählich von 50000 bis auf 200000.

2. Zwischen Palatin und Tiber lag das *Belabrum* mit dem *Bikus Tuskus*, nach den etruskischen Handwerkern benannt, die in Roms Frühzeit hier wohnten. Hier boten die *Sosier* ihre Bücher an. Dort lag auch das *Forum Boarium*. Am Tiberufer liegen wohl erhalten der alte *Portunus-* und der sog. *Furtuna-virilis-Tempel*, der eigentlich der *Mater Matuta* geweiht ist.

3. Der *Kampus Martius*¹ war seit ältester Zeit der Spiel- und Übungsplatz der römischen Jugend. Die vom Kapitol zur *Porta Flaminia* nordnordwestlich verlaufende *Via lata*, der jetzige *Korso*, zerlegte ihn in zwei ungleiche Teile. Auf stets grünem Rasen, vom Kranz der Ost- und Westhügel umgeben, spielte hier die Jugend mit Ball und Reifen, der Jüngling übte sich in der *Palästra*, der Tiber lockte zum Schwimmen. Aber nach und nach dehnte sich hier Roms Neustadt mit Prachtbauten aus. In früher Zeit stand hier schon die *ara Martis*, das *Tarentum*, ein Heiligtum des *Dis* und der *Proserpina*, die *Villa publica*, ein Amtlokal für *Census*, Truppenaushebung und Empfang siegreicher Feldherren und fremder Gesandten, die von hier zum *templum Bellonæ* geleitet wurden, um vor dem Senat zu erscheinen. 221 baute *Flaminius* den ersten *Cirkus*, 189 entstand hier der Tempel des *Herkules Musarum*, den Cäsar zur *Portikus Philippi* erweitern ließ. 149 legte *Metellus* um zwei alte Tempel des *Jupiter* und der *Juno* eine *Portikus*, die von Augustus zu Ehren seiner Schwester als *Portikus Octaviæ* umgebaut und

¹ F. Lohr, Das Marsfeld. Ein Gang durch die Ruinen Roms 1909. Gym.-Bibl.

von Septimius Severus erneuert wurde. Die Centuriathomiten lagten hier in einem Abstimmungsbezirk, ovile genannt. Cäsar schuf später an der Via lata die Säpta Julia, die später dem Geschäftsverkehr übergeben wurden.

Am Fuß des Kapitols stand das dreistöckige, mit dorischen, jonischen, korinthischen Säulen geschmückte Marcellustheater, das dem Kolosseum als Vorbild diente, heute im Palazzo Orsini weiterlebt und bald soweit als möglich wieder freigelegt sein wird. Jenseits der Portikus Octavia stand nordwärts gerichtet das theatrum Balbi (13 v. Chr.), westlich vom Flaminiuscircus das theatrum Pompei (55 v. Chr.) mit der Kuria Pompei, wo Cäsar ermordet wurde. Jenes war das erste steinerne Theater und faßte 10000 Zuschauer. Nördlich zum Pompejusstheater errichtete Agrippa die ersten Thermen¹, die von der Aqua Virgo durch einen 20 km langen Aquädukt mit Wasser aus Tibur gespeist wurden. Daneben lagen Neros Thermen und das Stadium des Domitian, dessen Grundriß in der Piazza Navona, zu erkennen ist. Zwischen Tiber und Via lata lag im Norden das Mausoleum Augusti, nicht fern davon an der Via lata die Ara Pacis, der 13–9 v. Chr. vom Senat errichtete Prachtaltar zu Ehren der Pax Augusta², nördlich zur Säpta Julia das Hadrianeum, das Antoninus Pius seinem Vater Hadrian weihte. In dieser Gegend lag auch das Ustrinum, die Verbrennungsstätte der Antonine, und die Säule des Antoninus Pius, die der Zerstörung anheimfiel, während die des Mark Aurel als Colonna di S. Paolo auf der Piazza Colonna heute noch das Denkmalsviertel beherrscht³.

Auf der Nordseite der Agrippathermen war 27 v. Chr. von Agrippa ein Rundbau, das Pantheon⁴ errichtet. An seiner Stelle errichtete Hadrian einen Neubau, den großartigsten und edelsten Römerbau, der sich bis auf unsere Zeit erhalten hat. Der Rundtempel mißt im Durchmesser 43,4 m; die gleiche Höhe gibt dem Tempel eine wunderbare Geschlossenheit. In der Kuppel öffnet sich ein Lichtkreis mit 9 m Durchmesser. Die Kuppel war von außen vergoldet, von innen mit silbernen und bronzenen Rosetten und Zierraten geschmückt. In den sieben abwechselnd halbrunden und viereckigen Nischen standen wahrscheinlich Bilder der sieben Planetengotttheiten: Apollo, Diana, Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn. Sie mußten in christlicher Zeit dem Kreuze weichen. Als Kirche S. Maria ad Martyres oder auch la Rotonda genannt, versinnbildet sie den Sieg des neuen Glaubens. Raffael († 1520) fand hier seine Grabstätte, die der Humanist Bembo mit einer Inschrift versah; außerdem ruhen hier der Kardinal Consalvi, sowie die Könige Humbert und Viktor Emmanuel.

Der prächtige Vorbau (33,5 × 14 m groß), mit der Inschrift Agrippas, dessen Pantheon durch einen Brand vernichtet war, stammt aus späterer Zeit, seine Decke war mit Bronze kassettiert, wurde aber von den Barbari schmählich geplündert (quod non fecerunt barbari, fecerunt Barbarini).

¹ Hülsen, Die Thermen des Agrippa. Rom 1910.

² B. Gardthausen, Der Altar des Kaiserfriedens, Ara pacis Augustae. Leipzig 1908.

³ Luckenbach 225.

⁴ Luckenbach 234–236.

Sechzehn glatte korinthische Säulen aus ägyptischem Granit trugen die tiefe Vorhalle, die im Hintergrunde in den Haupteingang und zwei Seitenrischen auslief. Sie enthielten früher die Riesenstandbilder des Augustus und Agrippa. In dem vor dem Pantheon sprudelnden Brunnen läuft noch die Aqua Virgo des Agrippa, ein Obelisk erinnert an die vergangene Herrlichkeit des Kampus Martius.

4. Augustus schloß die Gegend trans Tiberim als 14. Region in seine neue Stadt ein¹. Dort lagen Cäsars Gärten, zu denen Horaz oft seine Schritte wandte (sicut meus est mos Sat. 1.9). Den Fluß entlang zogen sich die Villen der Ausländer und Reichen, auch der Juden; Augustus legte in den Gärten Cäsars eine Naumachie an. Am Nordende des Janikulus lag der Cirkus Neronianus, wo man die brennenden Fackeln des Nero sah; östlich von diesem Cirkus lag als Brückenkopf zum pons Aelius die moles Hadriani, heute Engelsburg genannt, nördlich in der Mitte des Kampus Vaticanus lag der Cirkus Hadriani. Hier fanden auch die Kulte des Mithras und der Kybele ihre Stätte im Vaticanum und Phrygianum.

§ 239. IV. Der Osten Roms.

Die Altstadt stieß im Osten an den Caelius und Esquilin, im Nordwesten an den Bimial und Quirinal, im Norden schloß der Pincius die östliche Hügelreihe. In der Kaiserzeit wurde der Osten fast gänzlich Militärviertel.

1. Der Quirinal und Bimial mit dem Kollis Salutaris, Mucialis und Latiaris bildete die 3. Region der alten Vierregionenstadt. Sie hatte ein eigenes Kapitol und Angurakulum der alten sabinischen Sondergemeinde, sowie alte Tempel des Quirinus und der Salus, die 304 von Fabius Pictor ausgemalt wurden. Hier wohnten, wo heute der Quirinalpalast und die Ministerien liegen, einst an der alta semita und auf der Ostseite des Bimial am Vikus Patricius die wohlhabenden Alt-eingesessenen. Diokletian errichtete gewaltige Thermen, in deren Reste heute das Thermenmuseum und die Kirche S. Maria degli Angeli hineingebaut sind. Zwischen porta Collina und Nomentana lag die von Tiberius errichtete Kaserne der Prätorianer und 400 Mann der cohortes urbanae in Garnison. Vom Quirinal führte der Klvus Salutis zu den Lustgärten des Sallust und Pompejus am Mons Pincius.

2. Auf dem Esquilin lagen der lucus Veneris Libitinae, Richtstätte und Hain der Todesgöttin, der Tempel der Juno Lucina, die Thermen des Trajan und Titus, der Tempel der Minerva Medika, die römische Münze (Moneta), ein Tempel des Isis und des Serapis, die Portikus und das Macellum Vivä, sowie ein Doppeltempel der Tellus und Ceres. Hier lagen auch die Gärten des Mäenas mit einem Turmpalast, sowie die Häuser des Properz, Vergil, Cäsar und Pompejus.

¹ F. Lohr, Trans Tiberim, die Insel vom forum holitorium bis zum Monte Testaccio. Ein Gang durch die Ruinen Roms. 1915. Gym.-Bibl.

3. Der Cälius umfaßte die erste Region der Vierregionenstadt. Auf seiner Nordwestseite stieß er an das Kolosseum. Dort lagen die domus Vectiliana, der Tempel der Virtus und Honos, der Tempel des Divus Claudius. Auf der Südseite stieß er an das Tal der Kaminen oder der Egeria mit der Kaminenengrotte und dem Musenquell; nach Osten hin lag die domus Lateranorum mit dem Equus Marci Aurellii, der jetzt den Kapitolsplatz schmückt. Am östlichsten Rande der Stadt lagen ein Amphitheatrum castrense und das Sessorium. Wo das Kaput Afrika mit dem Klivus Skauri sich kreuzt, hatten die von auswärtigen Legionen nach Rom entsandten Centuriones frumentarii = Quartiermacher oder Kuriere ihre castra peregrina. Der Apostel Paulus wird hier nach seiner Ankunft in Rom zuerst gewohnt haben (Apg 28, 16). An den Karakallathermen, deren Riesentrümmer zwischen Cälius und Aventin aus dem Grün der Landschaft auftauchen¹, führt die Via Appia vorbei zu dem Grabmal der Scipionen und zum Arkus Drusi. Dorthin ziehen den Blick das Grabmal der Cäcilia Metella, die Kallistuskatakomba und die Albanerberge.

¹ Hülsen, Die Thermen des Caracalla, 1898. Vgl. noch W. Bombe, Neues aus dem alten Rom. Neue Jahrbücher für Wiss. u. Jugendb. 1925, 461 ff.

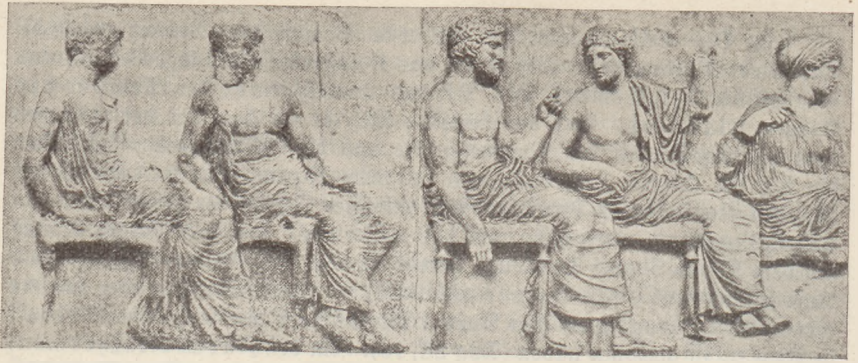


Abb. 68. Vom Ostfriesen des Parthenons.

Die griechische Religion.

I. Die primitiven Grundlagen der griechischen Religion.

§ 240. Die griechische Religion vor der Bildung des Gottesbegriffes (Prädeistitische Vorstellungen).

Vorbemerkung. Die griechische Religion hat sich aus primitiven Anfängen zu einer hohen Stufe entwickelt. Für ihre Anfänge hat erst das Studium der Glaubensvorstellungen und Gebräuche primitiver Religionsformen der kulturlosen Völker unserer Zeit das Verständnis gegeben. (Forschungsgebiete der Ethnologie und vergleichenden Religionswissenschaft) ¹.

§ 241. Prädeistitische Vorstellungen und Gebräuche (Riten). — Kraft oder Macht.

Der Poindämonismus und das Werden der Götter. Die früheste Stufe der Religiosität liegt wohl in dem Glauben an die wirkende Kraft vor, die im nordischen Volksglauben noch als „Macht“, mit einem australischen Ausdrucke als „mana“ bezeichnet wird (vgl. auch das indische Wort „manitu“).

Tabu und Magie. Die Kraft wirkt nützlich oder schädlich. Die mit ihr geladenen Gegenstände sind zu meiden, sie sind tabu (polynes.

¹ Die folgende Darstellung ist im wesentlichen aufgebaut auf den Arbeiten von M. P. Nilsson (griechische Religion) und L. Deubner (römische Religion) in der 4. Aufl. des Lehrbuchs der Religionsgeschichte von Chantepie des la Saussaye Bd. II. Tübingen 1925, wo auch die ältere Literatur angegeben ist. Für die Kultusaltertümer vgl. P. Stengel, Die griechischen Kultusaltertümer, 3. Aufl., München 1920. Texte zur griech. Religion in Religionsgesch. Lesebuch hg. von S. Bertholet: M. P. Nilsson, Die Religion der Griechen. Tübingen 1927.

fischer Ausdruck, der verboten bedeutet). Von der Ansteckung reinigt man sich durch umständliche Zeremonien, deren Handhabung eine primitive Wissenschaft, die **Magie** oder der Zauber lehrt. Tabuvorschriften, Reinigungsgebräuche regeln das Leben des primitiven Menschen, besonders an kritischen Punkten, bei Geburt, Hochzeit, Krankheit und Tod. Spuren des Abwehrzaubers und des Fruchtbarkeitszaubers finden sich noch in der späteren griechischen Religion. Wenn in Athen um die Volksversammlung ein Opfertier, ein Ferkel, herumgetragen wurde, so wurde das Volk durch einen magischen Kreis geschützt, den die böse Kraft nicht überschreiten kann (vgl. auch die Rundgänge im römischen Kult). Erinnerungen an den Fruchtbarkeitszauber hat der Kult der Demeter und des Apollon als Kultriten erhalten. Dahin gehört auch das Erstlingsopfer von Früchten und Tieren, der Segenszweig, die Lebensrute, den die Opfernden und Festfeiernden auf dem Haupte tragen, mit dem die spartanischen Knaben am Altare der Artemis Orthia gezeißelt werden, um ihnen die Lebenskraft mitzuteilen.

Eine magische Handlung ist auch der Genuß des Tieres, in das sich der Gott Dionysos verkörpert hatte, wodurch sich seine Anhänger in schwärmerischer Weise mit dem Gotte vereinigten, um seiner Kraft teilhaftig zu werden (sog. Kommunion). Auch bei dem Speiseopfer vereinigten sich der Gott und seine Verehrer zum gemeinschaftlichen Mahle, von der Götter und Menschen genau bestimmte Teile erhielten (vgl. die Opfer bei Homer). Die Tatsache, daß die Götter nur einen geringen Anteil erhielten, wurde in späterer Zeit rationalistisch erklärt.

Die magischen Künste leben noch im späteren Götterkulte als Kultriten fort, ohne daß sich die Verehrer der Götter dieser Tatsache bewußt werden.

Der Seelen- und Totenglaube (Heroenkult). Bestattungssitten (Grabfunde aus mykenischer Zeit: Menschen- und Tierfiguren, Waffen und Schmucksachen, Nahrung und Kohlenbecken) und Grabkult (Opfermahlszeiten, Bewirtung der Toten an Jahresfesten wie den Anthesterien im jonischen Sprachgebiet) bezeugen, daß die Griechen schon in früher Zeit an eine Fortexistenz der Seelen nach dem Tode in irgendeiner Form geglaubt haben (vgl. auch die Bestattung des Patroklos im XXIII. B. der Ilias). Der Glaube an ein körperliches Fortleben wurde durch die Entwicklung einer Seelenvorstellung verdrängt, die sich immer mehr vergeistigte. In späterer Zeit stellte man sich die Seele (*ψυχή*, der Hauch) bedeutete wohl ursprünglich die Lebenskraft) als ein körperloses Eidoson, ein besügeltes Abbild oder Schattenbild des Menschen vor.

Wie bei Lebzeiten so wird der Fürst auch nach dem Tode von seinem ganzen Volke verehrt, sein Grabkult liegt nicht nur wie bei gewöhnlichen Sterblichen seiner Familie, sondern der Gesamtheit seiner Untertanen ob. So ist aus dem Totenkult der Heroenkult entstanden. Der Heros wirkt nur von dem Orte aus, wo seine Gebeine ruhen, an die seine Macht gebunden ist.

Der Animismus. Die Entstehung der Gottesvorstellung. Indem der primitive Mensch sein eigenes Fühlen und Wollen auf die in seiner

Umwelt wirkenden Kräfte überträgt, sieht er in ihr eine Anzahl von Geistern und Dämonen tätig, die er sich als die Urheber der Wirkungen der Kraft vorstellt. Aus dem Bedürfnisse, sich diese Dämonen durch den Kult gnädig zu stimmen, nimmt er aus einer Schar gleichartiger Dämonen einen als Ziel der Kulthandlungen heraus, so wird **Artemis** die erste aus der Schar der Berg- und Waldnymphen. Aus einem Wachstumsdämon erhebt die Göttin **Demeter**, die Kornmutter, neben die als ihre Tochter **Kore**, das Kornmädchen, die künftige Ernte tritt. **Hermes**, „der vom Steinhaufen“¹, ist aus dem Dämon entwickelt, der in dem Malstein wohnte, dem Fetischstein, der sich aus den an den Straßen und auf Gräbern liegenden Steinhaufen erhob. Später wurde er mit einem menschlichen Kopfe versehen.

Aus dem lokal gebundenen Dämon wird ein **Gott**, wenn ihm ein Kult, der durch die menschlichen Bedürfnisse bedingt ist, eine bestimmte Bedeutung und feste Gestalt verliehen hat. Die Kornmutter (Demeter) der verschiedenen Äcker verschmolzen zu einer. Derselbe Dämon (Hermes) wohnt in allen Steinhaufen. Einige Götter, wie der Sonnengott und die Mondgöttin sind von Anfang an allgemeiner Art gewesen. Das gilt besonders von dem Gotte der atmosphärischen Erscheinungen, der über Sturm und Regen, Donner und Blitz herrscht: **Zeus** = **Djeus** = **dies**. Wenn auch jeder Berggipfel und jede Stadt ihren Zeus haben, so vollzieht doch überall der gleiche Zeus die gleichen Funktionen. In Griechenland hat vor allem das Streben zu allgemeiner Weltung die Verteilung der Elemente und Aufgaben an allgemein verehrte Götter begünstigt. Jeder Fluß, jede Quelle hat ihren Flügogott und ihre Nymphe, Gott des Wassers ist aber nur **Poseidon**, der über allen steht. Die großen Götter unterwarfen sich die Lokalgötter und Naturdämonen. Indem sie ihre Aufgaben übernahmen, legen sie sich ihre Namen als Beinamen zu (Apollon wird in Delphi zum Pythios, nachdem er die frühere Gottheit des Ortes, den Drachen Python, erlegt hat).

Es gehört zum Wesen der Götter, daß jeder seine besondere Aufgabe hat. Die Bedürfnisse der primitiven Menschen sind wenig voneinander verschieden; daher ist nur eine beschränkte Zahl von Göttern mit bestimmten Aufgaben entstanden. Aus diesen sind dann im gegenseitigen Wettstreit die großen Götter hervorgegangen, die im Laufe der Entwicklung die Aufgaben anderer Götter sowie neue übernommen haben, um den infolge der Steigerung der Kultur gesteigerten Bedürfnissen der Verehrer zu entsprechen. — Einen besonders wichtigen Beitrag zur Entwicklung der Götter liefern, wie bereits oben berührt, die Riten. Ursprünglich an und für sich wirksam ohne Dazutun von Göttern, werden diese magischen Handlungen dann an die Götter angeschlossen und in ihren Kult aufgenommen: so geht der Wetterzauber in den Kult des Zeus auf, Reinigungen und Krankenheilung in den des Apollon, Fruchtbarkeitsriten in

¹ Fetischismus, lange mißverständlich als Ausdruck für die niedrigste Religionsstufe verwandt, ist die Verehrung von Gegenständen der unorganischen Natur und Erzeugnissen menschlicher Tätigkeit, die nach der Meinung ihrer Verehrer eine besondere Macht ausüben (Steine, Balken, Bretter u. ä.) — vgl. die *ξόανα* der Griechen und den Lanzenfetisch Mars der Römer —, weil sie der Sitz der göttlichen Kraft sind.

den der Demeter und des Dionysos, die Jahresfeuer in den der Artemis. Auf diese Weise haben die Götter größtenteils ihre Riten und Feste erhalten. Dieser Vorgang hat Bedeutung und Autorität der Götter mächtig gehoben; dadurch wird der magische Charakter der Riten in den Hintergrund gedrängt, und so erfährt die Religion selbst eine Hebung.

II. Die Entstehung der griechischen Religion.

§ 242. Die kretisch-mykenische Religion und das Werden der griechischen Götter.

Einleitung. Die indogermanischen Griechen sind im Verlaufe des 2. Jahrtausends v. Chr. aus den Ländern auf dem breiten Rücken der Balkanhalbinsel in die später nach ihnen benannte Halbinsel eingewandert. In den Randländern des Ägäischen Meeres herrschte damals eine blühende Kultur, deren Mittelpunkt Kreta (die Paläste in Knossos und Phaistos) war, deren Träger ein Volk unbekannter, sicher nicht indogermanischer Rasse war, das zu den Völkern Vorderasiens: Ägyptern, Assyriern und Hethitern wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen pflegte.

Wie in anderer Hinsicht, so sind auch in der Religion die Einwanderer durch die Anschauungen des kulturell überlegenen Volkes beeinflusst worden, wenn auch in einzelnen das Urteil der Forscher über das Ausmaß der Beeinflussung noch schwankt¹. Sicher ist auf alle Fälle, daß die einwandernden Griechen Götter, Kultstätten und Kulte der einheimischen Bevölkerung übernommen haben.

Schon die griechischen Mythen weisen in die vorgriechische Zeit. Den Kampf zwischen den neuen und den alten Göttern spiegelt der Streit des Zeus und der olympischen Götter mit Kronos und den Titanen wider. Die großen Mythenkreise der griechischen Sage sind mit den Hauptfundorten der mykenischen Kultur: Tiryns, Mykenä, Sparta, Pylos, Athen, Theben, Orchomenos, Iolkos (Volo) verknüpft. Kulte vorgeschichtlicher Zeit leben fort bis in die christliche Zeit. An den berühmtesten Kultstätten Griechenlands in Delphi, Delos und Eleusis, ebenso bei den Kultplätzen in Kalauria, im Menelaion d. h. dem Tempel der Helena in Sparta, dem Tempel der Aphaia auf Ägina ist die Herkunft des Kultes durch Funde aus mykenischer Zeit sichergestellt. Auf der Burg von Athen und in Argos ist der Kult der Schirmerin des fürstlichen Palastes nach dem Sturze der Dynastien von dem Volke übernommen und an derselben Stelle weitergeführt.

Die kretisch-mykenische Religion. Solange die kretische Schrift noch nicht entziffert ist, sind wir für die Erkenntnis der Religion der Kreter auf die Deutung der zahlreichen Denkmäler angewiesen: sie ist uns „als Bilderbuch ohne Text“ überliefert². Die Entwicklung dieser Kultur und ihrer Religion erstreckt sich über ein Jahrtausend, in dem Kreta mehrmals von schweren

¹ Vgl. z. B. die gegensätzlichen Anschauungen von M. P. Nilsson im Hdb. II 313 und G. Karo, Religion des ägäischen Kreises in Bilderatlas zur Religionsgeschichte von H. Haas, 7. Ueif. S. VIII und Xff.

² Abb. in dem Bilderatlas von G. Karo mit einleitendem Text.

Katastrophen heimgesucht wurde. Die Kultreste sind zweierlei Art: sichere Kultreste wie Kultgrotten in natürlichen Höhlen, in denen sich zahlreiche Weihgaben wie Tongefäße, kupferne Geräte und Waffen fanden, z. B. die Höhle von Psydrö so von Knossos, die man früher fälschlich für die dikäische Zeusgrotte hielt; einfache Heiligtümer auf hohen Berggipfeln: Bezirke mit niedrigen Umfassungsmauern, in denen nach den Funden (tönernen Nachbildungen menschlicher Gliedmaßen) eine Heilgottheit verehrt wurde; Kapellen in den Palästen, winzige Kammern für den Gottesdienst der fürstlichen Familie, die mit einer Altarbank ausgestattet waren, auf der die Kultsymbole (s. w. unten) und Weihgaben aufgestellt waren, Kultfassaden (aus ihren Grundmauern und kleinen Abb. hergestellt), vor denen im Freien vor einer zahlreichen Volksmenge die heiligen Handlungen vollzogen wurden; die Kultsymbole, vor allem die Doppelhörner, doppelt gehörnte Aufsätze, die auf Altären usw. ihren Platz hatten, das wichtigste kretische Kultsymbol, das Doppelbeil, Kreuze, Schleifen; Opfertische und Altäre mit Vorrichtungen für Weihegüsse in den Höfen der Paläste; Götteridole verschiedener Gestalt; sodann Denkmäler, in erster Linie Darstellungen von Kultszenen und Göttererscheinungen, die sich besonders in Gestalt von Vögeln zeigen (vgl. Athene im 1. B. d. Odyssee).

Aus allem ergibt sich, daß die Träger dieser Kultur bereits bestimmte Göttervorstellungen entwickelt hatten, und daß sie sich die Götter bereits in rein menschenähnlicher Gestalt dachten (vgl. die Götteridole bes. die Schlangengöttin). Diese Vorstellung hat sich allerdings erst im Laufe der Entwicklung gebildet, denn in der ersten Periode der kretischen Kultur finden wir nirgends ein Götterbild. Zum Kultbild ist das Abbild des Gottes bei den Kretern niemals geworden. Wenn auf den Abbildungen im Kult vor allem Frauen tätig sind, so sind auch die dargestellten Göttinnen meistens weiblich: Göttinnen mit Löwen, Schlangen, Tauben oder Blumen, eine gewappnete Göttin mit Schild und Speer, Doppelbeil oder Bogen. Sicher nachweisen läßt sich die Verehrung der großen Herrin der Natur, die zwei Tiere im Nacken oder an den Hinterfüßen gefaßt hält. Doch läßt sich noch nicht nachweisen, ob verschiedene weibliche Gottheiten gemeint sind oder nur wechselnde Ausdrucksformen einer großen Naturgöttin. Als Diener der Götter auf Fresken, Stein- und Metallgefäßen, Gemmen und Ringen erscheinen Dämonen, eigenartige Mischbildungen mit menschlichem Leibe und Tierkopf: Löwenmenschen, Stiermensch, Nilpferdmensch. Kult Räume waren zunächst natürliche Grotten, in späterer Zeit Kapellen in den Palästen für den Hauskult des Herrschers und freie Plätze vor Kultfassaden und Altären. Die Kult handlungen bestanden in der Darbringung von Opfern, Opfergaben und Weihegüssen, in Prozessionen und Reigen. Selbständige Altarbezirke und tempelartige Bauten sind in Kreta nicht gefunden.

Eine große Rolle spielte der hochentwickelte Totenkult, der einen ausgebildeten Seelenglauben voraussetzt. Das beweist die Bestattung in ausgebauten Grabkammern, in gewaltigen Rundbauten, in späterer Zeit auf Massenfriedhöfen in ummauerten Bezirken, Grabkammern mit Kult räumen und Zugängen (*δομοι*). Reiche Beigaben sind den Toten mit-

gegeben. Den Grabkult schildern die Bilder des bekannten Sarges von Hagia Triada (aus der spätkretischen Zeit).

Als Vorstufen griechischer Gottheiten sind mit hinreichender Sicherheit erkannt die Herrin der Berge und Tiere (*πότνια θηρών*), eine Naturgottheit, die der kleinasiatischen Großen Mutter (Kybele) verwandt ist, und die gewappnete Göttin Athene, während der kretische Zeus mit der Labrys, der Doppelart, nicht auf einen Gott dieses Kultkreises zurückgeführt werden kann.

Die Entstehung der griechischen Götterwelt¹. Eine schwere Aufgabe der griechischen Religionsgeschichte ist es, nunmehr bei der Erforschung der griechischen Religion, ihrer Gottheiten und Kulte das vorgriechische und das griechische Gut voneinander zu sondern. Von den Göttinnen gehen in die vorgriechische Zeit hinauf **Athene**, zumal deren Name mit der nichtgriechischen Endung *-ἴμη* nicht aus griechischem Sprachgute erklärt werden kann. Die schildtragende Göttin ist die Hausgöttin der Fürsten in den Burgen des griechischen Festlandes, als solche wurde sie in jener kriegerischen Zeit zu einer kriegerischen Göttin und (bei Homer) zur Beschützerin mancher Helden. Ihr Bild, das Palladion, das ursprünglich im Innern des Palastes verborgen ist, ist ein Unterpfand des Bestehens des Herrschergeschlechtes, später der Stadt, die ihren Kult übernommen hat. **Artemis**, im griechischen Volksglauben die Herrin der freien Natur und Ernährerin der Tiere, läßt sich durch ihre Darstellung als sog. *πότνια θηρών* in der Zeit des orientalisierenden Stiles auf die große Naturgöttin der kretischen Religion zurückführen.

Von einigen Forschern (vgl. Nilsson im Hdb. II 319ff.) werden Gottheiten, deren heilige Geschichte nach ihrer Ansicht ungriechisches Gepräge zeigt, auf die vorgriechische Bevölkerung zurückgeführt. Das trifft auf die sterbenden Gottheiten zu, die im nächsten Jahre wieder auferstehen und durch ihre Geburt und ihr Vergehen das Werden und Vergehen der Vegetation versinnbilden. Zu diesen Gottheiten gehörten die naxische Ariadne, der kretische Zeus, dessen Mythos auf Kreta von einer jährlichen Geburt und einem jährlichen Untergang erzählt². Auch der Zeussohn Dionysos gehört nach diesen Forschern zur gleichen Reihe.

Besonders schwer ist die Aufgabe, das religiöse Gut der einwandernden Griechen zu bestimmen, weil bei dieser Untersuchung uns keine archäologischen Funde unterstützen und auch die Sprachwissenschaft uns nur in vereinzelt Fällen zu Hilfe kommt. Sicher griechisch ist der Name und der Begriff des Herdes und seiner göttlichen Schirmerin, der Herdgöttin **Hestia**, da die kretische Kultur den feststehenden Herd nicht kennt. Ziel des Kultes ist der Herd selbst, auf den bei Beginn und am Schluß jeder Mahlzeit eine Spende ausgegossen wurde, um den der Hausvater das neugeborene Kind bei seiner Aufnahme in die Familie herumtrug. Wie das Haus hatte auch die Stadt ihren heiligen Herd in dem Hause,

¹ E. Kalinka, Die Herkunft der griechischen Götter. Neue Jahrb. 1920, I S. 401ff.

² Diese Deutung ist sehr unsicher, vgl. z. B. Karo a. a. D. VIII (Herausgeber).

in dem die Träger der Staatsmacht sich versammelten. Von ihm nahmen bei Koloniegründungen die Auswanderer das heilige Feuer mit.

Sicher ein griechischer Gott ist der gemeinindogermanische Regen- und Wettergott **Zeus**, der im Verlaufe der wirtschaftlichen und kulturellen Entwicklung in die mannigfachen Aufgaben und eine überragende Stellung hineingewachsen ist¹. Der Spender des Regens war für eine ackerbaureisende Bevölkerung der Spender der Brotfrucht, des wichtigsten Nahrungsmittels. Da in primitiver Zeit der Kornvorrat, der zur Nahrung für das ganze Jahr und zur Aussaat für das neue Jahr diente, der wichtigste Besitz war, war er für Homer der Reichtumspender, in späterer Zeit wird er *πλοῦσιος* oder *ὄλβιος* zubenannt. (Entstehung der Demeterfage und Demeterreligion durch die Verbindung des Reichtumsgottes Plutos oder Pluton, der das im Innern der Erde aufbewahrte Korn verkörpert, mit den unterirdischen Göttern, die über die Toten herrschen).

Es ist verständlich, daß der Spender des Getreides und Beschützer der Vorratskammer die übrigen Götter des Haushalts in sich aufzog, und daß er auch in den Herdkult als Zeus *ἐφ' ἑστίας* eindrang. Als Zeus *ἐργεῖος* schirmte er Haus und Hof vor Feinden und wilden Tieren; bei Sophokles ist Zeus Herkeios der Gott der Blutsverwandtschaft. Da nach griechischer Anschauung wirkliche oder angenommene Blutsverwandtschaft Grund der Zugehörigkeit zum Staate ist, so gewann, wie im Haus- und Familienkult, Zeus auch im Staate bei höheren Bedürfnissen größere Bedeutung und einen wesentlich erweiterten Aufgabenkreis. Er ist der Beschützer des Königs und seiner Rechte (vgl. Agamemnon bei Homer). Nach dem Fall des Königtums wird er als Zeus Polieus (neben ihm die alte mykenische Stadtgöttin als Athene Polias, die zu seiner Tochter wurde), der Schützer der Existenz und Freiheit des Stadtstaates (*β. σωτήρ* und *ἐλευθερίος*). Zeus trug als *ἱκέσιος*, *ξένιος*, *μετοίκιος* Sorge für die Beachtung der ungeschriebenen Geseze, die in älterer Zeit das Leben im Staate und den Verkehr zwischen den Staaten regelten. Wie Zeus das Recht der Familie schützte, so sorgte seine Gattin **Hera** für das Recht der Frau in der Ehe. In späterer Zeit wurde Zeus in einer Weiterentwicklung und Vertiefung seines Wesens zum Ausdruck des sittlichen Bewußtseins, neben den seine Tochter Dike, die Gerechtigkeit trat.

Als neben dem Ackerbau in den Städten die Gewerbe sich entwickelten, wurde die Göttin der Stadt **Athene** zur Beschützerin des Handwerks, die als Frau besonders der Kunst des Webens sich annahm, das den Frauen oblag, und auch die Schmiede schirmte. Zu ihr trat später in ein enges Verhältnis **Hephaistos**, der Dämon des Erdfeuers (vgl. Athen). **Poseidon**, der ursprünglich nicht auf das Meer beschränkt war (vgl. seinen Kult auf der Akropolis von Athen), ist wohl griechischen Ursprungs. Auch mächtige Triebe, die bestimmend auf den Menschen und die Gestaltung seines Lebens einwirken, haben in Gottheiten ihre Vertreter gefunden, der sexuelle Trieb in **Eros** und in der aus dem Orient eingewanderten **Aphrodite** und der unbändige Kampfesmut in **Ares**.

Eingewandert sind noch vor Anfang der geschichtlichen Zeit **Dionysos**

¹ D. Gruppe, Die Anfänge des Zeuskultes. Neue Jahrb. 1918, 1 S. 289 ff.

aus Thrakien und Apollon aus Kleinasien. Er ist der Gott der Reinigungen und Sühnungen, der Sender von Krankheit und Heilgott (vgl. den Anfang der Ilias). Seine Verehrung zeigt das erstarkende Verlangen des griechischen Volkes nach Sühnung und Regelung des religiösen Lebens (über Dionysos und Apollon s. w. unten S. 362 f.).

Die beherrschende Stellung des Hauptgottes der eingewanderten Griechen, die noch bei Homer stark hervortritt, wurde, wenn er auch immer der höchste Gott blieb, eingeschränkt, als die einwandernden Griechen auf Götter trafen, die sich neben ihm allmählich Geltung verschafften. Die Aufgaben der Götter dieser Zeit stimmen durchaus mit den einfachen Lebensverhältnissen und Bedürfnissen einer altertümlichen Zeit überein.

III. Die Entwicklung der griechischen Religion in geschichtlicher Zeit.

§ 243. Der homerische Rationalismus und Anthropomorphismus.

Homer der Schöpfer der griechischen Religion. Nach einem berühmten Worte Herodots (II 53) haben Homer und Hesiod die griechischen Götter mit ihren Gestalten, Beinamen, Ehren und Künsten geschaffen. Der Ausspruch ist insofern richtig, als unter dem Einflusse der homerischen Gedichte etwa seit dem 8. Jahrhundert sich im ganzen griechischen Kulturgebiete, ausgehend von der ritterlichen Gesellschaft der kleinasiatischen Kolonien, die in diesen Gedichten niedergelegten Anschauungen von den großen olympischen Göttern, dem Götterstaat und ihrem Leben durchgesetzt haben. Dabei wurden die unzähligen Lokalkulte zugunsten der großen olympischen Götter zurückgedrängt, wenn sie sich auch vor allem im griechischen Mutterlande bei den niederen ackerbautreibenden Schichten der Bevölkerung bis in die späteste Zeit erhalten haben. Auch der Seelen- und Totenkult hat hier immer fortbestanden.

Der Anthropomorphismus. Kennzeichnend für die Religion des Epos ist der Anthropomorphismus d. h. die Übertragung menschlichen Wesens und Verhaltens auf die Gottheit. Der Mensch versucht mit seinem Verstand das Wesen der Gottheit zu erfassen (Rationalismus) und stellt sich ihr Inneres nach seinem eigenen Bilde vor. Der Mythos erzählt die heilige Geschichte des Gottes. Fördernd wirkte auf diese Entwicklung, die in der griechischen Religion besonders ausgebildet ist, das dem griechischen Volke angeborene Streben nach klarer bildhafter Vorstellung in allen Dingen. Die Heimat des Anthropomorphismus ist das jonische Kolonialgebiet in Kleinasien, wo durch die Auswanderung die Zusammenhänge mit den alten Kulturen zerrissen waren.

Totenkult. Besonders klar tritt die vernunftgemäße Einstellung des homerischen Menschen in dem Verhältnis zu der Totenwelt zutage. Die Macht der Toten über die Lebenden ist gebrochen, daher scheint Totenkult am Grabe kaum noch zu bestehen. Die Seele des Verstorbenen, die $\psi\upsilon\chi\acute{\eta}$, ist ein kraftloses Schatten- und Traumbild. (Vgl. die Worte Achills Odyssee XI 489 ff.):

Lieber ja wollt' ich das Feld als Tagelöhner bestellen,
einem Mann, der ohn' eigenes Erb in Dürftigkeit lebte,
als die sämtliche Schar der geschwundenen Toten beherrschen.

Die Toten leben wie die Lebenden in einem gemeinsamen Totenreiche, dem Reiche des verhassten **Hades** und seiner Gemahlin **Persephone**. Es liegt unter der Erde und hat seinen Eingang dem Weltbilde der damaligen Zeit entsprechend am äußersten Rande der Erdscheibe. Ältere Anschauungen über die Toten und ihren Kult leben in der Bestattung des Patroklos durch Achill (*Ilias* XXIII) fort. Eine ausführliche Schilderung des Totenreiches, die allerdings nicht auf einheitlicher Vorstellung beruht, bietet das Nekhja genannte 11. Buch der Odyssee. Auf Anschauungen über die Unterwelt, die in späterer Zeit von den Orphikern verbreitet wurden, weisen die Erzählungen von den Strafen des Tityos, Tantalos und Sisyphos hin.

Den **Götterstaat** mit der Überordnung des Götterkönigs Zeus über die anderen Götter und Göttinnen (vgl. Agamemnon und seine widerspenstigen Vasallen), mit seinem Leben und Treiben haben Homer und seine Vorgänger sich nach dem Vorbilde der ritterlichen Gesellschaft Kleinasiens vorgestellt. Ihr Wohnsitz ist der Olymp, auf dessen in die Wolken ragendem Gipfel Zeus sitzt. Tiefer liegt die Götterstadt mit ihren Palästen. Neben die großen Gottheiten treten dienende: Ijis, Iris, Hebe, Ganymed, Hephaistos.

Die Götter stehen als Geschwister, als Gatte und Gattin, als Vater und Kind zueinander in einem Familienverhältnis. Diese Ordnung der verschiedenen Götter zu einer Götterfamilie ist der erste Versuch, in dem bunten Göttergewimmel Einheit und Ordnung zu schaffen. Die Zahl der Götter wird vermindert, kleinere Götter verschwinden oder gehen in größere auf.

Götter und Menschen. Den sterblichen Menschen sind die unsterblichen Götter — ihre Unsterblichkeit verdanken sie dem Umstande, daß sie von anderen Speisen leben als die Menschen, nämlich von Nektar und Ambrosia, — an Macht und Stärke, an Schönheit und Verstand überlegen. Die Götter haben aber auch menschliche Gefühle und Leidenschaften und zeigen manchmal allzu menschliche Schwächen. Von diesen Göttern verlangt der Mensch natürlich Hilfe wegen seiner Verwandtschaft mit ihnen, wegen früherer Gaben, nicht wegen seiner Besinnung und der Sittlichkeit seiner Taten. Das zeigt sich vor allem in der *Ilias* in der leidenschaftlichen Parteinahme der Götter für eine der beiden Parteien und ihre Schützlinge. Nur Zeus — und das zeugt am besten für seine überragende Stellung — steht wirklich über den Kämpfenden.

Indem der Anthropomorphismus die alten Naturgötter zu einer Art höherer Menschen umbildete, beraubte er sie ihrer Macht, die ihnen als den großen Kräften der Natur eigen gewesen war, und vor der sich der Mensch in Furcht gebeugt hatte. Als alte Naturkräfte konnten die Götter aber nicht Hüter der Heiligkeit, Gerechtigkeit und Barmherzigkeit, nicht Schirmer der Sitten und Gewohnheiten des gesellschaftlichen Lebens werden, was die Menschheit im Verlaufe der Entwicklung von ihnen verlangen mußte. Beide Vorstellungen ließen sich nicht ohne weiteres miteinander verschmelzen. Der Mangel eines im Wesen der Götter begründeten Ver-

hältnisses zur Sittlichkeit hat am Lebensnerv der griechischen Religion gekehrt.

Das Fehlen einer festen Schranke zwischen den als Menschen vor-
gestellten Göttern und den göttergleichen „gottgeborenen oder gottgenährten“
Helden ist der Grund für die Anschauung vom Neide der Götter, wenn
dem Helden in seinem maßlosen Streben Mißerfolg beschieden ist. Denn
sie greifen sichtbar in menschlicher Gestalt oder in eine Wolke oder in
Finsternis gehüllt den Blicken der Sterblichen entzogen in das Menschen-
leben ein. Sie erhöhen oder erniedrigen den Menschen, dessen Schicksal
„im Schoße der Götter“ liegt. Mit dieser Anschauung konnte sich ein
wahrhaft religiöses Volk nie zufrieden geben. Die Griechen haben ver-
gebens damit gerungen. Handlungen, die der Mensch im Affekt „außer
sich“ begeht, schreibt er einer außer ihm wirkenden Kraft, einem Dämon
oder einer Gottheit¹, der Ate, dem Zeus, der Moira oder den Erinnyen zu.
Das Unglück, vor allem den unentrinnbaren Tod sieht er als sein Los,
seinen gebührenden Anteil (*αἴσα, μοῖρα, εἰμαρμένη*), an. Es entwickelt
sich ein Fatalismus, nach dem der ganze Lebenslauf vom Tage der Ge-
burt an vorausbestimmt, dem Menschen „zugesponnen“ ist.

Widersprüche der homerischen Religion. Die festumrissene Eigenart
der vermenschlichten Götter macht es nicht möglich, in ihnen die wirkenden
Ursachen jedes Ereignisses zu sehen, in dem der Mensch das Wirken einer
höheren Macht verspürt. Die Naturgötter des alten Systems und die
persönlichen Götter treten in Wettbewerb. Zeus und die Moira — das Wort
bedeutet das Ordnungsmäßige, Schicksalbestimmte — die unter dem Ein-
flusse der religiösen Gesamtanschauung zuerst personifiziert, dann anthropo-
morphisiert wird, kämpfen in der religiösen Vorstellung um die Macht.
Daher rührt die unklare Anschauung Homers von dem Verhältnisse des
Zeus zur Moira, dem Schicksal, wie sich die widerspruchsvollen Vorstel-
lungen Homers über die Götter überhaupt daraus erklären lassen, daß
seine Religion zwei Quellen entspringt, dem primitiven Glauben an die
Wirkung der Naturmächte und dem Rationalismus, der dem Menschen
in ihrem Wesen und Handeln begreifbare Götter begrenzter Wirksamkeit
geschaffen hat.

**Bedeutung der homerischen Religion für das griechische Geistes-
leben.** Die religiösen Anschauungen der oberen Schicht von den vermensch-
lichten Göttern drangen trotz mancher gefühlsmäßigen Widerstände auch in
das Volk ein und riefen die erste Kritik der Religion hervor. Für
die Entwicklung des griechischen Geistes ist die homerische Religion inso-
fern von Bedeutung und später zum Verhängnis geworden, als sie durch die
Niederreißung des Glaubens an die alles beherrschende Wundermacht der
göttlichen Kraft den Menschen ein so freies Verhältnis zu den Göttern schuf,
wie in keiner anderen Religion. So führte sie die Menschen dazu, mit eigener

¹ *θεός* und *δαίμων* verhalten sich so zueinander, daß der *θεός* als eine be-
stimmte, festumrissene Persönlichkeit geschaut wird, an die sich der Mensch im Kult
wendet, während der *δαίμων* etwas Unbestimmtes ist, ein Ausschnitt der über-
natürlichen Kraft, die der Mensch aus seiner persönlichen Erfahrung nicht begreifen
kann (vgl. das Adjektiv *δαίμωνιος* das Wunderliche, Unbegreifliche, Irrationale).

Kraft die Ordnung und den Zusammenhang der Welt zu untersuchen. Daraus entsprang die griechische Wissenschaft. Der jonische Rhapsode bahnte dem jonischen Naturphilosophen den Weg; dieser hat aufgebaut, wo jener niederriß.

§ 243. Die Formen des Kultus der griechischen Religion.

Religion und Staat. Der Staat forderte in gottesdienstlichen Dingen nur eine äußere Befehmsmäßigkeit, im übrigen ließ er jedermann in Glaubenssachen Freiheit. Daher ist die griechische Religion eine Laienreligion, die sich nie zu einer „Kirche“ mit festen Dogmen entwickeln konnte. Doch übernahm der Staat die Aufsicht über das Religionswesen und verbürgte die Aufrechterhaltung der althergebrachten Kulte. So ist die offizielle Religion eine Staatsreligion, gewissermaßen nur eine Seite des antiken Staates. Jede wichtige Staatshandlung wurde mit Gebet, Opfer oder Mantik eingeleitet, nachdem gewöhnlich ein Gutachten des delphischen Orakels, der höchsten Autorität in den Fragen des Kultus, oder des mit ihm in einer gewissen Verbindung stehenden Kollegiums der Epegeten eingeholt war.

Kulthandlungen. Bei den Opfern, Weihgeschenken, Gelübden, Gebeten und anderen Kultformen findet nach griechischer und antiker Anschauung überhaupt ein Tauschhandel zwischen der Gottheit und Mensch nach dem Grundsatz des „do ut des“ statt.

Das Gebet als Bitt- und Dankgebet ist bei den Griechen vor allem in späterer Zeit häufig ein selbständiger Akt der Frömmigkeit.

Der Grieche betet unbedeckten Hauptes unter heiliger Stille, wozu der Herold mit dem Rufe: *εὐφημείτε* (favete linguis)! auffordert, Gesicht und Hände zum Sitz der Gottheit hingewandt¹. Hymnus = Lobgesang; das Gelübde (*εὐχή*), eine Bitte an die Gottheit mit dem feierlichen Versprechen einer Gegenleistung im Falle der Gewährung; der Eid (*ὄρκος*, ius iurandum als bürgerlicher, sacramentum als Fahneneid, außerdem der Amtseid) bekräftigt durch Trank- oder blutige Opfer, endet mit einer Selbstverwünschung (*κατάρα*), execratio = Fluch für den Fall des Meineids oder Eidbruchs.

Das Opfer (von offerre, *θυσία*, sacrificium), die „Darbringung“ eines Geschenkes an die Gottheit, entweder zum bleibenden Besitz (Weihgeschenk, *ἀνάθημα*) oder zum augenblicklichen Genuß. Hinsichtlich des verfolgten Zweckes sind Bitt-, Dank- und Sühnopfer, hinsichtlich des geopferten Gegenstandes folgende Arten des Opfers zu unterscheiden: a) unblutige, meist feuerlose Opfer. Sie waren in den Zeiten der Naturalwirtschaft die Regel und herrschten später im Privatkult vor. Im Staatskult finden sie sich als Voropfer oder sind, wenn selbständig, aus historischen Gründen beibehalten.

Geopfert werden eßbare Speisen, Früchte, vor allem die Erstlinge der Ernte (*ἀροθία*, primitiae); Spenden- oder Trankopfer (*σπονδή*, libatio), Weinspenden bei Gastmählern und Verträgen (*σπονδαί*), sog. „nüchterne“. d. h. weinlose Trankspenden (*μηγάλια ἰερά*), bei Totenopfern (*χοαί*, inferiae), das *μελίκρατον* aus Honig, Milch und Wasser gemischt, Räucherwerk.

b) Blutige Opfer. Sie überwogen im Staatskult als Tieropfer.

¹ Der betende Knabe in Berlin, dessen Hände richtig nach auswärts ergänzt werden müssen, stellt einen griechischen Beter dar

Es sind entweder Speisopfer (*θυσίαι γευσταί*), bei dem eßbare Tiere: Rind, Schaf, Schwein, Ziege vom Gott und seinen Verehrern gemeinsam verzehrt wurden. Dazu gehören alle den himmlischen Gottheiten dargebrachten, vor allem die großen Gemeindeopfer (*θυσίαι δημοτελείς*, *sacra sollemnia*), oder Vernichtungsoffer (*θυσίαι ἀγευσταί*), die der Gottheit allein überlassen wurden: Opfer für die Gottheiten der Unterwelt und die Toten, bei Eid- und Sühnopfer. Das Fleisch wurde auf irgendeine Weise ganz vernichtet².

Die Opferbestimmungen, die auf einer Inschrift neben dem Altar aufgezeichnet waren, weichen in verschiedenen Kulturen und an verschiedenen Orten sogar in demselben Kult voneinander ab. Männliche Tiere opferte man den Göttern, weibliche den Göttinnen, Tiere weißer Farbe den himmlischen, schwarzer den unterirdischen und Meergöttern, brandrote waren für die Gottheiten des Feuers bestimmt. Es gab Einzel- und Massenopfer. Das Dreioffer (*τριπτός*) der *συνοβεταιρία*, bei dem die männlichen Vertreter aller drei Arten von *pecora* geopfert werden, brachte man in Griechenland beim Abschluß von Staatsverträgen dar (in Rom beim Lustrum). Die Hekatombe, das Hundertopfer, bezeichnet jedes größere feierliche Opfer.

Griechischer Opferritus. Der Opferrnde schneidet bekränzten Hauptes die Stirnhaare des Opfertieres ab und verbrennt sie, streut die Opfergerste (*σάλοχόματα*), mischt die Schenkstücke (*μηρία*) in die Fetthaut ein und verbrennt sie unter Libation von Wein und Verbiennung von Weihrauch den Göttern, die sich an dem Fettdampf (*κρίσις*) erfreuen, während die edleren Eingeweide (*σπλάγγνα*) sofort gebraten und gegessen wurden.

Die Mantik oder Divination ist die Kunst der Weissager (*μάντιες θεοπρόσοι*), die von der Gottheit durch Zeichen oder Eingebung vermittelten Offenbarungen zu deuten und andern mitzuteilen.

Es gibt zwei Arten: a) die natürliche oder kunstlose Mantik, die auf innerer göttlicher Inspiration beruht und daher meist zufällig begegnende Zeichen umfaßt: Die von Zeus gesandten und von *δνειροκρίται* ausgelegten Träume und die an bestimmten Orakelstätten (*ματεῖον*, *χρηστήριον*) von der Gottheit kundgetanen Orakel, göttliche Offenbarungen, Zeichen oder Sprüche (*χρησμός*, *μάντευμα*, *λόγοι* = *oraculum*, von *os*).

a) **Spruchorakel**, die Orakel Apollons, besonders das berühmte zu Delphi, nach dem homerischen Hymnos auf Apoll von diesem selbst gestiftet. Hinter der Cella des um die Mitte des 6. Jahrhunderts erbauten Prachttempels stand im Adyton der heilige Dreifuß, der Sitz der Seherkraft. Auf ihm sitzend geriet die Priesterin, die *Pythia*, nachdem sie aus der heiligen Quelle getrunken hatte, in Verzückung und stieß weissagende Worte aus. Danach erteilte ein Priester (Prophet) den Rat suchenden in Versen, später auch in Prosa, die meist dunkle und zweideutige Antwort. β) **Zeichenorakel**: Das des Zeus zu Dodona (aus dem Rauschen der hl. Eiche), zu Olympia in Elis (aus Opferzeichen), des Jupiter Amon in der libyschen Wüste (aus den Schwankungen des in Prozeßion getragenen Götterbildes). γ) **Die Traum- und Totenorakel**: Das berühmte Traumorakel des Asklepios zu Epidaurus in Argolis, das meist Kranke aufsuchen, um sich dort zum Schlafe niederzulegen (*ἐγκοίμησις*, *incubatio*) und im Traum vom Heilgott die Heilung oder doch die Mittel dazu angegeben zu erhalten; das bekannte Totenorakel (*νεκρομαντεία*) zu Hyeme in Kampanien, wo die von den Priestern aus der Unterwelt heraufbeschworenen Seelen die gewünschte Auskunft erteilt haben sollen.

b) **Die künstliche oder Zeichenmantik** besteht in der Beobach-

² *τερεῖν* schlachten, *σφάττειν* durch Schnitt oder Stich dem getöteten Tiere das Blut entziehen, *θύειν* opfern, *θύειν* (bei Homer) verbrennen. Die Tieropfer, bei denen das Blut entzogen wird, sind *σφάγια* also die Sühnopfer (*σφαγιάζουσαι*, *ἐναγιάζουσαι* bei Totenopfern, *τέμνειν* = *caedere* bei Süh- und Eidopfern).

tung und Deutung der von Gott gesandten Zeichen (τέρατα, σήματα, signa), der zur guten Stunde gesprochenen oder vernommenen Worte und Laute.

α) Die **Beobachtung der Himmelserscheinungen**: Donner und Blitz, Regenbogen, Sonnen- und Mondfinsternisse, und der unheilverkündenden Kometen, Meteorsteine und Sternschnuppen, Erdbeben und Überschwemmungen. β) **Vogelschau** (οἰωνοσκοπία), der Flug der großen „alleinfliegenden“ Raubvögel (Adler, Habicht, Eule als Vogel des Zeus, Apollons, der Athene). Da der Beobachtende das Gesicht nach Norden wendet, gilt der δεξιὸς ὄρνις, auf der Ostseite fliegend, als glücklichverheißend, der ἐπ' ἀριστερὰ πετόμενος, also auf der Westseite, für unheilverkündend. γ) Die (bei Homer noch nicht bekannte) **Opfer- und Eingeweideschau** (ἱεροσκοπία), d. h. das Wahrsagen aus den Eingeweiden der Opfertiere, wobei es auf Farbe und Blätte von Herz, Lunge, Leber mit ihren Lappen, Galle und Milz ankommt. Als die ausgebildetste, zuverlässigste und bequemste Art der Mantik ist die Hieroskopie im Felde gebräuchlich. Kundige Seher fehlen in keinem Heere.

Kultzeiten, Feste und Spiele.

Der attische Festkalender. Das festfreudige Volk der Athener feierte in jedem Monat den Göttern, in erster Linie der Stadtschirmerin Athene zu Ehren mehrere Festtage. Die wichtigsten Feste sind die Dionysosfeste (s. unter Drama S. 38) und die **Panathenäen**. Die großen Panathenäen wurden in jedem 3. Olympiadenjahr seit Peisistratos wenigstens 6 Tage lang mit besonderer Pracht gefeiert. Die wichtigsten Bestandteile dieses Festes waren neben hippischen, musischen (z. B. dem Vortrag der homerischen Gedichte) und gymnischen Agonen (Preise waren dabei Amphoren mit Öl von den heiligen Ölbäumen in der Akademie) die großartige Festprozession (πομπή) am Hauptfeiertage, die sich vom Kerameikos durch die Hauptstraßen der Stadt auf die Akropolis bewegte, um das Palladion im Erechtheion mit dem von vornehmen Jungfrauen gewebten Prachtgewand (πέπλος) zu bekleiden, und das Opfer einer Hekatombe an dem großen Altar vor diesem Tempel, verbunden mit festlicher Volkspeisung.

Nach der Vereinigung von Eleusis mit Athen werden die **Eleusischen Mysterien**, deren Anziehungskraft in der Erweckung von Jenseitshoffnungen liegt, zu einem attischen Staatsfest erhoben und unter Aufsicht des Archon Basileus auch weiterhin von den adligen Geschlechtern von Eleusis geleitet.

Nach dreitägiger Festfeier in der Stadt zog am 19. Boëdromion (September) die große Prozession des athenischen Volkes und zahlreicher Pilger mit dem Bilde des Iakchos, des Sohnes von Pluton und Kore, auf der heiligen Straße nach dem 20 km entfernten Eleusis, wo die eigentliche Feier der großen Mysterien mit den nächtlichen Weihen (oder Mysterien, τελεταί, initia), die in einem sakramentalen Trinken, gewissen Opfern unter Aussprechung ritueller Formeln, ferner in prunkvollen dramatischen Darstellungen und lebenden Bildern aus dem Mythos der Demeter und der genannten Gottheiten bestanden, stattfand. Den Sinn des Gesehenen deutete der Hierophant, der oberste Priester. Ort der Feier war das Telesterion, ein Tempel von 54 m² mit einer großen zwölfsäuligen Marmorvorhalle, ein Bauwerk des Iktinos (zur Zeit des Perikles). — Dem Zeus, der Athene und dem Apollon wurden von den Phratrien, den alten Geschlechtsverbänden, die Apaturien gefeiert, wobei die

Namen der im vergangenen Jahre geborenen Kinder in die Geschlechtsregister eingetragen wurden. Auch der Artemis feierte man alljährlich mehrere Feste.

Feste anderer griechischer Staaten. Auf Delos beging man die Apollonia, das Geburtsfest des Gottes, und die Delien in jedem 4. Jahre großartig, in Delphi die Theophanien am Ende des Winters zur Feier der Wiederkehr Apolls aus dem Hyperboreerlande, ein Festmahl, bei dem alle Götter und bevorzugte Sterbliche den Gott begrüßten, endlich die glänzenden Pythien (s. unten), in Argos die Hergia mit großen Opfern und Agonen; in Sparta die Gynnopaidien zu Ehren Apolls

Die Agonistik. Die Gymnastik mit ihren Wettkämpfen des Leibes und Geistes war von Anfang an mit der Religion verbunden. Es gab **gymnische Agone**; Wettspiele im Stadion zur Schaustellung körperlicher Tüchtigkeit; **hippische**: Wettkämpfe zu Roß, vorzugsweise Wagenrennen im Hippodromos, wo eine Bahn von 1200 Fuß Länge mit dem Zwei- (*συνωγλι*) oder Viergespann (*τέθριππον*) zweimal durchfahren werden mußte; nicht der Rosselenker, sondern, wie heutzutage, die Pferde und ihr Besitzer waren Sieger; **musische**: Wettkämpfe in den Künsten der Musen, in Tanz-, Ton- und Dichtkunst, in Vorträgen (*ἐπίδειξις*) und Reden — mit einem gemeinsamen Namen als *ἀγῶνες θυμειτικοί* nach dem Altar auf der Orchestra bezeichnet — sowie die **dramatischen** (*σκηνηκοί ἀγῶνες*: *ἀγῶνες τραγῳδῶν, κωμῳδῶν* und *σατύρων*), in denen sich Poesie, Musik, Orchestik und Ausstattungskunst zu einheitlichen Leistungen vereinigten und Dichter, Chorege (als Geldgeber und Behilfe) sowie Schauspieler gemeinsam Wettbewerber waren. Für diese Agone sind in den Odeon und Theatern zweckmäßige Gebäulichkeiten geschaffen.

Die vier großen Nationalspiele (*κῶναι πανηγύρεις*): die Olympien, auf der geweihten Stätte von Olympia in Elis in dem ummauerten heiligen Bezirk „Altis“ (weil früher ein „Hain“) am Flusse Alpheios (776 v.—393 n. Chr.) periodisch nach Ablauf von je 4 Jahren unmittelbar im Anschluß an den 1. Vollmond nach der Sommer Sonnenwende zu Ehren des Zeus, ursprünglich 1 tägig, seit 472 v. Chr. 5 tägig¹.

Die drei mittleren Tage bringen die Wettspiele, der 1. das Eröffnungsoffer am Brandaltar des Zeus, den Schwur der Bewerber auf die Kampfregeln und die Auslosung derselben; der letzte als Tag der Siege die Preisverteilung, den Festzug der Sieger zu den Altären der Götter und das Festmahl im Prytaneion. Nach dem Sieger im einfachen Wettlauf (*στανδιον*) wird die Olympiade benannt.

Die **Pythien**, in der krisäischen Ebene in der Nähe von Delphi zu Ehren des pythischen Apollon, der sie nach Erlegung des Drachen Python selbst eingesetzt haben soll (586 v.—393 n. Chr.), alle 4 Jahre in jedem 3. Olympiadenjahr um die Mitte August mehrere Tage lang.

Hier stehen im Vordergrund die musischen Agone, neben musikalischen Ausführungen von Kitharoden und Auloden auch poetische. Den Beginn und Hauptteil des Ganzen bildet der *νόμος Πυθικός*, ein Paian auf Apoll, den Beschluß das diesem Gott dargebrachte Opfer.

Die **Isthmien**, auf Theseus zurückgeführt, auf dem korinthischen Isthmos in dem heiligen Fichtenhain Poseidons zu Ehren dieses Gottes trieterisch wahrscheinlich im Frühling jedes 2. und 4. Olympiadenjahres seit Solons Zeit. Die **Nemeen**, ebenfalls trieterisch seit 572 v. Chr. im Hochsommer jedes 4. und 2. oder 1. Olympiadenjahres im Tale Nemea zwischen Kleonai und Phleius im Hain des Zeus Nemeios zu Ehren dieses Gottes.

¹ U. Weniger, Der Hochaltar des Zeus zu Olympia. Neue Jahrb. 1913, 1 S. 241 ff.

Diese Spiele führen unter dem Schutze eines Gottesfriedens (*ἐνεχειρία*) zu gemeinsamer Feier alle Hellenen zusammen, die nach der Ankündigung des heiligen Festmonds (*ἱερομηνία*) durch besondere Boten (*σπονδοφόροι*) von Staats wegen Festgesandtschaften (*θειωταί*) abordnen. Als Festleiter und Kampfrichter (*ἀγωνοθέται*, in Olympia Hellenodikoi) überwachen bei den Olympien die Pisaten und nach Zerstörung ihrer Stadt die Elier, bei den Pythien bis 586 die Priester zu Delphi, seitdem die Mitglieder der delphisch-phyläischen Amphiktionie, bei den Isthmien die Korinther, bei den Nemeen die Einwohner des benachbarten Kleonai, später des mächtigeren Argos die Durchführung der Spiele.

Über Reihenfolge und Gruppierung derjenigen Athleten, die an derselben Kampfsart teilnehmen wollen, entschied das Los. Wer dabei übrig blieb, wartete als Zuschauer (*ἐφεδρος*), um hernach mit den Siegern der einzelnen Gruppen des ersten Ganges den Kampf in einem zweiten Gange zu bestehen. Der Kämpfer, der keinen Gegner fand, siegte *ἀκοντι*, „ohne Staubig zu werden“.

Gleich nach errungenem Siege erhielt der Sieger einen Palmzweig, am letzten Festtage aber einen Kranz der im heiligen Hain des Festgottes geflochten war: in Olympia aus Zweigen vom wilden Ölbaum, in Delphi aus Lorbeer von einem Baum im Tempetal, auf dem Isthmos in älterer Zeit aus vertrocknetem Eppich, seit 400 v. Chr. von der Fichte, in Nemea aus Esen (eine Zeitlang von der Eiche). Besondere Vorrechte der Sieger (sog. *τιμὰ ἰσολύμπιοι*): feierlicher Einzug zu Wagen in die Heimatstadt, Geldbelohnungen, Statue, Proedrie, Speisung im Prytaneion für Lebenszeit, Freiheit von Abgaben und Leistungen an den Staat, *ἀτέλεια*, Zugang zum Rat u. a. Der Sieger in allen vier Nationalspielen erhält den Ehrentitel *περιοδοῦνικης*.

Kultstätten. a) **Altar**, die im Kult der olympischen Götter gebräuchliche, über dem Erdboden sich erhebende Opferstätte, eine erhöhte Stufe, *βωμός* (zu *βαίνειν*, bei den Römern *ara* = Feuerstelle), daneben auch Opfertische für unblutige Opfer, besonders im Dionysoskult; der im Heroenkult häufige niedrige Altar; die „Opfergrube“, *βόθρος* (auch *τύμβος*, mundus) im Kult der dithonischen Götter für Viehopfer.

Prächtige größere oder Hochaltäre (*altaria*), meist viereckig zu Brandopfern (*ἑστία* = Brandopferaltar): bis zu 1 m hoch mit einer Deckplatte von 1×1 m für 1 Opfertier, bis zu 2 m hoch und von 5×5 oder 10×20 m Oberfläche oder noch größer für Massenopfer. Monumentale Altäre: der Zeusaltar in Olympia und in Pergamon, der ganz aus den Hörnern der geopferten Ziegen zusammengesetzte, zu den 7 Weltwundern gerechnete Apollaltar auf Delos.

Der Altar bildet den Mittelpunkt eines heiligen Bezirks (*τέμενος*, von *τέμνω*, also das bei der Aufteilung des Landes für die Gottheit „herausgeschnittene“ eingefriedigte Stück, lat. *templum*), angefüllt mit Weihgeschenken, für die in Olympia und Delphi sogar besondere Schatzhäuser errichtet sind, das Ganze durch eine *περίβολος* = Mauer gegen die Außenwelt abgeschlossen. In diesem heiligen Bezirk befindet sich gewöhnlich auch noch

b) Der **Tempel**, die Wohnung (*ναός* von *ναίω*, *cella*) für das an der Hinterwand thronende Götterbild (*ἄγαλμα*, *simulacrum*, *signum*), davor ein Opfertisch (*τόπιζα*, *mensa*, auch ein bewegliches Feuerbecken = *ἑσάρα*, *locus*) für unblutige Opfer, vor dem Tempel der eigentliche Opferaltar für größere, besonders blutige Opfer. Hinter der *Cella* liegt oft ein *ἄδυον*, das Allerheiligste, das zu betreten nur dem Priester zu gewissen Zeiten gestattet ist.

Das Priestertum. Seit alters opfert und betet der Hausvater für die Familie, der Geschlechtsälteste für das Geschlecht; und diese Personen sind immer die Träger des Privatkultes geblieben. Die Aufsicht über den gesamten, namentlich den öffentlichen Kult, die Leitung der großen Staatsfeier und -opfer haben die höchsten politischen Beamten, die also zugleich auch die höchsten priesterlichen sind. Als die Verhältnisse verwickelter wurden, bildet sich ein eigener Priesterstand heraus. In Athen hat der Archon *Basileus* die Aufsicht über das

Religionswesen. Der Dienst des Priesters (*lepeús*) beschränkt sich auf die Sorge für das Heiligtum und das Opfer. Denn da es kein Dogma gibt, bedarf es keiner Religionslehre mit theologischer Vorbildung, ist nur die Kenntnis des Rituals erforderlich. Für die Deutung des Sakralrechtes und die Orakelsprüche sind eigene sachverständige Ausleger (*ἐφημεραί*) vorhanden. Es gibt Einzelpriester und Priesterkollegien. Die Bezeichnung der Priestertümer, die von einjähriger oder lebenslänglicher Dauer sind, erfolgt durch Volkswahl, Los, Kauf oder Vererbung. Bewusste Priestertümer sind Frauen vorbehalten. Anteil an den Opfergaben und Tempelgütern sind die hauptsächlichsten Einkünfte, langes Gewand (ungegürteter Chiton) und langes Haupthaar die Tracht der Priester, denen ein zahlreiches Personal zur Verfügung steht.

Die Zeit religiöser Erregung.

§ 245. Legalismus und Mystizismus der archaischen Zeit bis zu den Perserkriegen.

In den Notzeiten des Übergangs von der Adels Herrschaft zur Demokratie, von der Natural- zur Geldwirtschaft, die in den meisten griechischen Staaten von blutigen Kämpfen begleitet waren, treten uns im griechischen Mutterlande religiöse Bewegungen von einer elementaren Kraft und Tiefe entgegen, die an Gebräuche und Gedanken anknüpfen, die in der homerischen Welt längst überwunden schienen. Die Not bringt den Menschen zum Nachdenken über die Religion, das Unrecht, dessen Opfer er ist, weckt in ihm die Sehnsucht nach einer auch über den mächtigen Verächter der Gesetze herrschenden Gerechtigkeit. Durch peinlich genaue Beobachtung der Gesetze der Götter, den Gehorsam gegen das Gesetz (Legalismus), insbesondere die genaue Ausführung der Zeremonien und Riten (Ritualismus), will sich der Mensch die Huld der Götter sichern. Auf der anderen Seite sucht er Vergessen seines elenden Lebens in dem Überschwange des religiösen Gefühls, er sucht schon im diesseitigen Leben die Einheit mit der Gottheit (Vergottung) wenigstens zeitweise zu erleben (Mystizismus).

Der Legalismus tritt uns in der Person und dem Werke des Bauerndichters Hesiod entgegen, der, durch die Ungerechtigkeit seines Bruders und parteilicher Richter verbittert, leidenschaftlich für die Gerechtigkeit eintritt, die Zeus und seine Beisitzerin Dike schirmen. Den Ursprung der harten Arbeit und der Übel in der Welt hat er durch den alten Mythos von dem „Feuerbringer“ Prometheus erklärt. Dem gleichen Zwecke dient auch der Mythos von den vier Weltaltern, in dem er eine mythische Entwicklungsgeschichte der Menschheit, die erste Geschichtsphilosophie, geboten hat. In einer Kosmogonie (Weltentstehungsgeschichte) sucht er, allerdings noch in mythologischer Einkleidung, die Entstehung der Welt zu verstehen. Spätere Zusätze zu den Werken und Taten schärfen Frömmigkeit und gewissenhafte Erfüllung der Pflichten gegen die Götter ein.

Durch peinliche Beobachtung ritueller Vorschriften (vgl. u. a. das Verbot des Fleischgenusses) zeichnete sich die religiöse Sekte der Pythagoreer aus. In diese Zeit fällt auch die abergläubische Regelung der Geschäfte und Arbeiten nach bestimmten Monatstagen, wobei besonders

die Vollmondstage als die glücklichsten angesehen wurden. Das Volk war für diese Bindung der Geschäfte an die Monatstage seit alters empfänglich¹.

Der Gott von Delphi. Über die Aufrechterhaltung und Beobachtung der alten Gesetze und Bräuche wachte mit einer Autorität, die einen großen Teil der griechischen Welt umspannte, **Apollon**. Er lehrte die Menschen, den Göttern ihr Recht zu geben und dadurch einen festen Anhaltspunkt und einen sicheren Weg in der gärenden Unrast der Zeit zu erhalten. Er stellte den bedrängten Menschen den Frieden mit den Göttern wieder her und hielt ihn aufrecht. Der maßvolle delphische Gott ahndete jede Überhebung, sein Grundsatz war das *μηδὲν ἄγαν*. Daher wurde er naturgemäß zum schärfsten Gegner der Tyrannen. Sein Orakel gab den Befehlgebern die nötige Autorität für die Regelung des bürgerlichen Lebens und der sakralen Ordnungen. Das Programm des Gottes bildete die Aufrechterhaltung der Sitte der Väter; das Festhalten an ihr ist der Grund des rechten Handelns. An ihn wandte man sich in Zweifelsfällen, wenn Unglück das Land traf, bei Koloniegründungen zur Ordnung der Kulte der neuen Stadt. Auch die Sühnung der Blutschuld und der damit verbundenen Blutrache war die Aufgabe des delphischen Gottes (vgl. den Orestesmythos). An die Stelle der alten Selbsthilfe trat dadurch ein rechtliches Verfahren.

Daß sich aus dieser Tätigkeit des Gottes und seiner mächtigen Priesterchaft nicht eine Kirche bildete, ist vor allem darin begründet, daß die vielfach von Delphi abhängigen Exegeten, die Kenner der sakralen Überlieferungen, in erster Linie Bürger ihrer Staaten waren und blieben.

Durch diese Tätigkeit des Apollon „als Sprachrohr des Zeus“, ferner durch die religiöse Bewegung, die von Dionysos ihren Ausgang nahm, wurde die noch bei Homer in deutlichen Spuren erkennbare straffe Zusammenfassung der vielen Götter unter Zeus gelockert, und es siegte der vielköpfige Polytheismus, dem der Partikularismus der griechischen Stadtstaaten Vorschub leistete.

Die Pythagoreer. Durch die Hochhaltung des formalen Gesetzes hängt die Sekte der Pythagoreer — die erste Sektenbildung in der griechischen Religionsgeschichte — mit der apollinischen Bewegung eng zusammen. Überliefert ist die Verbindung ihres Stifters Pythagoras mit dem delphischen Orakel.

Wir finden ferner in der Umgebung des delphischen Gottes Wundermänner, von denen einer der bekannteste Epimenides von Kreta ist. Von diesen Männern, die irgendwie mit den Zauberern der primitiven Völker verwandt sind, hat der delphische Gott die Kunst der ekstatischen Weissagung (vgl. S. 357) übernommen. Sie verbreiteten ihre Ideen in epischen Gedichten. Eine wichtige Rolle spielte bei der religiösen Erregung der Zeit die Sibylle, „die mit rasendem Munde Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes redet und mit ihrer Stimme durch tausend Jahre reicht, denn der Gott treibt sie“ (Heraklit).

Die **mystische religiöse Bewegung** der archaischen Zeit, die wie eine

¹ S. Capelle, *Altgriechische Askeze*. Neue Jahrb. 1910, 1 S. 681 ff.

Volkskrankheit weite Kreise ergriff, ist mit dem **Dionysoskult** verbunden. Seine Verehrer versetzten sich durch Umherschweifen in den Bergen, wirbelnden Tanz in den Zustand der Ekstase (des Ausschieraustretens). Selbst maskiert, glaubten sie, der Gott offenbare sich ihnen in Tiergestalt. In rasender Verzückung verzehrten sie das Tier gliederweise roh. Das höchste Mysterium ist der Zustand, bei dem das Eigenbewußtsein des Menschen aufhört (*ἔκστασις*) und der Gott im Menschen ist (*ἐνδοποιουµός*).

Die Bewegung ergriff in erster Linie die Frauen, während sie auf besonnene Leute abstoßend wirkte. Gegen starke Widerstände mußte Dionysos seine ekstatische Religion in hartem Kampfe dem griechischen Kult aufzwingen (vgl. die Mythen von Lykurg in Thrakien, von Pentheus in Euripides' Bakchen, den Töchtern des Minyas). Zur Strafe für den Widerstand befiel Unglück Land und Volk, zur Sühne wurde auf Anordnung des delphischen Orakels der Dionysoskult eingeführt.

Die Anerkennung und Regelung dieser für den griechischen Volksgeist mit schweren Gefahren verbundenen religiösen Erregung durch den delphischen Gott lenkte die Bewegung in geordnete Bahnen, indem er die Feier der wilden Orgien offiziellen Kultkollegien der Frauen übertrug. Seit dem Anfang des 7. Jahrhunderts ist die Verbindung beider Gottheiten im delphischen Kult bezeugt.

Unsterblichkeitsglaube und Jenseitshoffnung. Aus der Tatsache, daß der Orphismus, der sich aus dem dionysischen Mystizismus entwickelte, als Hauptpunkt den Tod und die Wiedergeburt des Dionysos lehrt, geht die Verbindung des Dionysoskultes mit dem Unsterblichkeitsglauben wenigstens für die geschichtliche Zeit mit Sicherheit hervor. Durch das Wiederaufleben des Heroen- und Grabkultes gewann der Unsterblichkeitsglaube, genauer der Glaube an ein besseres Jenseits, an Stärke. Er ist der wichtigste Bestandteil der **Eleusinischer Mysterien**. Diese, ursprünglich ein ländliches, unmittelbar vor der Ausaat gefeiertes Fest, das Reinigung und Sicherung der Fruchtbarkeit bezweckte, enthielten heilige Handlungen, die das religiöse Leben mächtig erregten. In sie konnte jede Zeit je nach ihrem kulturellen Stande den Sinn hineinlegen, den sie suchte. Der Hauptmythos, die Erzählung von dem Kummer und dem Suchen der göttlichen Mutter bewegte die Herzen der Mythen tief und wurde ihnen ein Vorbild.

In dem eleusinischen Vorstellungskreise wird nun unter Verschmelzung aller religiöser Vorstellungen das Hinabsteigen der Kore in die unterirdischen Räume bei der Ernte als ein Hinabsteigen in die Unterwelt aufgefaßt, Kore selbst mit Persephone, der Herrin der Unterwelt, der Reichtumsgott Plutos mit Hades identifiziert und auf diese beiden die uralte Vorstellung vom Tod, der sich seine Braut raubt, übertragen. So kam der rein ländliche Kult in Beziehung zum Totenreich, und der Mythos erhielt seinen tiefen Sinn. In die Häuser ihrer Diener, der Eingeweihten, senden die Göttinnen den reichthumspendenden Plutos. Dem, der die Mysterien gesehen hat, soll nicht nach dem Tode das gleiche Los im finstern Dunkel wie dem Nichteingeweihten zuteil werden¹. In der Unterwelt scheint die Sonne nur für die Eingeweihten und Frommen (Aristophanes), zu der Not-

¹ Vgl. Sophokles, Fragment 753: Dreimal selig die Sterblichen, die diese Weißen geschaut haben, wenn sie in den Hades hinabsteigen. Für sie allein gibt es ein Leben in der Unterwelt, für die anderen eitel Trübsal und Not.

wendigkeit der Einweihung tritt also in dieser Zeit bereits die sittliche Forderung eines frommen Lebens.

Die orphische Lehre faßte alle diese Elemente zu einem mächtigen Strome zusammen. Die reiche orphische Literatur ist verloren gegangen verstreute Bruchstücke finden sich bei Pindar und Platon. Die orphischen Unterweltsvorstellungen sind uns in der Beschreibung von Polygnots Gemälde: „Odysseus in der Unterwelt“ in der Lesche der Knidier in Delphi überliefert. Mächtig war die Bewegung im 6. Jahrhundert in Unteritalien, Sizilien und Athen. Im 5. Jahrhundert ebhte sie wohl urter der Wirkung des nationalen Aufschwunges ab.

Die Elemente der orphischen Lehre sind eine eigenartige Welterschöpfungslehre und eine Lehre von der Entstehung des Menschen, die die Mischung der menschlichen Natur aus Göttlichem und Titanischem, d. h. Bösem, erklären will. Das ist der originelle Gedanke eines religiösen Genies, der aber wegen seiner Einkleidung in eine abstoßende Erzählung bei den Griechen keinen Anklang fand. Die mit allen Schrecken ausgestaltete Unterwelt ist ein Strafort für die Uneingeweihten und Verbrecher, und zwar nicht nur die rituell Unreinen, die Uneingeweihten, sondern auch die moralisch Unreinen. Nur den Eingeweihten und Frommen, zu denen sich die Orphiker rechnen, wird die Seligkeit zuteil. Im Gegensatz zu der Auffassung der Zeit des Geschlechterstaates, wo die Strafe, wenn nicht den Täter, so doch einen Nachfahren aus seinem Geschlechte trifft, zeigt sich der Fortschritt der Zeit des beginnenden Individualismus in der Forderung, daß die Strafe den Frevel selbst treffen muß, wenn nicht in diesem Leben, so doch im Jenseits. Als Unterweltsrichter entscheidet Minos über das Schicksal der Toten. Mit den Pythagoreern haben die Orphiker die Lehre von der Seelenwanderung gemeinsam. Erst wer in drei Erdenleben die Forderungen der Gerechtigkeit erfüllt und sich dadurch von seinem titanischen Erbteil befreit hat, geht in das Reich der Seligen ein.

Die tiefen religiösen Gedanken der orphischen Lehre, die lange Zeit nur in der Volkstiefe weiterlebten, tauchten erst wieder auf, als die Herrschaft des griechischen Bestes nach einem halben Jahrtausend gebrochen wurde.

§ 246. Die bürgerliche (patriotische) Religion der klassischen Zeit.

Die Religion der Gesetzgeber. In der religiösen Bewegung der klassischen Zeit, die im engeren Sinne als patriotische, im weiteren als bürgerliche oder Polisreligion bezeichnet werden kann, sind die Gedanken von Männern maßgebend, die, in ihrer geistigen Haltung unter dem Einflusse der religiösen Vorstellungen der archaischen Zeit stehend, im rechten Maßhalten (*μετρον ἄριστον*), in dem Ausgleich zwischen den Extremen, das Heil für den Staat und die Gesellschaft sahen. Zu ihnen gehören Solon und andere Staatsmänner, die in ihrer Gesetzgebung auch den Kult regelten. Charakteristische Aussprüche von ihnen (den 7 Weisen), die die Wände des delphischen Tempels zierten, geben ihre Anschauung wieder. *Μηδὲν ἄγαν* „Nichts zu viel“. *Γνωθὶ σεαυτὸν* „Erkenne dich selbst“ in dem Sinne: wisse, daß du ein Mensch bist, bleibe dich der Schranke bewußt, die dich von den Göttern trennt. Der Mensch, dem im

Leben mehr Leid als Glück zuteil wird, muß sich in der Erkenntnis seiner Ohnmacht vor den Göttern beugen (vgl. Oidipus, der ohne eigene Schuld leiden muß). Auch der Staat ist mächtiger als der Einzelmensch, der sich ihm unterordnen muß (Antigone, Sokrates). Überhebung gegen die Götter ist Hybris, rechtes Maßhalten im Glück und Unglück wird als *σωφροσύνη* bezeichnet. Das Gefühl der Ohnmacht gegenüber dem Göttlichen, das man sich in dieser Zeit nicht so sehr in den vermenschlichten Einzelgöttern verkörpert vorstellt, sondern gewissermaßen als Abstraktion der göttlichen Allmacht sieht und als *τὸ θεῖον, ὁ θεός, ὁ δαίμων* bezeichnet — dahin gehört auch die Zeusreligion des Aischylos — führt zu einer pessimistischen, resignierten Haltung¹ (vgl. das Gespräch des Solon und Kroisos bei Herodot), zumal das Schicksal gerade die Mächtigen heimsucht (Kroisos, Polykrates, Xerxes, die Geschichte der Tyrannen und ihrer Familien). Diese Anschauung von der Notwendigkeit der Unterordnung unter göttliche und menschliche Ordnung, die in der Erfüllung des von den Vätern überlieferten Kults und dem Gehorsam gegen die Götter und den Staat ihre höchste Aufgabe sah, paßte vortrefflich zu den Bemühungen der Staatsmänner, Ruhe und Ordnung zu schaffen.

Der Staatskult und die Staatsreligion. Die Religion des Mystizismus in der archaischen Zeit, die das einzelne Individuum erfaßte, kannte keine staatlichen Grenzen. Mit dem Eintritt ruhigerer Verhältnisse und dem Erstarken des Staatsgedankens in dem Aufschwung der Zeit nach den Perserkriegen wurde die individualistische Religiosität der archaischen Zeit eingedämmt und der offiziellen Religion mit ihrer partikularistischen Grundlage und allgemeingültigen homerischen Einkleidung der Sieg verschafft. Die Einheit zwischen Staat und Religion in Griechenland wurzelte eben so tief in der Vorzeit und war wegen der Kleinheit der griechischen Staaten so straff, daß die individualistische Richtung der Religiosität sie nicht zu sprengen vermochte.

Die Religionspflege, d. h. die Ausübung des offiziellen Kultes, war ein Teil des Staatswesens und ohne eigene Selbständigkeit; dem Staate lag es ob, darüber zu wachen, daß die Kultriten *κατὰ τὰ πάτρια* geübt wurden. Jeder konnte beim Fehlen eines Dogmas über die Götter denken, wie er wollte, nur durfte er den Götterkult nicht gefährden. Auch die Priester waren bei der engen Verbindung von Staat und Religion in erster Linie Staatsbürger. Wie der Staat auf der Familie und Blutsverwandtschaft aufgebaut war, so fand in dem Kult am Staatsherd im Prytaneion die Staatsidee ihren eigensten Ausdruck. Wie der Hausvater also Priester in der Familie, so ist im patriarchalischen Königtum der König, im Freistaate ein Beamter, gewöhnlich unter Beibehaltung des alten Königsnamens (z. B. in Athen der Archon Basileus), der oberste Diener der Gottheit, natürlich unter Aufsicht von Volksversammlung und Rat.

Durch die Reform des Kleisthenes wurde der alte Kult der Geschlechter, die mit einem göttlichen Ahnen, Heroen, durch Blutsverwandtschaft verbunden waren, so geregelt, daß der verstaatlichte Geschlechterkult weiterhin durch Priester aus demselben Geschlechte besorgt, in neugeordneten oder neuerichteten Kulten dagegen der Priester durch Volkswahl aus der Gesamtheit der athenischen Bürger bestellt wurde.

Diese Religion, die natürlich dem einzelnen in Unglück und Leid keinen festen Halt geben konnte, und ihr Kult waren Sache des Staates, berührten den einzelnen nicht.

¹ H. Diels, Der antike Pessimismus 1921.

Der Heroenkult und die Volksreligion. Da die homerischen Götter allgemeine Götter waren, die griechischen Einzelstaaten aber bei dem durch Gefühl und Geschichte im Volksbewußtsein tiefeingewurzelten Partikularismus, der sich in der archaischen Zeit herausgebildet hatte, besonderer Staatsgötter als Schirmer der Heimatstadt bedurften, lebte der Kult der Heroen, der Ahnen der Geschlechter und der Stadt, alte und neue religiöse Anschauungen verschmelzend, wieder auf. Wie jede Staatsreligion teilte auch die griechische das Schicksal des Staates: sie steht und fällt mit der πόλις.

Diese Heroen ziehen in den Perserkriegen mit ihrem Volke in den Kampf. Die Auswanderer in der Zeit der Kolonisation sahen in den von Troja zurückkehrenden griechischen Fürsten die mythischen Stadtgründer und errichteten ihnen ein Grab auf dem Markte der neuen Stadt. Die Heroen der Heldenjagd wurden als die Stammväter des Volkes betrachtet und ihre Taten als seine Urgeschichte von den sog. jonischen Logographen dargestellt. So gibt es eine politische Mythologie, die im alten Griechenland in den Streitigkeiten um Landgebiete eine ähnliche Rolle spielte, wie die Nationalitätsansprüche in unserer Zeit. Sogar das Leitmotiv der Geschichte Herodots, der Kampf zwischen Morgenland und Griechenland, knüpft an die mythischen Kämpfe wegen der Io, der Medea, der Helena an. Herakles ist der besondere Held der Dorer geworden, weit mehr als Förderungsmittel der politischen Stellung und Ansprüche der Dorer, denn als Verkörperung des dorischen Mannesideals.

Als Staatskult durfte der Heroenkult die alten Formen bewahren und fortsetzen. Die in den Perserkriegen gefallenen Helden wurden von allen griechischen Staaten feierlich bestattet und als Heroen betrachtet und verehrt. Athen hob auch später noch den Patriotismus durch die Beisetzung der Überreste der gefallenen Mitbürger in einem gemeinsamen Grabe, einem mit weißem Stuck überzogenen Grabhügel, dessen Fuß eine Reihe von Stelen umkränzte. In seinen Hekataiden hat sogar Euripides, dessen Patriotismus von der sonst bei ihm üblichen zersetzenden Kritik unberührt geblieben ist, die feierliche Bestattung der gefallenen Helden liebevoll dargestellt. Davin hat er eine religiöse Stimmung zum Ausdruck gebracht, die sich im Laufe des 5. Jahrhunderts in Athen immer mehr steigerte: eine Religiosität ohne Götter (wie im Buddhismus), eine patriotische Religiosität (wie sie in neuester Zeit von Franzosen, Italienern, Japanern gepflegt worden ist). Die schönste Urkunde dieser patriotisch-religiösen Stimmung ist aber die perikleische Leichenrede, die zum Vorbild der besonderen Stilgattung der Grabreden wurde.

Die Demokratie mußte durchsehen, daß nur die Heroen durch besondere Ehrungen hervorgehoben wurden, deren Kult dem ganzen Volke angehörte. Daher schränkte man schon früh durch die Gesetzgebung den Graberluxus der adligen Geschlechter ein.

Mit der einfachen Bestattung hängt auch wohl zusammen, daß der Glaube an die Macht der Toten seine Herrschaft über die Gemüter verloren hat, eine Anschauung, deren Verbreitung die homerischen Gedichte Vorschub leisteten. Das zeigen die Literatur, die Grabinschriften und die Darstellungen der attischen Grabstelen des 5. und 4. Jahrhunderts.

Wie die alten Geschlechter ihren Heroenkultus hatten und die Städte sich nach dem Vorbild der Geschlechterkulte den Kult eines mythischen Stammesheroen schufen, so puzten auch die hellenistischen Herrscher durch die Verbindung mit Heroen ihren Stammbaum auf. Auch die italischen Städte und Rom haben ihre Gründungsgeschichte auf die Helden der Vorzeit zurückgeführt (Aeneasjagd). Wie die politische Mythologie, so ist die Kultpolitik mit ihren Kultübertragungen ein wichtiger Bestandteil der patriotischen Religiosität, der sog. Polisreligion. Derselbe Vorgang wie-

derholt sich bei dem attischen, achaischen und arkadischen (370 v. Chr.) Einheitswerk: Dem Synoikismos von Athen, Patra und Megalopolis folgt jeweils die Vereinigung der Kulte zu dem Zweck, die durch Zusammenschluß von mehreren Kleinstädten oder Ortschaften entstandene neue Stadt- bzw. Staatsbildung politisch zu festigen. So wird nach Athen z. B. von dem boiotischen Grenzstädtchen Eleuthera der Gott der Tragödie, Dionysos Eleuthereus, verpflanzt, so erhält dort in dem Eleusinion unterhalb der Akropolis der eleusinische Mysterienkult eine Filiale, an die sich die kleinen Mysterien in der Vorstadt Ugra anschlossen.

Die patriotische Religion und die Demokratie. Einen klaren Ausdruck fand die Anschauung von dem Verhältnisse zwischen Göttern und Menschen im Athen des 5. Jahrhunderts, wo im Gegenfaze zu der demokratischen Einfachheit im Privatleben Pracht und Glanz im Kultus herrschte (Tempelbauten, Götterfeste wie die Panathenäen und Dionysien, die, von den Peisistratiden gestiftet, auch in der Zeit der Demokratie mit höchstem Glanze gefeiert wurden). Aller Segen und alles Glück, aller Reichtum, der der Stadt zufällt, wird der im Staate wohnenden Gottheit, deren Verkörperung gewissermaßen der Staat, die Gesamtheit der einzelnen Bürger war, dem Demos, zugeschrieben (Anschauung von S. Wiede).

So trieb die politische Religion ihre kräftigsten Blüten in dem demokratischen und imperialistischen Athen. Kein Wunder, daß die attischen Bürger an einer solchen Religion hingen und gegenüber der sophistischen Aufklärung mit ihrer rein verstandesmäßigen, respektlosen Kritik gegen Glauben und Götter die Machtmittel des Staates in den Religionsprozessen liebten. Allein die Staatsmacht hatte die Religion innerlich ausgehöhlt und aus ihr den Geist ausgetrieben, um sich selbst an die Stelle zu setzen. Diese Staatsreligion fiel mit dem politischen Zusammenbruch ebenfalls in sich zusammen. Von der alten Religion blieb nichts mehr übrig als das simple Tauschgeschäft mit den Göttern, zu denen alte Bewohnheit noch die Leute führte, und der Kult an ländlichen Quellen und Bäumen. Da der Partikularismus ihre Lebensluft war, wurden auch die Götter partikularistischer als je, und der vielköpfige Polytheismus siegte.

§ 247. Auflösung und Umbildung.

Die Schwächen dieser Religion liegen klar zutage. Sie war aus mehreren Bestandteilen zusammengewachsen und entbehrte daher einer einheitlichen Grundlage, von der aus sie sich organisch weiter entwickeln konnte. Sie genügte den Ansprüchen einer vertieften Sittlichkeit nicht, da sie bei ihrer engen Verbindung mit dem Staate rein äußerlich auf den Kult der Götter eingestellt war. Sie mußte ihre Herrschaft über die Menschen verlieren, als diese in der Religion die Begründung ihrer vertieften sittlichen Anschauungen suchten, eine Forderung, die die Götter des Olymps nicht erfüllen konnten. Als vollends sich die Bürger von der strengen Bindung an den Stadtstaat lösten und das Individuum seine Ansprüche geltend machte, zerriß die innere Bindung, die in der Antike die Menschen am wirksamsten mit den Staatsgöttern verband; es blieb nur eine rein äußerliche Teilnahme am Staatskult übrig. Besonderes Interesse verdient die

Untersuchung der Frage, worin die Griechen, die Gebildeten und das Volk — diese Scheidung der Gesellschaft war eingetreten —, Ersatz für die verlorene Religion fanden.

Die Aufklärung. Schon im 6. Jahrhundert hatte der jonische Naturphilosoph **Xenophanes** die Schwächen des Polytheismus klar erkannt und in den schärfsten Ausdrücken gekennzeichnet. Wie er dachten der Philosoph **Heraklit** und der Arzt **Hippokrates**. In Athen verbreitete die Gedanken der jonischen Aufklärung **Anaxagoras** von Klazomenä, der Freund des Perikles.

Zersehend in religiöser Hinsicht wirkten vor allem die Sophisten. Die **Sophisten** sind, wie für die geistige Entwicklung Griechenlands überhaupt, so besonders für die Stellung der Griechen zur Religion von großer Bedeutung. Wie sie auf anderen Gebieten alles in Frage stellten und zum Gegenstande ihrer Untersuchung machten, bei der sie sich nur von den unmittelbaren Sinneswahrnehmungen leiten und nur die Vernunft und die logischen Beweise als höchste Instanz gelten ließen, so machten sie auch die Religion als Problem zum Gegenstande der Untersuchung. Im Gegensatz zum Volksglauben erklärten sie die Naturvorgänge, den Blitz und Donner des Zeus, der seine eigenen Tempel trifft, auf natürliche Weise. **Anaxagoras**, der als Atheist verbannt wurde, hielt die Sonne für eine glühende Masse und den Mond für eine Erdscholle. **Protagoras** begann sein Werk über die Götter so: In betreff der Götter vermag ich nicht zu wissen, weder daß sie sind, noch daß sie nicht sind, noch von welcher Gestalt. Auch er wurde des Atheismus angeklagt.

Die Verschiedenheit der Götter und ihrer Kulte in den einzelnen Städten beweist, daß ihre Existenz nicht in der Naturnotwendigkeit (*φύσει*), sondern in Sitte und Gesetz (*νόμῳ*) begründet ist. Sie ist also Menschenwerk, denn von Natur kann es nur einen Gott, nach Sitte und Gesetz viele geben.

Die Götternamen werden etymologisch erklärt (vgl. die Etymologien im *Kratylos* des Platon); auf Grundlage dieser Etymologien deutete man nach Belieben die Götter. Der Nutzen ist der letzte Grund der Vorstellungen von den Göttern (*Prodikos*), daher liegt der Schluß nahe, daß die Götter, wie überhaupt die Religion nur Menschen- und daher Blendwerk ist.

Die Zersetzung. Der geistige Fortschritt zeigte sich auch darin, daß man statt der Reinigungsriten die Reinheit des Herzens und der Gesinnung forderte. Wie konnten die griechischen Götter, die von ihrer Mythologie nicht mehr getrennt werden konnten, bestehen, wenn man diesen Maßstab an sie anlegte? Wenn Euripides sagt: Wenn die Götter etwas Schändliches tun, sind sie nicht Götter, so sind die griechischen Götter gerichtet. Auch der Glaube an die Orakel begann zu schwinden.

Bei der engen Verbindung zwischen Religion und Staat ist es verständlich, daß die Demokratie, besonders in den erregten Zeiten des Peloponnesischen Krieges und nachher, gegen die Leugner der Staatsgötter, die sich vor allem in den Kreisen der Gebildeten fanden, mit den schärfsten Mitteln vorging. Wir hören von zahlreichen Religionsprozessen gegen **Anaxagoras**, **Protagoras**, **Alkibiades**, **Sokrates** und andere Philosophen, zuletzt sogar gegen **Aristoteles**.

Doch ergriff am Ende religiöse Gleichgültigkeit das ganze Volk. Im 3. Jahrhundert hören die Religionsprozesse auf. Als die Athener gegen Ende des 4. Jahrhunderts ihren Befreier Demetrios Poliorketes, der im Parthenon Wohnung nahm, zum Gott machten, fügten sie die für ihr Verhältnis zu den Göttern bezeichnenden Worte hinzu: Entweder sind die alten Götter weit entfernt, oder sie haben keine Ohren, oder sie existieren nicht, denn sie kümmern sich nicht im geringsten um uns. Auch die Kunst des 4. Jahrhunderts zeigt, daß die Menschen nicht mehr die Größe und Erhabenheit der Götter empfinden können.

Als äußerer Grund für den Verfall der alten Religion kamen hinzu die politischen Verhältnisse. Mit der Macht des Stadtstaates schwand auch der Glaube an die Götter, die ihn groß gemacht und beschirmt hatten.

Ansichten der Philosophen über die Götter. In Zukunft blieben die Versuche der Philosophen, die Entstehung der Religion zu erklären, unbehelligt. Schon Herodot leitet die Götter aus Ägypten her. Aristoteles hat das richtige Gefühl für die transzendente Existenz des Göttlichen, wenn er aus den regelmäßigen Bewegungen der Gestirne ihre Göttlichkeit zu beweisen versucht, wenn er ferner auf den Enthusiasmus im antikreligiösen Sinne, auf Träume und Voraussetzungen hinweist. Auch die Stoiker verteidigen den Glauben an das Übernatürliche. Der Mythologie suchen sie das Anstößige durch eine allegorische Deutung zu nehmen.

Unheilvoll auf die gesamte religiöse Entwicklung hat die *ισοὰ ἀναγραφή* (heilige Aufzeichnung) des **Euhemeros** von Messene gewirkt, die die Form eines Reiseromans hatte. Auf der Insel Panchaia im Indischen Ozean fand er in einem Tempel eine Inschrift, nach der die Götter große Männer der Vorzeit waren, die wegen ihrer Verdienste um die Menschheit als Richter, Erfinder und Kulturbringer göttliche Verehrung erworben haben (Euhemerismus). Ennius hat diese Anschauung in Rom verbreitet (vgl. S. 201 und S. 401) (Einfluß des Heroenglaubens und des zeitgenössischen Herrscherkults).

Die Tyche. Die alten anthropomorphen Götter hatten ihre Macht über die Gebildeten verloren, die in der Beschäftigung mit der Philosophie einen Ersatz für die Religion suchten. Aber die Philosophie, die im Zeitalter des Hellenismus in erster Linie ethisch gerichtet war, d. h. dem einzelnen Menschen den Weg zeigen wollte, auf dem er einen möglichst hohen Grad menschlichen Glückes erreichen konnte (Eudämonismus), gab keine befriedigende Antwort auf die Frage nach der letzten Ursache der Schickungen, die damals mehr als je wechselnd und unberechenbar die Menschen trafen. Auf diesem Grunde erwuchs der Glaube an die Macht der Tyche, die blind und neidisch die Pläne der Menschen durchkreuzt. Trotz der fadenscheinigen anthropomorphen Verkleidung (vgl. das Bild der Tyche von Alexandria) ist die Tyche nichts als der irrationale Zufall, die Aufhebung und Leugnung des göttlichen Waltens schlechthin.

Der Herrscherkult. Eine wichtige Stellung nahm im Kult der hellenistischen Zeit und auch in den Herzen der Menschen der Herrscherkult, die göttliche Verehrung der lebenden Herrscher, ein. In ihm vereinigen sich orientalische und griechische Anschauungen. Als Alexander d. Gr. Nach-

folger der Herrscher der orientalischen Staaten wurde, die Inkarnationen von Gottheiten waren, wurde auch er wenigstens nach der Anschauung seiner orientalischen Untertanen die Inkarnation d. h. Verkörperung des Gottes (vgl. das Verhalten der Amons-priester in der Oase Siwah). Es ist begreiflich, daß er aus Gründen der Staatsraison danach strebte, auch bei seinen griechischen Untertanen Anerkennung als Gott und göttlichen Kult zu erhalten. Hier hatte der Heroenkult, vor allem der Kult der heroischen Stadtgründer die Grenzen zwischen den Göttern und Menschen verwischt. Schon während des Peloponnesischen Krieges waren dem Oysandros göttliche Ehren zuteil geworden. So beugte man sich auch hier unter dem Zwange der Ereignisse und des Lebens vor den neuen Göttern, deren Macht die Menschen fühlten, während die alten Götter ihre Macht verloren hatten.

Religion und Philosophie. So bieten die religiösen Verhältnisse in den neuen Reichen ein buntes Bild. Der alte Glaube lebte noch; denn ein Glaube, der jahrhundertlang geherrscht hat, läßt sich nicht ohne weiteres ganz verdrängen. Das empfanden auch die Philosophen, daher rühren ihre Versuche, sich mit dem alten Glauben auseinanderzusetzen. Vor die Frage gestellt, ob die Götter des Volksglaubens existieren oder nicht, wurden sie unsicher und beriefen sich, wie Aristoteles und Epikur, auf den Beweis *ex consensu gentium* (aus der übereinstimmenden Meinung der Völker): Da es kein Volk gibt, das nicht an irgendwelche Götter glaubt, kann dieser Glaube nicht als reiner Irrtum erklärt werden.

Xenokrates, ein Nachfolger Platons, sah in den acht Göttern der Himmelskörper die olympischen, d. h. eigentlichen Götter. In die Mitte zwischen die göttliche Vollkommenheit und die menschliche Unvollkommenheit stellte er, Andeutungen Platons folgend, die Dämonen, Zwischenwesen zwischen Göttern und Menschen, die in gute und böse zerfallen.

Die Stoiker kannten nur einen wirklichen Gott, das alles und alle durchdringende höchste Prinzip, Zeus genannt (Panthéismus; vgl. den Zeushymnus des Kleantes S. 53). Die Verbindung mit den sittlich unvollkommenen Göttern des Volksglaubens stellten sie in der Weise her, daß sie einen Unterschied machten zwischen der göttlichen Kraft als Einheit und ihren Äußerungen und neben den einen unvergänglichen Gott die gewordenen und vergänglichen Götter (Dämonen, schon der Name bezeichnet sie als Götter zweiten Ranges) setzten: Bestirne, Elemente, Heroen der Vorzeit, Personifikationen der menschlichen Eigenschaften und Geisteszustände, Seelen als Schutzgeister der Menschen. Sogar der Glaube an die Mantik fand in ihrem theologischen System einen Platz. In ihren großen und kleinen Nöten mußten die Menschen nach wie vor Hilfe bei den alten Kultgöttern suchen, denn der einzige wirkliche Gott der Stoiker war ein philosophisches Prinzip, kein Kultgott.

Das angeborene religiöse Gefühl im Menschen ließ sich nie ganz unterdrücken, es suchte Befriedigung im **Aberglauben**. Das Charakterbild des Abergläubischen (*δεισιδαιμων*) finden wir bei Platon, Theophrast und im Lustspiel. Aber auch von dem Aberglauben nicht befriedigt, wandte sich der Mensch, der Götter brauchte, an die er sich wenden konnte, bald

fremden Göttern, vor allem aus dem Orient stammenden, zu. Diese Einwanderung wird bestimmend für die religiöse Entwicklung der Spätzeit (vgl. S. 404 f.).

Von den alten Göttern gewann nur der Heilgott **Asklepios**, der in seinem Tempel in Epidauros Gebrechliche und Hilfsbedürftige versammelte, weite Verbreitung. Auch die Mysterien, alte und neue, konnten infolge der Entwicklungsfähigkeit der ihnen zugrunde liegenden heiligen Geschichten die Krisis ohne Preisgabe ihres Wesens durchmachen.

Der alte Kult lebte, durch die Tradition erhalten, fort und suchte sich größere Anziehungskraft durch die Aufnahme zeitgemäßer Ideen und Formen, oft im Anschluß an die fremden Götter zu geben. In die alten Bräuche und Riten wurde eine zeitgemäße Mystik hineingelegt.

Religiöse Romantik. In der hellenistischen Zeit lebte, wie sehr häufig in kulturermüden Zeiten, das Interesse für die alte Religion und ihre Bräuche wieder auf. Wir finden Männer, die ihre Aufgabe in der Erklärung und Pflege der bedrohten heimischen Kulte sahen und sie unter Benützung von Inschriften und Archiven in ihren Werken darstellten (Attidographen, vgl. unsere Heimatpflege). In der Kaiserzeit hat Pausanias in seiner Beschreibung Griechenlands diese Literatur zusammengefaßt.

Die Religion des Landvolkes. Während die Welt der Gebildeten und die städtische Bevölkerung, bis auf den Grund durch die religiöse Krisis erschüttert, den Glauben an die alten Götter verlor und sich demkrassen Aberglauben hingab oder neue kräftigere Götter aufsuchte, die aus der Fremde einwanderten, lebte bei der stillen, einfältigen Landbevölkerung der ungestörte Glaube an die heimatlichen Götter, die nicht so sehr die großen Götter der Mythologie wie alle die kleinen Lokalgötter der Flüsse, Höhlen, Quellen usw. waren, sowie deren einfacher und elementarer Kult fort. Der letzte Kampf zwischen dem Heidentum und Christentum wurde auf dem Lande ausgefochten, das der Christianisierung einen zähen Widerstand leistete und schließlich den Sieger zu weitgehenden Zugeständnissen zwang.

§ 248. Die auf Homer und Hesiod fußende Mythologie in Literatur und Kunst der Griechen und Römer.

Vorbemerkung. Es folgt hier für die praktischen Bedürfnisse bei der Schriftstellerlektüre im Unterricht eine Zusammenstellung mit fortwährenden Hinweisen auf die römische Götterwelt.

Ursprung der Götter. Nach Homer stammen die Götter von Okeanos (und Tethys) ab, nach Hesiod entwickelt sich alles aus dem Chaos: so Gaia und der aus ihr geborene Uranos, aus deren Verbindung dann die Götter, zunächst die 12 Titanen, vor allem Kronos und Rhea hervorgehen. Die Kroniden Zeus, Poseidon und Hades, Hera und Demeter aber stürzen die Titanen und beherrschen mit ihren Nachkommen und einigen Urgöttern zuletzt die Welt.

Kunst: Kronosbüste mit erstem Antlitz und verhülltem Haupt im Vatikan; Marmorrelief der Gigantomachie am großen Fries des Zeusaltars in Pergamon. (Zuck. Fig. 117).

Die 12 Hauptgötter nach dem römischen Dichter Ennius:

Juno, Vesta, Ceres, Diana, Minerva, Venus, Mars,
Mercurius, Jovis, Neptunus, Volcanus, Apollo.

Himmelsgottheiten: Ὀλύμπιοι, Οὐρανίωτες, ἐπουράνιοι, caelestes.

1. Zeus, indogermanisch und urgriechisch, bei Homer mit Hera ge-

paart, Hauptgott der eingewanderten Griechen und so von allgemeiner Bedeutung und beherrschender Stellung auf allen Gebieten, aber später durch die alteingesessenen und zugewanderten Götter, besonders Apollon und Dionysos, zeitweilig eingeengt.

1. Entwicklung seiner Funktionen: a) Zunächst als reiner Naturgott Gott des Himmels und seiner atmosphärischen Erscheinungen: Wolken, Sturm und Regen, Gewitter (Donner und Blitz); b) Gott der durch seinen Regen befruchteten Ackererde (*χθόνιος*), der Fruchtbarkeit, also des Reichthums — Pluton —, so in naher Beziehung zu der Ackerbau Göttin Demeter und ihrer Tochter Kore; c) Gott des Hauses und Hofes, Hort der Familie; d) Schirmer der staatlichen und sittlichen Ordnung auf Erden in Krieg und Frieden; e) Lenker des Gottesstaates und höchster Gott.

2. Epitheta: a) *αἰθέρι ναίων* im Äther thronend, *νεφεληγερέτα* Wolkenjammler, *αἰγίοχος* in der Wetterwolke dahersahrend, *κελαινεφής* schwarzumwölkt, *περικέρανος* blitzschleudernd, *ὑψιβρομέτης* und *εὐρύδοτος* in der Höhe und laut donnernd; *Λὸς ἄμβροτος*, *πράδες*, *σῆρος*, *ἀγαλ.* *ἐνιαυτοί*, *ῥήκτες τε καὶ ἡμέραι ἐκ Λὸς εἰσὶν* von Zeus kommen Regen, Schnee, Wind, Himmelsglanz, die Jahre, von ihm Nächte und Tage; b) *γεωργός* ackerbauend, *ἄλβιος*, *πλοῦσιος* reich, *Πλοῦτος* oder *Πλοῦτων* Reichthumsgott, *κτησίως* Erwerbber; c) *ἐφέσιος*, *ἐοικετός*, Schützer des Herdes und Hofes; d) *μητίετα* Allweiser, *ἔπιτος μήστορος* höchster Berater, *ὑπερμηνής*, *εὐροισθενής* übergewaltig, sehr stark, *εὐρύοπα* weisshauend, *φράτριος*, *ἀγοραῖος*, *πολιεύς* neben Athena *πολίος*: Gott des Geschlechtes, des Marktplatzes, der Stadt (Staates), *σωτήρ*, *κλυθέρσιος* Retter, Befreier, *ἱκέσιος* (*ἱκετήσιος*), *ξείνιος* Hort der Schutzsuchenden und Fremden, *δοκιός* Rächer des Meineids, *καθάριστος* Sühnung bringend, *πανομφαῖος* Allweiswager, *ταμίης πολέμοιο* Walter des Kampfes, in seiner Hand haltend die heilige Wage (*ἰσὰ τάλαντα*), in der er die Todeslose trägt; e) *ἔπιτος κοσμιόντων* höchster der Herrscher, *πατὴρ ἀνθρώπων τε θεῶν τε* Vater der Götter und Menschen, *θεῶν ἔπιτος καὶ ἀριστερός* der Götter höchster und bester.

3. Kultstätten: Dodona in Epirus, die Berge Olympos in Thessalien und Mysien, Ida bei Troja und auf Kreta, Olympia in Elis.

4. Attribute: Blitz und Donnerkeil, Zepher, Adler; die geflügelte „Siegsgöttin“ Nike (Victoria) — Darstellung von Paionios —, die Aigis, bei Homer der von Hephaistos gefertigte Schild mit 100 goldenen Quaften; Relief im östlichen Giebelfelde des Parthenon.

5. Kunst: Wie in dem 40 Fuß hohen, von Pheidias nach Hom. *Il.* I 518 ff. angefertigten goldbleibenernen Kultbilde in Olympia ist Zeus meist thronend dargestellt, das Angesicht voll Majestät und Milde zugleich, mit herabwallendem Haupt- und Barthaar; Zeusbüste von Otricoli im Vatikan (Luck. Fig. 122), römische Kopie, die auf ein Werk des 4. Jahrhunderts zurückgeht.

6. Gottheiten aus dem Kreise des Zeus: die beiden Mundschenken der Götter Hebe und Ganymedes, die beiden Götterboten: Hermes in der Odyssee und Iris in der Ilias, ferner Themis (Justitia) und Nemesis, Bergelsterin des Übermutes (Hybris), sowie die sinnbetörende Ate; dann die Horen, Vertreterinnen der Jahreszeiten und aller geseligen Ordnung, bei Hesiod drei: *Eunomia*, *Dike* und *Cyrene*, Geseßlichkeit, Recht, Frieden; außerdem noch eine besondere Hore des Frühlings, *Chloris* (= Flora) genannt, und die Chariten (*Gratae*, *Brazien*), die Göttinnen der Anmut: *Ἀγλαΐη τε καὶ Ἐὐφροσύνη* *Θαλίη τ' ἔρατεινή* die Glänzende, Frohsinnige, Blühende, die in Begleitung von Zeus, Dionysos, Hermes, Hera, Aphrodite erscheinen; die 9 Mufen (*Camenae*) (*Od.* XXIV 60), nach Hesiod als Töchter des Zeus und der Titanin Mnemosyne in Pierien geboren, später besonders an den Musenbergen und -quellen: *Olymp*, *Parnass* — *Kastalia* —, *Helikon* — *Aganippe* und *Hippokrene* — und *Kithairon* in Verbindung mit dem Mufenführer Apoll, mit Dionysos und dem Sänger Orpheus verehrt, bei Homer die Göttinnen des Gesanges, später die Vorsteherinnen der Dichtungsarten, Künste und Wissenschaften.

*Κλειώ τ' Ἐὐτέροη τε Θάλειά τε Μελπομένη τε
Τρογιγόρη τ' Ἐρατώ τε Πολυδμνία τ' Οὐρανίη τε
Καλλιόπη θ' ἣ δὲ προφρεστώτη ἐστὶν ἁπασθῶν.*

Nach den 3 Dichtungsarten in 3 Triaden eingeteilt, vertreten:

Kalliope, die Schönstimmige, mit Schreibtafel und Griffel, das Heldenepos,	} 1. Die epische Trias;
Kleio, Klio, die Rühmende, mit Schriftrolle und Griffel, das historische Epos,	
Urania, die Himmlische, mit Globus und Stäbchen, das astro- nomische Epos,	
Erato, die Geliebte, mit Kithara, die erotische Lyrik,	} 2. Die lyrische Trias;
Terpsichore, die Tanzprobe, mit Lyra, die chorische Lyrik,	
Euterpe, die Erfreuerin, mit Flöte, die melische Lyrik;	
Melpomene, die Singende, mit tragischer Maske, die Tragödie,	} 3. Die drama- tische Trias.
Thalia, die Lebensfrohe, mit komischer Maske, die Komödie,	
Polymnia, Polhymnia, d. Hymnenreiche, verhüllt, d. Pantomime.)	

Der römische **Jupiter**. 1. Wesen (vgl. S. 386).

2. Priester: Flamen Dialis, augures, fetiales. 3. Feste: alle Idus, auch als Stiftungstage der Jupitertempel. Die latinische Bundesfeier, feriae Latinae, später 4 Tage lang alljährlich nach Beginn des Amtsjahres unter Leitung der Konsuln oder eines eigens dazu ernannten Diktators in Gegenwart aller übrigen römischen Beamten und der Abgesandten der Latinergemeinden auf dem Albanerberg, wo auch seit 231 v. Chr. zu Ehren des J. Latiaris häufig der Triumph von den Feldherrn gehalten wird, denen der regelrechte Triumph auf dem Kapitol ver sagt blieb.

2. **Hera**, die Schwester und Gattin, *καιογνήτη ἄλοχός τε*, die ehrfurchtgebietende Gemahlin, *αἰδοίη παράκοιτις*, des Zeus. 1. Wesen: a) Als Himmelskönigin Herrin über Mond und Sterne; sie hat auch Macht über Sturm und Nebel, Donner und Blitz; b) Beschützerin der Ehe und des Rechtes der Frau in der Ehe und folglich des ganzen Lebens der Frau (vgl. S. 352).

2. Epitheta: a) *χρυσόθρονος* goldthronend, *ἠερομοσ* schönhaarig, *λευκόλευος* weißarmig, *βοώπις* kuh- bzw. großäugig; b) *Ζωγία* Ehegöttin. 3. Kinder: Ares, Hephaistos, Hebe, Juventas, die himmlische Gattin des Herakles, die *Ελλειθιαιαί*, die Geburtsgöttinnen. 4. Kultstätten: das Heraion in Argos mit der goldelfenbeinernen Kolossalstatue des Polyklet, Sparta, Mykenä, Athen, Samos, Olympia. 5. Attribute der ersten, in erhabener Schönheit dargestellten Hera: Diadem, Zepher, Granatapfel; ihr heilig der Pfau. 6. Kunst: Kopf der Farnesischen Hera in Neapel und der Hera Ludovisi in Rom nach Praxiteles. (Luck. Fig. 125).

Die römische **Juno** in Anlehnung an die Einzelsuno der Königin erwachsen. (Vgl. S. 386).

1. Wesen: Göttin des Ehebundes (pronuba), der Geburt (Lucina „die ans Licht bringende“). 2. Feste: Opfer an den Kalenden. 3. Priesterin: Flaminica Dialis. 4. Tempel: Der Iuno Regina auf dem Kapitol, der Iuno Moneta auf der Burg (mit den heiligen Bänken).

3. **Hestia**, urgriechisch, bei Homer nicht erwähnt, unvermählt wie Athene und Artemis. 1. Wesen: Göttin des häuslichen Herdes und Schutzherrin der Familie und des Staates (vgl. S. 351f.).

2. Kultstätten: Athen, Delos, Delphi. Die gegebene Stätte für den Privatcult ist der häusliche Herd, für den Staatscult der Staatsherd (*κοινή εστία*) mit dem stets lodern den heiligen Feuer. Wie Hermes als Erfinder des Opfers, erhält sie als dessen Vorsteherin Spenden bei jeder Opferhandlung, wobei Feuer nötig ist. 3. Attribute der ersten, in langem Gewande und mit Kopftuch dargestellten Göttin: Zepher, Opferschale und Feuerflamme. 4. Kunst: Hera Giustiniani aus dem 5. Jahrh. v. Chr. im Museo Torlonia in Rom.

Die römische **Vesta** (vgl. S. 386, 389 f). Priesterinnen: die Vestalinnen.

4. **Hermes**; „der vom Steinhäufen“, griechisch, Sohn des Zeus und der Atlasochter Maia (= Mutter), nach Homer auf dem Berg Kyllene in Arkadien geboren. 1. Wesen: a) Wegführer und Schützer der Wanderer, Patron des Handelsverkehrs und Vertreter der rastlosen Tätigkeit des Mannes im öffentlichen Leben, b) Seelenführer, d. h. Führer der Toten zur Unterwelt, in der Odyssee auch Götterbote, c) Hirten-gott und Spender des Wohlstandes und Glückes überhaupt, d) wie Athena und Hephaistos Erfinder von mancherlei Künsten: der Bered-samkeit als Herold, der Gymnastik als Patron der Epheben, der Stern- und Wetterkunde, der Musik — der Hirtenpfeife (*σούριξ*) und der Lyra — als Hirt (vgl. S. 348).

2. Epitheta: a) *διάκτορος ἀργειφόρτης* „der in dem hell-schimmernden“ Steinhäufen thronende, geleitende Wegweiser“ (*ἀργειφόρτης* volksetymologisch „Argostöter“), *ἐρόδιος* Wegegott, *ἐδοσκοπος* scharfspähend; b) *Λιὸς ἄγγελος* Bote des Zeus, *ψυχολομπός* Führer der Abgeschiedenen; c) *νόμιος* Hirten-gott, *ἐριούνιος* Segenspendender, *δώτωρ ἑδων* Geber aller guten Gaben — so auch *διάκτορος* Spender von *κίερας* = Habe erklärt —; d) *λόγιος* redegewandt, *ἀγώνιος* Vorsteher in den Kampfspielen. 3. Söhne: der „Weidegott“ Pan, in Bocksgestalt, der wie den Herden so auch den Heeren den „panischen“ Schrecken einjagt, der schöne Daphnis, Freund der Hirten auf Sizilien. 4. Kultstätten: Arkadien, Sparta, Athen. 5. Attribute: Reisehut *πέτασος*, Sandalen *πέδιλα* und Stab, beide mit Flügeln versehen; der Wander-, Hirten- und Heroldstab (*κηρύκειον*, caduceus) wird zur zauberkräftigen Wünschelrute (*ῥάβδος*), mit der Hermes, der Goldstabiliträger *χοροσό-ραπης*, die Augen der Menschen schließt und öffnet. 6. Kunst: Hermes mit dem Dionysosknaben auf dem Arme, Marmorstatue von Praxiteles, 1877 in Olympia ausgegraben (Lud. Fig. 146); ausrunder Hermes, Bronze-statue von Herkulaneum in Neapel dargestellt als schöner, kräftiger Jüngling (Lud. Fig. 132).

Der römische **Mercurius**, ursprünglich „Kaufmannsgott“. Sein Tempel beim Cirkus Maximus gegen den Aventin hin: Versammlungs-lokal der römischen Kaufmannsgilde.

5. **Pallas Athene**, sicher mykenischer Herkunft (vgl. S. 351), nach homeri-scher Sage aus dem Haupt des Zeus entsprungen (*Λιὸς ἐκγεγαυία*) und dessen Lieblingskind (*Λιὸς τέκος*, *ὄβριμοπάτορος* Tochter des mächtigen Vaters, *τριτογένεια* flutent sprossen? oder am Tritonbach bei Alalkomenä in Böotien geboren?). 1. Wesen der männlich ernsten, (seit Homer) streng jung-fräulichen Athene (*παρθένιος* — auch *Παλλάς* bedeutet wahrscheinlich Maid, Jungfrau, nicht Schwingerin der Aigis und des Speeres): a) ihrer Ent-stehung nach eine vorgriechische Hausgöttin, die Hausgöttin besonders der Fürsten in den mykenischen Burgen des Festlandes, daher namentlich Schirmherrin von Athen; b) Göttin des Krieges und zwar der besonnenen Kriegführung und Beschützerin wackerer Helden: des Herakles, Achilleus, Diomedes, Odysseus; c) Göttin der Gewerbe in der Stadt, besonders der weiblichen Kunstfertigkeit, Schützerin der Künste und Wissen-schaften, Personifikation der menschlichen Intelligenz.

2. Epitheta: a) *πολιάς*, *δροσάτολις* Stadtschirmerin, *πρόμαχος* Vorkämpferin, *ἀτροντώνη* unbewinglich, *λαοσόσος*, *ἀγέλη*, die die Mannen anfeuert, Beute ver-leiht; b) *γλαυκῶπις* eulen- bzw. glanzäugig; *ἐργάνη* Beschützerin der weiblichen Arbeit. 3. Kultstätten: bei den Doreern mit Zeus, bei den äolischen und joni-schen Stämmen oft mit Poseidon, in Athen auch mit Hephaistos verbunden. Auf der athenischen Akropolis drei herrliche Tempel: der Niketempel, das Erechtheion

(vor dem Tempel der Athene Polias) mit dem vom Himmel gefallenen Palladion (einer aufrechtstehenden Holzstatue mit zum Angriff geschwungenem Speer) und vor allem der Parthenon mit dem 11 m hohen Standbild der *παρθένος* aus Gold und Elfenbein, einem Werk des Pheidias ebenso wie das im Freien stehende, 20 m hohe Erzstandbild der Athena *πρόμαχος*. 4 Attribute der erhabenen Göttin: voller Waffenschmuck, besonders Helm, Lanze, Aigis (Panzer mit dem Bilde der Medusa auf der Brust), Schild (häufig auch mit dem Borgonenhaupt), ferner die Nike. Ihr heilig: Schlange als Hausgöttin, Eule und Ölbaum. 5. Kunst: Die sog. Pallas Giustiniani im Vatikan, die Farnesische Athena in Neapel (Luck. Fig. 129), die Athena von Belletri im Louvre. (Luck. Fig. 130).

Die römische **Minerva** (zu me-min-i, Göttin der Klugheit): die **kapitolinische** Minerva hat sich entweder von Etruriern her als stadtschirmende Göttin zu Jupiter und Juno gesellt, oder diese als Hauptgötter des Staates auf dem Kapitol verehrten italischen Gottheiten sind der griechischen Göttertrias Zeus – Hera – Athena gleichgesetzt; die **aventinische** Minerva gilt als die Beschützerin des Handwerks und der gewerblichen Tätigkeit, und ihr Tempel auf dem Aventin ist der sakrale Mittelpunkt der anerkannten Handwerker-gilden (auch der Ärzte, Lehrer, scribae, histriones).

6. **Phoibos Apollon**, der „Lukier“, daher bei Homer Erzfeind der Griechen, noch vor Beginn der geschichtlichen Zeit eingewandert aus Kleinasien, mit seiner Zwillingsschwester Artemis dem Zeus und der Leto (Latona) am Fuße des Berges Kynthos auf Delos geboren. 1. Wesen: a) in der sittlichen Weltordnung: a) Gott der Reinigungen und Sühnungen und daher auch Sender der Krankheit und zugleich Heilgott und als solcher von den Griechen aufgenommen, β) als der delphische Gott Orakelgott, durch sein Orakel Führer und gemeinsamer Stammvater des gesamten Griechenvolkes, insbesondere Führer bei der Kolonisation, der Ereget (= Ausleger) des heiligen Rechtes und der Vätersitte und das Sprachrohr der göttlichen Autorität in dem geistigen und religiösen Leben seit der archaischen Zeit: in Befehlsgebung, sakraler Regelung der Blutsühne und staatlicher der Blutrache, in Neuordnung der Feste und Kulte der Götter, Dämonen und Heroen, in der Zähmung der dionysischen Ekstase, endlich Erwecker der heiligen Begeisterung, wie der prophetischen so der dichterischen; γ) als der delische und delphische Gott in Legende und Wirklichkeit mit weit verbreiteter Verehrung: b) in der physischen Weltordnung: Sonnengott, wie sein Kultname Phoibos „der Leuchtende“ besagt, später mit Helios identifiziert: α) furchtbar durch seine nie fehlenden Pfeile (Sonnenstrahlen), β) mild durch den Schutz des Ackerbaus – seine Feste, meist ländliche, sind durchaus alte prädeistliche Riten – und der Viehzucht, überhaupt – ähnlich wie bei Hermes – aller Tätigkeit im Freien: auf Reisen zu Wasser und zu Lande, in den Ringschulen, in der Schlacht, in allen Lebenslagen.

2. Epitheta: *Λύκιος, Ἀήλιος, Κύνθιος*; a) *καθάριστος* Reiniger, *ἀλεξίκακος* Übelabwehrer, *ιατρόμαντις* Arzt und Seher, β) *λοξίας* der dunkle Orakelgott, *πατρῷος* Stammvater, *δικαίος* Schirmer des Rechts, *Μουσουργέτης* Musenführer; h) *λαμπρογενής* lichtgeboren (oder in Lykien geboren?), α) *ἀργυροτόξος* mit silbernem Bogen bewehrt, *κλυτότοξος* hogenberühmt, *ἐπιβόλος* (und die Kurzform dazu *ἐκατος*) sicher (*ἐκητι*) treffend, *ἐκάεργος* sicher treffend oder ferntreffend, *λοῖμιος* Seuchengott, β) *φτυάλμιος* Fruchtbarkeit befördernd, *ρόμιος* Herdengott, *ἀγυιεύς* Schirmherr der Straßen, *ἐναγώνιος* Vorsteher der Agone, *κουροτρόφος* Jünglinge aufziehend, *βοηδρομίος* Helfer im Streit. 3. Söhne: der Götterarzt Asklepios (Aescula-

pius); auch viele Seher und Stammheroen seine Söhne genannt. 4. Kultstätten: Delos, Delphi, Athen, Sparta, Theben. 5. Attribute des Jünglings in wallendem Lockenhaar (*χρυσόκομος*): Bogen, Köcher, Pfeile für den Licht- und Todesgott, Lorbeer und Palme für den Gott der Agone; Phorming oder (die von Hermes erfundene) Lyra für den Kitharöden; Schwan und Habicht als Weisheitsvögel. 6. Kunst: Apollon Musagetes im langen Kitharödengewande mit der Kithara im Vatikan (Lud. Fig. 135); Apollon von Belvedere (Lud. Fig. 133f.).

Der römische **Apollo**, als griechische Gottheit aus der griechischen Kolonie Kumä zugleich mit den sibyllinischen Büchern aufgenommen, erhält zunächst als Heilgott seine Kultstätte in dem alten Apollinar und im J. 431 v. Chr. einen auch der Latona und Diana mitgeweihten Tempel auf den Prata Flaminia westlich vom Kapitol. An diesen Kult schließt sich der ritus Graecus, das Priestertum der II, X, XV viri sacris faciundis, die ludi Apollinares (212 v. Chr.). (Vgl. S. 395).

7. **Artemis**. 1. Wesen: a) eigentlich die erste der Berg- und Waldnympfen, in Nachbildung der alten vorgriechischen *πότνια θηρών* die Herrin der freien Natur, also auch Jagdgöttin (S. 351); b) im Gegensatz zu dieser Artemis des Volksglaubens steht die spröde Jungfrau des Mythos; c) identifiziert mit der vorgriechischen Geburtsgöttin Eileithyia und andern kretisch-mykenischen Göttinnen, die wohlthätige Göttin für das weibliche Geschlecht; d) Schwester Apolls und dessen weibliches Gegenbild, daher Mondgöttin wie jener Sonnengott und so verderbenbringende Gottheit, die die Frauen tötet wie Apoll die Männer.

2. Epitheta: a) *πότνια θηρών* Herrin des Wildes, *ἀγροτέρα* flurliebend, *ἄρμης* unvermählt, *ἀγνή* ehrwürdig, *ἐνπλόκαμος* mit schönem Haargeflecht, *εὐστέφανος* mit schönem Stirnband; c) *σώτεια* Helferin; d) *ὀρχαίρα* Pfeilschützin, *τοξοφόρος* bogenführend, *ἐδοκοτος* gut zielend. 3. Kultstätten: meist mit Apollon in Delos, Delphi, Sparta verehrt, namentlich aber in Arkadien. Die sog. taurische Artemis ist eine verwandte Isthische, die Artemis von Ephesos eine verwandte asiatische Naturgottheit. 4. Attribute: Halbmond über dem Scheitel, Fackel, Bogen und Köcher; ihr heilig die Hirschkuh. 5. Kunst: Artemis von Versailles mit der Hirschkuh (Lud. Fig. 136).

Die römische **Diana**, in Latium in einem heiligen Haine bei der Stadt Aricia unter dem Beinamen nemorensis als Göttin des Waldes, des Wildes und der Frauen verehrt, also eine parallele Erscheinung zu der vorgriechischen, später von Artemis absorbierten *πότνια θηρών*, tritt nach dem Sturze von Alba Longa als Bundesgöttin des latinischen Bundes dem alten Jupiter Latiaris auf dem Mons Albanus zur Seite, erhält dann in dem neuen Vorort Rom auf dem Aventin eine Filiale für die Plebejer. Der griechisch-römischen Diana ist das im J. 179 v. Chr. gestiftete Heiligtum am Cirkus Flaminius geweiht.

Andere Lichtgottheiten und Vertreter von Himmelererscheinungen. Als besondere, bald mit Apollon und Artemis identifizierte Sonnen- bzw. Mondgottheit gelten **Helios** (Sol), der mit einem Strahlenkranz auf dem langlockigen Haupte, auf seinem Biergespann strahlend (*φάειτον*), den Sterblichen leuchtend und sie erfreuend (*φαισίμβροτος*, *τερηρίμβροτος*, unermülich (*ἀκάμας*) bei Tage am Himmelsgewölbe, und seine Schwester **Selene** (Luna), die verschleiert mit ihrem Zweigespann am nächtlichen Himmel dahinfährt. Beide sind Kinder des Titanen Hyperion, wie auch **Eos** (Aurora), die goldkronende, im Haargeflecht prangende, rosenfingerige, frühgeborene Morgenröde (*χρυσόθρονος*, *ἐνπλόκαμος*, *ροδοδάκτυλος*, *ἠοιγένη*), die in safrangelbem Gewande (*χρσοκόπτελλος*) mit ihrem Zweigespann dem Helios vorausseilt. Die kleinasiatische Mondgöttin **Hehate** wird zur Zauber-

göttin. Kultstätten des alles sehenden und alles hörenden Schwurgottes Helios: Korinth und besonders Rhodos; den Hafeneingang schmückte dort der sog. Koloß von Rhodos, die von Chares von Rhodos um 280 v. Chr. gefertigte Erzstatue des Gottes. Kunst: Reliefdarstellungen von Helios und Eos am pergamenischen Zeusaltar in Berlin.

Sternbilder: Die regenbringenden Hyaden und die 7 Plejaden, der Hundstern Seirios, der Jäger Orion, die Bärin Arktos. Die 4 **Hauptwinde:** Boreas (Aquila) Nordwind, Zephyros (Favonius) Westwind, Notos (Auster) Südwind (Africus SW), Eurus (Eurus oder Voltumnus) Südostwind. Asper ab axe ruit Boreas, furit Eurus ab ortu, Auster amat medium solem Zephyrusque cadentem. Aiolos ist König oder Schaffner der Winde (*ταυτης ανέμων*).

8. **Hephaistos**, aus Kleinasien eingewandert, in der Ilias mit Charis, der Göttin der Anmut und des Frühlings, in der Odyssee mit der ungetreuen Aphrodite vermählt. 1. Wesen: Dämon des Erdfeuers, so zum Patron der Schmiede und aller Metallarbeiter wie geschaffen und auch Schützer vor Feuersbrunst (vgl. S. 352).

2. Epitheta: *κλυτοτέρης* kunstberühmt, *πολύμητις*, *πολύφρων* erfindungsreich, sehr klug, *δαίδαλος* kunstfertig, *ἀμφιγυής* armkräftiger Werkmeister (oder beidseitig gelähmt?), *κυλλοποδίων*, *χολός*, *ἠπεδανός*, *βοαδός* krummfüßig, lahm, gebrechlich, langsam. 3. Kultstätten: Die vulkanischen Inseln Lemnos und Sizilien (Atna), besonders Athen. 4. Attribute des als hinkend in kurzem Arbeitsgewande dargestellten Hephaistos: Hammer, Zange und Kappe. 5. Kunst: Marmorbüste im Vatikan; kleine Vollstatue im Britischen Museum.

Der römische Gott des Feuers **Vulkanus** heißt als Vertreter der Schmelzkunst auch Mulciber. Kultstätte: Das Volkanal am Komitium, eine Fläche (area) ohne Tempel, gleich dem Vestatempel eine Art Staatsherd, in alter Zeit zu Senatsitzungen benutzt und daher auch Sprechplatz der Römer vor Erbauung der alten Klostera. Fest: Volkanalia im August mit Rennspielen im Cirkus Flaminius.

9. **Ares**, dessen Name vielleicht einfach „Verderber“ bedeutet, wohl aus Thrakien stammend (vgl. S. 352). 1. Wesen: mordlustiger Kriegsgott.

2. Epitheta: *κορυθαίολος* mit schimmerndem Helm, *εργέσιπυλος* speerschwingend, *ἄτος πολέμοιο* unersättlich im Kampf, *ἐννάλιος* mörderisch, *μαιφόνος* mordbefleckt, *δήιος* feindselig, *στυγερός* verhaßt, *αἰδής* abscheulich, *ἀνδρείφοντος* männermordend, *τειχοειλήτης* Mauerstürmer, *πολίπορος* Städtezerstörer, *θεός* schnell, *θεός* hitzig, *θεός* stürmisch, *μαίνόμενος* rasend, *βροτολογός* menschenverderbend, *ἀλλοπρόοαλλος* wetterwendisch. 3. Beihilfinnen: seine Schwester Eris (Discordia), die Keren d. h. Göttinnen des gewaltigen Schlachtentodes (eine Art Walküren), die blutgierige Enyo (Bellona). 4. Kultstätten: In Theben ist Aphrodite seine Gemahlin, beider Tochter ist Harmonia, die Gattin des Kadmos; in Athen wird er auf dem Areopag als Gott der Mordtühne und des Blutgerichts verehrt. Den Menschen verhaßt, wird er durch Feste nicht gefeiert. 5. Attribute des jugendlich kräftigen Ares: Speer oder Brandsackel; ihm heilig Wolf und Specht. 6. Kunst: Ares Ludovisi in Rom (Luck. Fig. 131); der sog. „Achill Borghese“ im Louvre.

Der römische **Mars**, ursprünglich Kriegsgott der palatinischen (wie der nahe verwandte **Quirinus** der quirinalischen) Gemeinde, dann auch Vegetationsgott. Priester: flamen Martialis (Quirinalis) und Salier. Kultstätten: arae Martis an der porta Capena und in campo (Martio) — hier alle 5 Jahre das Lustrum.

10. **Aphrodite**, aus dem Orient eingewandert, wohl von Anfang an Fruchtbarkeitsgöttin, nach Hesiod aus dem Schaum des Meeres ge-

boren (*ἀναδυομένη*), oder im Schaum wandelnd), bei Homer Tochter des Zeus und der Dione, nach der Odyssee die ungetreue Gattin des Hephaistos, in Theben die des Ares, Mutter des Aeneas, verkörpert mit Eros den sexuellen Trieb, hat aber mit der sittlichen und gesellschaftlichen Seite der Ehe nichts zu tun.

1. Wesen: a) Göttin weiblicher Anmut, Liebe und Schönheit, b) des Frühlings, der Gärten und Blumen, c) des Meeres und des Seeverkehrs (neben Poseidon).

2 Epitheta: *φιλομειδής* holdlächelnd, *χρυσή* golden, *εὐστέφανος* mit schönem Stirnband, *ἀναλκις θεός* die kraftlose Göttin. 3. Sohn: Der geflügelte Knabe Eros (Amor, Cupido), der männliche Liebesgott. 4. Kultstätten: Die Inseln Kypros (Paphos und Amathus) und Kythera, ferner Knidos, Korinth mit berühmtem Tempel, Athen, der Berg Erzy in Sizilien. Die Aphrodisien ein Frühlingsfest. 5. Attribute der in vollendeter Schönheit mit Pfeil und Spiegel dargestellten Artemis: Myrte, Taube; Schwalbe als Frühlingsvogel; Schwan oder Delphin. 6. Kunst: Kapitolinische Venus, Knidische Venus nach Praxiteles (Luch. Fig. 144), Nachbildung in München, Medicische Venus (Anadyomene) in Florenz; Venus von Milo im Louvre, um 1820 auf der Insel Melos gefunden.

Die römische Venus, die Personifikation von Venus „Liebe, Anmut, Wonne“, ursprünglich Göttin des lieblichen Frühlings, der Blumen und der Gärten, verschmilzt mit der Liebesgöttin Aphrodite (vom Berge Erzy auf Sizilien) während des 2. Punischen Krieges, erhält als Stammutter des römischen Volkes und julischen Kaisergeschlechtes unter dem Namen Venus Genetrix durch Augustus zusammen mit Roma im Norden der heiligen StraÙe einen glänzenden Doppeltempel.

Meeres- und Wassergottheiten (*πόντιοι* oder *ἐνάλιοι*, marini).

I. Poseidon, wohl griechischen Ursprungs (vgl. S. 352), Gott des Wassers und besonders des Meeres.

1. Wesen: a) auf dem Lande eifrig verehrt als Gebieter über das Süßwasser, auf dem Peloponnes, wo die FlüÙe oft ihren Lauf durch unterirdische Tunnel suchen, *γαιάοχος* „der unter der Erde fährt“; b) durch den Einfluß der geläufigen, unter den seefahrenden Jonern geschaffenen Mythologie auf das Meer beschränkt, Beherrscher der Salzflut und Schutzgott der Seefahrt und weiter Erderschütterer beim Erdbeben; c) Bändiger des Rennpferdes und so Beschützer der ritterlichen Übungen.

2. Epitheta: a) *φντάλιος* Fruchtbarkeit befördernd; b) *κυανοχαίτης* blauhaarig (nach der Farbe seines Elementes), *ἐντροχάειον ἐνοσίχθων*, *ἐνοσίχθωνος* *ἐννοσθενής* der weithin herrschende, der gewaltige Erderschütterer; c) *ταβροειος*, *ἑππιος* (Neptunus equester). 3. Kultstätten: Als Nationalgott der seefahrenden Jener in Athen und am Vorgebirge Mykale in Kleinasien (die jonische Amphifikation), ganz besonders aber bei Korinth durch die istsmischen Spiele verehrt, außerdem in den verschiedenen Küstenstädten in Achaja, Euböa und anderswo mit Namen Agä (*αἶγες* = Wellen), wo er in der Tiefe des Meeres seinen goldenen Palast mit seiner Gemahlin Amphitrite bewohnt. 4. Attribute des Poseidon, der in seinem von erzhuftigen Rossen gezogenen Viergespann über das Meer fährt: der Dreizack (*τρίαινα*, tridens, eigentlich eine Art Harpune), mit dem er die Fluten erregt und besänftigt. Ihm heilig die dunkle Fichte, die das Material zum Schiffsbau liefert, der Delphin, das Sinnbild des ruhigen Meeres, das Roß und der Stier, das Sinnbild der stürmenden Woge. 5. Kunst: Büste und Statue des dem Zeus ähnlich gebildeten Poseidon im Vatikan; Poseidon von Melos;

Streit zwischen Poseidon und Athena um den Besitz Attikas, dargestellt im zerstörten Westgiebel des Parthenon.

Der altrömische und altitalische Quell- und Regen- (nicht aber Meeres-) gott **Neptunus** (vgl. S. 387), infolge des überseeischen Verkehrs frühzeitig mit dem griechischen Meergott Poseidon verschmolzen (vgl. S. 395), hat in der Gegend des Cirkus Flaminius westlich vom Kapitol einen Tempel und im Anfang der Kaiserzeit ebenfalls auf dem Marsfeld einen zweiten zum Andenken an die Seesiege bei Aktium und über Sextus Pompejus von M. Vipsianus Agrippa erbauten, die sog. Basilika Neptuni, erhalten. Fest: Die Neptunalia

II. Die niederen Gottheiten des Wassers unter Poseidons Herrschaft.

1. **Nereus** (der Fließende), Vater der 50 oder 100 Nereiden, und **Proteus**, beide mit der Gabe der Weissagung und Selbstverwandlung, und der freundliche Meergreis **Glaukos**, ein Mischwesen (Fischleib mit menschlichem Oberkörper), nur mit der Weissagungsgabe ausgestattet; 2. die Nereiden verkörpern die spielenden, schmeichelnden Wellen, besonders die silberfüßige (*ἀργυροπέδη*) **Thetis**, die Mutter Achills, und die dunkeläugige, lautlosende (*κνανώπις, ἀγαστορος*) **Amphitrite**, die Gattin Poseidons und als solche die Königin des Meeres und Mutter des Triton, der, auf einer gewundenen Seemuschel (Tritonshorn) blasend, an der Spitze eines ganzen Geschlechts von neckischen Tritonen die Fluten erregt und beruhigt; die als junge Mädchen dargestellten **Nymphen** (auch Kirke und Kalypso) die belebende Kraft des Wassers: Najaden, Oreaden und Dryaden (Quell-, Berg- und Baumnymphen); die als Vögel mit Mädchenköpfen dargestellten 2 oder 3 S(e)irenen die verlockende Macht der See, die später in der Meerenge von Messina lokalisierten Ungeheuer Skylla und Charybdis (Hom. Od. XII 235 ff.), zwei ein Mädchen mit 6 Hundsköpfen, dieses ein dreimal täglich die Meeresflut einschürfender Strudel, verkörpern die drohenden Gefahren des Meeres. 3. Die unter dem Namen **Leukothea** in einen wohlthätigen Seedämon verwandelte Kadmostochter Ino, Schwester der Semele und Pflegemutter des Dionysos. 4. Die 3 **Harpyien** (von *ἁρπάζω*), dargestellt als geflügelte Wesen mit Vogelkrallen, aber Mädchenkopf; die am Westrande der Erde hausenden 3 **Gorgonen**, furchtbare Wesen mit versteinernem Blick, mit Schlangenhaaren und mit Schlangen gegürtet:

*Σθενό τ' Ἐθρύαλη τε Μεδουσά τε λυγρὰ παρθόσσα,
Τῆς δ' ὅτε δὴ Περσεὺς κεφαλῆν ἀπεδειροτόμησεν,
Ἐκδορε Χρυσόωρον τε μέγας καὶ Πέγασος ἵπλος.*

Homer redet nur von dem Haupte der Gorgo (*Λογέη κεφαλή*), einem furchtbar blickenden Schreckbild im Hades und auf der Aegis des Zeus und der Athena. Von der sterblichen Medusa und Poseidon stammt das geflügelte Streit- (des Bellerophon) und Musenroß Pegasus, durch dessen Hufschlag der Musenquell Hippokrene entstand. 5. Flußgötter: Acheloos, Alpheios, Nil (herrliche Kolossalstatue im Vatikan. Luk. Fig. 155).

Alte römische Wassergottheiten: Die Flußgötter Voltumnus und Tiberinus pater, der Hafengott Portunus, die als heilende und weissagende Wasserfrauen vorgestellten Quellgottheiten (Fest: Fontinalia am 13. Okt.), z. B. die später mit den Musen gleichgesetzten Kamenä (unter ihnen Egeria im Haine vor der porta Capena), endlich Juturna, deren Brunnen auf dem Forum sich befand.

Gottheiten der Erde: *ἐπιχθόνιοι, terrestres*.

1. **Gaia** oder Ge, die Allmutter „Erde“ selbst, die alles Lebende, Menschen, Tiere und Pflanzen, hervorbringt und wieder in ihren Schoß aufnimmt. Kunst: Bild auf der Reliefplatte von Pergamon (Luk. Fig. 119).

Die römische **Tellus**, Göttin der Erde, besonders des Saatesfeldes und Erntefestens.

2. **Rhea**, die große Göttermutter, frühzeitig mit der phrygischen, besonders am Ida verehrten **Rhybele** verschmolzen. Kunst: auf dem pergamenischen Altarrelief auf einem Löwen reitend dargestellt oder als thronende Matrone mit einer Mauerkrone auf dem Haupte und so als Städtegründerin gekennzeichnet.

Die römische **Magna mater** vgl. S. 379.

3. **Demeter**, die allgütige „Mutter Erde“. 1. Wesen: a) Göttin und Lehrerin des Acker- und Getreidebaus (*Ζαῦθη* blond nach der Farbe des reifen Getreides), die Kornmutter; b) im Anschluß an die Eleusinischen Mysterien Beförderin jeglicher höheren Kultur durch Verbreitung von häuslicher Tugend und milder Sitte, Recht und Gesetz, staatlicher und gesellschaftlicher Ordnung (*θεομορφός* gesetzgebend). 2. **Kore**, das „Kornmädchen“, ihre Tochter von Zeus, und der wohlwollende (*εὐβουλεύς*) „Reichtumsgott“ **Pluton** (ursprünglich Zeus selbst) freundliche Gottheiten des Wachstums und wohlthätige Spender des Reichtums. Die Demetersage und -religion, in der Kore mit der Herrin der Unterwelt Persephone und Pluton mit Hades gleichgesetzt wurde, sowie die Eleusinischen Mysterien (vgl. S. 363 f.).

3. Kultstätten: Sizilien, Athen-Eleusis. 4. Attribute der Demeter: Kranz von Kornähren, Getreidekorb, Fackel, verschlossene Schachtel mit den heiligen Geräten für den Geheimdienst. Abzeichen der Kore: Granatapfel, Myrte, Fackel, Narzisse; des Pluton: Füllhorn. 5. Kunst: Demeter von Knidos im Britischen Museum (Lud. Fig. 126); eleusinisches Relief (Lud. Fig. 173).

Die römische **Ceres** (von derselben Wurzel wie Kore) Göttin des pflanzlichen „Wachstums“. Hauptfest: Cerialia im April.

4. **Dionysos** oder **Bakchos**, von der vorgriechischen Bevölkerung und zwar aus Thrakien bzw. Phrygien stammend, ist wie Apollon noch vor Beginn der geschichtlichen Zeit in Griechenland (wieder) eingewandert, in Delphi Sohn des Zeus und der Semele, der Tochter des Thebanerkönigs Kadmos, Gemahl der Ariadne, der Tochter des Minos von Kreta. Die Geschichte der Dionysosreligion mit ihren Gedanken über Tod und Wiedergeburt, über Werden und Vergehen (vgl. S. 352 f.). Über die Verbindung des Apollon und Dionysos im delphischen Kult vgl. S. 362 f.). 1. Wesen: a) Förderer der feineren Formen des Landbaues: des Garten-, Obst- und besonders Weinbaues; b) wie Demeter Urheber der Geselligkeit und milderer Sitten, Stifter staatlicher Ordnung und höherer Kultur; c) gleich Apollon Erwecker musischer Begeisterung, aber Freund einer lärmenden Musik und einer leidenschaftlich erregten Poesie: des Dithyrambos und des Dramas; d) Gott der mystischen und ekstatischen Strömung in der Religion.

2. Epitheta: a) (als Weingott) *λυαῖος* Sorgenbrecher; b) *μυλῆιος* besänftigend, *θεομορφός* Gesetzgeber, *ἐλευθεροῦς* Befreier; c) *Μουσᾶγωγός* Musenführer; 3. Kultstätten: Theben, Naos, Athen mit 2 Heiligthümern: dem Lenaion und dem Tempel des Dionysos Eleuthereus (mit dem großen Theater). 4. Attribute des meist in jugendlicher Schönheit gebildeten Dionysos: Weinranke im gelockten Haar, Thyrsosstab; Hirschkalbfell über der Schulter; Begleitung von Löwen oder Pantheren; ihm heilig Efeu, Lorbeer, Bock, Reh. 5. Kunst: Statue des sog. Sardanapallos im Vatikan; Fries vom Lysikratesdenkmal in Athen; Dionysos, von zwei Satyrn und seinem Panther begleitet, am pergamenischen Altarfries; schlafende Ariadne im Vatikan.

Der römische **Viber** (pater), Beschützer des Weinbaus und Gott der Fruchtbarkeit überhaupt, und sein weibliches Gegenstück **Vibera**, jener später als Bacchus mit Dionysos und diese mit Kore identifiziert. Der aedes Cereris genannte Tempel der den griechischen Ackerbaugottheiten Demeter, Dionysos und Kore gleichgesetzten römischen Gottheiten Ceres, Viber

und Libera, im J. 493 v. Chr. (etwas nördlich vom Aventin) eingeweiht, ist der religiöse, soziale und politische Mittelpunkt der Plebejer. Fest: Liberalia am 17. März, an denen die Knaben die toga virilis (libera) empfangen, später die schamlosen nächtlichen Bacchanalia.

5. Der **bakchische Thiasos**, d. h. der Schwarm des Bakchos: 1. Die „rosenden“ Mänaden; 2. Priapos, Sohn des Dionysos und der Aphrodite, der Beschützer der Ziegen- und Schafherden, besonders der Gärten und Weinberge; 3. Pan, Sohn des Hermes, ein arkadischer Berg- und Walddämon in Bocksgestalt, der Herden, Hirten und Jäger beschützt; 4. sein Sohn Seilenos, der älteste Satyr; 5. die Satyrn, Berg- und Walddämonen in menschlicher Gestalt, aber mit tierisch gebildetem Gesicht, Ziegen Schwänzen und -ohren. Bleich den Satyrn wird auch eine Mehrzahl von Seilenen und jungen Panen (*Parbosoi*) angenommen. Attribute: Weinschlauch und Musikinstrumente.

Alte römische Gottheiten des Ackerbaus und Landlebens.

Saturnus, Gott der Winter„saat“ (?) und **Ops**, Göttin des Ernteseigens, später den griechischen Göttern Kronos und Rhea gleichgesetzt. Fest: Saturnalia 17. (–23.) Dez. und Opalia 19. Dez.: Tempel mit dem Staatsschatz (aerarium Saturni) am Fuße des Kapitols.

Konjus, ein Gott des „Einerntens“ (von condere), später mit Neptunus equester identifiziert, weil an seinem Feste Konjuralia Wetrennen zu Pferde stattfanden.

Faunus (Enkel des Saturn, Sohn des Acker- und Walddämonen Pikus), der „holde“ Geist der Berge, Triften und Fluren (agrestis), Schützer der Viehzucht (Lupereus = Wolfsabwehrer), gleichgesetzt dem in privaten Kreisen verehrten eigentlichen „Wald“geist Silvanus, dem Beschützer der Waldweiden, der ländlichen Grenzen und des Eigentums überhaupt, (und dem griechischen Pan). Feste: Die ländlichen Faunalia im Dezember, die städtischen Lupercalia im Februar. Priester: Die Luperci.

(Jupiter) **Terminus**, ein besonderer Grenzgott mit seinem Symbol, dem heiligen Grenzstein, im kapitolinischen Jupitertempel. Fest: Terminalia am 23. Februar.

Flora, Göttin des „blühenden“ Getreides. Fest: Floralia 28. April – 3. Mai. **Maia**, Göttin des Maimonats, nach Gleichsetzung mit der griechischen Plejade Maia, Mutter Merkurs und Gemahlin des Vulkanus.

Vertumnus, der Gartengott, „veränderlich“ wie die Jahreszeiten, und seine schöne Gattin, die „Obstspenderin“ **Pomona**.

Gottheiten der Unterwelt und des Todes: *ὑποχθόνιοι*, inferi.

Seelen- und Totenglaube und Heroenkult.

Die vorhomerischen Vorstellungen vgl. S. 347. Nach den homerischen Anschauungen ist die Seele des Verstorbenen ein Schatten- und Traumbild, erscheint das jenseitige Leben trostlos und nicht lebenswert. Darnach ist nun die andere Welt gebildet, das allen gemeinsame Totenreich, das finstere und modrige Reich des verabscheuten **Hades**, des verhasstesten aller Götter, und der schrecklichen **Persephone(ta)**.

1. Wesen: beide führen als furchtbare Gottheiten des Todes die Herrschaft in der Unterwelt, Hades, selbst der „Unsichtbare“ (*ἀ-ίδης*) und alle, die seiner Macht verfallen, unsichtbar machend, und Persephone, die Gebieterin über die Schatten der Frauen. Mit diesen Unterweltsgottheiten wurde dann in der Vorstellungswelt der Eleusinischen Mysterien der äthionische Zeus als Reichtumsgott **Pluton** und die Demetertochter **Kore** identifiziert.

2. Epitheta: *Ζεύς καταχθόνιος*, *ἀναξ ἐνέρον*, *ἐνέροισιν ἀνάσσειν* Gebieter der Unterirdischen, *πύλαρχης κρατερός* gewaltiger Türschließer, *ἀεικέλος ἢ δ' ἀδάμαστος* unerweichlich und unbeugsam, *θρόνῳ ἐχθιστος πάντων* als Feind alles Lebens

Göttern wie Menschen verhaßt (*στυγερός*). 3. Kultstätten: Als Todesgott in Pylos (in Elis) und an den vermeintlichen Eingängen zur Unterwelt (Acheron und Acherusischer See in Epiros, Kolonos in Athen, Vorgebirge Tainaron in Lakonien, Avernische und Kumä in Italien) verehrt, aber — trotz der Bemühungen Homers — nie Kultgott geworden. 4. Attribute des düsteren, sonst dem Zeus ähnlich dargestellten Hades: Herrscherstab oder Schlüssel in der Hand, unsichtbar machende Helmkrone *κρυφή*; ihm heilig Zypresse und Narzisse, geopfert schwarze Schafe. Abzeichen der ersten Persephone: Zepher, Diadem, Granatapfel. 5. Kunst: Hades mit Kerberos in der Villa Borghese in Rom.

Das Totenreich unter der Erde, die „unsichtbare“ Unterwelt heißt selbst Hades, bei den Römern Orkus. Homer erwähnt auch das Tor der Unterwelt und als Wächter den dreiköpfigen, erzstimmigen, mit Schlangenhäuten und -schwanz versehenen Höllenhund Kerberos. Über die Unterweltsströme Acheron, Kokytos, Phryphlethon, Lethe setzt die Seelen in seinem Raden der Fährmann Charon (= Mann der Freude). Unter dem Einfluß der Eleusiniischen Mysterien, des Dionysischen Mystizismus und des Orphismus mit ihrem Unsterblichkeitsglauben wurde im Anschluß an den als „die Bestraften im Hades“ (Tityos, Tantalos und Sisyphos) bezeichneten letzten Teil der homerischen Nekyia die Vorstellung von der Unterwelt als Strafort (Tartaros) und als Paradies (Elysion) weiter ausgebildet. Unterweltsrichter sind jetzt Rhadamanthys, Minos (beide von Kreta) und Aiakos (von Agina).

Über die römischen Gottheiten der Unterwelt Pluto, Dis, Dispatier und Proserpina vgl. S. 395.

Niedere Gottheiten der Unterwelt: 1. Die eigentlichen Todesgottheiten: Thanatos (Mors, Tod), nach Homer Zwillingbruder des Schlafgottes Hypnos (Somnus), der Träume (*ὄνειροι*), besonders des Traumgottes Morpheus („Gestalter“), der Eris (Discordia) und ihrer Tochter Enyo, und die Keren, Göttinnen des gewaltigen Todes; 2. die im Dienst der Unterweltsgötter (und des Zeus) stehenden drei Erinnyen (von *ἔρις*), Kinder der Nacht wie die vorhin erwähnten, die Rachegöttinnen besonders bei Verwandtenmord, in Athen, wo sie am Areopag und auf dem Hügel Kolonos ein Heiligtum haben, schmeichelnd *Σεμναι* Ehrwürdige, in Argos und Sikyon Eumeniden Wohlgesinnte, in Rom Furien oder Dirae genannt — Dirae sunt Alecto, Tisiphone atque Megaera —, schwarze geflügelte Weiber mit Schlangenhaaren, mit Schlangen gegürtet, mit Fackeln, Peiseln oder Schlangen in den Händen; 3. die Chimaira, ein feuerhauchendes Ungeheuer — *Πρόσθε λέων, ὄπισθεν δὲ δράκων, μέσση δὲ χίμαιρα* (Hom. Il. VI 181 ff.) — Tochter des hundertköpfigen Typhon.

Gottheiten des Schicksals. Der gute und böse Dämon geleitet jeden Menschen durchs Leben. Homer kennt die eine Moira oder Misa, Hesiod nennt drei Moiren (Parcae, Parzen oder Fata, Feen): Klotho, Lachesis und Atropos — Clotho colum retinet, Lachesis net, Atropos occat. Die Tyche (Fortuna), der blinde Zufall, die willkürliche Lenkerin des Menschengeschicks, vielfach auch Schutzgottheit von Städten, ist in Wahrheit die Negation aller wirklichen göttlichen Macht. Abzeichen: Kugel oder rollendes Rad sowie Füllhorn.

Römische Schutzgeister vgl. S. 386.



Friesplatte vom Friedensaltar des Augustus in Rom.

Flamines
(Hoher Priester)

Pontifex
Maximus

Julia

Tiberius

Die Religion der Römer¹.

I. Die sog. numanische Religion der Königszeit.

§ 249. Der Prädeismus.

Vorbemerkung. Die ausgebildete römische Religion etwa des 3. nachchristlichen Jahrhunderts ist ein buntes Gemisch von Vorstellungen, die nicht auf einem Boden gewachsen sind. Rom hat damals die Götter der ganzen Welt verehrt. Die römische Religion der Frühzeit dagegen war den Anschauungen und Bedürfnissen anspruchsloser Bauern angepaßt. Mit den Fortschritten des wirtschaftlichen Lebens, der Entwicklung der geistigen Kräfte und durch die Berührung mit kulturell höher stehenden Völkern wurden die Römer dazu geführt, den Kreis der religiösen Bedürfnisse zu erweitern und sich die religiösen Anschauungen und Götter fremder Völker zu eigen zu machen. Die Götter besiegter Staaten wurden gewissermaßen mit übernommen. Es wäre wohl nicht möglich, das Ultrömische in dieser Mischung zu erkennen, wenn uns nicht in dem sog. numanischen Kalender, der in der frühen Kaiserzeit aufgestellt wurde, eine Übersicht über die Feste des römischen Kirchenjahres erhalten wäre, in der sich die ältesten Feste und Kulte mit Sicherheit feststellen lassen.

¹ Zur Literatur vgl. S. 346, 1, ferner G. Wissowa, Religion und Kultus der Römer². München 1912. Texte zur römischen Religion im Religionsgesch. Lesebuch, hg. von H. Bertholet: K. Latte, Die Religion der Römer und der Synkretismus der Kaiserzeit. Tübingen 1927. S. auch E. Aust, Die Religion der Römer, Münster 1890. H. Wolf, Die Religion der alten Römer. 1907. Gymn.-Bibl.

Der Prädeismus². Es hat eine Zeit ohne Götter gegeben — Festnamen, die von Riten abgeleitet sind wie die Lupercalia von dem Umlauf der Luperci stammen aus dieser Schicht —, in der man Riten mit magischem (zauberischem) Charakter verwandte, um Einfluß auf die Kräfte der Natur zu gewinnen, um Segen herbeizuziehen oder den Unsegen zu bannen.

Segensriten liegen vor, in den Geschenken, die man sich zum 1. März, dem alten, und zum 1. Januar, dem späteren römischen Jahresanfang sandte, den „strena“¹, am 1. März einen frischen Lorbeerzweig, den man an die Haustüre heftete, am 1. Januar einen Neujahrs-as. Die Kerzen, die man einander am 17. Dezember, dem Saturnalienfeste, in das ein altes Winter Sonnenwendfest aufgegangen ist, schenkte, sollten angezündet dem mit der Finsternis ringenden himmlischen Licht zu Hilfe kommen (Analogiezauber).

Die Anwünschung des Unsegens auf das Haupt des Feindes heißt *devotio*. Mit ihr wesensverwandt ist die Todesweihe des Feldherrn im kritischen Augenblicke der Schlacht durch die Formel: Ich weihe für Staat und Heer der Römer das Heer der Feinde zusammen mit mir selbst den Unterirdischen.

Zu Anfang (im März) und am Ende (im Oktober) der für die Kriegführung geeigneten Jahreszeit wurden durch besondere Riten Pferde, Waffen, Kriegstrompeten gereinigt und entsühnt. Bevor das Vieh auf die Sommerweide getrieben wurde (21. April Parilia) fand eine Reinigung der Hirten und Herden, der Ställe und des ganzen Anwesens statt, um Segen zu sichern und Unsegen zu bannen (kathartische und apotropäische Riten). Um die Feldmark des Stadtgebietes und der Bürgerschaft wurde bei der Lustration in geschichtlicher Zeit die *Suovetaurilia* (Schwein, Schaf, Rind) herumgeführt (magischer Kreis). Der gefangene und zur Heimkehr freigegebene Feind zieht durch das aus drei Lanzen gebildete „Joch“, das heimkehrende römische Heer durch die Triumphpforte am Marsfeld und lassen so den Unsegen des Krieges hinter sich. Andere Riten suchten den unheilvollen Sonnenbrand und den gefürchteten Getreiderost zu vernichten. Die *delixio* des *clavis annalis* im Tempel des kapitolinischen Jupiter sollte alles Unheil des verflorenen Jahres festmachen. Ein apotropäischer (Unheil abwehrender) Umgang zur Bildung des magischen Kreises ist ursprünglich auch der Umgang der Luperci (Wolfsabwehrer) an den Luperkalia. Später erhielt der alte Brauch durch Hinzulegung neuer Riten einen anderen Sinn.

Auch das *Pomerium*, die sakrale Stadtgrenze, ist ein magischer Kreis, der alles Unheil, namentlich allen Unsegen, der mit dem Kriege verbunden ist, fernhalten soll. Die Grenzlinie wird von einem Pfluge mit bronzener Pflugschar, den ein weißer Stier und eine weiße Kuh ziehen, aufgeworfen. Außerhalb dieser Grenzlinie wird dem in den Krieg ziehenden Feldherrn die militärische Gewalt übertragen, traten die *comitia centuriata* zusammen, liegen die Heiligtümer des römischen Kriegsgottes und der fremden Götter, werden ausländische Gesandte vom Senat empfangen. Die *bullae* des römischen Knaben schützt ihn als Amulett. Einen besonders wirksamen Zauber bildeten auch die roten Streifen an den Gewändern der Knaben und Magistrate,

² L. Deunner, Zur Entwicklungsgeschichte der altrömischen Religion. Neue Jahrb. 1911, 1, Seite 321 ff. Derj. Altrömische Religion in die Antike II S. 44 ff.

¹ Daraus das französische *étrennes*.

da diese Farbe das Blut, den Sitz der (mit ihm entweichenden) Körperkraft vertritt.

Wenn die Römer Orte und Tage, die man, weil sie mit Unheil geladen (tabu) sind, vermeiden muß, als *loca religiosa* (Gräber, Stellen, an denen der Blitz eingeschlagen ist) und dies *religiosi* (Schlachttag an der *Allia*) bezeichneten, so geht daraus hervor, daß das Wort *religio* und das zugehörige Adjektiv zu einer Zeit geprägt sind, die der Entstehung der Götter vorausliegt; es ist ursprünglich auf engste mit dem Tabubegriff verbunden und bezeichnet hier entweder die Scheu vor dem Tabu oder wohl richtiger das Tabu selbst.

§ 250. Die altrömischen Götter (*di indigetes*)¹.

Die Vorstufen. Aus diesem Glauben an Kräfte, die in der Natur wirksam sind, hat sich auch bei den Römern der Glaube an die Götter entwickelt. Eine Vorstufe ist der Glaube an mächtige Geister (*Animismus*), an die der Mensch sich mit Bitten und Gaben wandte, denen er einen Kult widmete, um sie sich gnädig zu stimmen. Dadurch wurden die Geister zu Göttern. In vielen Fällen erwuchsen die Götter im Anschlusse an die alten Zauberriten, so ist z. B. die Göttin *Strenia* aus dem Ritus der *strena*, der Segenszweige, hervorgegangen, man hatte eben in späterer Zeit einen göttlichen Exponenten des damals nicht mehr ohne weiteres verständlichen Zaubebrauchs nötig.

In die spätere Zeit haben sich noch Spuren des Fetischismus, einer primitiven Anschauung, gerettet, in der man Gegenstände der unorganischen Natur und angefertigte Gegenstände verehrte, weil man sich in ihnen den Gott wohnend vorstellte. Bekannt sind vor allem heilige Lanzen und Schilde, die in der *Regia* aufbewahrt und an den Marsfesten (März und Oktober) von den tanzenden *Saliern* aufgeführt wurden. Bei Beginn eines Krieges betrat der Feldherr die Marskapelle in der *Regia*, schüttelte die — ursprünglich eine — Lanze, das Bild des Kriegsgottes, rief aus: *Mars, vigila!* — Mars, sei wachsam! und redete damit die mit magischer Kraft ausgerüstete, beim Aufkommen der Göttervorstellungen selbst zum Gotte gewordene Waffe an. Primitiv und dem Fetischismus verwandt ist auch der Baumkult.

Privat- und Staatskult. Aus dem Privatkult des königlichen Hauses, der als solcher zu einer für das Gesamtvolk verbindlichen Geltung aufstieg, sind in die Reihen der Staatsgötter *Janus* und *Vesta* übernommen.

Janus, der Gott der Tür (*ianua*), ist als Beschützer des Hauses aus den Abwehrmitteln zauberischer Art erwachsen, mit denen man den Eingang des Hauses gegen eindringendes Unheil zu schützen suchte².

¹ Vgl. jetzt den schönen Aufsatz von Deubner, *Altrömische Religion in: Die Antike* II. S. 61 ff.

² In dem *Janus Quirinus* (erklärt als das Tor nach *Quirinus*, der alten Siedlung auf dem *Quirinal*) sieht man jetzt den sog. *Janustempel*, dessen Tor während des Krieges offen stand, während es im Frieden geschlossen war. Das ist so zu erklären, daß in ältester Zeit das offene Stadttor den zurückstehenden Bürgern offen stehen sollte.

Vesta, die Göttin des Herdes, wurde in einem Rundtempel verehrt, so daß der Grundriß der alten Rundhütte beibehalten war. In dem Tempel war zur Aufbewahrung der Opfervorräte ein Allerheiligstes, wie in der Hütte ein besonderer Vorratsraum abgetrennt. Nach häuslichem Vorbilde fand die große Reinigung des Tempels am 15. Juni statt. Daß das heilige Feuer nicht ausgehen durfte, erinnert an die Wichtigkeit des Feuers im primitiven Haushalt. Im Tempel der Vesta wurden auch die mit ihr eng verbundenen Staatspenaten verehrt.

Die **Penaten** (di penates) sind die Götter ohne individuelle Bestimmtheit, die im Innern des Hauses, in der Vorratskammer, (penus) walten. Der **Lar** ist ursprünglich der Ahngeist der Familie, der in der nächsten Nähe des Herdes seinen Platz hat, und dem bei den Mahlzzeiten, vor allem an den Familienfesten reichliche Opfer dargebracht wurden (vgl. Horaz, sat. II 6, 66). Die Kompitalaren waren die Beschützer der Fluren. Ihnen waren an den Kreuzwegen, wo die Grundstücke zusammenstießen (compitum) Kapellen errichtet (ihr Fest die compitalia). Als Hüter der römischen Feldmark werden sie in dem alten Liede der Arvalbruderschaft angerufen. Aus dem privaten Kult in den Staatskult übernommen ist auch der Grenzsteinfetisch **Terminus**, dessen Aufgaben später Jupiter als Terminus oder Terminalis sich aneignete.

Der **Genius** und die **Juno** sind miteinander verwandt. Wie diese zunächst die private Juno jeder Frau war und ihr in ihren Nöten besonders bei der Geburt der Kinder beistand (Juno Lucina zu lux), so war der **Genius** (zu gignere) zunächst der göttliche Vertreter der Zeugungskraft des Mannes, der dann zum Träger seiner gesamten persönlichen Eigenart wurde (Verehrung am Geburtstage). Später gab es den genius populi Romani (Staatskult), sogar den genius theatri, legionis uß. Aus der Juno der einzelnen Frau entfaltete sich die große Frauengöttin Juno, die den Ehebund stiftet (J. pronuba) und die Keuschheit der Frauen behütet.

Die Verstorbenen gehören zu der Schar der göttlichen **Manen** (di manes), deren Dasein der phantasiarme Römer nicht weiter ausgestaltet hat. Sie erhielten, um sich die Mächtigen gnädig zu stimmen, zu bestimmten Zeiten des Jahres vornehmlich in den letzten Tagen des alten (Februar) und neuen Jahres (Dezember) besondere Verehrung von Seiten der Privatleute (parentalia, das Familienfest der di parentales, der vergotteten Eltern oder Ahnen) und des Staates. Während der Totenfeste waren die Tempel geschlossen und wurden keine Hochzeiten gefeiert.

Die Götter des Stammes. Jedoch ist der römische Staatskult nicht ausschließlich aus den Familienkulten erwachsen. An der Spitze der Stammesgötter steht der alte Dreiverein: Jupiter, Mars, Quirinus (nicht zu verwechseln mit der kapitolinischen Dreieheit der späteren Zeit: Jupiter, Juno, Minerva).

Jupiter ist der alte indogermanische Gott des lichten Himmels, der auf den Bergeshöhen verehrt wurde, der Wetter- und Gewittergott (gr. Zeus). Ihm sind die Vollmondstage heilig. Weil er alles sieht, wacht er als J. Terminus auch über Treue und Glauben. Als J. Stator und J. Victor macht er die Truppen standhaft und siegreich.

Besondere Verehrung genoß bei den Römern, die wohl jedes Jahr in den Krieg zogen, der Kriegsgott **Mars** (vgl. die römischen Eigen-Marcus, Mamercus, Mamurius). Er wurde in ältester Zeit als Fetisch in Gestalt einer Lanze verehrt. Im ersten Monat des alten römischen Jahres wurden ihm Feste gefeiert, um Waffen usw. vor Kriegsbeginn von Unfegen zu befreien (vgl. S. 385). Der Gott des Krieges bewahrte auch die Saaten vor der Verwüstung durch die Feinde. Nach der Vereinigung der palatinischen Gemeinde mit der Gemeinde von Quirinus wurde der Kriegsgott derselben **Quirinus** übernommen. Er erhielt in Verbindung mit Jupiter und Mars eine bedeutende Stelle in der neuen Gemeinde.

Die Römer verehrten Gottheiten für alle Kreise und Tätigkeiten des Lebens: Geburt (**Mater Matuta**), Schutz der Tiere (**Faunus** zu *favere*), Wald (**Silvanus**). Fruchtbarkeitsgottheiten sind **Tellus**, **Ceres**, **Liber**. Die Aussaat behütet **Saturnus**. An seinen Feste, den Saturnalien (17. Dez.), an dem die Sklaven sich von ihren Herren bedienen ließen, herrschte ein ausgelassenes karnevalistisches Treiben. Die Ernte beschützten **Consus** (zu *condere*) und **Ops**, die Blumen und das Obst **Flora** und **Pomana**. Quellen und Flüsse waren Sitze von Gottheiten, denen an bestimmten Tagen Opfer dargebracht wurden (vgl. Horaz *carm.* II 13). **Neptunus** war ursprünglich der Gott des Süßwassers, der erst unter griechischem Einflusse Gott der Meere wurde. **Volcanos**, der Feuergott sollte sein verheerendes Element im Zaume halten. Dem Verlauf des Jahres spendet die Göttin **Anna Perenna** Segen und Gedeihen.

Eine eigentümliche Art römischer Begriffsbildung zeigt sich in den sog. **Indigtamentengöttern**, d. h. den Funktions- oder Sondergöttern, denen vorübergehende, wenn auch wiederkehrende Momente des Lebens unterstellt sind, so daß jeder Akt seine besondere Gottheit hat, die von ihm ihren Namen erhält (z. B. jede einzelne Tätigkeit bei der Bestellung des Feldes und jede Phase des Wachstums der Frucht von der Düngung bis zur Herausnahme des Kornes zum Gebrauch). Charakteristisch für die römische Religion ist, daß diese Gottheiten besonders für das Gebiet des Ackerbaues ausgebildet sind. Die römische Religion ist die eines praktisch denkenden Bauernvolkes, das Sommer für Sommer Krieg führen mußte. Die Aufgaben der einzelnen Götter sind klar abgegrenzt, doch hat sich der phantasielose Römer von ihnen kein Bild gemacht, er hat sie nicht zu Persönlichkeiten ausgebildet. Neben *deus* diente dem Römer das Wort *numen*, d. h. Träger einer Willensäußerung zur Benennung des Gottesbegriffes. Bilder von Göttern kamen erst unter etruskischem Einflusse auf, auch zur Erbauung von Tempeln schritten die Römer erst unter fremdem Einflusse. Daß diese schattenhaften Wesen, die nur wirkende Kräfte, aber keine in Tätigkeit tretenden Personen waren, keine heilige Geschichte (Mythologie) hatten, zueinander nicht als Gatte und Gattin, Eltern und Kinder in verwandtschaftliche Beziehungen traten, keinen Götterstaat bilden konnten, ergibt sich aus ihrem Wesen und ist durch die nüchtern-praktische Art des römischen Bauernvolkes bedingt.

§ 251. Die Formen des Kultes.

a) **Kultorte.** Die ältesten Kultstätten sind die Nachkommen der mit einem tabu versehenen Orte (vgl. S. 385), in der Regel natürliche Kultstätten wie Brothen und heilige Haine.

1. Die älteste besonders hergerichtete Kultstätte ist das *sacellum*, ein eingefriedigter Platz, auf dem sich vielfach ein Altar befindet. Dieser ist in primitivster Form aus ausgehobenen Rasenstücken aufgeschichtet (vgl. Horaz c. II 13), später war er aus Steinen aufgebaut. Unter hellenistischem Einflusse wurden monumentale Altäre wie die *ara Pacis* des Augustus errichtet.

2. Unter etruskischem Einflusse kam mit dem Götterbilde der Tempel nach Rom, der in seiner Bauweise bis in späte Zeiten diese seine Herkunft nicht verleugnet hat (vgl. Abschnitt: Römische Kunst). Bei der Errichtung eines Tempels wird zunächst durch die *inauguratio* des Augurs ein rechteckiger Grundplan (*templum*¹) abgesteckt, nach Fertigstellung folgt die Zueignung an eine Gottheit durch die *dedicatio* (vgl. Horaz c. I 31), zuletzt die Verzichtleistung auf das bisherige Eigentumsrecht (*consecratio*).

b) **Kultzeiten.** Der römische Festkalender. Die *feriae*, die heiligen Zeiten des Kirchenjahres, werden an den Tagen gefeiert, an denen es verboten (*nefas*) ist, bürgerlichen und staatlichen Geschäften nachzugehen (dies *nefasti*, abzuleiten von den tabuierten Tagen vgl. S. 385). Durch ihre Heiligung mit Festopfer (*sacrificium*), Festschmaus (*epulae*) und Festspielen (*ludi*) wird der Gottheit eine Hulldigung dargebracht. Die Feste sind in sinnvoller Weise nach den Geschäften des Ackerbaues, nach dem Stande der Bestirne, nach sonstigen Beschäftigungen wie Kriegsführung über das Jahr verteilt. Auch bedeutungsvolle Monattage wie die Kalenden (der Juno) und die Iden (dem Jupiter) sind bestimmten Göttern heilig. Die Feste waren fast sämtlich auf die ungraden Tage verlegt, man übersprang sogar bei mehrtägigen Festen die graden Tage, weil die ungrade Zahl in der Antike für glückbringend galt.

Im allgemeinen gibt es *feriae privatae*, die nur für den engen Kreis der Beteiligten unter strenger Verbindlichkeit Geltung haben, und zwar **Familienfeste**: Geburtstags- und Todestagsfeiern der Angehörigen und sonstige Gedenktage; und kollegiale Festlichkeiten bestimmter Stände und Verbände, die sich um die Tempel der *di novensides* als die sakralen Vereinigungspunkte gruppiert haben zur Begehung des Stiftungstages ihres Heiligtums (z. B. die *Quinquatrus*). Ferner gibt es die *pro populo* gefeierten *feriae publicae*, und zwar die alten **Volksfeste**, *sacra popularia*, bestimmter sakraler Verbände und Ortschaften, unter Beteiligung der großen Menge mit allerlei alten Bräuchen und oft in ausgelassener Fröhlichkeit gefeiert (z. B. die *Terminalia*, *Saturnalia*), sowie die *feriae publicae* oder Staatsfeste im engeren Sinne, namentlich die 45 ständigen Jahresfeste der ältesten (bis auf Cäsar unverändert bestehenden) Jahresordnung, die sämtlich auf ungerade Monattage fallenden Feste der *di indigetes*, zugleich die Stiftungstages ihrer Tempel, seitdem in den ersten Jahrh. der Republik ansehnliche Heiligtümer an die Stelle der alten unscheinbaren Kultstätten getreten sind. Bei diesen *feriae* ist die Beteiligung des Publikums etwas Nebensächliches, die eigentliche Erfüllung der fälligen religiösen Verpflichtungen liegt allein den Organen des Staates ob.

¹ *templum* ist als *t. maius* das Himmelsgewölbe, das Beobachtungsfeld der Augurn, als *t. minus* der von diesen viereckig abgegrenzte Raum auf der Erde, ferner das Tempelgebäude (in der Regel als *aedes* bezeichnet) von viereckigem Grundriß, das auch zu Senatsitzungen benutzt wird.

c) **Kultpersonen.** Die heiligen Handlungen vollziehen die Priester (sacerdotes), die sich aus den Zauberern der magischen Schicht der Religion entwickelt haben. Doch hat es sicher eine Zeit gegeben, in der jeder Mensch die Fähigkeit hatte, rituelle Handlungen zu verrichten. An der Waffenreinigung hatte im Anfange wohl das ganze Heer teilgenommen, später vollzogen sie die Salier, die in geschichtlicher Zeit zu Priestern des Kriegsgottes Mars wurden.

Den Familienkult leitete der Haushaltvorstand, der pater familias; auch die Geschlechter hatten ihre Kulte, der einer Anzahl von Geschlechts-genossen, den sodales, übertragen war. Nach dem Aussterben der alten Geschlechter blieben die Sodalitäten erhalten (konservativer Zug des römischen Religionswesens).

I. Die vier großen Priestertümer

(sacerdotum quattuor amplissima collegia).

1. **Das collegium pontificum.** Die ältesten Priester des Staates von individuellem Charakter sind: der Rex, die Flamines Dialis, Martialis und Quirinalis, der Pontifex maximus und die Vestalischen Jungfrauen. Der **König** (rex) verfaß als pater familias in seinem Hause, der Regia, dem ältesten Heiligtum des römischen Staates, den Kult des Janus. Nach der Abschaffung des Königtums blieb sein Amt als sakrale Einrichtung (rex sacrificulus oder sacrorum) bestehen. Die Königin (regina) wurde im Kult der Vesta, der Göttin des königlichen Herdes durch die sechs (urspr. nur eine) **Vestalischen Jungfrauen** unterstützt (ihre Amtswohnung das atrium regium). Ihr Dienst bestand in der Unterhaltung des heiligen Feuers auf dem Staatsherde und der Herbeiholung des Wassers für die Opferhandlungen aus einer bestimmten Quelle, in der täglichen Darbringung von Speiseopfern für den Gesamtstaat, in täglichen Gebeten pro salute populi Romani. Sie genossen für ihren anstrengenden dreißigjährigen Dienst, den sie zwischen dem 6. und 10. Lebensjahre antreten mußten, und ihr klösterliches Leben (Keuschheitspflicht) hohe Ehren (Wagenfahrt in der Stadt, Ehrensitze bei den öffentlichen Spielen; sie hatten selbständige Verfügung über ihr Vermögen, legten ohne Eid Zeugnis ab, waren sakrosankt und bei öffentlichem Auftreten von einem Viktor begleitet, konnten selbst den Verbrecher vor Verhaftung schützen). Die Verletzung der Keuschheitspflicht wurde mit dem Tode bestraft. (Über ihre Verbindung mit dem Pontifex maximus, der als ihr Ehemann galt vgl. Horaz carm. III 30: dum Capitolium scandet cum tacita virgine pontifex — solange auf das Kapitol hinaufsteigen wird mit der schweigenden Jungfrau der Pontifex). König und Königin der geschichtlichen Zeit wie auch die Flamines können ihre Ehe nur in der feierlichsten unauf lösblichen Form der Eheschließung eingehen. In der priesterlichen Rangordnung stand der König immer an 1. Stelle. An 2. Stelle in dieser Rangordnung steht der Flamen Dialis („Anbläser des Opferfeuers“), der Einzelpriester für den Himmelsgott Jupiter, urspr. zur Entlastung des Königs eingesetzt, ein Amt mit vielen Ehrenrechten (Sitz im Senat, sella curulis), aber einer lästigen Amtstracht und einer Reihe höchst lästiger

Vorschriften, die den Träger in seiner freien Bewegung hinderten. Die Vorschriften sind auf eine Zeit zurückzuführen, in der man den Zauber ungeschmälert erhalten mußte.

Auch die anderen Götter des alten Dreiveins hatten ihre *Flamines*: Fl. *Martialis*, Fl. *Quirinalis* (Fl. *maiores*). Neben ihnen gab es noch 12 Fl. *minores* für den Kult untergeordneter Gottheiten. Dazu kamen in der Kaiserzeit die Fl. *divorum imperatorum*.

Der wirkliche Nachfolger des alten Königs als oberster Priester des Staates in der republikanischen Zeit ist der *Pontifex maximus*¹. Das Amt reicht in die älteste Zeit zurück, hat aber in späterer Zeit eine Erneuerung erfahren, denn der P. m. darf politische Ämter bekleiden. Er und seine Kollegen (zuerst unter Numa 3, später 6, seit 300 v. Chr. 9, darunter 5 Plebejer, seit Sulla 15 mit 8 Plebejern, seit Cäsar 16 Mitglieder) hatten die Oberaufsicht über den gesamten römischen Gottesdienst, sie waren die zuständige Behörde in allen sakralen Angelegenheiten, die Bewahrer, Ausdeuter und Erweiterer des sakralen Rechts, daneben waren sie selbst Opferpriester. Der *Pontifex maximus* war Vorsitzender in seinem Kollegium, das sein beratendes *consilium* bildete. Er hatte gegen seine Kollegen die Strafgewalt. Diese suchte er auch über die gesamte Geistlichkeit auszudehnen. Unter der Oberaufsicht des Senats konnte er in seinem Amtskreise *Auspizien* anstellen und das Volk berufen.

Das Amtslokal des Kollegiums ist das alte Königshaus, die *Regia*, an der heiligen Straße geblieben. Die Amtswohnungen der verschiedenen zum Kollegium gehörenden Priester (des *Pontifex m.*, der *Pontifices*, der *Vestalinnen*, der *Flamines* und des *rex sacrorum*) lagen in der Nähe.

2. Das **collegium augurum** (3 später 16 Mitglieder) befaßt sich mit der uralten, geheim gehaltenen *Auguraldisziplin*. In einer eigenartigen Amtskleidung suchten sie nach feststehenden Regeln aus gewissen Himmelszeichen, besonders den *Blitz-* und *Vogelzeichen* (*auspicia*) zu ermitteln, ob der Himmelsgott zu der in Frage stehenden Handlung seine Zustimmung erteilt. Die *Magistrate* stellten die *Auspizien* an, aber die *Augurn* standen ihnen bei der Vorbereitung und Deutung der *Auspizien* zur Seite und hatten daher auch im Staatsleben großen Einfluß (vgl. S. 394). Sie konnten durch Feststellung ungünstiger Zeichen oder eines Verfehens die Fortführung einer Handlung verhindern oder einen staatsrechtlichen Akt rückgängig machen. Zu ihren wichtigsten Obliegenheiten gehörte die Umgrenzung des *templum*, d. h. einer abgegrenzten, wahrscheinlich viereckigen, jedenfalls aber in irgendeiner besonderen Weise hergerichteten Fläche, die den Beobachtungsraum bildete. Die *Augurn* wirkten auch mit bei der Einstellung verschiedener Priester (*inaugurieren*), bei der Errichtung von Tempeln und Plätzen (*inauguratio*).

3. Die II, X, XV *viri sacris factundis*, zu den vier großen Priesterkollegien gerechnet, gehören nicht in die altrömische Religion, sondern sind Priester des *ritus Graecus* (vgl. S. 395 f.).

¹ Der Name ist doch wohl so abzuleiten: qui pontes facit. In älterer Zeit wurde offenbar beim Bau einer Brücke mehr Gewicht darauf gelegt, den erzürnten Flußgott zu besänftigen, als auf den eiaentlichen Bau der Brücke. Der Brückenbau war also eine sakrale Handlung (vgl. Deubner, a. a. O. 453).

4. Das collegium der III, später VII viri epulones besorgt im Jupiterkult das prunkvoll begangene ludorum epulare sacrificium an den ludi romani und Plebei, an dem der ganze Senat teilnahm.

II. Die priesterlichen Sodalitäten.

Es gab von alters her Vereinigungen oder Bruderschaften für außerordentliche Kalthandlungen bestimmter Gottheiten.

1. Die 20 Fetiales. Sie besorgten unter uralten Zeremonien den Verkehr des römischen Volkes mit dem Auslande bei Abschluß von Bündnissen und bei Kriegserklärungen, bei Waffenstillstand und Friedensschluß. Als nuntii populi Romani traten sie stets zu zweien auf. Bei Abschluß eines Bündnisses wurde von dem einen Fetialen mit einem heiligen Felssteine (lapis silex), der auf dem Kapitol aufbewahrt wurde, ein Ferkel getötet (foedus ferire, icere), wobei er die Worte sagte: Wenn das römische Volk den Vertrag bricht, so soll es Jupiter ebenso treffen, wie ich jetzt dieses Ferkel mit dem Stein treffe.

2. Die 24 patrizischen Salli „Springer“ waren eigentlich 2 Sodalitäten des Mars und des Quirinus. Sie hielten im März und Oktober (vergl. S. 385) im kriegerischen Aufzuge mit den heiligen Lanzen und 12 ovalen Schilden einen rituellen Umzug durch die Stadt, führten an bestimmten Stellen Waffentänze im Dreischritt (tripudium) auf und sangen dabei ihr schon den Römern (Varro) nicht mehr verständliches Sallerlied.

3. Die Lupercl. Sie sind eine uralte Genossenschaft (vergl. S. 384), die am alten Jahresende, nur mit einem Ziegenfelle um die Hüfte bekleidet, einen Sühneumlauf um den Palatin (die älteste Stadt vgl. S. 324) hielten unter Opfern und magischen Zeremonien.

4. Die 12 fratres Arvales, Flurbrüder, machten im Mai einen rituellen Flurumgang (ambarvalia) unter Tänzchen und dem Gesange des erhaltenen carmen arvale zu Ehren der Laren und des Mars. Die durch Augustus erneuerte und in ihrem Kult (Verehrung der Dea Diatellus oder Ceres) den Zeitverhältnissen angepaßte Bruderschaft stand in der Kaiserzeit in hohem Ansehen.

5. In der Kaiserzeit (seit 14 v. Chr.) kamen für den Kaiserkult hinzu die Sodales Augustales mit 21 Mitgliedern, in späterer Zeit kamen noch weitere Sodalitäten für diesen Kult auf.

III. Allgemeine Übersicht

über das römische Priestertum.

a) Verhältnis zwischen Magistratur und Priestertum.

Wie in der Königszeit der König den Verkehr mit den Göttern vermittelt hatte, so waren in der republikanischen Zeit die Oberbeamten, die das Recht zur Abhaltung von Auspizien hatten und die Gemeinde bei Gelübden, Weihen, Gebeten und Opfern vertraten, die Vermittler zwischen den Göttern und dem römischen Volke. Die einzelnen Bürger selbst hatten kein näheres Verhältnis zu den Göttern des Staates, gefühlsmäßig waren sie nicht am Staatskult beteiligt. Diese Oberbeamten wurden in der Veranstaltung des regelmäßigen Gottesdienstes durch sakrale Spezialbeamte, die Priester, vertreten, die im Gegenfalle zu ihnen ihre Würde meist lebenslänglich behielten und aus dem für den Kult bereit gestellten Staatslande ein Einkommen bezogen.

Diese Priester hatten bei der engen Verbindung zwischen Religion und Staat großen politischen Einfluß, da ihnen allein die Kenntnis des heiligen Rechtes zugänglich war und ihnen mit wenigen Ausnahmen der Zutritt zu den politischen Ämtern offen stand. Seit 300 v. Chr. wurden die Priestertümer mit politischem Einfluß auch den Plebejern zugänglich. — In der Königszeit ernannte der König die Priester in der republikanischen Zeit ergänzten sie sich meist durch Kooptation (Selbstzuwahl), seit Ende des 2. Jahrh. v. Chr. wurde für die wichtigsten Priestertümer die Volkswahl in den Tributhomiten eingeführt (vgl. die Wahl Cäsars zum Pontifex maximus).

Für die Bekleidung des lebenslänglichen Amtes mußten bestimmte Vorbedingungen erfüllt werden: freie Geburt, Unbescholtenheit — strafrechtliche Verurteilung zog den Verlust des Amtes nach sich —, körperliche Fehlerlosigkeit, für einige Ämter der Patriziat. Der neue Priester gab bei seiner feierlichen Einführung (inauguratio) ein Festmahl (cena aditialis).

Das Amt war durch mannigfache Vor- und Ehrenrechte (sacerdotum commoda) ausgezeichnet: Befreiung vom Kriegsdienst und öffentlichen Lasten, Ehrenplätze bei den Spielen, das Recht innerhalb ihres Wirkungskreises mit dem Volke zu verhandeln, Festschmäuse auf Staatskosten, die als Beispiele des Tafellugus sprichwörtlich wurden. Sie trugen die Tracht der Magistrate, sie hatten Sitz und Stimme im Senat. Besonders groß waren die Ehren der Vestalinnen (vgl. S. 389).

b) Kultehandlungen.

Das Opfer. Die wichtigste Kultehandlung war das Opfer. Im Privatkult überwogen die unblutigen Opfer, die Darbringung der Erstlingsgaben Feld und Garten: Milch, Honig, Wein und Gebäck. Die Laren erhalten ihren Anteil an jeder Mahlzeit. Im Staatskult herrschten die blutigen Tieropfer vor. Fehlerlose Rinder, Schafe, Schweine und Ziegen, noch nicht durch menschlichen Dienst befleckt, waren die Opfertiere.

Diese waren nach Art, Zahl, Geschlecht, Farbe für die einzelnen Götter genau vorgeschrieben. Peinlich genaue Vorschriften regelten den Verlauf des Opfers, dem durch besondere Herrichtung des Opfertieres (Binden (vittae), Vergoldung der Hörner, die Amtstracht des Priesters, Verhüllung des Hauptes, das Schweigegebot durch den Heroldsruf: kavete linguis! jeder böie Einfluß und störende Zwischenfall ferngehalten wurde. Ein Flötenbläser begleitete die heilige Handlung. Die dem Gotte vorbehaltenen Teile: Leber, Lunge, Herz (exta) wurden auf ihren normalen Zustand sorgfältig untersucht — dann erst fand das Opfer unter günstigen Vorzeichen statt (litare) —, und sie wurden mit dem Blute auf dem Altare verbrannt. Das übrige Fleisch wurde von den Priestern und den Darbringern des Opfers verzehrt (vgl. die Beschlüsse des Apostelkonzils).

An frühere Menschenopfer erinnert vielleicht die Einrichtung des *ver sacrum*, des „gottgeweihten Frühlings“. In Zeiten besonderer Not wurde den Göttern der gesamte Nachwuchs eines Frühlings an Menschen und Tieren gelobt (z. B. 195 v. Chr. vom 1. März—30. April). Die Tiere wurden geopfert, die Menschen aus dem Lande geführt.

Das Gebet. Auch beim Gebete war die peinlich genaue Beobachtung der vorgeschriebenen Formeln — Kato hat uns viele überliefert — notwendig. Das erklärt sich zwar aus der Herkunft des Gebets aus einer magischen Formel, ist aber auch in späterer Zeit von den konservativen Römern, bei denen auch im alten römischen Recht ein geringes Abweichen von der vorgeschriebenen Formel die ganze Rechts-handlung ungültig machte, beibehalten. Die Gebete waren gewissermaßen juristisch verklauusliert.

Das Gelübde (votum). Durch ein Gelübde versprach man der Gottheit Opfer im Falle der Erhörung. Regelmäßige Gelübde brachten

die Konsuln den höchsten Staatsgottheiten des Kapitols für das Wohl des Staates am Jahresanfang dar (*vota pro rei publicae salute*); in der Kaiserzeit wurden jährliche Gelübde für das Wohl des Herrschers gesprochen. Aus der Darbringung der zu Beginn eines Krieges gelobten Beute hat sich der Triumphzug entwickelt¹.

Die Divination. Ein kunstvoll ausgedehntes System der Erkundung des göttlichen Willens (*divinatio*) sollte den Römern dauernd das Einvernehmen mit den Göttern (*pax et venia deum*) sichern.

Es gab 2 Arten bedeutungsvoller Zeichen 1. *omina* hörbare Zeichen, ein Omen kann jedes gesprochene Menschenwort werden, das als Vorzeichen aufgefaßt wird (vgl. *omen accipio*, *omen placet*; *omen non ad me pertinet*); 2. *prodigia* (aus *prod — agere*) sichtbare Zeichen wie außergewöhnliche Naturereignisse und naturwidrige Erscheinungen, 3. B. Sonnenfinsternis, Stein- und Blutregen (*monstrum*, eine ungewöhnliche bzw. widernatürliche Erscheinung in der Menschen- und Tierwelt, *portentum* und *ostentum*, außerordentliche Erscheinung in der leblosen Natur).

Formen der Divination. Die Stellung und Wirksamkeit der großen griechischen Orakel vertraten im römischen Volks- und Staatsleben Einrichtungen, die teils römisch teils aus der Fremde eingeführt waren.

Echt römisch war die *Auguraldisziplin*² der *Augurn*, die auf der Voraussetzung beruhte, daß die Götter dem Kundigen vor jeder Unternehmung deutlich wahrnehmbare Zeichen ihrer Zustimmung oder Ablehnung senden.

¹ Der **Triumphzug** ordnet sich auf dem Marsfelde vor dem Tempel der *Bellona*, in dem auch der Senat den Bericht des Feldherrn entgegengenommen hat, und der nahen *porta triumphalis* folgendermaßen: zuerst der Senat und die Behörden, dann die Musik, hierauf die Beutestücke, von den eroberten Städten und Schiffen Abbildungen, hinterher die weißen Opferstiere Jupiters und die gefangenen Fürsten und Führer der besiegten Nationen, endlich der Triumphator selbst mit dem siegreichen Heere, das Lob- aber auch Spottlieder singt. Angetan mit dem Prunkgewande des kapitolinschen Jupiterbildes, der *tunica palmata* et *toga picta*, einer mit Palmzweigen und Viktorien geschmückten Tunika und einer purpurnen, goldgestickten Toga, das mit einem Adler gekrönte elfenbeinerne Zepter in der Hand, das Haupt, über dem Diener einen gewaltigen Kranz von Gold und Edelsteinen schwebend halten, mit Lorbeer geschmückt, ja selbst nach der Art der Jupiterstatue mit mennigefärbtem Gesichte, so steht der Triumphierende da auf dem hohen, vergoldeten, von vier weißen Rossen gezogenen Biergespann, in allen Stücken ein getreues, leibhaftiges Ebenbild des Gottes. So geht es nun durch den *Zirkus Flaminius* um das Kapitoll herum bis zum *Forum*, von da zurück durch den *Zirkus Maximus* um den *Palatin* herum zur heiligen Straße und über das *Forum*. Auf dem Plage des alten *Balkanal* und der späteren *caesarischen Rednerbühne* wird Halt gemacht und nach Hinrichtung der Kriegsgefangenen im *Karcer* der Weg nach dem Kapitoll fortgesetzt. Nach Gebet und feierlichem Opfer an *Jupiter* legt der Triumphator den Lorbeer in den Schoß desselben. Zum Schluß findet ein Festmahl der Behörden und des Senates im Tempel und oft eine Bewirtung der Soldaten und des ganzen Volkes statt. Der Triumphzug endet aber in älterer Zeit nicht auf dem Kapitoll im *Jupitertempel*, sondern setzt sich von da zum *Zirkus Maximus* fort und findet in den *Kennspielen* seinen Abschluß. In der Kaiserzeit war der Triumph dem Kaiser, unter dessen *Auspizien* der Sieg erfochten wurde, vorbehalten; die siegreichen Feldherren erhielten nur noch die *ornamenta triumphalia*.

² *angurium* (*avi-gerium*) und *auspicium* (*avi-spicium*) bedeuten zunächst Beobachtung der Vögel und jede Art der Einholung göttlicher Zustimmung, dann das Vogelzeichen und jedes Götterzeichen, endlich jede feierliche Eröffnung und jede Art von Voraussagung der Zukunft.

a) Himmelererscheinungen (signa ex caelo): Donner, Blitz und Wetterleuchten.

b) Vogelflug (signa ex avibus).

c) Zeichen aus dem Gebaren der heiligen Hühner beim Fressen (signa ex tripudiis).

Die Zeichen stellen sich entweder unaufgefordert (s. oblativa) oder als von einer besonderen Stätte (dem templum) aus gesucht oder erbetene (s. impetrativa). Bei den selbstständigen Kulkhandlungen bat der Augur vom Augurakulum auf der Burg aus den Jupiter, durch deutlich erkennbare Zeichen innerhalb bestimmt gezogener Grenzen seine Zustimmung zu Angelegenheiten des öffentlichen Wohles und zur Wahl bestimmter Priester zu erkennen zu geben. — Adler und Geier (alites) gaben Zeichen durch ihren Flug, Rabe, Eule, Specht und Hahn durch ihre Stimme.

Eine eigentümliche Einrichtung im römischen Staatsleben ist die **magistratische Auspikation**, durch die die römischen Oberbeamten bei wichtigen Handlungen: Einberufung des Senats, der Komitien, Amtsantritt der Beamten, Auszug zum Krieg und Eröffnung der Schlacht in der Stille der Nacht die Zeichen der göttlichen Zustimmung einholten, nachdem vorher die Augurn das templum abgegrenzt hatten. Nichtetretren der erbetenen Zeichen, eine Störung durch dirae (Unheilzeichen) oder Feststellung eines Verstoßes (vitium) machten die Wiederholung nötig. Mit dieser Einrichtung ist im römischen Staate viel Mißbrauch getrieben.

An Stelle der umständlichen und zeitraubenden Beachtung der Vogelzeichen bediente sich die magistratische Auspikation zu Ciceros Zeiten der signa ex caelo im städtischen und der signa ex tripudiis im militärischen Amtskreise. Vieriges Fressen der heiligen Hühner, wobei diesen das Futter aus dem Schnabel fiel, galt als günstiges Zeichen.

Seit der Zeit der Tarquinier befragte man die Sibyllinischen Bücher, im Hannibalischen Kriege kam die etruskische Haruspizin auf (vgl. S. 396).

Waren die Götter durch einen Verstoß gegen die sakralen Ordnungen beleidigt oder trat durch Wundererscheinungen (Prodigien) der Zorn der Götter in die Erscheinung, so stellte man durch ein Sühnopfer (piaculum) das Einvernehmen, die pax deum, wieder her (prodigia procurare). Zur Beschwichtigung des göttlichen Unwillens wurden kräftige Mittel angewandt, außerordentliche Reinigungen der Stadt (lustratio urbis) neben der regelmäßigen, dem lustrum in jedem 5. Jahre; häufig führte die Einführung neuer Kulte zum Ziele.

Da die Römer kein inneres Verhältnis zur Religion hatten, erstarrten die Formen des Gottesdienstes bald zum toten Formalismus, von einer sittlichen Vertiefung des Staatskults spüren wir nichts.

II. Die Religion der republikanischen Zeit.

§ 252. Die römische Religion unter etruskischem und griechischem Einfluß.

Unter politischen (Herrschaft der etruskischen Tarquinier), wirtschaftlichen und kulturellen (Aufkommen der Gewerbe und Handelsverbindungen mit den Griechen Unteritaliens) hielten schon frühzeitig neue Götter ihren Einzug in Rom (di novensides). Begünstigt wurde ihre Aufnahme durch

die Unmöglichkeit der Weiterentwicklung der alten römischen Götter und durch die ängstliche Sorge der Römer, die Götter der von ihnen besiegten Städte, an deren Dasein und Macht sie glaubten, zu kränken, so daß sie sich dieselben durch die Übernahme gnädig stimmen wollten.

Die Tarquinier. Um seine Herrschaft zu stützen, stellte das etruskische Königsgeschlecht der Tarquinier als einen Kult von zentraler Bedeutung an die Spitze der römischen Götterwelt die aus Etrurien stammende Götterdreierheit **Jupiter Optimus Maximus, Juno Regina, Minerva**, erbaute ihr den kapitolinischen Tempel, schmückte ihn mit dem körnernen Kultbilde des Jupiter und verband die Feier des Triumphs mit diesem Tempel. Die ältesten römischen Spiele, die *ludi Romani*, lassen sich gleichfalls auf die Tarquinier zurückführen.

Auch die Überführung des Kultes der **Diana**, der Hauptgottheit eines latinischen Städtebundes, von Aricia nach Rom auf den Aventin aus politischen Gründen ist das Werk dieser Dynastie.

Aus dem griechischen Kyme brachte sie die sog. **Eleusinischen Bücher** mit uralten geheimnisvollen Orakelsprüchen, die mit dem Kult des Apollon verbunden waren, nach Rom. Sie wurden im Keller des Jupitertempels aufbewahrt und der Obhut des neugegründeten Kollegiums der *IIviri sacris faciundis* (später 16) anvertraut, die auch den Dienst der auf die Veranlassung dieser Bücher eingeführten griechischen Götter (zunächst des Apollo) zu besorgen hatten (vgl. S. 396).

Latinische Gottheiten, welche die Latiner z. T. selbst von den unteritalischen Griechen übernommen hatten sind (außer Diana): die Dioskuren (*Castores*), die als Nothelfer verehrt wurden (vgl. Horaz, *carm.* I 3), *Hercules*, *Venus* urspr. eine Göttin der Bärten, die Frauengöttin *Fortuna*, die durch gezogene Losstäbchen die Zukunft enthüllte.

Griechische Götter. Als erster griechischer Gott wurde unter seinem griechischen Namen *Apollo* verehrt. Andere Gottheiten erhielten einen lateinischen Namen, wie der schon früh nach Rom verpflanzte *Hermes* dort **Mercurius** genannt wurde, sein Tempel wurde der Mittelpunkt der Kaufmannsgilde. Die griechischen Götter des Acker- und Weinbaues „*Demeter, Dionysos, Kore*“ erhielten die Namen der römischen Götter „*Ceres, Liber, Libera*“. Das war der erste Schritt auf dem Wege zur Hellenisierung der römischen Göttervorstellungen; denn die griechischen Götter waren den römischen durch ihre bildhafte Ausgestaltung überlegen. Träger der griechischen Kulte wurde die Plebs, die an die alten Überlieferungen weniger gebunden war. *Poseidon* wurde dem **Neptunus** (vgl. S. 387) gleichgesetzt, der dadurch zum Gott des Meeres wurde. Infolge einer Seuche wurde 293 v. Chr. der Heilgott „*Asklepios*“ als **Aesculapius** nach Rom versetzt, wo ihm die Römer auf der Tiberinsel einen Tempel erbauten. Die Unterweltsgottheiten *Pluton* und *Persephone* hießen in Rom „*Dispater*“ und „*Proserpina*“.

Das collegium Quindecimvirum sacris faciundis (zunächst 2 Mitglieder und zwar außerordentliche, seit 367 wird das Amt ständig mit 10 Mitgliedern, seit Sulla 15, unter Cäsar 16, zur Kaiserzeit mehr als 20 Mitgliedern) ist für den *ritus Graecus* (s. weiter unten) eingesetzt.

Es besorgt vor allem den Kult des Apollo (und leitet die seit 212 v. Chr. alljährlich gefeierten ludi Apollinares mit szenischen Aufführungen) und die von den Sibyllinischen Büchern empfohlenen Kulthandlungen besonders die Supplikationen und Lektisternien. Es hatte die Oberaufsicht über die Kulte des ritus Graecus, also über die Kulte der in Rom anerkannten neuen Götter griechischer Herkunft.

Die Sibyllinischen Bücher (vgl. auch S. 394) — seit 28 v. Chr. wurden sie im palatinischen Apollotempel aufbewahrt (vgl. Horaz c. 131) — waren eine sich ständig vermehrende Sammlung in Hexametern abgefaßter Schicksalsprüche, die der Obhut dieses Kollegiums anvertraut war (daher auch sacerdotes Sibyllini oder XV viri libris inspicendis genannt). Sie sahen auf Senatsbeschluß die Bücher ein (adire, consulere inspicere libros Sibyllinos), suchten den passenden Spruch aus und legten ihn mit Erläuterungen dem Senate vor, der dann, wenn nötig, nach Anhörung der Pontifices das Nötige anordnete.

Die Haruspices, die Vertreter der etruskischen Art der Divination, wurden seit der Zeit des Hannibalischen Krieges als Opferschauer und Zeichendeuter aus ihrer Heimat nach Rom gerufen, um ihr Gutachten vor dem Senate abzugeben, und gehörten später zum ständigen Beamtenpersonal der Magistrate. In ihren Tätigkeitskreis fallen a) die Eingeweideschau (exstipicina), die im Felde wegen ihrer bequemen Anwendung beliebt war. Aus den Eingeweiden eines Opfertieres: Leber, Galle, Lunge, Rehhaut und Herz verkündeten sie den Ausgang der geplanten Unternehmung. b) Die bis ins kleinste ausgebildete Blickunde (ars fulguratoria). c) Die Ausdeutung naturwidriger Ereignisse (ostenta). Die haruspices erkundeten ihre Bedeutung (quid portendat prodigium) und gaben die Sühnmittel an.

Ritus Graecus. Die griechische Opferhandlung wich von der römischen in einigen Punkten grundsätzlich ab: keine Beachtung des Geschlechtes der Opfertiere, keine Verhüllung des Hauptes des Opfernden, Mitübernahme der Kultbilder, was auch für die römischen Gottheiten die Einführung von Kultstatuen zur Folge hatte, Teilnahme des Volkes als zuschauenden Publikums bei den religiösen Veranstaltungen, die keine Schaulust im Gegenätze zu den altrömischen reizten. Dazu gehörten die mit dem Triumph verbundenen Spiele etruskischer Herkunft, Prozessionen, Supplikationen, Bitt- und Dankfeste, bei denen das ganze Volk die geöffneten Heiligtümer besuchte, Lektisternien, Götterbewirtungen, die Götter waren auf Speisefoßas oder Sesseln (die Göttinnen) gelagert.

Um die Heiligtümer eines Gottes bildeten sich Zunftgenossenschaften wie die der Kaufleute beim Tempel Merkurs, der Handwerker bei dem der Minerva auf dem Aventin.

Spiele. Die ludi publici waren seit alters mit den religiösen Feiern verbunden, erhielten aber erst im Kult der Götter fremden Ursprungs eine glänzende Ausgestaltung (Verbindung mit dem kapitolinischen Kult). Man unterscheidet:

a) Die sakral-sacerdotalen Spiele der älteren Zeit (von Romulus und Numa eingeführt) fanden unter Leitung der Priester an den Feriä statt: die alten ludi Capitolini und die jüngeren ludi Tarentini oder Säkularspiele (vergl. S. 399 f.).

b) Die großen magistratalischen Spiele der republikanischen Zeit wurden im Anschluß an bestimmte Kulte unter Leitung von Magistraten im Zirkus gefeiert: ludi Romani oder Maximi (seit 366 v. Chr. ständig); ludi Plebei (ständig seit 220 v. Chr.) Spielleiter waren für die I. Romani und die I. Megalenses (später zu Ehren der *Μεγάλη* sc. *Μήνη* eingeführt) die kurulischen Ädilen, für die I. Plebei die plebejischen Ädilen, für die I. Apollinares (seit 208 v. Chr.) der

Praetor urbanus. Die patriotischen Spieltage (in späterer Zeit 66) hingen später nur noch locker mit dem Kultus zusammen.

In der Kaiserzeit fanden unter Leitung von Magistraten Spiele religiösen Charakters statt an den natales templorum, an den Jahrestagen der Geburt und des Regierungsantrittes des regierenden Kaisers Die Zahl der Spieltage und die Pracht der Spiele steigerten sich ständig (im J. 354 n. Chr. 176 Spieltage). Nach dem Schauplatz und der Art der Spiele unterscheidet man:

a) Ludi circenses im Zirkus gefeiert: circus Maximus, c. Flaminus seit 220 v. Chr., c. Gai et Neronis in Vaticano, c. Maxenti. Sie bestanden in gymnastischen Kämpfen: Wettlauf, Springen, Ringen, Faustkampf und Diskoswerfen; Wagenrennen mit der Quadriga, das unter großer Anteilnahme des Volkes stattfand. Siegespreis war ursprünglich ein Kranz, seit 293 v. Chr. nach griechischem Vorbilde eine Palme.

Die pompa circensis, ein feierlicher Paradezug vom Kapitol über das Forum nach dem Zirkus, bei der die Attribute der kapitolinischen Götter und die Götterbilder auf Prunkwagen gefahren wurden, während der Spielleiter die Triumphatorentracht trug, leitete nur die l. Romani ein. Auch der Triumph endete in der ältesten Zeit nicht auf dem Kapitol, sondern zog zum c. Maximus, wo er in den Rennspielen endete.

b) Ludi scaenici. Dramatische Aufführungen jeder Art, entweder l. Latini, die beim Volke beliebten und in unmittelbarer Nähe eines Tempels unter freiem Himmel (zuerst im J. 364) aufgeführten Erzeugnisse einheimischer Kunst, oder l. Graeci, griechische Dramen in lateinischer Übersetzung (zuerst 240 v. Chr.), die in späterer Zeit in den Theatern des Pompejus, Balbus und Marcellus zur Aufführung kamen. (Über Theaterbauten vgl. den Abschnitt über römische Kunst).

c) Die amphitheatralischen Spiele (munera). Sie bleiben dem Gottesdienste stets fremd. Es sind:

Gladiatorenkämpfe (munera gladiatoria). Fechterspiele seit 264 v. Chr. bei privaten Leichenspielen veranstaltet, erst seit 100 v. Chr. in außerordentlicher Weise bei öffentlichen Spielen zugelassen, seit 47 n. Chr. sind sie ständig. Von den in besonderen Fechterkasernen ausgebildeten Gladiatoren waren die wichtigsten Arten: die Retiarii (Netzfechter), die Sectatores (Verfolger), die Murmillones mit gallischem Helm, die Thraces mit kleinem Rundschild (parma) und krummem Säbel. Beim Einzuge in die Arena begrüßten die Gladiatoren den anwesenden Kaiser: Ave, Caesar, morituri te salutant. Die Kämpfe endeten mit dem Tode des Unterliegenden, wenn ihn das Volk nicht begnadigte.

Die Tierhegen (venationes), im Anfange des 2. vorchristlichen Jahrhunderts eingeführt, bestanden in Kämpfen der wilden Tiere untereinander, Hezen und Jagd berufsmäßiger Tierkämpfer, Scheinkämpfen wehrlos den Bestien gegenüber gestellter Verbrecher und Christen, Kunststücken dressierter Tiere. Der Ort der Aufführung war seit dem Ausgange der Republik das Amphitheater mit einem Zuschauerraum auf zwei Seiten. Das berühmteste der Amphitheater Roms ist das von Vespasian erbaute Amphitheatrum Flavianum (Kolosseum) mit Sitzen für 50 000 Zuschauer.

Seit Ende der republikanischen Zeit wurden Seeschlachten (naumachiae) im Amphitheater oder eigens angelegten riesigen Bassins vorgeführt. Berühmt ist die Naumachie des Kaisers Claudius, bei der im Tibersee 19 000 Mann als Rhodier und Sikuler kämpften. Die gymnischen, hippischen und musischen Agone,

nach griechischer Art, für die Domitian in einem Stadium und Odeum würdige Räumlichkeiten schuf, fanden erst in der Kaiserzeit Anklang.

Ein bemerkenswerter Unterschied zwischen Griechenland und Rom drängt sich auf: in Rom waren Sklaven und Kriegsgefangene die Zirkuskämpfer, Gladiatoren und Schauspieler, und ihr Beruf galt als unehrlich; in Griechenland traten die Edelsten in die Schranken. Hier dienen die Spiele der Volkserziehung und Beredelung, dort der Volksverrohung.

Der Sieg der griechischen Götter. In der Zeit des Hannibalischen Krieges, in dessen Nöten die Römer sich häufig an die Sibyllinischen Bücher wandten, ist der Bräutigamsprozeß entschieden. Damals ist die Einführung des Zwölfgötterkreises der Griechen unter durchweg römischen Namen durchgeführt, die Hauptgötter der Römer sind zu Griechen geworden: Jupiter und Juno, Neptun und Minerva, Mars und Venus, Apollo und Diana, Vulkan und Vesta, Merkur und Ceres. Der Verschmelzungsprozeß wurde begünstigt durch die literarische Entwicklung auf römischen Boden, die griechischen Götter wurden in den Übersetzungen mit römischen Namen benannt und die mit ihnen verknüpften Vorstellungen und Sagen auf die entsprechenden römischen übertragen. Neben der Literatur hat natürlich auch die massenhafte Verschleppung griechischer Götterbilder nach Rom gewirkt.

Personifikationen abstrakter Begriffe als Gottheiten. Schon in der Frühzeit, aber auch noch in republikanischer Zeit vermehrte sich der römische Götterverein um Gestalten, die kein Wesen und Leben hatten. Es sind dies die Personifikationen abstrakter Begriffe, die wir zwar auch sonst in den indogermanischen Religionen finden (vgl. in der griechischen Religion Eleos, den Gott des Mitleids, Eirene, die Göttin des Friedens, Eunomia, die Göttin der staatlichen Ordnung), die aber dem römischen Geiste mit seiner Neigung zu begrifflicher Besonderung und Verdeutlichung, seiner Unfähigkeit, der Gestalt eines Gottes selbständiges Leben einzuhauchen, besonders lagen: Fides, die Treue, Salus, das Staatswohl, Concordia, die Eintracht (unter den Ständen), Felicitas, Honor und Virtus, Libertas, die Göttin zunächst der persönlichen, später der politischen Freiheit, Pietas, Pudicitia, Spes, Victoria, Fortuna (nicht die alte Frauengöttin, vgl. S. 395, sondern die Gottheit des glücklichen Belingens).

Orientalische Kulte (sacra peregrina). Die erste orientalische Gottheit, die in Rom mit Zustimmung der Behörden einen Kult erhielt (204 v. Chr.), war die **Magna Mater**, die große phrygische Göttermutter von Pessinus, die in Griechenland schon lange Zeit eingebürgert war. Ihr schwarzer Steinfetisch wurde damals nach Rom gebracht, der orgiastische Kult erhielt auf dem Palatin unter Aufsicht des Senats mit einschränkenden Bestimmungen eine Stätte (vgl. S. 407).

Gegen die fremden Kulte, die oft nur als Deckmantel für zügellose Ausschweifungen dienten, schritt der Senat zunächst streng ein (186 v. Chr. S. C. de Bacchanalibus gegen die Dionysosmysterien, 139 v. Chr. Ausweisung der orientalischen Sterndeuter), doch fanden im 1. Jahrh. v. Chr. die orientalischen Kulte (der kappadokischen Ma, des Mithras und der Isis durch den Aufenthalt von Römern als Soldaten und Kaufleute im Orient immer größere Verbreitung. Gegen Ende der Republik war die

altrömische Religion mit ihren Göttern und ihren Festen in Vergessenheit geraten. Wenn auch der Staatskult mit seinen lästigen Vorschriften noch in vollem Umfange aufrecht erhalten wurde, suchten sich die Privatleute ihren religiösen Verpflichtungen zu entziehen. Seit die Priester vom Volke gewählt wurden, verfiel auch die Kenntnis der komplizierten Ritualvorschriften und die Religion wurde völlig von Politik und Parteiwirtschaft abhängig.

III. Die religiöse Entwicklung der Kaiserzeit (Synkretismus).

§ 253. Die Religionspolitik des Augustus.

Die Religion als Stütze der politischen Macht. In seine Wiederaufbaupolitik zog Augustus auch die Wiederbelebung der alten römischen Religion ein. Der neue Machthaber sah in seinen religiösen Einrichtungen vor allem eine Stütze seiner politischen Herrschaft. Er ließ die verfallenen Heiligtümer wiederherstellen und erbaute neue. Er vereinigte die Würde des Pontifex maximus für immer mit dem Prinzipat. Er wurde Mitglied alterwürdiger Priestertümer und Sodalitäten (vgl. S. 391, die Erneuerung der fratres Arvales) und veranlaßte die vornehmen Römer, seinem Beispiele zu folgen.

Der von dem Prinzeps am meisten verehrte Gott ist **Apollo**, dem er den entscheidenden Sieg bei Aktium verdankte. Er errichtete ihm neben seiner Wohnung auf dem Palatin einen Tempel (vgl. Horaz I 31, f. auch S. 341). Wenn Augustus den neugegründeten Vestatempel mit seiner Wohnung verband, so machte er dadurch wieder, wie es in der Königszeit war, die Wohnung des Regenten zum Mittelpunkt des Staates.

Bei seiner Neueinteilung der Stadt regelte er den Kult der Laren (vgl. S. 386), bestimmte Bezirke erhielten ein Larenheiligtum, in dem neben den beiden Kompitalaren der Genius des Kaisers (vgl. S. 386) Verehrung fand.

Auf seinem Forum errichtete er den Tempel des Mars Ultor, des Rächers des ermordeten Cäsar. Neben dem Kultbilde des Gottes war das Bild der Venus, der Stammutter des Julischen Hauses, aufgestellt. Dieser Tempel wurde statt des Jupitertempels das offizielle Heiligtum des Staates in der Kaiserzeit. (u. a. legte hier der siegreiche Feldherr die Abzeichen des Triumphs und die erbeuteten Feldzeichen nieder).

Das Säkularfest. In besonders geschickter Weise benutzte Augustus die alte Errichtung des Säkularfestes, um sich als den Mann, der Rom aus den Wirren der Revolutionszeit zum Frieden geführt, den Bringer einer neuen Zeit, und die palatinischen Götter des Kaiserhauses, Apollo und Diana, zu verherrlichen.

Die Grundbedeutung des alten lateinischen Wortes saeculum ist unsicher. Es bezeichnete das Geschlecht und Zeitalter, und war eine Zeit von 100 Jahren, weil das die höchste Lebensdauer eines Menschen war. Da man annahm, der Unsegen könne die Schwelle eines neuen Zeitalters nicht überschreiten, sagte man in schwerer Nothzeit ein neues saeculum an, dessen Feier man nach griechischem Ritus beging (ludi saeculares). In republikanischer Zeit fanden derartige Sühnefesten in

den Jahren 249 und 146 v. Chr. statt. Die nächste unterblieb in den Wirren der Revolutionszeit. Die Feier, die Augustus nach umfangreichen Vorbereitungen abhielt, bereicherte die früheren Vorstellungen von der Säkularfeier dadurch, daß sie von den auf griechisch-orientalischen Anschauungen beruhenden Vorstellungen von einer Erneuerung und Wiedergeburt der gesamten Welt nach 4 mal 4 Menschengeschlechtern (saecula) — nach einer ägyptischen Anschauung ist 1 saec. = 110 Jahre — ausging. Die vier früheren Säkularfeiern fanden die Fünfzehnmänner in ihren Akten. Die Feiern drückten den Gedanken aus, daß der Kaiser Rom ein neues Weltalter gebracht hat, „er erscheint der freudentrunkenen Menge als der Heiland des anbrechenden Zeitalters, umflossen von der Glorie apollinischen Glanzes“. In den steinernen Akten des Festes ist die Nachricht erhalten: carmen composit Qu. Horatius Flaccus.

In der Kaiserzeit veranstalteten Säkularfeiern: Domitian (89 n. Chr.), Septimius Severus (204 n. Chr.). Eine andere Reihe von Säkularfeiern geht auf das Jahr der Gründung der Stadt zurück. Von Papst Bonifatius VIII. wurde die Einrichtung der Säkularfeste 1300 auf die Kirche übernommen und besteht noch in der Feier des Jubeljahres weiter.

Der Kaiserkult. Nach seinem Tode wurde Augustus wie schon vorher sein Adoptivvater Cäsar (Divus Julius) durch Senatsbeschluß in den Kreis der römischen Staatsgötter aufgenommen.

Schon bei seinen Lebzeiten genoß Augustus in der griechisch-orientalischen Reichshälfte göttliche Verehrung, da er als Nachfolger der hellenistischen Könige auch ihren Kult erbt (vgl. S. 369 f.). In Rom war durch die Vorstellung von dem Genius eines Menschen, eines Staates usw. die Grundlage für die Entwicklung gelegt. Wie eine Familie den Genius des Hausherrn, so verehrte das römische Gesamtvolk den Genius populi Romani. Nachdem die Macht im römischen Staate von der Gemeinde auf den Prinzeps übergegangen war, erbt dieser den Kult des Genius Populi Romani. Auch der Totenkult hat zur Entwicklung beigetragen. Wie der vergottete Tote von seiner Familie, so wurde der nach seinem Tode vergottete Kaiser vom Gesamtvolke verehrt. So verehrten die Provinzen den Kaiser in Verbindung mit der Roma bei seinen Lebzeiten als Gott, während in Rom nur seinem Genius, nicht seiner Person geopfert wurde. Erst nach seinem Tode wurde der Kaiser als Divus im ganzen Reiche verehrt. Der erste Kaiser, der sich schon bei Lebzeiten offiziell in Rom als Gott verehren ließ, war Commodus (180–192). Der Kaiser Aurelianus (270–275), der sich bei seinen Lebzeiten „Herr und Gott“ nennen ließ und damit durchdrang, bezeichnet den Höhepunkt der Entwicklung.

Der Kaiserkult war eine Art Reichsreligion, der religiöse Ausdruck des Reichsgedankens. Mit dem Opfer an den Kaiser bekannte man sich als treuen römischen Bürger. Daher war auch die Weigerung der Christen, dem Kaiser zu opfern, ein todeswürdiges Verbrechen, sie zeigten sich dadurch nach römischer Auffassung als Reichsfeinde.

Für den Kult des Divus Augustus wurde eine neue Priesterschaft, die sodales Augustales, unter der flavischen Dynastie die s. Flaviales uff. eingesetzt.

§ 254. Philosophie und Religiosität.

Die philosophische Aufklärung. Von großer Bedeutung für das Schwinden des Einflusses der Religion auf das römische Volk ist neben anderen Umständen die etwa seit den Punischen Kriegen einsetzende philosophische Aufklärung der Gebildeten geworden. Die religiöse Zerlegung hatte um 100 v. Chr. bereits so große Fortschritte gemacht, daß der offizielle Schützer der altrömischen Religion, der Pontifex maximus Q. Mucius Scävola den bekannten Ausspruch tun konnte, es gebe drei Arten von Göttern, die der Dichter, Philosophen und Staatsmänner. Wenn er selbst auch die Religion der Philosophen für die einzig wahre ansah, so hielt er die Götter der Dichter und Philosophen doch für völlig ungeeignet für die große Masse. Offenbar weiß, wie Polybios sagt, die Masse mit ihrem Leichtsinn, ihren Leidenschaften und ihren Begierden des Druckmittels der Angst vor Göttern und Unterwelt bedarf. Seinen Standpunkt teilte der Verfasser des großen Werkes *Res divinae* Varro, der Zeitgenosse Ciceros.

Eingang verschaffte der griechischen Philosophie in Rom um 200 v. Chr. der Dichter **Cnnaeus**, der in seinem „*Euhemerus*“ das platt-rationalistische Werk des hellenistischen Romanschriftstellers Euhemeros (vgl. S. 369) und im „*Epicharmus*“ die Kenntnis der pythagoreischen Naturphilosophie seinen Landsleuten vermittelte.

Wenn auch im 2. Jahrh. der Senat mehrfach griechische Philosophen auswies, so gewann die Philosophie durch die Tätigkeit des Stoikers Panaitios unter den Gebildeten Einfluß (2. H. des 2. Jahrh., Zeit des jüngeren Scipio, des Freundes des Polybios, der gleichfalls unter dem Einflusse der Stoa steht). Dieser milderte die Starrheit des stoischen Tugendbegriffes in einer Weise, daß er sich den praktisch-sittlichen Idealen der führenden Kreise Roms leicht anpaßte. Die stoische Philosophie behielt auch in der Folgezeit die größte Anhängerzahl.

In der 1. Hälfte des 1. Jahrh. treffen wir in Rom auf Persönlichkeiten von so starker Gegensätzlichkeit in religiösen Anschauungen wie den Materialisten Lukretius und den Anhänger einer spirituell-mystischen Weltanschauung Rigidius Figulus. Lukretius Karus, der begeisterte Anhänger Epikurs, will durch sein Gedicht: *de rerum natura* die Menschen von der Götterfurcht und der Angst vor dem Tode befreien. Rigidius Figulus war Anhänger der pythagoreischen Lehre, die damals einen neuen Aufschwung nahm. Sie suchte vor allem eine Vorstellung von dem Schicksal der Seele nach dem Tode zu gewinnen. Rigidius trieb Zauberei, stellte das Horoskop und beschäftigte sich mit okkulten Fragen.

Durch seinen Mystizismus hat der letzte große Gelehrte des Altertums, der aus Syrien stammende Stoiker Poseidonios¹ (Ende des 2. und 1. H. des 1. Jahrh. v. Chr.) die religiöse Entwicklung der Folgezeit beeinflusst. Auch er kümmerte sich, wie die Pythagoreer, eifrig um das Schicksal der Seele nach dem Tode.

¹ W. Kroll, Die religionsgeschichtliche Bedeutung des Poseidonios. Neue Jahrbücher 1917, 1 S 145 ff.

Senje-Leonard, Griech.-röm. Altertumskunde.

Cicero und die Religion. Sein Schüler war M. Tullius Cicero, der im Grunde kein Verhältnis zur Religion hatte (vgl. das Fehlen von Äußerungen über die Religion in seinen Briefen), der aber infolge der Anpassungsfähigkeit seiner Natur sich in verschiedenen Lebenslagen verschieden über Fragen der Religion geäußert hat. Von Poseidonios ist er im „Traum des Scipio“ im Staat abhängig. Die Seligen wohnen, nachdem sie durch die sieben Planetensphären aufgestiegen sind, in der Milchstraße. Echt römisch ist es, wenn in erster Linie die Lenker und Erhalter des Staates an den Ort der Glückseligkeit gelangen. Während er in der Trostschrift, die er nach dem Tode seiner geliebten Tochter Tullia an sich selbst richtete, an Lohn und Strafe im Jenseits glaubt, läßt er in den bald darauf geschriebenen Tuskulanen die Frage nach dem Schicksal der menschlichen Seele nach dem Tode offen. Das zeigt, wie sehr der große Eklektiker in seinen Anschauungen von Stimmungen und auch wohl von seinen Vorlagen abhängig war. In den „Beseßen“ hat er die alte römische Religion aufgezeichnet.

Der Unsterblichkeitsglaube. Von den Vorstellungen weiter Kreise des römischen Volkes von dem Dasein der Seele nach dem Tode geben die Inschriften und Darstellungen der Grabsteine, weniger die Unterweltsbeschreibungen der Dichter ein Bild. Nur in wenigen Grabinschriften kommt die Unsterblichkeitshoffnung zum Ausdruck, doch finden sich solche Inschriften, ferner Darstellungen, die diese Hoffnung klar zu erkennen geben: Bilder des Elysiums. Die Unterweltsschilderung im 6. Buche von Vergils **Aeneis** sucht die verschiedenen Schichten des Jenseitsglaubens: die alte Hadesbeschreibung, den volkstümlichen Glauben an die Fortsetzung der irdischen Tätigkeit und das ruhelose Umherirren der unbestatteten Toten, den Glauben an die Läuterung der Seele und ihren Wiederaufstieg zu neuen Geburten miteinander zu vereinigen. Ziel der Schilderung ist die Verherrlichung des Augustus in der Römerschau. Daher läßt sich schwer feststellen, wie weit Vergil selbst an die Unsterblichkeit glaubte.

Von großem Selbstgefühl zeugen die stolzen Äußerungen des Stoikers Qu. Sextius, nach dem Jupiter nur dadurch dem Weisen überlegen sei, daß er die Tugend längere Zeit ausüben könne, sonst müsse er in vieler Hinsicht durch seine göttliche Natur hinter dem Weisen zurückstehen.

Seneka. Wenn Cicero noch in den „Beseßen“ die Götter des Staates und ihren Kult anerkannte, so war der stoische Modephilosoph der neronischen Zeit **Seneka** bereits darüber erhaben. Er hält den Götterglauben und den Bilderkult für töricht und eifert gegen die üblichen Formen der Götterehrerung. Senekas Gott war die stoische Gottheit, die das All durchdringende Weltvernunft, die er allerdings in Anpassung an den alten Glauben, dessen Kult auch der Weise mitmacht, als Götter oder Jupiter bezeichnete. Das Verhältnis Senekas zu seiner Gottheit ist, was ja auch in ihrem Wesen begründet ist, kühl; man verehrt sie durch den Glauben an ihr Dasein, vor allem durch die Nachahmung ihrer Tugend. Die sittliche Haltung, die er in seinen zahlreichen Schriften gepredigt hat, hat er im Tode bewahrt. Ob Seneka an ein Fortleben der Seele nach dem Tode geglaubt hat, das festzustellen, gestatten einander widersprechende

Außerungen seiner Schriften nicht (eine breite Schilderung der Seligkeit in der Trostschrift für Marcia).

Plinius. Von der stoischen Lehre ist auch der ältere **Plinius** beeinflusst. Er eifert gegen die griechischen Göttermythen und lehnt ein Fortleben der Seele nach dem Tode ab.

Tacitus. Das Verhältnis des Geschichtschreibers Tacitus läßt sich nicht klar ermitteln oder vielmehr, er war innerlich zerrissen und hatte keine feste Stellung zu den religiösen Problemen. Die Götter sind bei ihm ein Schmuck der Rede, an ein Fortleben nach dem Tode glaubt er nicht. Die Göttin *Fortuna* ist die Verfinnbildung der Irrationalen, das der Historiker in seine kausalen Zusammenhänge nicht einreihen kann¹.

Gläubige Philosophen. Ein positives Verhältnis zur altheimischen Religion hatten zwei Griechen dieser Zeit: der Wanderredner *Dio von Prusa* in Bithynien und *Plutarch*. Beide Männer sind in ihrem Wesen allerdings grundverschieden. *Dio* ließ sich von dem Ästhetischen der griechischen Kunst und Literatur stark beeindruckt, *Plutarch*² lebte in seiner Heimat und war ein frommer Verehrer seiner heimischen und des delphischen Gottes. Aber beide hatten noch ein wirkliches Verhältnis zu den alten Göttern. Allerdings gab auch ihnen die Philosophie die Mittel, ein sittliches Weltbild aufzubauen, die Götter im Sinne einer fortgeschrittenen religiösen Entwicklung zu deuten und das Anstößige ihres Wesens, ihrer Mythologie und ihres Kultes zu beseitigen.

Die Philosophie unter dem Einflusse des Mystizismus. Die Philosophie hatte es in jahrhundertelanger Arbeit nicht vermocht, den Menschen mit Hilfe des Verstandes eine befriedigende Antwort auf die letzten und tiefsten Fragen des Menschendaseins zu geben. Der Intellektualismus, der eines der stärksten Kennzeichen griechischen Geistes ist, hatte versagt. Jetzt gewann im 2. Jahrh. n. Chr. eine Richtung die Oberhand, die zwar immer als Unterströmung im griechischen Geistesleben vorhanden gewesen war, sich aber erst jetzt in weitem Umfange der Herrschaft über die Menschen bemächtigte, der Mystizismus, das Streben der Seele nach einer unmittelbaren Berührung mit dem Göttlichen, das sein Endziel und seinen Höhepunkt in der mystischen Vereinigung mit Gott findet.

Diese Geistesströmung ließ die orientalischen Religionen damals in dem hellenistisch-römischen Kulturkreise zahllose Anhänger finden, aber auch die Philosophie nahm unter ihrem Einflusse eine neue Stellung zum Transzendenten ein und beschäftigte sich mit religiösen Problemen.

Der Freigelassene **Epictet** (Zeitgenosse des Tacitus) zeigt diese Geisteshaltung. Ihn durchwärmt und sättigt das lebendige Gefühl der Gottesnähe. Der Mensch, dessen höchste Aufgabe der Preis Gottes ist, soll sich geduldig in den Willen seines Schöpfers und Vaters schicken, der alles aufs beste geordnet hat, wenn seine Wege auch nicht immer leichte Wege sind.

¹ Vgl. aber jetzt R. Reitzenstein, Tacitus und sein Werk. Neue Wege zur Antike IV 26 ff.

² P. Geigenmüller, Plutarchs Stellung zur Religion und Philosophie seiner Zeit. Neue Jahrbücher 1921, 1 S. 251 ff.

Die Gedanken Epiktets haben die Anschauungen und das Leben des Kaisers **Mark Aurel**, des Philosophen auf dem Throne — er war Anhänger der Stoa — beeinflusst. Eine Schilderung seines ständigen Ringens um Vollkommenheit hat er uns in seinen „Betrachtungen an sich selbst“ hinterlassen. Des Menschen Leben steht in der Hut der Götter, die sich durchaus um die menschlichen Dinge kümmern. Man soll ihnen durch ein gottesfürchtiges Leben dienen, indem man alles Schlechte aus seinen Gedanken verbannt und weder lügt noch Unrecht tut. Was das Schicksal bringt, soll man als göttliche Fügung ohne Murren tragen, auch den Tod.

Die Neuplatoniker. Den stärksten Ausdruck hat der mystische Einschlag in der Philosophie im 3. Jahrh. in dem Werke **Plotins**, des letzten großen Denkers der Antike gefunden. Die Vereinigung des Menschen mit Gott, das Aufgehen der Seele in Gott schon bei Lebzeiten des Menschen, fand durch ihn den höchsten und reinsten Ausdruck. Nicht Wissen und Einsicht, nicht der Philosoph führen den Menschen zu dieser Vereinigung, sie können ihm nur den Weg zeigen. Zum Erlebnis Gottes, zur Schau kann der Mensch nur durch eigene Kraft gelangen. Vorbedingung für den „Aufstieg“ ist sittliche Vollendung. Wenn der Mensch alle äußeren Dinge von sich abgetan hat, wenn alle Gedanken nach innen und auf Gott gerichtet sind, dann fließen Gott und Mensch in der Ekstase zu einer untrennbaren Einheit zusammen. Gottes Wesen ist mit unserm Verstande nicht zu erfassen. Auch die Götter des Volksglaubens, der Glaube an die Mantik, an das Fatum und die Wirksamkeit der Sterne haben in dem großartigen Weltbilde Plotins ihren Platz gefunden.

Tief unter ihm steht in seiner geistigen Haltung sein Schüler, der Phönizier **Porphyrrios**. Er hat durch eine Menge von Orakelsprüchen den bestehenden Kultus gerechtfertigt, glaubt an Dämonen und bedient sich magischer Formeln, um sich von der Macht des Schicksals zu befreien und die Götter zum Opfer herbei zu zwingen.

Den Höhepunkt der Vermischung von Religion und Philosophie, die der Zeit eigentümlich ist, bedeutet das Werk des in seiner Zeit viel bewunderten Porphyrrioschülers **Jamblichos**. Von dem griechischen Denken nicht mehr beeinflusst, suchte er den Zugang zu Gott in geheimnisvollen Riten und Symbolen. Alle Vorstellungen des Heidentums, auch bei orientalischen Völkern, hat er in seinen hierarchisch gegliederten Riesenbau eines Weltbildes aufgenommen. In ihm fanden Götter und Dämonen, Heroen und Seelen ihren Platz. Darüber konnte die Entwicklung nicht mehr hinausgehen, das Ende des Altertums, soweit es unter dem Einflusse des griechischen Gedankens stand, war gekommen.

§ 255. Die orientalischen Religionen und das Ende¹.

Vorbemerkung. Schon in der griechischen Welt des 3. Jahrh. hatte die politische Umstellung auch der althellenischen Religion und ihrem Kultus die feste Grundlage genommen. Die alten Stadtstaaten waren zum großen Teil in die neuen hellenistischen Reiche aufgegangen, das griechische Mutter-

¹ J. Geffcken, Der Ausgang des griechisch-römischen Heidentums. Heidelberg 1920. Vgl. auch Neue Jahrb. 1918, 1 S. 93 ff.

land und die von Alexander eroberten Reiche Vorderasiens verschmolzen durch die Ausbreitung der griechischen Kultur im Zeitalter des Hellenismus zu einer Kulturgemeinschaft, die als Ausdruck ihrer geistigen Verbundenheit eine Religion universalen Charakters benötigte. Dazu kamen geistige Strömungen. Die Loslösung von den Bindungen des Stadtstaates hatte den einzelnen Menschen auch in religiöser Hinsicht auf sich gestellt, die Not der Zeit zwang ihn, da die alten Götter versagt hatten, nach wirksamer Hilfe Umschau zu halten, die geistige Entwicklung besonders in der Philosophie ließ ihn sich abwenden von einer Religion, die weder seinen gesteigerten sittlichen Anforderungen noch seinem Streben nach einer gefühlsmäßigen Annäherung an Götter, von denen er Hilfe in seiner Not erwartete, genügte.

Die Kreise der Gebildeten wandten sich damals der Philosophie zu, weite Volksschichten aber suchten und fanden Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse in den orientalischen Religionen, die nunmehr ihren Einzug in die griechische Welt hielten. Da der Widerstand gegen diese Religionen damals nicht sehr stark war, weil ja viele Träger der hellenischen Kultur nicht griechischer Rasse waren, wurden sie nur oberflächlich hellenisiert. Weil aber die Menschen aus ihrem früheren Leben in die neue Religion Vorstellungen und Stimmungen mitbrachten, die sie in ihr wiederzufinden glaubten, beeinflussten die alte und neue Religionen einander aufs stärkste. Die neuen Religionen änderten sich unter den neuen Verhältnissen, indem sie religiöse Gestalten und Formen in den Vordergrund schoben, die in der alten Heimat nicht vorherrschend gewesen waren (vgl. Mithras), und dadurch daß sie sich als Mysterienkulte oder -vereine organisierten (vgl. die Eleusinischen Mysterien), was ihnen in der Heimat fremd gewesen war.

Rom und die orientalischen Religionen¹. Als Rom durch die Eroberung des griechischen Ostens mit der hellenistischen Kultur bekannt wurde, drang die religiöse Bewegung auch nach dem Westen des Reiches vor und kam im Kaiserreiche, besonders stark aber erst seit dem 2. Jahrh. nach Chr. zu voller Entfaltung. Die Not der Zeit nach den Schrecken und Wirren der Bürgerkriege, die Eigenart der römischen Religion, die dem Herzen nichts bot, das Sehnen der Zeit nach mystischer Verbindung mit dem Göttlichen hatten die Menschen innerlich zur Aufnahme der neuen Religionen mit ihren geheimnisvollen, die Menschen tief erregenden symbolischen Bräuchen vorbereitet. Sie kamen eben mit ihren Geheimnissen und Tröstungen, den Geboten sittlicher Reinheit, dem Unsterblichkeitsglauben, dem Hingebungs- und Erlösungsbedürfnis der Zeit entgegen. Sie kannten dazu keine nationale Schranke. Ihre Priester, die sich ganz dem Dienste der Gottheit hingaben, übten auch eine Seelsorge aus und kümmerten sich um das Seelenheil der Gläubigen. Außere Gründe kamen hinzu, ihre schnelle Ausbreitung zu fördern: der Aufenthalt römischer Heere im Osten und ihre Verlegung in die Standorte des Ostens, der massenhafte Zu-

¹ F. Cumont, Die orientalischen Religionen im römischen Heidentum, Leipzig und Berlin 1917.

strom orientalischer Kaufleute, Gewerbetreibender und Sklaven nach Rom und den Provinzen des Westens.

Bezeichnend ist schon das Verhalten des aus Kleinasien stammenden Rhetors **Alius Aristides** (2. Jahrh. n. Chr.), der den Anweisungen des Heilgottes Asklepios, die ihm in Träumen und Visionen kund wurden, nicht nur in medizinischen Angelegenheiten, sondern in allen Fragen des Lebens und sogar der Literatur blindlings folgte. Nicht einmal der Spötter Lukianos (2. Jahrh.), dem sonst nichts heilig war, hat es gewagt, diesen Gott und Serapis zu verspotten.

☞ * **Uberglauben.** Als Kehrseite der Vertiefung des religiösen Lebens beobachten wir in dieser Zeit einen krassen Uberglauben und den Glauben an allerhand mystischen Schwindel (vgl. z. B. die Traumdeutungen des Artemidoros von Ephesos aus dieser Zeit). Lukian hat uns das Bild des Alexander von Abonuteichos¹ in Paphlagonien gezeichnet, der mit seiner gezähmten Schlange, die er zum Orakel gemacht hatte, große Geschäfte machte. Im 3. Jahrhundert hat der Sophist Philostratos in dem Leben des Wundermannes Apollonios von Thyana einen mit übernatürlicher Kraft begabten Wundertäter beschrieben, der zu seinen Lebzeiten (1. Jahrh. n. Chr.) großen Einfluß ausgeübt hat.

Die orientalischen Religionen. Nach langem Widerstande gegen die orientalische Götter, die in Italien und den westlichen Provinzen längst Fuß gefaßt hatten, duldete Augustus die Verehrung und Kaligula die Errichtung eines Tempels der Isis in Rom, erst Karakalla (211–217) hob alle Beschränkungen der fremden Kulte auf.

Die ägyptischen Kulte des Serapis und der Isis fanden schon früh im römischen Gebiete Verbreitung und zwar in der Form, die ihnen die Religionspolitik der Ptolemäer gegeben hatte. In dem Streben, die beiden Nationen seines Reiches durch die Verehrung eines Gottes zu verbinden, ließ Ptolemaios durch Sachverständige aus beiden Völkern den Gott Serapis, eine Mischung ägyptischen und griechischen Wesens, künstlich schaffen, der dann bald als 2. Erscheinungsform des ägyptischen Unterweltsgottes Osiris angesehen wurde. Er entwickelte sich zum Allgott, den man besonders mit Zeus, Pluto und Helios, auch mit Eros gleichsetzte. „Es gibt nur einen Zeus Serapis.“ Auch Isis, die ursprünglich eine Himmelsgöttin war, sog alle anderen Göttinnen auf. Die anderen Gottheiten, Hera, Demeter, Aphrodite wurden zu bloßen Erscheinungsformen der Allgöttin Isis, der alles durchdringenden Macht. Sie ist vor allem die mütterliche Göttin, „die den Mühseligen und Beladenen ihre süße Mutterliebe zuwendet“ (Apulejus).

Starke Anziehungskraft übte auf die Römer und zwar nicht nur die Massen ihr Kult aus: der Tempel stand den ganzen Vormittag offen, die Gläubigen verweilten in stiller Andacht vor den prunkvoll aufgestellten Götterbildern, rauschende orgiastische Feste, feierliche Prozessionen machten starken Eindruck. Die strengen Reinigungsvorschriften und Buß-

¹ O. Weinreich, Alexandros, der Lügenprophet, und seine Stellung in der Religiosität des 2. Jahrhunderts. Neue Jahrb. 1921, 1 S. 129 ff.

übungen wurden im Laufe der Zeit zum Ausdruck sittlicher Reinheit veredelt. Die Frommen und Reinen erwartete im Jenseits die Unsterblichkeit. Die Unsterblichkeitshoffnung versinnbildete den Gläubigen der Mythos von der Tötung und Auferstehung des Osiris. Die heilige Geschichte wurde ihnen dramatisch vorgeführt. Völlige Gewißheit über ihr Schicksal nach dem Tode gab die Einweihung in die Mysterien der Isis, wobei der Myste (Eingeweihte) die Worte sprach: Ich habe die Grenzscheide des Todes besucht und die Schwelle der Proserpina betreten. In tiefer Nacht habe ich den hellen Schimmer des Sonnenlichts erblickt. Ich habe die Götter der Unter- und Oberwelt persönlich besucht und aus der Nähe angebetet. Das Dasein des Toten nach seinem Tode war genau beschrieben.

Kybele und Attis. Die phrygische Göttermutter Kybele ist während des zweiten Punischen Krieges als Magna mater nach Rom gekommen, aber erst unter Kaiser Klaudius erhielt der Kult volle Bewegungsfreiheit. Sie ist die auf den hohen Bergkuppen des Ida und Berekynthos thronende Muttergottheit, die mit einem Löwengeßpann durch das Land fährt. Die Gläubigen feiern ihr Fest in orgiastischer Weise unter wildem Schreien und der betäubenden Musik lärmender Instrumente. Mit ihr zugleich wurde Attis verehrt, ursprünglich eine Frühlingsgöttheit, der wohl unter dem Einflusse des sterbenden und zu neuem Leben erstehenden Adonis zum Jenseitsglauben und zur Unsterblichkeit in Beziehung gesetzt wurde. Das glänzende, mehrtägige Fest der Kybele und des Attis wurde im März gefeiert. Die wilde Klage über den Tod des Gottes löste der ausgelassenste Jubel über seine Auferstehung ab. Wie der Gott auferstanden war, so war auch der Myste des Gottes zu einem neuen Leben wiedergeboren. Freut, Mysten, euch! Berettet ist der Gott, so wird auch uns aus Trübsal Rettung werden. Das Taurobolium, eine bei der Aufnahme der Mysten angewandte Zeremonie, war eine Bluttaufe, durch die der Myste von seinen Sünden reingewaschen und wiedergeboren wurde. Er stieg dabei in eine Grube, über der auf einem durchlöcherten Bretterfußboden ein Stier getötet wurde, so daß sein Blut den Mysten überrieselte.

Die größte Verbreitung fand im römischen Reiche die Religion des **Mithras**,¹ die ein Jahrhundert lang mit dem Christentum um die Vormachtstellung als Weltreligion gerungen hat. Mithras ist ursprünglich eine persische Lichtgöttheit, die unter dem Einflusse anderer Religionen mannigfache Wandlungen erfahren hat. Der aus einem Felsen geborene Gott erschafft auf Befehl des Sonnengottes durch die Tötung des kosmischen Stieres die Welt. Nachdem er als Genius des Lichtes den Kampf gegen das Böse durchgekämpft hat, fährt er mit dem Sonnengotte vereint in den Himmel und wird in den Kreis der Himmelsgötter aufgenommen. Sein Kampf und Sieg soll seinen Anhängern Vorbild sein. Sie sollen gegen die Sinnlichkeit kämpfen, die Tugenden der Wahrheit und Gerechtigkeit üben. Dadurch gewinnen sie Erlösung und Unsterblich-

¹ F. Cumont, Die Mysterien des Mithras². Leipzig und Berlin 1923.

keit. Nach dem Tode erwartete sie ein Bericht und dann erst steigen die, die würdig befunden waren, zum Orte der Seligen hinauf.

Besonders eindrucksvoll war der Kult. Es gab in den Mysterien sieben Grade. Unter sorgfältig geheimgehaltenen Riten: Taufe mit Wasser und Honig, Zeichnung mit einem Brandmal, kultliches Mahl von Brot und Wasser mit Wein, das in Erinnerung an das letzte irdische Mahl des Mithras gefeiert wurde, durchliefen die Gläubigen die einzelnen Grade.

Der Kult wurde in unterirdischen Gemächern, Höhlen, gefeiert. In einer Apsis stand das Kultrelief des Stiertötenden Gottes hinter einem Altar, an den beiden Langseiten befanden sich niedrige Steinbänke, auf denen die Gläubigen beim heiligen Mahle gelagert waren. Frauen waren zu diesem Kult nicht zugelassen.

Syrische Kulte. Astrologie. Als im 1. Jahrhundert n. Chr. der Welthandel zum großen Teile in die Hände syrischer Kaufleute überging und zahlreiche Syrer in das Heer eintraten, verbreitete sich auch ihre Religion, die Verehrung der Baale, im Westen des Reiches. Es waren mächtige Himmelsgottheiten, die in den Schauern des Gewitters und in der Fruchtbarkeit der Erde ihre Macht offenbarten. Dadurch ließen sie sich leicht dem Himmelsgotte Jupiter anschließen. So fanden Verehrung der Jupiter von Doliche in Kommagene, der Kult des Jupiter Heliopolitanus aus Baalbek. Von dem Kulte der Baalath (Herrin) Atargates und dem ekelhaften Treiben ihrer Priester hat Lukian in: *de dea Syria* ein lebensvolles Bild gezeichnet.

Als der jugendliche Priester des Sonnengottes von Emesa Elagabalus (214 – 222) den römischen Kaiserthron bestieg, wurde der syrische Gott, der in Gestalt eines schwarzen Fetischsteines nach Rom gebracht wurde, vorübergehend der höchste Gott des römischen Pantheons (Götterhimmels). Vergewaltigte machte der Kaiser Aurelian (270 – 275) den Sonnengott Baal von Palmyra unter dem Namen *Sol invictus* („die unbefiegbare Sonne“) zum obersten römischen Reichsgott.

Die Gestirnsreligion. Die syrischen Kulte haben auf die hellenistisch-römische Welt besonders durch ihre Verbindung mit der chaldäisch-hellenistischen Gestirnsreligion und der darauf beruhenden Astrologie Einfluß gewonnen. Im hellenistischen Kulturkreise setzte man die griechischen Götter den Sterngöttern gleich, so erhielten Kronos – Saturn, Zeus – Jupiter, Ares – Mars, Aphrodite – Venus, Hermes – Merkur ihre Namen, die sie noch heute tragen. Die Sonne wurde als Herrscher und Erhalter der Welt, als Lenker der Planeten, als Sitz der Vernunft und Ursprungsort der Seelen verehrt. Da von Sonne und Mond die ganze Naturordnung abhängt, konnte leicht die Vorstellung entstehen, daß alles Irdische bis ins Kleinste von dem Einfluß der Bestirne abhängt. Unter dem Einflusse dieser Vorstellungen erhob sich der syrische Baal im römischen Universalreiche zum allmächtigen universalen Weltengott, der hoch über den Sternen thront. Die Römer bezeichneten ihn als *Jupiter Summus Exsuperantissimus*, als höchsten und allerersten Jupiter.

Ein Ausfluß der Bestirnsreligion ist die **Astrologie**, die Wissenschaft, die den Stand der Bestirne besonders in der Geburtsstunde des Menschen

feststellt. das Wechselspiel ihrer Kräfte berechnet und daraus das menschliche Schicksal vorher sagt. Nachrichten über die Verbreitung der Astrologie haben wir schon seit des alten Rato Zeiten, der seinem Gutsverwalter verbot, einen Chaldaer um Rat zu fragen. Poseidonios baute die Astrologie theoretisch aus. Augustus, Tiberius, Nero glaubten an sie. Am Ende des Jahrhunderts ist sie bei Gebildeten und Ungebildeten eingebürgert und hat sich bis ans Ende des Altertums gehalten.

Gegenüber dieser Annahme, nach der das Schicksal des Menschen durch unabänderliche und unverbrüchliche Geseze von Anfang an fest bestimmt war (Fatalismus), fanden die Menschen Trost in dem Glauben, daß die Teilnahme an den Mysterien die Kraft des Schicksals brechen könne; ein anderes niedrigeres Mittel zum gleichen Zweck war die Magie, durch die man auf die Bestirngötter einen bestimmenden Einfluß ausüben zu können glaubte.

Religiöser Synkretismus. Es ist ohne weiteres aus der gesamten religiösen Lage der Zeit zu verstehen, daß diese Mysterienreligionen, die durchaus nicht intolerant waren — der Mithraskult, der keine Frauen zuließ, ging sogar einen Bund mit dem Kybele-Attis-Kult ein —, die ferner alle eine gewisse Verwandtschaft miteinander besaßen, sich gegenseitig beeinflussten. Die einzelnen Götter erscheinen immer mehr als die Erscheinungsformen einer Grundvorstellung. Schon Herodot erkannte in den ägyptischen Göttern die griechischen wieder. Wie die Römer die griechischen Götter übernahmen, so wollten sie auch in den Gottheiten der provinzialen Barbaren römische Götter wiedererkennen (interpretatio Romana, vgl. Tacitus Germania 9). So glichen sich die Religionen in ihrem Inhalte einander an, nur die Kultformen waren verschieden. Auch die religiöse Entwicklung zur monotheistischen Gottesvorstellung tat das ihrige. Isis und Serapis wurden zu Allgottheiten. Man machte durch Übertragung möglichst vieler Züge auf die eigene Gottheit diese zur allein wahren und großen. Die philosophische Formel für diese religiöse Anschauung hat die neuplatonische Theologie gefunden, die alle Gottheiten auf ein einheitliches Prinzip zurückführte, und dazu wurde durch ihre Stellung im Weltssystem die Sonne. Die Religion der Kaiserzeit geht in die Verehrung des Tagesgestirnes aus.

Das Christentum und der Ausgang¹. Die alten römischen Götter waren zwar sehr zurückgedrängt, doch haben sich die alten Vorstellungen und Kulte, wie die Inschriften lehren, in erster Linie auf dem platten Lande erhalten. Im Heere blieb die Verehrung des Mars lebendig. Auch im griechischen Kulturgebiet lebten alle religiösen Anschauungen und Kulte kräftig weiter (vgl. den Heroenglauben im Heroikos des Philostrat 1. 5. des 3. Jahrhunderts). In der 2. Hälfte des 3. Jahrhunderts läßt sich allerdings ein starker Rückgang der heidnischen Kulte feststellen, wozu wohl die Nöte der Zeit beigetragen haben. Erst unter Diokletian setzte eine Wiederbelebung ein.

¹ J. Gesslen, Das Christentum im Kampf und Ausgleich mit der griechisch-römischen Welt³ (Wiss. u. Bild.). 1920. G. Schnürer, Kirche und Kultur im Mittelalter. Bd. I. Paderborn 1924.

In der Schilderung der religiösen Entwicklung des römischen Reiches mußte auch der Entstehung und Ausbreitung des Christentums gedacht werden. Es ist in Palästina im vorderasiatischen Kulturkreise entstanden und hat sich, durch dieselben Verhältnisse wie die anderen orientalischen Religionen begünstigt, in allen Provinzen des weiten Reiches verbreitet. Es zeigt in manchen Dingen besonders in Riten und Gebräuchen, aber auch in wichtigen religiösen Vorstellungen Berührungen mit den Mysterienreligionen, mit denen es lange um die Herrschaft über die Geister gekämpft hat (vgl. S. 407). Von der griechischen Philosophie entlehnte es das wissenschaftliche Rüstzeug, um seine Lehre zu verteidigen und auszubauen. Seine straffe organisch ausgebaute Hierarchie mit ihrem festen Gefüge ist in ihrer Gliederung und den Verwaltungseinheiten ein getreues Abbild des Staates, den die großen Reformen Diokletians und Konstantins geschaffen haben. In dem Bau der katholischen Kirche lebt noch heute die staatenbildende Kraft des Römertums fort.

Mit dem römischen Staate geriet die christliche Kirche bald in schwere Kämpfe, die jahrhundertlang andauerten, bis es durch das Mailänder Toleranzedikt (312) zunächst Gleichberechtigung, allmählich aber die Vorherrschaft gewann². Daran konnten auch die christenfeindlichen Maßregeln und Gesetze des Neuplatonikers Julian (361—363) und der Widerstand des römischen Adels, an dessen Spitze Symmachus vergeblich gegen die Entfernung des Altars der Viktoria aus dem Sitzungssaale des Senats eintrat, nichts ändern. Um 400 war der Sieg des Christentums entschieden. Die Tempelinkünfte wurden eingezogen, die Götterfeste verschwanden. Nur die Landbevölkerung, die pagani (daher Paganismus) hielten zäher an den alten Bräuchen fest. Wie man die Tempel zu Kirchen umbaute, so hielten sich im Christentum auch manche Feste und Bräuche dadurch, daß sie im christlichen Sinne umgedeutet wurden. Auch die lateinische Sprache ist noch jetzt die amtliche und liturgische Sprache der katholischen Kirche.

² G. Schwarz, Kaiser Konstantin und die christliche Kirche. 1923.



Abb. 70. Ansicht von Mykenä.

Klassische Ruinenstätten.

Der Schauplatz der griechisch-römischen Kultur hat dem Befehl der Zeiten folgen müssen: er ist zum Teil neu geworden unter neuen Menschen. Eisenbahn und Auto haben Heerstraße und Reittier ersetzt, über die ehemalige Oberschicht antiker Städte wuchs eine neue empor, die nur hochragenden Trümmern einen Platz im Sonnenlicht beließ, das verfallende Kleingut aber immer mehr begrub. Zufall und systematische Forschung, der in den Bibliotheken in der Entdeckung alter Handschriften seit langem das Glück hold war, fand auch den Weg zurück zur begrabenen Vergangenheit. In Rom fand man 1580 die Katakomben wieder, Pompeji stieg seit 1748 aus seinem Grabe, Griechenland folgte, nachdem das Türkenjoch abgeschüttelt war, Troja mußte der neuen Methode gehorchen und Zeugnis ablegen im Verhör des schürfenden Forschers¹.

Die klassischen Ruinenstätten traten immer mehr als die beste Deutung des einst Gewesenen in den Vordergrund und stellten sich der literarischen Überlieferung als die Bühne des Geschehenen zur Verfügung. Die nachstehende Einführung in die Ortskunde der Ruinenstätten will diesem Zweck dienen; neben dem strengen Studium des geistigen Erbgutes der Antike will sie die liebevolle Kenntnis der Reliquien einer versunkenen Kultur fördern und die Ergebnisse der Wissenschaft des Spätens darbieten, damit aus Buch und Schauplatz ein vollständigeres Erfassen des geistigen Behalts der antiken Schätze erwachse.

Drei Reihen von Ruinenstätten unterscheiden wir im Bereiche der Mittelmeerkultur. Die erste Reihe umfaßt die Burgen und Siedlungen der griechischen

¹ A. Michaelis, Ein Jahrhundert kunstarthäologischer Entdeckungen. Leipzig 1908. Hiller von Gaertringen, Ausgrabungen in Griechenland. Berlin 1901.

Anakten mit ihren prähistorischen Unterschichten; die zweite Reihe zeigt uns die Städteform der hellenischen Blütezeit mit ihren Tempeln, Hallen und Versammlungshäusern; in dritter Reihe erscheinen die Formen der hellenistisch-römischen Kultur, die sich unter dem Schutze der Legionen auch bis in den Norden Europas vorschob. In den Namen Mykenä-Troja, Athen-Olympia-Delphi, Pompeji-Rom-Trier gipfelt die dreifache Stufe.

§ 256. Tiryns.

Jahrtausendlang blieb die vorgeschichtliche Burgform und das alte, homerische Herrscherhaus im Schoß der Erde verborgen, bis H. Schliemann 1884 und nach ihm sein Schüler W. Dörpfeld den Spaten zur kunstgerechten Ausgrabung im argolischen Burgenlande ansetzten. Auf 18 m hoher Felsenfläche (300 m lang, 60 — 75 m breit) schufen sich 4 km vom Meere entfernt die Herrscher von Tiryns eine Zwing- und Trutzburg mit dem Zugang auf einer Rampe an der Ostseite. Des Angreifers schildsfreie Seite konnte der Verteidiger mit Pfeil und Wurfspeer treffen, zudem deckten Flankentürme das Osttor, so daß ein gewaltsamer Ansturm leicht abgeschlagen werden konnte. Der Burgweg führte durch drei Tore, von denen das dritte mit Doppelvorhalle versehen war, in den äußeren Burghof. Von dort führte wieder ein Torbau in den Binnenhof, den die Herrscherwohnungen umgaben.

Die Umfassungsmauern, die auf gewaltigen Kalksteinblöcken von mehr als 4000 kg Gewicht und 3 m Länge und 1 m Dicke sich erheben, zeigen im Innern spitzbogig überwölbte Gallerien mit seitlichen Vorratskammern und Lichtlöchern, die den Gebrauch von Fernwaffen aus Deckung ermöglichten. Die Kammern dienten als Stapelplatz. Desgleichen bargen diese Mauerriesen im Innern Zisternen. Erhalten ist diese Mauer in einer Höhe von 3 m, ihre Dicke beträgt 7—8 m, im Süden und Osten an einzelnen Stellen 17 $\frac{1}{2}$ m.

Um den Binnenhof lagen Megaron und Befinderäume; das Frauengemach schloß sich nebst Schlafräumen an das Megaron; kleinere Höfe lagen zwischen Hauptbinnenhof und den Seitenräumen. Im Innenhof stand der Altar, den Boden deckte ein gewürfeltes, aus Kalkmörtel und Kieselsteinchen hergestelltes Estrich. Das Herrenhaus gleicht dem Antentempel; eine von Säulen getragene Vorhalle führt durch den dreitürigen Vorfaal in den Festsaal, wo des Hauses Herd das Heiligtum darstellt. Den Festsaal schmückten Fresken und ein mit blauem Glasfluß eingelegerter Marmorfries — ein bekanntes Stuckgemälde zeigt, wie ein Mädchen in kretischer Männertracht auf dem Rücken eines laufenden Stieres voltigiert. In der Saalmitte stand der Herd, vier Säulen ringsum trugen ein Flachdach, das die übrige Dachfläche um einige Fuß überragte, um als Rauchabzug zu dienen. Vom Vorfaal führte ein linker Seitengang zum Badezimmer, das eine Terrakotta-Badewanne enthielt. Der Eingang zum Frauengemach lief vom ersten Torbau aus getrennt über die Frauenvorhöfe. Dahinter lagen Schlafkammern, Schatz- und Waffenkammer.

Tiryns zeigt den von Homer erwähnten Typ des vornehmen, alten Bauernhauses in veredelter, gehobener Form. Seine Gestaltung und Ausschmückung berührt sich wesentlich mit der mykenischen Kultur und weist auf die Verbindung mit dem nahen Osten hin. Als Fluchtburg auf fester Felsenhöhe diente Tiryns², wie in Athen die Akropolis und am Tiber das Kapitol und der Palatin, bis sich der Herrscher vom Bürgervolk absonderte, das im Tal liegende Dorf vom Herrscherlich abhängig machte und seine Macht zur Verfeinerung der Lebenshaltung benutzte. Es

¹ Luckenbach 30—34.

² Dagegen Timmen, Die kretische mykenische Kultur 36 f.

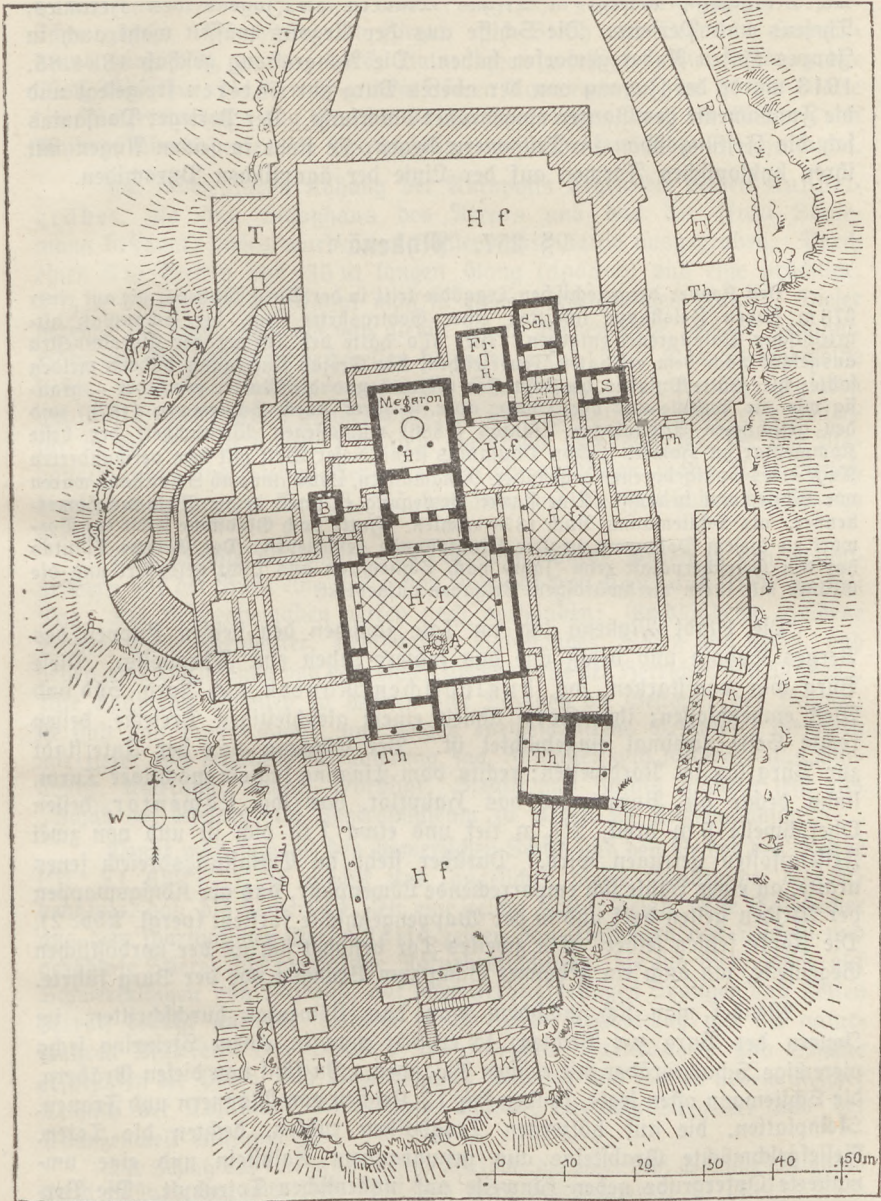


Abb. 71, Palast von Tiryns (Plan).

spiegelt sich in dieser Entwicklung die soziale Struktur der Frühzeit wieder. Die Mythologie verlegt in Iriqns' Mauern die Jugend des Herakles, Theseus und Perseus. Die Schiffe aus der Argolis müssen wohl auch in Joppes Hafen Anker geworfen haben. Die Ausgrabung geschah 1884/85. 1913 wurde der Zugang von der oberen Burg zur unteren freigelegt und die Fundamente des Ganzen eingehender untersucht. Der Perieget Pausanias sah die Festung schon in Trümmern liegen; sie steht in seinen Augen mit ihren kyklopischen Formen auf der Linie der ägyptischen Pyramiden.

§ 257. Mykenä¹.

Den Kenner der griechischen Tragödie tritt in der Burg Mykenä, die auf einer 378 m hohen Felskuppe inmitten einer Gebirgskette liegt, der Schauplatz altgriechischer Palastgreuel entgegen. Hier also hätte der Türmer der Alkymnestra ausgelugt nach dem ersehnten Feuerzeichen, das Trojas Untergang daheim melden sollte; hier hätte Nylades die Schwester erkannt und die Mutter ermordet — grausig wie die Bastille und der Tower, aber in ihrer durch Schliemann (1876) und den griechischen Archäologen Tsuntas (1886) erschlossenen Wirklichkeit der beste Kommentar zu Homer. Schon Pausanias stand dieser Welt mit dem verwunderten Auge eines Spätgeborenen gegenüber. Ringmauern, Löwentor und Schatzhaus waren vor Schliemann bekannt. Eine starke Bewegung entstand in der Welt der Homerkenner, als Schliemanns Buch 1878 erschien. Hatte doch Gladstone selbst ein Vorwort zu diesem Dokument uralter Staatskunde geschrieben. Der Grieche Tsuntas hat den Herrscherpalast zehn Jahre nach Schliemann ans Licht gefördert und die Gräber mit ihren merkwürdigen Beigaben aufgedeckt.

Die Stadt Mykenä lag im Tale zwischen den beiden Ruppen des Berges Euböia und besaß wie das spätere Athen eine Akropolis. Diese Burg war von starken, sog. kyklopischen Mauern nach Nord, Süd und West eingeschlossen; ihre Form ähnelt einem gleichseitigen Dreieck, dessen rechte Seite zweimal eingebuchtet ist. Der Eingang von der Unterstadt zur Burg lag im Nordwesten; rechts vom Eingang lag ein mächtiger Turm, links deckte die Burgmauer das Haupttor, das sog. Löwentor, dessen Oberschwelle 5 m breit, 2 $\frac{1}{2}$ m tief und etwa 1 m dick ist und von zwei Felsenpfosten getragen wird. Darüber steht im Entlastungsdreieck jenes uralte, an einer Säule sich emporreckende Löwenpaar, das als Königswappen der Atriden gelten darf und in der Wappengeschichte fortlebt (vergl. Abb. 2). Die Köpfe fehlen leider. Ein zweites Tor befindet sich an der nordöstlichen Bogenseite, wo auch ein geheimer Gang zum Brunnen vor der Burg führte.

Wendet man sich, nachdem man das Löwentor durchschritten, im Innern der Burg zur Rechten, so erblickt man in einem Steinring sechs viereckige Schachtgräber mit reichen Beigaben. In fünf von diesen Gräbern, die Schliemann offen legte, fanden sich 17 Leichen von Männern und Frauen. Steinplatten, die auf hölzernen Tragbalken ruhten, deckten die Toten. Reliefgeschmückte Grabsteine aus graubraunem Kalkstein und eine ummauerte Opfergrube geben Hinweise auf mykenischen Totenkult. Die Vermutung, ob Agamemnons Grab hierher zu legen sei, bleibt unbeweisbar; Schliemann hielt sie für begründet.

¹ Luckenbach 37—41.

Nicht weit von der Agora mit dem Gräbersteinring lag das Anaktenhaus, das dem von Tiryns, dem er ungefähr gleichartig ist, im wesentlichen gleicht. Bruchstein und Ziegel, aus Stroh und Lehm im Sonnenbrand hergestellt, werden durch Balkenlagen gefestigt. Hier schwang der Wolf Aigisthos die Axt über dem Löwen Agamemnon, hier ist die Stätte des Muttermordes. Ein Grausen davon ist geblieben, doch die Mauern von Mykenä überdauerten die Pracht später entstandener Städte Griechenlands.

Am südwestlichen Abhang der Akropolis liegen die beiden Kuppelgräber, als das Schatzhaus des Atreus und das der Frau Schliemann bekannt; dieses wurde von Schliemanns Battin ausgegraben. Durch einen 6 m breiten und 35 m langen Gang (*δρόμος*) und eine prächtige, $2\frac{1}{2}$ m breite Pforte gelangt man in einen kreisförmigen Raum. Dieser verengt sich nach oben hin und gleicht einem Bienenkorbe, *δόλος* genannt. Höhe und Grundflächendurchmesser betragen je ca. 15 m. Das Steingewölbe stellte man her durch vorgekragte Steinlagen, die hernach geglättet und mit Bronzerosetten geziert wurden. Vom Hauptraum führt eine Seitentür in die $6\frac{1}{2}$ m breite, 7 m tiefe eigentliche Grabkammer, die mit Alabasterwänden und Steinplattendecke herrlich anzusehen war. Jetzt freilich herrscht auch hier der Verfall. Räuberhände und die Zeit haben das Ihrige getan.

Doch brachte Schliemanns und hernach Tsuntas' Arbeit in den Schachtgräbern auf der Burg eine Fülle von unschätzbaren Kostbarkeiten an den Tag. Die Leichenbeigaben waren noch vorhanden: Golddiademe, goldene Becher, Haarlockenhalter, Armbänder, Halsbänder, Vasen und Kessel, und geben eine Vorstellung von der reichen Lebensweise der Herrscher von Mykenä. Wie Ägyptens Mumien, so deckten hier Masken die Gesichter der Leichen; sie sind aus purem Golde, und zeigen edelgeschchnittene Gesichter. Gemmen mit tiefer wie erhabener Gravierung, sog. Intaglien und Cameen, aus Sardonyx, Amethyst, Achat, Porphyrt, Steatit und Jaspis glänzen jetzt als „Schatz der Attiden“ im Zentralmuseum zu Athen im Schliemannsaal.

Denkt man nun an den homerischen Schild und den Becher des Nestor (Il. XI 632–7), so wächst uns angesichts dieser Grabfunde die Erkenntnis, daß die homerische Zeit eine reiche Kultur besaß. Die Goldbecher aus dem spartanischen Dorfe Bafió zeigen das Einfangen von Stieren und gezähmte Stiere; die sorgfältige Naturbeobachtung, die sich hier, sowie auf Schwertklingen von Mykenä, auf schmetterlingförmigen Spangen und Ketten verrät, beruht auf der gleichen künstlerischen Anschauung wie die naturwahren Malereien des Palastes von Knossos. Furtwängler und Löschke erforschten die Vasen und Scherben aus Mykenä und fanden neben gleicher Technik der Topfkunst die gleichen Motive, die dem Seegetier und der Pflanzenwelt entstammen.

Der Schluß auf eine mykenische Kultur, die unter dem Einflusse des nahen Kreta entstand, lag nicht fern. Sie fand ihren Abschluß durch die Dorische Wanderung, die die erstarrende mykenische Kultur zerstörte und den griechischen Bauerngeist in Bau und Schmuck gegen den „Rokokogeist“ des Südens wachrief. Der geometrische Stil, den die Dipylonvasen von Athen aufweisen, gab der griechischen Kunst eine strenge Aenderung und half so der späteren Blüte vollkommener Kunst den Weg bereiten.

Besonders zu beachten ist, daß Kreta und der Orient die Grundform des nordischen Hauses nicht umstoßen und umwandeln konnten. Kretas Paläste in Phaistos und Knossos haben in der wunderbaren Realistik ihrer Wandmalerei einen solchen Vorfprung vor Mykenä, daß man diese kretische Kultur nicht mit der kyklopischen Bauart des griechischen Festlandes vergleichen kann. Von dort strahlte wohl die feinere Lebensweise herüber, wie etwa von der Provincia Romana in das römische Gallien und Germanien. Das von Evans, Oxfords berühmtem Konservator, ausgegrabene Labyrinth von Knossos war ein Gegenbild orientalischer Herrscherpaläste; sie kannten nicht Fluchtburgen und Ringmauern; Tiryns, Athen, Mykenä sind Rittersitze wie die Burgen am Rhein oder in Thüringen. Kretas Paläste erinnern an Versailles, den Kreml und den Palatin. Selbst auf hoher Burg vergaß der Grieche nicht sein Bauernhaus und seinen Hof, während der kretische Stadtherrscher unzählige Räume benötigt für seine verfeinerten Bedürfnisse. Die Frage, ob die Kreter Griechen oder Semiten oder Karer sind, sei dahingestellt. Die weiteren Forschungen müssen auch hier zu neuen Erkenntnissen führen.

Literatur: Schliemann, Mykenä. Leipzig 1878.

Zimmen, Die kretisch-mykenische Kultur. Leipzig-Berlin 1921.

§ 258. Troja¹.

Troja hatte, wie das benachbarte spätere Pergamon der Attaliden, eine günstige Lage am Kreuzungspunkt zweier wichtiger Völkerstraßen. Am Zusammenfluß des Simois mit dem Skamandros hatten schon die Urbewohner den günstig gelegenen Hügel als sichere Stätte erkoren und sich hier, 4 km vom Meere entfernt, Nahrung und Wohnung dauernd gesichert. Freilich mußte diese Schildwache zwischen Asien und Europa oft den Inhaber wechseln, so daß heute neun Besiedlungsschichten unterschieden werden. Auf Grund sicherer Spuren konnte erst Schliemann diese Stelle als Stätte des Trojanischen Krieges nachweisen. Sein Name bleibt auf immer mit der Entdeckung Trojas unter dem Schutt des Hissarlik-Schloßchens verknüpft und weckt unsere Teilnahme an dem odysseusähnlichen Leben des Entdeckers.

Heinrich Schliemann ist am 6. Januar 1822 zu Neubuckow in Mecklenburg geboren. Die homerische Welt erfüllte des Knaben Phantasie, doch der frühe Tod des Vaters, eines evangelischen Pfarrers, hinderte ihn am Weiterstudium. Schliemann war gezwungen, Kaufmann zu werden. Als Schiffsjunge kam er nach einem Schiffsbruch in ein Amsterdamer Handelshaus, lernte die lebenden europäischen Sprachen, wurde Buchhalter und Agent, kam 1846 nach Petersburg und gründete dort 1847 ein Geschäft in Tee und Indigo. Die alte Liebe zur Antike brannte in seinem Herzen weiter, bis er 1868 erstmalig Trojas Trümmerstätten aufsuchte. Die bisherige Annahme, daß Troja unter dem 14 km vom Meer entfernten Bunarbashi-Hügel läge, widerlegten die Schliemannschen Grabungen bald. Und doch hatten schon im Altertum Megasthenos von Skepsis (200 v. Chr.) und in neuerer Zeit der Stratege Moltke in Übereinstimmung mit dem Franzosen Le Chevalier diese Ansicht vertreten. Schliemann, den sein Schicksal vom gewohnten Pfad der Bildung abgelenkt, und den seine ahnende Phantasie auf Umwegen zum rechten Ziel geführt hat, setzte als 46jähriger „Fremdling in der Junst“ den Spaten kühn in das Jahrtausende alte Grab homerischer Gesänge. „Der Fehler des Gemüts“, wie Birchow in seiner Vorrede zum Schliemannschen Iliionbuche sagt, entdeckte, was die redliche Methode der Homerkenner als Traum bezeichnete. Wo Könige bauen, haben die Kärner zu tun. Die Ironie des Geschicks brachte dem besten Interpreten Homers den Doktorhut von Rostock und Oxford. Sein schönstes Lob bleibt jedoch die Treue zum Jugendideal, die ihn dem Odysseus gleich macht, der sein Ithaka ersehnte. 1890 starb Schliemann in Neapel, am Iliosos ruht seine Asche.

¹ D. Mey, Das Schlachtfeld von Troja. Berlin und Leipzig 1926.

Ähnlich geriet, allerdings nicht von Jugend an, der Architekt **Wilhelm Dörpfeld**, geb. am 26. Dezember 1853 in Barmen, in den Bann der Ausgrabungs-idee. Er war in den Jahren 1877—1881 Teilnehmer der Freilegung Olympias, 1882 war er leitender Architekt am Deutschen Archäologischen Institut in Athen und später Direktor. Troja, Tyrns, Mykenä, das Pergamon der Attaliden erfuhren seine erfahrene Behandlung. Seit 1900 glaubte Dörpfeld, in der Insel Leukas das alte Ithaka wiedererkannt zu haben. Doch fehlt ein letztes Siegel für diese Annahme. Dörpfeld trat 1912 aus der athenischen Wirksamkeit zurück und nahm in Jena das *otium cum dignitate* als schönste Gabe der Götter entgegen.

Der nordwärtsfließende Menders Tschai = Skamander und der von Osten kommende Dumbre Tschai = Simoeis geben der Schliemannschen Hypothese vom Hissarlikhügel den Charakter endgültiger Wahrheit. Die 20jährige Arbeit Schliemanns (1871—1890) und 10jährige Mithilfe Dörpfelds (—1894) brachten sodann so viel Einzelheiten ans Tageslicht, daß wir mit Virchow die Wahrheit der Grundlagen, auf denen die dichterische Anschauung Homers beruht, als unanfechtbar bezeichnen dürfen¹. Die Tradition tritt damit wieder in ihre alten Rechte ein. Hier hat Kerges geopfert, der Spartaner Mindaros gestanden, um einer Seeschlacht im Peloponnesischen Kriege zuzuschauen, hier hat Alexander am Grabe Achills geopfert. Vom attalischen Pergamon am Kaikos aus baute Nymachos 301 v. Chr. Iliion neu auf, im Mithradatischen Kriege wurde es zerstört, von Cäsar wieder aufgebaut und von Augustus prachtvoll geschmückt. Die späteren Schicksale werden wohl bedeutungslos gewesen sein.

Ein Querschnitt durch den Burghügel verdeutlicht die Ergebnisse der Ausgrabungen. Über dem gewachsenen Felsen erheben sich neun Siedlungsschichten. Die unterste Schicht gehört der ausgehenden Steinzeit mit ihren lehmge kitteten Bruchsteinmauern, Steinwerkzeugen und Hockergräbern an. Sie enthalten in Hockerstellung bestattete Leichen in Felsen-gräbern oder Lehmziegelsärgen.

Die zweite Schicht war nach Schliemann die Stätte des homerischen Troja. Er hat die tiefer schürfende Arbeit Dörpfelds nicht mehr erlebt, sonst hätte er wohl noch als Siebzigjähriger umlernen müssen. Dörpfeld legte nämlich durch sorgfältige Nachprüfung noch zwei Schichten mehr frei als Schliemann und erkannte in der sechsten Schicht das homerische Troja.

Von der zweiten Schicht ist die südliche Seite der Burgmauer erhalten. Im unteren Teile besteht diese stark geböschte Ringmauer aus kleinen, unbehauenen Steinen, die in Lehmörtel gebettet sind, während die etwa 4 m hohe Burgmauer aus Ziegeln errichtet war, zu denen man Lehm, Stroh oder Heu, Topfscherben oder Muscheln verwandte. Diese Burg ist dreimal abgebrannt und neuerbaut. Besondere Beachtung verdient, daß die großen aus ungebrannten Ziegelsteinen erbauten Wohnhäuser dieser Schicht bereits den Megarontyp, einen großen Saalbau mit offener Vorhalle, zeigen. Dieser Periode der Stadt gehörten die reichen Schatzfunde an. Schliemann schenkte diesen Fund, den er den Schatz des Priamos nannte, dem Berliner Museum für Völkerkunde, nachdem er von 1873-1881 in London gezeigt war. Wie in Mykenä, so finden sich auch hier Schmuckstücke aus Gold, Silberbarren, Vasen, Silber- und Kupferschalen, gol-

¹ Vorrede zu Schliemann, Iliou Stadt u. Land der Trojaner. Leipzig 1881.
Gense-Leonard, Griech.-röm. Altertumskunde.

dene Becher, kupferne Lanzenspitzen, Dolche und Streitärte, Amulette, Perlen aus Stein und Ton, Spinnwirtel und Siegel. Am wertvollsten scheinen die *πίδοι* = Tongefäße für Getreide und Wein, Besichtsvasen, Schnabelkannen, doppelhenkelige Becher usw. zu sein. Dörpfeld hat nachgewiesen, daß der Schatz des Priamos in die ältere Zeit, die der mykenischen Epoche vorangeht, gehört.

Die sechste Schicht wurde von Dörpfeld (1893–94) genauer erforscht und wegen ihrer mykenischen Bauart als das homerische Troja bestimmt. Die Burg der sechsten Schicht mißt 500 m im Umfange, ihre Ringmauer ist zu drei Fünfteln in einer Höhe von 5 m aufgedeckt und zeigt drei Tore und Türme, einen Brunnen und zahlreiche Wohnräume. 200 m Mauerwerk wurden 50 v. Chr. zum Bau des Sigeion abgetragen. Das Haupttor liegt im Süden; wo das skäische Tor zu suchen ist, läßt sich nicht angeben. Nach Osten führt ein Tor, das durch Vorschubung einer Mauerlippe geschützt wird. Nördlich dieses Tores liegt der Hauptbrunnen, den wiederum ein Turm deckt, der heute noch mit 10 m Mauerwerk aus der Mauerflucht hervorragt. Die Häuser im Burgring der sechsten Schicht sind teils in „kyklopischer“ Technik, teils in mykenischer mit Vorhalle und Megaron erbaut. Die Töpferware dieser Schicht gleicht ganz der mykenischen. Schliemanns zweite Schicht gehört demnach in die Zeit um 2000, während Dörpfelds Troja der Form der mykenischen Zeit entsprechen dürfte (1400–1100 v. Chr.)

Darüber hat dann der Hellenismus und Rom sein Ilium novum errichtet, bis auch dieses den Dörfern der byzantinisch-türkischen Zeit weichen mußte.

Das Entwicklungsbild von Troja-Pergamos gestaltet sich demnach so: Auf dem letzten Ausläufer des Ida bauen in neolithischer Zeit Ansiedler ihre ärmlichen Hütten hinter einer Ringmauer. In späterer Zeit wird die Anhöhe, ähnlich wie in Athen und Tiryns, zur Herrscherburg

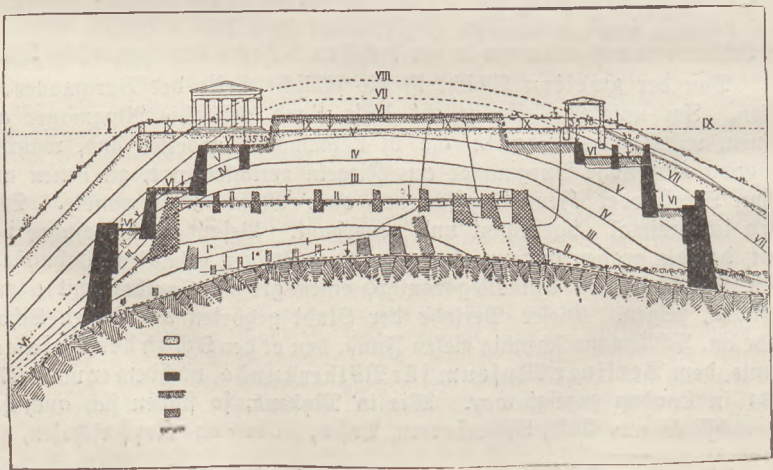


Abb. 72. Durchschnitt durch den Schutthügel.

ingerichtet, enge Lorgassen führen zum Unaktenhaus mit Saal und Frauengemach (2. Schicht). Von der dritten bis zur sechsten Schicht stehen die Herrscher von Pergamos-Ilion unter dem Einflusse der mykenischen Kultur und geraten dadurch in Spannung mit jenen Handelszentren, die ihrer Burg den Baraus machen. An diesen Untergang knüpft Homers Phantasie an.

1. (Il. XX 52; XXII 172) πόλις ἀκροάτη, εὐρύγνια sind zwei Bezeichnungen, die in den Rahmen der sechsten Schicht passen. Die den inneren Mauerring entlanglaufende Straße ist 10 m breit; von der Hissarlikhöhe aus sieht man den 4 km entfernt liegenden Hellespont und im Süden das Idagebirge. Il. XVI 702 nennt einen ἀγκών der Mauer, der sich in der 6. Schicht nachweisen läßt.

2. Die schöngeglätteten Hausteine, die Homer an Trojas Häusern erwähnt, findet man in den Häuserresten der sechsten Schicht. Im Pomerium der Burg liegen Einzelhäuser, die von Homer in Ilion vorausgesetzt werden.

3. Die Flußläufe des Simoeis und Skamander fanden durch Birchow ihre richtige Deutung. Die alte Skamandermündung lag westlich vom Rhoiteion; durch Versandung und Geröllablagerung gezwungen, wandte sich der Skamander immer mehr westlich dem Sigeion zu und mündete durch die Stoma-See in den Hellespont. Der Kalifatli-Asmak, der heute am Hissarlikhügel vorbeifließt und an alter Stelle mündet, dürfte den alten Skamanderlauf bezeichnen. Skamander-Menderes und Simoeis-Dumbrek bezeugen heute die Lage des sagenumrauschten Ilion eindeutig¹. Die Griechen lagen westlich, die Trojaner östlich vom Skamander. Am westlichen Gestade trifft der von Homer (Il. II 813) erwähnte Hügel, am nördlichen die Il. XX 53, 151 erwähnte Höhe auf entsprechende Bodenwellen; nach Süden liegt auf einer Anhöhe eine Quelle, die ihr Wasser in den Skamander sendet und eine von den bei Homer (Il. XXII 147 – 208) genannten Quellen sein dürfte.

Stadtbild, Bauweise und Lage in der Landschaft fügen sich zu dem sicheren Schluß, daß Homer den Untergang der Burg Troja als ein Erlebnis vergangener Zeit kannte und, die Wucht des Erlebnisses empfindend, die Stoffe, geformt oder umgeformt, zu seinem Epos gestaltete. Freilich fehlen letzte Beweisgründe, die Inschrift und unmißbare Einzelheiten. Aber dann wäre Homers Lied entwertet, da die Phantasie des Dichters es war, die sein Werk schuf aus totem Stoff, wie auch die Phantasie es gewesen ist, die Troja wiederfand².

§ 259. Korkyra und Ithaka.

Die größte und nördlichste der jonischen Inseln war wegen ihrer Lage als Durchgangshafen zwischen dem Orienthandel und dem Westlande Italien-Hesperien ein Vorort der mykenischen Kultur. Korkyra oder nach den κορυφαί der nördlichen Hafenburg heute Korfu genannt, muß die Scheria = Σχέρη der homerischen Phaiaken sein. Freilich sprechen hier mehr Denkgründe als die Tatsachen der Ausgrabungen. Hier soll Alkinoos mit seiner Gemahlin Arete und der Tochter

¹ C. Robert tritt im Hermes 1907 und ebenso A. Busse in den Neuen Jahrbüchern 1907, S. 457 ff. Der Schauplatz der Kämpfe vor Troja, dieser Ansicht Birchows entgegen.

² Vgl. jetzt U. von Wilamowitz-Moellendorff, Das homerische Epos Vortrag. Berlin 1927.

Nausikaa die Heimat gehabt, hier soll Odysseus in der Königsburg seine Leiden erzählt haben. Im Hafen Kastrades südlich der *κορυφαί* wäre der alte Hafen anzunehmen, südlich schließt sich die Halbinsel Kanone an mit der Insel Pontikonisi, die der Böcklinschen Toteninsel als Modell gedient haben könnte. Diese Insel mit ihren Pappeln auf einer kleinen Bodenschwellung erweckt in der Phantasie die Vorstellung eines Schiffes: könnte es nicht das vom Zorn des Poseidon versteinerte Phaiaken Schiff sein, das in einer Nacht den schlafenden Dulder in die Heimat brachte? Ithaka liegt 150—170 km von Korfu entfernt. Mit Schliemann, der 1868 hier forschte, stimmen W. Bell, ein Engländer, und A. von Warsberg, der langjährige Konsul Österreichs auf Korfu, überein.

Ausgrabungen brachten eine Ausbeute an Giebelkulpturen aus dem 6. Jahrhundert. Aus der Zeit des Epos fanden sich bislang nur mykenisch-Scherben. Weiß man, daß auf Korkyra die Phöniker eine Handelsniederlassung hatten, und daß die homerische Episode der Nausikaaerzählung die zarteste Poesie des epischen Zyklos darstellt, so möchte man gar nicht wünschen, daß die exakte Forschung sich der Insel bemächtigt und den Zauber mindere, den die herrliche Landschaft auf alle Besucher ausübt¹. Von der Höhe des Achilleion herab, das die Kaiserin Elisabeth von Österreich sich erbaute und Kaiser Wilhelm II. überließ², schaut das Marmorbild des sterbenden Achill wie ein kurzer Inbegriff dessen was Homer an geistigem Leben aus all diesen Sagen hervorgehoben. Was Drerup³ als Hypothese aufstellt, daß nämlich Kreta gleich Scheria zu setzen sei und daß alles als „Schiffesmärchen“ nach Jonien gekommen sei, ist geistvoll, aber nicht begründet. Dörpfelds letzte Arbeiten konnten nichts Neues und Entscheidendes bringen. Es wird die Feststellung wohl daran ewig scheitern, weil der historische Kern zu schwach war und die Entwidlung Korkyras bis zu der letzten Belagerung durch die Türken im 18. Jahrh. in Fluß geblieben ist, während Mykenä und Ilion rechtzeitig in das Museum der Geschichte eingebracht wurden.

Schliemann erforschte 1868 und 1878 auch die Insel Ithaka. Ihr Boden ist rauh und steinig, eine 600 m breite Landenge teilt die Insel in zwei Hälften. Die nördliche Hälfte paßt durch ihre Bodengestalt zu den Bergen Neriton und Neion, zum Hafen Reithron und Stadthafen, zu den Buchten von Asphales und Polis. Dort finden sich auch Gärten, die die Laertesgärten sein könnten⁴. Die südliche Hälfte zeigt im Hafen von Bathy den alten Phorkyshafen, den Koraxfelsen mit der Arethusaquelle, die Eumaiosweiden und in der Nähe des Phorkyshafens eine Nymphen-grotte, die drei Viertelstunden im Gebirge liegt. Westlich finden wir die Lauerecke der Freier auf der Insel Asteris in der heutigen Insel Daskalio. Das zu Ithaka gehörige Festland, das man mit dem Fährschiff erreichen konnte, müßte allerdings in Leukas, nördlich von Ithaka, zu suchen sein; unmöglich wäre das nicht, da nach alter Ansicht im Altertum zur Ebbezeit Leukas durch einen Fahrtdamm mit Ukarnanien verbunden war.

Dörpfeld hat auch hier eine andere „Sicht“ als Schliemann zur Lösung der Frage gewählt⁴. Ihm ging in dieser Frage voran H. Draheim⁵. Nach dieser Dörpfeld-Draheim-Hypothese wären die jonischen Inseln Ithaka, Dulichion, Same, Zakynthos (Odysse. I 246, IX 21—27, XVI 123, 247, XIX 131 ff.) im Laufe der Zeit umbenannt worden.

¹ Ferd. Gregorovius, Korfu. Eine jonische Idylle. Leipzig 1884.

² Kaiser Wilhelm II. Erinnerungen an Korfu, Berlin und Leipzig 1924.

³ Drerup, Homer. Die Anfänge der homerischen Kultur. 2. Aufl. Mainz 1915.

⁴ Vgl. Parsch, Kephallenia und Ithaka, Gotha 1890. R. Menge, Ithaka nach eigener Anschauung geschildert, Gütersloh 1903.

⁵ Dörpfeld, Leukas, Athen 1905; Leukasbriefe, Athen 1906—7.

⁶ Jahresbericht des Kgl. Wilhelmsgymnasiums zu Berlin, 1903.

So wie die einwandernden Dorier vielleicht die Umnennung vorgenommen hätten, dürften auch wir Heutige den Dingen den Namen geben, der zu ihnen paßt. So entstanden folgende Umnennungen: Leukas = Ithaka, Ithaka = Same, Kephallenia = Dulichion. Zakynthos blieb der feste Südpunkt. Die Lauerecke auf der Insel Asteris wäre das zwischen Ithaka und Same = früher Leukas-Ithaka gelegene Inselchen Arkudi. Die homerische Ortsbeschreibung würde auch auf das neubenannte Ithaka passen, Dörpfeld, Partsch und Marées haben zudem durch geologische Untersuchungen festgestellt, daß auch früher kein Isthmos und keinerlei Bodenhebung die Insel mit dem Festland verbunden habe¹. Die Hypothese vom neubenannten Leukas bringt die Vierinselfrage auch nicht zur Klarheit. Fest stehen seit etwa 550 vor Chr. die alten Bezeichnungen Ithaka, Kephallenia, Zakynthos. Bérard² nimmt für die vierte Insel Dulichion die kleine Insel Meganisi in Anspruch; Lang³ verlegt Dulichion in die Acheloosbucht. Nun wäre es doch am richtigsten, diese Insel mit Leukas gleichzustellen, wie W. Vollgraf⁴ es tut nach dem Vorgang des Engländers Bunburg.

Der aus dem Lobgesang des Odysseus auf seine Heimat (Od. IX 21–27) abgeleitete Grund, Ithaka sei die westlichste der Inseln, darf doch nicht geographisch so gedeutet werden. Zudem kommt die Bezeichnung *παραπρωτάτη* nicht als Bezeichnung für westlich in Betracht, sondern als „weit draußen“ liegend oder „hochragend“. Diese Beschreibung hängt aber ganz vom Standpunkt eines Beschauers ab; je nach dem Standpunkt erscheint ein Ort „hochragend“ oder „westwärts gewandt“. Schon dieser relative Gebrauch läßt jenen Lobgesang des Odysseus ohne Beweiskraft für die Lage der Insel. Hingegen kann die genaue Bezeichnung von Festlandpunkten entscheidend sein.

Dörpfeld findet auch auf Leukas, benannt nach dem weißen Felsen an der Westküste, das Neritongebirge und die Arethusa, die Phorkysbucht in der Syvotabucht an der Südseite, den Palast des Odysseus bei Nidri an der Ostseite, wo eine prähistorisch-achäische Ansiedlung ausgegraben wurde. Doch ist eine solche Ausgrabung noch nicht durchschlagend, da anderswo auch solche Niederlassungen sich finden.

So lange nicht die Landschaft, wie dies bei Troja auf dem Hissarlikhügel der Fall ist, selbst ihren Mund aufzutut, ist jede Hypothese noch ansechtbar.

§ 260. Olympia⁵.

Olympia, einst für alle Hellenen ein helleuchtender Stern, sendet wie ein erloschener Fixstern bis in unsere Tage seinen Glanz. Gegen Nordwind und Scirocco durch Hügel land geschützt, lag dieser Tempelbezirk

¹ Petermann, Mitt. 12, 1907.

² Bérard, Les Phéniciens et l'Odyssee. Paris 1902.

³ G. Lang, Untersuchungen zur Geographie der Odyssee. Karlsruhe 1905.

⁴ W. Vollgraf, Dulichion-Leukas. Neue Jahrb. 1907, 1. S. 617 ff.

⁵ Luckenbach 62–80, Die Geschichte u. Bedeutung der Ausgrabung Michaels a. a. D. 121 ff. Die Ergebnisse der Ausgrabung sind rasch und mustergültig veröffentlicht in dem großen Olympiawerke von E. Curtius und Fr. Adler Bd. I–IV 1890–97. Ferner S. Luckenbach, Olympia und Delphi. München 1904.

in der neutralen Landschaft Elis, nahe bei der Stadt Pisa. Am südlichen Fuß des Kronoshügels lag die Altis, der dem Zeus geweihte heilige Hain, eingefaßt von einer niedrigen Mauer, die im Süden der Alpheios, im Westen der Kladeios umfloß. Sieben bequeme Straßen führten ehemals in dies weltferne Tal, das friedlichen Wettkämpfen geweiht war.

Geschichtlich läßt sich Olympia in vier Perioden erfassen. Aus der ältesten Periode stammt das Heroenmal des Pelops, Dinomaos und seiner Tochter Hippodameia, an deren Erringung durch Pelops sich die Stiftung der Kampfspiele knüpft, die von Herakles und Iphitos von Elis erneuert wurden. Lykurg gab ihnen panhellenische Bedeutung seit 776, die bis zu den Perseerkriegen dauernd sich steigerte. Olympia strahlte seine Macht aus, soweit hellenische Schiffe fuhren. Unter den Makedonen sank die nationale Bedeutung und verlor sich unter Roms Herrschaft, mochte auch Nero selbst als Bauherr und Kämpfer erscheinen. 394 verbot Theodosius I. die Spiele, 395 plünderten Goten die Stätte und Theodosius II. ließ die Tempel verbrennen 426. Alpheios und Kladeios begruben mit Kies und Schlamm, was übrig blieb.

Schon Winkelmann hatte in seiner Geschichte der Kunst des Altertums auf die Notwendigkeit einer Untersuchung dieses griechischen Nationalheiligtums hingewiesen, aber der Spaten konnte erst in dies herrliche Grab eindringen, als die schon 1837 von E. Curtius, Beibel und Karl Otfried Müller erfaßte Idee der Ausgrabung Olympias in weiten Kreisen Deutschlands Anklang fand und auf Kosten des neugegründeten Deutschen Reiches (800 000 M.) unter Curtius' Leitung Hirschfeld, Furtwängler, Treu mit einem Stabe von Architekten Olympia neu erstehen ließen (1875–80).

Die Ausgrabung Olympias ist für die Geschichte der Ausgrabungen überhaupt von großer Bedeutung. Das deutsche Reich trug zwar die Kosten, ging aber in selbstloser Weise die Verpflichtung ein, alle ausgegrabenen Gegenstände dem griechischen Staate zu überlassen. Die Grabung wurde nach einem umfassenden Plane durchgeführt. Ihr Ziel war nicht die Erwerbung möglichst zahlreicher Einzelobjekte, sondern sie wollte die Geschichte des heiligen Platzes und seiner Monumente im Rahmen der Landschaft bis auf die untersten Schichten erforschen, so daß wenigstens in der Phantasie das Gesamtbild des Platzes wiedererstehen konnte. Zahlreiche Archäologen und Architekten haben sich an dieser Aufgabe für künftige Leistungen geschult.

Suchen wir ein Bild des Ganzen wieder herzustellen. Durch ein von Nero erbautes dreigeteiltes Festtor betrat man den Festplatz. Gleich zur Rechten stand der Ölbaum, dessen Zweige den Ruhm der Olympioniken besiegelten. Zur Linken des Platzes stand der Zeustempel (64,10 m : 27,66 m und 20,25 m hoch), den Libon aus Elis vollendete. Im Innern thronte das Zeusbild des Pheidias aus Goldelfenbein. In der Mitte des Festplatzes stand auf kleiner Anhöhe der Zeusaltar, der Mittelpunkt täglichen Opferrituals. Am nördlichen Rande lagen das Heraion und Metroon, darüber am Abhange des Kronoshügels auf einer eigenen Terrasse eine Reihe von Schatzhäusern, kleinen tempelartigen Gebäuden, mit den Weihgaben griechischer Städte. Im rechten Winkel nach Osten hin erstreckte sich das Stadion, wo Wettlauf und Wagenrennen alle vier Jahre die Hellenen zusammenführten. Hier wurde der vornehmste der hellenischen Agone ausgekämpft, von hier trat der Sieger zum Zeusaltar und zum Ölbaum, um dann als Stolz seiner Vaterstadt wie seiner hochbeglückten Familie heimzukehren. Neben dem Stadion lag das Hippodrom, davor das Haus des Nero.

Außerhalb der Altis lagen im Westen eine Palästra, das Amtsgebäude der Priester, das sog. Theokoleon und das Leonidaion, ein vornehmes Gasthaus für die Olympiapilger; links neben dem Eingangstor, südlich der Altismauer, befand sich das Rathaus der Buleuten, in dem die Spieler vor dem Zeus Horkios den Eid ablegten, ehrlich zu spielen.

Der glänzendste Einzelfund, den dieser schönste Festplatz der Antike hat wiedersehen lassen, ist der Hermes des Praxiteles, in dem uns das einzige erhaltene Originalwerk eines griechischen Künstlers von erstem Range geschenkt wurde. Es wurde im Mai 1877 in den Lehmassen des Hera-tempels mit fast unversehrtter Oberfläche wieder aufgefunden. Ein bedeutendes Kunstwerk des 5. Jahrh. ist die Nike des Paionios. Beide Werke haben der kunstgeschichtlichen Forschung schwierige Probleme gestellt. Eine ungewohnte künstlerische Auffassung zeigen die Giebelgruppen und Metopen des Zeustempels. Am Ostgiebel sah man einst den Kampf des Pelops mit Dinomaos, im Westgiebel den Kampf der Kentauren und Lapithen. Die Metopen stellen Heraklestaten dar.

Die beiden Tempel des Zeus und der Hera müssen in ihrer dorischen Strenge gewaltig gewirkt haben. Während der Zeustempel im 5. Jahrh. aus einheimischem Muschelkalk erbaut wurde, ist das Heraion als ältester uns erhaltener griechischer Tempel in der Gestaltung seines Grundrisses, seinen Baustoffen und Bauformen lehrreich für die Geschichte des Tempelbaus der Frühzeit; seine hölzernen Säulen wurden nach und nach ersetzt durch steinerne, so daß man von einem Neubau nicht sprechen kann. Pausanias hat noch eine hölzerne Säule gesehen.

Die in Olympia gefundenen Torfi zieren jetzt das an Ort und Stelle von den deutschen Architekten Adler und Dörpfeld erbaute Museum, das dem Griechen Syngros zu Ehren, der die Mittel zum Bau hergab, Syngreion heißt. Dort wartet der Hermes, das schönste Beutestück der Ausgrabungen Griechenlands, auf seine Gefährten, die vielleicht noch der hellenische Boden birgt. Er lächelt dem Dionysosknaben zu, den er auf dem Arme trägt. Das Götterkind greift nach der Traube, die mitfamt der Rechten, die sie emporhielt, zer schlagen wurde: ob der Barbar es getan oder das Erdbeben, läßt sich nicht ermitteln. Nunmehr strahlt aus Olympias Friedensgefilde wieder ein Schimmer jener Tage, wo aus Zeus Antlitz Vaterlandsiebe und höhere Begeisterung in die Herzen der Besucher strömte.

§ 261. Delphi: γνῶθι σεαυτόν¹.

Dem Sammelplatz aller kampfspielfrohen Griechen in Olympia steht Delphi gegenüber als Stätte geistiger Sammlung; den Hügeln der elischen Landschaft gegenüber zeigt Delphi, in eine Falte des Parnassos eingebettet, den Charakter der Geisteserhebung in feierlich einsamer Bergesstille. Wie die Flügel eines Altars, in dessen Mitte ein Tabernakel steht, so erstrecken sich nach Osten zwei glänzende Felswände, die steilen Phaidriaden, nach Westen vorspringende Felsen, hinter denen Iokrische und ätolische Berge die Perspektive abschließen. Inmitten dieses Talrundes

¹ Luckenbach 81—84. Berichte über die Ausgrabungen in Arch. Anz. seit 1894, der französische Bericht, von dem jetzt mehrere Bände vorliegen, ist nicht mit derselben Pünktlichkeit wie der deutsche Olympiabericht veröffentlicht. Zur Geschichte der Grabung Michaelis a. a. O. 142 ff. S. Luckenbach, Olympia und Delphi. München 1904. O. Fritsch, Delphi, die Orakelstelle des Apollon. Gym. Bibl. 1908. P. Perdrizet, Die Hauptergebnisse der Ausgrabungen in Delphi. Neue Jahrb. 1908, I. S. 22 ff.

liegt der Tempel- und Häuserblock von Delphi; rechts quillt der kastalische Quell, der einen Bergbach speist und mit ihm zu Tale fließt in den Pleistosbach.

Mykenische Fundstücke weisen auf das hohe Alter des delphischen Orakels hin. Ursprünglich war es die Orakelstätte des Pytho. Geometrische, protokorinthische und korinthische Scherben, archaische Bronzefragmente zeigen die Entwicklung. 548 brennt der alte Tempel ab, der von den Alkmaioniden gestiftete neue Tempel sinkt 373 durch Feuer und Erdbeben in Trümmer, der Neubau obliegt der Kasse der Amphiktionen. Am Rande der heiligen Straße, auf der die Festprozessionen emporzogen, stehen die reichen Schatzhäuser fast aller hellenischen Stämme. Hinter dem Tempel erstehen im Laufe der Zeit Stadion und Theater. So bleibt Delphi mit seinem Omphalos, dem Erdnabel, die Beratungsstelle des Kroios wie der Ägypter nicht minder, als der Athener und Spartaner, bis Theodosius I. 393 den Kult untersagt. Apollon muß Christus weichen. In Delphi ist bald durch Erdbeben alles zerstört, was Goten und andere Barbaren noch belassen hatten. Erst nach Olympias Ausgrabung fand Delphi in Frankreich seinen Erwecker; 1891 ging der französische Archäologe Th. Homolle, ans Werk, nachdem vor ihm Ulrichs, R. D. Müller, E. Curtius und H. Pomtow schon Probeforschungen getan. Ein Dorf wurde zuerst vom Ausgrabungsfelde verlegt und dann die Decke vom begrabenen Delphi fortgehoben.

Les fouilles de Delphes brachten als Gabe der französischen Schule in Athen ein Bild der versunkenen Tempelstätte. Vom kastalischen Quell im Osten her führte das Haupttor zur unteren Terrasse; auf der heiligen Straße stieg man in Windungen zwischen Schatzhäusern und Denkmälern empor zur Tempelterrasse, von wo man auf das Rathaus, auf den Festplatz, genannt Halos, auf die Felshöhe der Sibylle, das Haus der Pythia und die Schatzhäuser hinabsah. Die Terrasse wird gestützt von einer aus Polygonalsteinen erbauten Mauer; zahlreiche hier gefundene Inschriften melden von Beschlüssen der Amphiktionen und der delphischen Gemeinde, von Freilassung der Sklaven, die ihr Lösegeld durch den Gott an ihre Herden auszahlen ließen (Apollodoros, Apollonios usw.) Der dorische Tempel, 1893 freigelegt, war außen im dorischen, innen im jonischen Stile erbaut. Den Kalktuff der älteren Zeit ersetzte der Alkmaionidenbau durch parischen Marmor; im 4. Jahrh. wurde er neu erbaut. Im östlichen Giebelfelde thronte Apollon mit Mutter, Schwester und den Mufen, im westlichen Dionysos und die Thyaden. Im Tempelvorhof las man die Sprüche der Sieben Weisen, hier stand Homers Bildsäule. Im Tempelinnern befand sich der Omphalos, der halbeiförmige Erdnabel, der als Mittelpunkt der Erde galt. Den Ort des Orakelschlundes hat man bei den Ausgrabungen nicht entdeckt; Erdbeben oder Felsverschüttung mögen ihn haben verschwinden lassen. Von hier aus ergingen Apollons untrügliche Wahrsprüche und leiteten jahrhundertlang die kleinen und großen Angelegenheiten der Welt.

Erhalten sind an Bauten die Schatzhäuser der Knidier und Athener, jenes aus dem 6., dieses aus dem 5. Jahrhundert. Am knidischen Schatzhause, im jonischen Stil erbaut, tragen Jungfrauen, Koren wie am Erechtheion, das Gebälk. Am Fries sieht man Szenen aus dem trojanischen Kriege dargestellt: Götterversammlung, Dreifußraub des Herakles, Gigantomachie, Niken als Ukroterien. Das im dorischen Stil erbaute athenische Schatzhaus zeigt auf 30 Metopen Reliefs aus der Herakles- und Theseussage; an den Wänden liest man Hymnen, über deren Wortlaut die alten Noten geschrieben stehen. Man fand im ganzen Tempelbezirk über 3000 inschriftliche Urkunden, die sich mit der Rechnungsablage der Schatzmeister der Amphiktionen befassen; außerdem ist eine einzige Orakelinschrift erhalten, die Antwort Apollons an eine unfruchtbare Frau. Von den im Tempel aufbewahrten Staatsverträgen ist leider noch nichts wiedergefunden. Nördlich vom Tempel lag das Theater, daneben das

Stadion, beide gut erkennbar. Nicht weit davon gelangt man über eine Treppe zur Lesche der Knidier, einer länglichen Säulenhalle, auf deren Innenwänden der große Maler Polygnot Iliens Zerstörung und Odysseus Hadesfahrt darstellte.

An Standbildern ist der künstlerisch bedeutendste Fund der delphische Wagenlenker. Sein Viergespann ist bis auf geringe Trümmer vernichtet, doch gibt uns der stolze Wagenlenker noch eine Vorstellung von der Gabe des Prinzen Polykalos, der seinem Vater Gelon zu Ehren 480 v. Chr. dies Weihegeschenk stiftete. Pindars Siegesgesang klingt in diesem Bronzewecke wider. Zwei Statuen stellen Kleobis und Biton dar, ein Werk des Polymedes aus Argos aus dem 7. Jahrh., archaisch wie der Apoll von Tenea. Lysipp hat wahrscheinlich (340 v. Chr.) das Standbild des thessalischen Siegers Agias geschaffen, eins von den Tausenden von Standbildern, die von Sulla und Nero verschleppt wurden und später Byzanz zierten. Die Kasse am Markusdom zu Venedig erinnern an jene alte Pracht und Herrlichkeit delphischer Siegerfreude. Im Bronzenaal des Ischili-Kiosks in Konstantinopel bewahrt man den bronzenen Träger, des goldenen Dreifusses, den die Griechen nach der Schlacht von Plataä in Delphi machten, die sog. Schlangensäule. An Ort und Stelle birgt, ähnlich wie das Syngreion in Olympia, das vom Athener Syngros 1903 gestiftete Museum die Fundstücke.

§ 262. Pergamon

Vom Gesichtspunkt der Kunst- und Kulturgeschichte aus dürfte die 1878—1886 durchgeführte und bis in unser Jahrhundert fortgesetzte Ausgrabung von Pergamon als vollständigste und am besten gelungene bezeichnet werden. Den prähistorischen und altgriechischen Königsburgen in Tiryns und Mykenä schließt sich diese hellenistische Nachblüte als Ausdruck des barocken Gefühls in Leben und Kunst an und vervollständigt die Linie Kreta—Athen—Rom. Nicht weit vom alten Troja, Lesbos gegenüber, thront Pergamon 270 m über der Kaikosebene auf einem Vorsprung des Pindasosgebirges. Eine 28 km lange Straße verband den Hauptort mit der Hafenstadt Elaia. Auf jenem Bergkegel setzte sich um 280 v. Chr. der Söldnerführer Philetaios fest und begründete im Besitze der vom Diadochen Lysimachos dort belassenen Kriegskasse die ob ihres Kunstverständnisses und ihrer kommerziellen Klugheit berühmte Dynastie der Attaliden. Es wiederholen sich hier die Machtbestrebungen der Herrscher von Troja, Mykenä, Kreta; ihre Macht begleitet, wie die der italienischen Städte der Renaissancezeit, der Zauber der Kunst. Die heutige Stadt Bergama am Fuße des Pindasosvorsprungs erinnert noch an den alten Namen *Πέργαμον*, *Πέργαμος* oder *Πέργαμα*.

Geschichtlich bietet die Ebene um Pergamon nicht viel. In mythischer Zeit herrichte hier Teuthras über die mythische Landschaft Teuthrania, er rettete Telephos, den Sohn des Herakles und der Auge. Telephos wurde im Trojanischen

1 Luckenbach 116—119; zur Geschichte der Ausgrabung Michaelis a. a. O. 160 ff.; Bericht über die Ausgrabungen in dem achtbändigen Pergamonwerk: Die Altertümer von Pergamon. Vgl. auch Ziebarth, Kulturbilder aus griech. Städten (Nat. u. Geistesw.) 33 ff.

Kriege von Achilleus' Lanze verwundet und vom Rost der Lanze geheilt. Die Attaliden verehrten ihn und Teuthras als Landesheroen. Die Perser hemmten die Entwicklung bis zur Alexanderzeit; dann setzte die Blüte des Hellenismus ein. Attalos I. bekämpfte die in Kleinasien eingedrungenen gallischen Nachbarn und nahm um 240 den Königstitel an, sein Sohn Eumenes II. befestigte 197—159 das Reich und gab den Baukünstlern große Aufträge. 133 wurde Pergamon durch Erbgang zur römischen Provinz Asien. Erst unter Augustus lebte die Kunst wieder auf, Pergamons Zeusaltar (vgl. Geh. Offenbarung 2, 13; ich weiß, wo du wohnst: dort, wo der Sitz des Satans ist) wurde Kaiseraltar der Provinz Asien, unter Trajan und Karakalla wurden die Bauten stilgerecht erweitert. Am Zeusaltar wird wohl der in der Geheimen Offenbarung (2, 13) erwähnte Christ dem Kaiser das Opfer versagt haben.

Der durch Curtius für die Antike gewonnene Wegekommissar Humann fand 1871 auf dem Stadtberg die ersten Spuren gut erhaltener Bauten. Erst 1878 setzte die von der preußischen Regierung unterstützte Kommission den Spaten an und hob dann in achtjähriger Arbeit die Decke von Pergamons Pracht. 1891 setzte Conze, 1900 Dörpfeld die Ausgrabung fort. Der Berg erhebt sich in drei Stufen: im Norden die hohe Kuppe mit dem alten Häuserbezirk aus Lyfimachos' Zeit, davor die breite Hochfläche, die den Attaliden Raum gab für Tempel und Bibliotheken, steile Abhänge, die dem Theaterbau und den Übungsplätzen dienten. Man kommt vom Süden her die Bergstraße hinauf, durchschreitet den Handelsmarkt, den ein Dionysostempel zierte, steigt zur Agora empor, wo Eumenes II. den Zeusaltar (180—170 v. Chr.) errichten ließ. Wie zu Olympia, so brannte hier dem Göttervater zu Ehren das immerwährende Brandopfer. In byzantinischer Zeit wurden die Bruchstücke des Altares in eine Festungsmauer hineingebaut; diesem Umstande verdankt unsere Zeit die Erhaltung jener Kunstwerke. Der Grundriß des Altares zeigt ein ungefähres Quadrat 37×34 m, die Höhe des Unterbaus betrug 5,5 m.

Auf der dreistufigen Sohle stand der 1,5 m hohe Sockel, den der 2,3 m hohe Relieffries krönte: die aus bläulich-weißem Marmor gemeißelte Gigantomachie. Darüber erhob sich eine nach außen geöffnete Säulenhalle, an den Innenseiten war die Geschichte des Telephos und Teuthras dargestellt. Inmitten dieses Säulenvierecks stand auf der Plattform, zu der eine Freitreppe hinaufführte, der eigentliche Brandaltar. Die den Trümmern entrisenen Reliefreste zeigen Zeus in gewaltig ausholender Bewegung Agis und Bliß schwingend und die in überaus realistischer Haltung kämpfenden Giganten niederschmetternd; das horazische Motiv der Römeroden spiegelt der Gigantenkampf wieder. Ebenso gewaltig erscheint Athene, die einen Giganten an den Haaren daherschleift; Nike will die Siegerin krönen, die Erdgöttin ruft flehend ihr Erbarmen für die Erbsöhne an, ebenso drücken sich in Hekate und Artemis, Helios und Eos, Selene und Apollon, Dionysos, Phöbe und Asteria der selbstbewußte Herrschertyp und die den Stoff beherrschende Kunst aus. Es ist das Pathos des hellenistischen Barockstils, der den Laokoon und den Farnesischen Stier hervorbrachte und die notwendige Auflösung des klassischen verhaltenen Ethos darstellte. In Berlin wird auf der Museumsinsel die Gigantomachie, die von der türkischen Regierung seltsamerweise nicht festgehalten wurde, ihren Platz finden, nachdem sie schon einmal an anderer Stelle aufgebaut war.

Vom Zeusaltar steigt man nordöstlich zum Burgtor empor und betritt die Hochburg. Auf weithin sichtbarer Terrasse, die eine Säulenhalle auf zwei Seiten einschloß, stand der Athentempel, ein dorischer Peripteros von 13 m Breite und 22 m Länge. Die nördlich und östlich laufende Halle schmückten im unteren Geschoß dorische, im oberen jonische Säulen, die obere Säulenreihe war durch eine Balustrade verbunden. Neben dem Burgtor stand am südlichen Endpunkt der Säulenhalle ein mächtiger Bergfried, an die Nordhalle schloß sich die pergamenische Bibliothek mit 200 000 Bänden; Antonius vereinigte ihren Bestand mit der alexandrinischen Ptolemäersammlung. Säulenhalle und Bibliothek zeigen den Geist, der das attalische Pergamon beseele; Beutestücke aus den Gallerkämpfen prangen an den Balustraden, in den Büchersälen standen die Büsten der Dichter und Philosophen. Eine klassizistische Athena im phediasischen Geiste erhob sich wohl in einem der Höfe und grüßte mit ihrer Lanze die Schiffe, die zum Pontos fuhren. Bruchstücke davon enthält das Pergamonmuseum auf der Museumsinsel in Berlin. Von der Athenterrasse stieg man bequem zum Theater hinab, das sich in die leise geschwungene Bucht des Burgberges einfügt und durch einen gewaltigen Unterbau am steilen Westabhang getragen wird. Auf der Westterrasse oberhalb des Unterbaus lag die Bühne des Theaters, am Nordende standen ein Altar und jonischer Tempel. Auf der dritten Bergesstufe lag die Oberstadt, die Akropolis, mit den Palasträumen des Königshauses, einem dem Zeus Phlios geweihten Marmortempel mit korinthischen Säulen und dem auf höchstem Punkte im Norden errichteten Juliatempel. Westlich davor befand sich das Trajaneum, dessen Trümmer im Grundriß noch erkennen lassen, daß die Kaiser Roms bei den Pergamenern in die Schule gingen. Raumbeherrschung und die Anwendung der Statik in Gewölben und Substruktionen findet man nicht erst in Rom, sondern war, wie auch die Kunst der Wasserleitung, hellenistisches Erbgut. So ist Pergamon ein Wegweiser geworden für jene, denen die Brücke von der Antike zur damaligen Umwelt noch unbekannt war.

Am südlichen Abhang des Burgberges lag das Gymnasion, das uns die Namen der 178 Epheben aus dem Jahre 147/6 inschriftlich hinterließ. Auf der untersten der drei Terrassen übten die Anfänger, auf der mittleren die Epheben. Der 150 m lange und 36 m breite Platz sah die Epheben vor ihrem Tagewerk zum korinthischen Tempelchen schreiten, um vor Hermes und Herakles zu opfern. Der obere Platz hatte einen Hörsaal und Badeeinrichtungen für die Ausgelernten. Weiter südlich schuf römischer Bauplan die gewaltigen Thermen, die auf Tonnen- gewölben den Fluß Selinus überdeckten, sodann Zirkus, Amphitheater und Theater. Alles sank wieder in Trümmer; wie Triers Tore im Westen, so wichen Pergamons Bauten im Osten dem Ansturm fremder Mächte. Heute reden jedoch die gewaltigen Trümmer dieser Herrscherkult in berebter Sprache vom inneren Zusammenhang der Kunstepochen und dem Lebensgesetz, das auch die Kunstentwicklung durchzieht.

Rom (s. S. 323 ff.).

§ 263. Pompeji¹.

1. Am Golf von Neapel, wo seit Jahrtausenden der ewig gleiche blaue Himmel und die fruchtbare Natur den Sterblichen ein Leben der Freude und Schönheit schenkte und die blaue Woge das Eiland Capri umflutet, liegt die tote Stadt Pompeji als Denkmal altrömischer Lebensform. 9 km südlich vom Vesuv, dem feuer speienden Vesbius-Brennberg, 2 km von der Sarnusmündung entfernt, von Neapel in kurzer Bahnfahrt schnell erreichbar, bietet die durch Ausgrabungen erschlossene Trümmerstätte uns Lebenden ein unverfälschtes Bild des Lebens und Treibens einer hellenistisch-römischen Kleinstadt. Auf dem durch Lavaström in uralter Zeit entstandenen Hochufer des Sarnus entstand eine oskische Ansiedlung, die von Neapel her griechische Lebensweise übernahm und in den Samniterkriegen den Bergbewohnern unterlag. Aus dieser Zeit stammen die älteren Tempelbauten. Als nach den Bundesgenossenkrieg Sullas Veteranen die Stadt als Kolonie bekamen, gab der römische Typ der Stadt ein neues Gepräge. Amphitheater und größere Handelshäuser entstanden, der nahe Hafen versorgte das Hinterland, die Stadt selbst wurde Mittelpunkt städtischen Lebens. In der Folgezeit dringt römischer Backsteinbau vor, Thermen und Basiliken entstehen, der reiche Bürger schmückt, der Mode folgend, sein Heim zuerst im Architekturstil, der die Wand völlig ausflößt; gemalte Säulen rahmen ein Bild ein, das eine mythologische Szene darstellt; vom Orient dringt der aus Alexandria stammende dritte Stil ein, der die Architektur verdrängt, um den Eindruck einer farbig überspannenen Fläche zu erwecken; als letzte Stufe zeigt Pompeji vor seinem Untergange die Verwendung der Perspektive, die in den vornehmen Häusern alle Enge durchbricht und Landschaften wie Straßenbilder hereinholt.

Geschichtlich würde Pompeji vergessen sein, hätte es nicht am Vesuv gelegen und wäre es nicht am 24. August 79 n. Chr. unter dem Regen von Steinen und Asche buchstäblich begraben. Der jüngere Plinius (Ep. VI 16, 20) gibt einen Bericht über Entstehen und Verlauf des Vulkanausbruchs. Die im kleinen Museum zu Pompeji liegenden Gipsabdrücke vorgefundener Menschen- und Tierleichen rücken dem Beschauer die letzten Stunden von Pompeji, Herkulaneum und Stabia vor Augen. Man verkroch sich in die Häuser, suchte Nase und Mund vor Staub und Gas zu verschließen, starb an Ort und Stelle und wurde begraben. Die Briefe des Plinius an Tacitus sagen nichts über spätere Nachforschungen, doch lehrt der Befund, daß die geretteten Bewohner ihren wertvollen Besitz unter der Asche aus ihren verschütteten Häusern hervorgeholt haben. Aber die Stadt selbst blieb unter der 6 m tiefen Decke verborgen, bis 1594—1600 ein Kanalbau die ersten Spuren entdecken ließ. Herkulaneum, das unter dem Boden der Stätte Portici und Resina liegt, wurde erstmalig 1711 unter einer 15—20 m dicken Lavaschicht entdeckt. Die

¹ Luckenbach 197—211; vgl. A. Joppel, Pompeji 1925 und E. Pernice, Pompeji (Wissenschaft und Bildung) 1926. A. Mau, Pompeji in Leben u. Kunst. 2. Aufl. Leipzig 1908. Fr. Duhn, Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. 3. Aufl. (Nat. und Geistesw.) Leipzig 1918.

Grabung ergab ein Theater, aus dem vier Standbilder, die sog. Herkulanerinnen, herausgeschafft wurden, die sich jetzt in Dresden befinden. Dort fand man 1753 auch die villa dei papiri mit Resten philosophischer Schriften und etwa 100 Bildern aus Erz und Stein. 1754 wurde Pompeji neu entdeckt, 1763 fing man vereinzelt zu graben an, doch erst unter dem Einfluß der napoleonischen Zeit kam das Werk in Fluß, stockte dann wieder bis 1860, wo Fiorelli, der spätere Generaldirektor aller italienischen Museen, systematisch graben ließ. Seitdem hat Pompeji die Fragen, die von den Altertumsforschern an den Boden gerichtet wurden, mit einer Klarheit beantwortet, daß uns die einstige Wirklichkeit lebendig vor Augen tritt. Deutsche, in erster Linie Mau und Nissen, haben ihren Namen mit Pompejis Erforschung für immer verknüpft. Die tote Stadt spricht, wie die Trümmer des römischen Forums, eine beredte Sprache vom Kleinleben der Vorzeit, zumal die sorgfältigen Grabungen der letzten Jahrzehnte bemüht sind, das Bild der alten Stadt durch sorgfältige Erhaltung und Ergänzung des Gefundenen an Ort und Stelle lebendig zu erhalten¹. Hat man sie durchwandert und hat man die Rauchwolke des Vesuv am blauen Himmel immerzu steigen sehen, dann gehe man nach Neapel, um im Nationalmuseum die erhaltenen Gemälde und Skulpturen zu betrachten. Dann fühlt man die Macht der Antike in der lebendigen Kultur Europas.

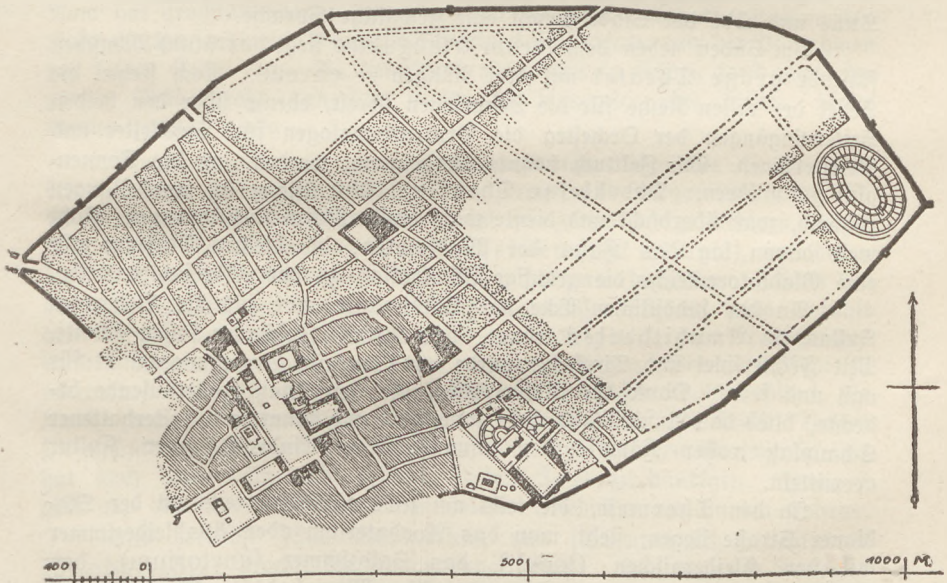


Abb. 73. Plan von Pompeji nach Pernice Pompeji.

Aus Pompejis Trümmern vermag die rekonstruierende Phantasie zwei lebendige Vorstellungen zu schaffen: einmal das Bild einer antiken

¹ E. Pernice, Pompejiforschung und Archäologie nach dem Kriege. Neue Jahrb. 1918. 1. S. 321 ff.

Römerstadt der Kaiserzeit in ihrer kommunalen Verfassung, sodann das Bild vom ewig sich gleich bleibenden Leben und Treiben der Menschheit. Pompeji bildet den besten Kommentar zu den römischen Klassikern.

Am Golf von Neapel durchdrang der Hellenismus die italische Bauernstadt. Die Häuser empfangen nach und nach die bequeme Form, die häusliche Abgeschlossenheit und gefellige Räume verband. Die Straßen wurden gepflastert und erbreitert, die alten Mauern der früheren Festung verloren ihren Zweck, wenn auch Tore und Türme blieben; man betritt heute vom Stabianer Tor im Süden den Stadtbezirk, zur Linken liegt das Haus der Gladiatoren, daneben das forum triangulare, die alte Arx, wo ein alter dorischer Tempel gestanden hat, der im 1. oder 2. Jahrh. schon durch ein Erdbeben zerstört wurde. Von der Stabianer Straße links zur Abbondanzasträße biegend, kommt man zum forum civile, das von einer Basilika, Augustus- und Apollotempel und großen Bildenhäusern und Verkaufshallen umgeben war. Von diesem festlichen Mittelpunkt der Stadt schweift das Auge über die amphitheatralisch aufgebaute Bergkette im Süden hinaus zum drohenden Vulkangipfel im Norden. Im Tempel des Augustus steht noch der Altar, an dem die Augustalen für das Wohl des Kaiserhauses opferten; die dort gefundenen Standbilder von Oktavia und Marcellus, Augustus' Schwester und Nefte, reden von der Kaiserverehrung gewiß so deutlich wie der Altar von Pergamon. Die Stille und Öde der Stadt spricht eine gewaltige Sprache.

Im Süden neben dem forum triangulare liegt das 5000 Menschen fassende große Theater mit drei Rängen = caveae. Noch stehen die Sessel der ersten Reihe für die Dekurionen bereit, ebenso über den beiden Seiteneingängen der Orchestra die Proszeniumslogen für Spielleiter und Priesterinnen. Ein Zelttuch konnte ausgespannt werden, um die Sonnenglut zu mildern. Das kleine Theater, 1500 Plätze in zwei Rängen zählend, war überdacht und diente wohl musikalischen Aufführungen. Nicht weit davon lag das Haus der Gladiatoren: im kleinen Museum gibt eine Gladiatorenleiche die grausige Illustration zu dem Gladiatorenwesen.

An der südöstlichen Ecke der Stadtmauer war für die Veteranen Sullas ein Amphitheater erbaut, das 20000 Zuschauer fassen konnte. Mit Fuchterspiel und Tierheße wurde es Pompejis Anziehungspunkt für nah und fern. Dank der Aschenschicht, die den Platz Jahrtausende bedeckte, blieb das Rundtheater fast unverfehrt und konnte als besterhaltener Schauplatz roher Kämpfe den unmittelbaren Eindruck jener Kultur vermitteln.

In den Thermen, die teils am forum civile, teils an der Stabianer Straße liegen, sieht man das Apodyterium oder Auskleidezimmer mit den Kleidernischen (loculi), das Salbzimmer (unctorium), das Kaltbad (frigidarium), das doppelwandige Warmbad (tepidarium) mit einem oder mehreren Schwimmbecken (natationes, piscinae), mit Waschbecken (labrum) und Badewanne (alveus), das Schweiß- oder Dampfbad (caldarium, sudatio) und bedeckte und unbedeckte Wandelhallen. Der Boden ist teilweise mit kostbaren Mosaiken bedeckt, die Wände zeigen farbige Stuckarbeit und Terrakotten an den Gesimsen, Lichtzufuhr kam durch die Decke, Öllampen (lucernae) gaben abends die Beleuchtung.

Am unbequemsten erscheint unserer heutigen Zeit die Bauart der Straßen. Die jetzt Strada Nolana, Stabiana und dell' Abbondanza genannten Straßen, etwa 7—9 m breit, haben Pflasterung aus grobem Lavagestein; an den Wegkreuzungen verbinden im Fahrdamm hoch liegende Steine die Bürgersteige, die Schrittsteine (pondera) des Horaz Epp. I 6, 51 um dem Fußgänger bei Regenwetter den Übergang zu ermöglichen. Der Fuhrmann mochte sehen, wie er diese Verkehrshindernisse überwand. Ebenso scheint man bei Treppenbauten bequemes Steigen außer Betracht gelassen zu haben; die Stufenhöhe erscheint uns viel zu hoch. Man sieht heute noch unter dem Straßendamm die Kloake, sowie die Bleirohre der Wasserleitung; an den Straßenecken bot ein Brunnen mit hochgeleitetem Rohr den Anwohnern stets frisches Wasser. Die Sorge für kühlendes Wasser zeigt sich bis heute in den zahlreichen Stadtbrunnen italienischer Städte. Das Stadtbild wäre unvollkommen, wenn sich keine Lararien für die lares compitales gefunden hätten; sie zeigen sich überall an den Straßen. Lupanarien sind ebenfalls vorgelesen, sie bilden eine ganze Insel.

Vor der toten Stadt liegt die Strada della tombe, nicht weit vom Herkulaner Tor. Vornehme Denkmäler in großen Ausmaßen verraten den Geschmack der Reichen. Wie oft zog der feierliche Leichenzug über diese Straße, bis der Besuch die Stadt selbst begrub. Die Via Appia bei Rom hat großstädtischeren Charakter, an ihr hatten auch die Armen ihre Kolumbarien, während Pompejis Strada della tombe nur die Vornehmen zur letzten Ruhe lud. An der Porta Stabiana im Süden fand man eine zweite Gräberstraße, an der Porta di Vesuvio eine dritte. Mors aequo pulsat pede . . .

Menschenhand hat uns in Pompeji noch besondere Spuren des Alltagslebens hinterlassen. Wohl fehlen Papyri und Pergamente unter der Ausgrabungsbeute, die Aschendecke scheint hier zerstörend gewirkt zu haben. Jedoch blieb eine Menge von Wachs tafeln (132 tabulae), von denen 127 Quittungen in Diptychon- und Triptychonform darstellen; sodann hat der gute Spießbürger Pompejis es nicht unterlassen können, seine Gefühle der Mitwelt in Gestalt von Graffiti und Dipinti, von Einritzungen in den Maueralk und rot- oder schwarzfarbigen Wandinschriften zu verraten. Der böse Nachbar, der gute oder verhasste Wahlkandidat, die Liebste oder der Nebenbuhler bekommen ihren Teil ehrlicher Kritik. Unsere Vitrassäulen beschränken die Straßenreklame auf wenigen Raum; Italien hat auch heute noch nicht gelernt, diesen Trieb zu bändigen. Pompeji gibt uns eine unerschöpfliche Reihe solcher Erlebnisse des bunten Lebens.

Eine herrliche Fülle lebenswahrer und farbentechnisch bedeutsamer Wandgemälde brachte die Ausgrabung zutage. Die Säle im Neapeler Museum fesseln mit ihren Bildern den Besucher überaus und wecken den Wunsch, in Pompeji diese Darstellungen des Lebens am alten Ort zu sehen. Man könnte seine Phantasie stärker anregen, um das, was Pompeji einst bot, zu ergänzen. Arbeitende Maurer, Puttenszenen, Heraklesmotive, Achilleusbilder, viel Mythologie im Sinne Ovids, dazu Ornamentik, die ins volle Kleinleben hineingreift und die Hausgeräte, Handwerksgeräte verwertet, all

dies macht, wenn man Neapels Schätze nach der toten Stadt zurückversetzt denkt, die schweigenden Häuser wieder lebendig. Das Haus des Pansa, der Bettier und des „tragischen Dichters“ lassen diesen klaffenden Unterschied sofort fühlen.

Man denke sich einmal im Hause des Fauns das Mosaik der Alexander Schlacht¹, jetzt Neapels Stolz, in Pompeji mit seinen etwa anderthalb Millionen Steinchen uns entgegenleuchtend — wie würde der Eindruck des Ganzen uns überwältigen. Goethe kannte seine Reize. Das Mosaik, das sicher noch im 3. Jahrh. v. Chr. im griechischen Osten entstanden ist, ist die getreue Nachbildung eines berühmten Gemäldes unmittelbar aus der Zeit nach Alexander d. Gr. Es stellt die „Schlacht Alexanders mit Darius“ vor. Neuere Forschungen haben erwiesen, daß es sich um einen spannenden Moment aus der Schlacht bei Issos handelt.

Am auffallendsten sind sowohl im Neapler Museum wie in Pompeji die zahlreichen Freskobilder. So wichtig diese Gemälde für unsere Kenntnis der Geschichte der antiken Malerei sind, sind sie doch nicht Werke wirklicher Künstler, sondern geschickter Dekorationsmaler. Die Handwerker hatten ihren mythologischen Kanon, der mehr oder minder inodern umgestaltet wurde, wenn auch Achilleus oder Herakles oder Iphigenie und Briseis ihre Rolle spielen mußten. Die Bilder im Palast zu Knossos vertragen mehr künstlerische Energie als das pompejanische Kunsthandwerk. Unser Auge bleibt jedoch gern an den Darstellungen von Gladiatorenkämpfen, von Tuchwalkern und Schreibmitteln haften.

Das Leben des Alltags erkennt man in den gefundenen Werkzeugen und Hausgeräten. In einem Backofen befanden sich noch 81 verbrannte Brote. Die Bäcker hatten bei ihren Bäckereien mit Knetmaschinen und Formtischen, wie sie vom Grabmal des Euryfakes aus dem römischen Germanien bekannt sind, auch die Mühle. Auf rundem Unterbau stand ein steinerner Doppeltrichter, der mit durchgestecktem Holzhebel um eine steinerne Aze gedreht wurde. Das oben eingetrichterte Korn wurde ähnlich, wie in unsren Handmühlen, gemahlen. Der Hebel wurde von Sklaven oder Eseln und Maultieren gedreht. Große Tuchwalkereien versorgten Pompeji mit neuen Tuchen und reinigten auch die getragenen Togen. Drei dieser officinae fullonum sind ausgegraben. Die meisten der gefundenen Hausgeräte sind aus Bronze, wenige aus Silber. In Boskoreale bei Pompeji wurde 1895–97 in einem Landhause jener Silberschatz ausgegraben, der durch Baron Rothschilds Vermittlung für 1½ Mill. Franks nach Paris gebracht wurde. Sein Besitzer, der sich mit ihm und mit 1000 Geldstücken unter seine Ölprelle geflüchtet war, hatte ihn doch nur retten können, um ihn der Nachwelt zu erhalten.

Das Neapler Museum zeigt sodann im Nahrungsmittelsaal die gebräuchlichen Eßwaren, von denen Horaz (Sat. II 8) erzählt: Brot, Fische, Eier, Honigwaben, Oliven, Öl, Kaviar, Kaninchen, Feigen, Mandeln, Nüsse usw.

Nichts ist verloren, getreu hat es die Erde verwahrt.

Vor der zerstörenden Zeit

Flüchtete tief in das Grab mich die Zerstörung hinab.

Schiller, Xenien.

¹ J. Winter, Das Alexandermosaik aus Pompeji, Straßburg 1909, woraus das Archäologische Institut Berlin W 50, Ansbacher Straße 46, die Haupttafel als Sonderdruck für Schulen zu geringem Preise zur Verfügung stellt.

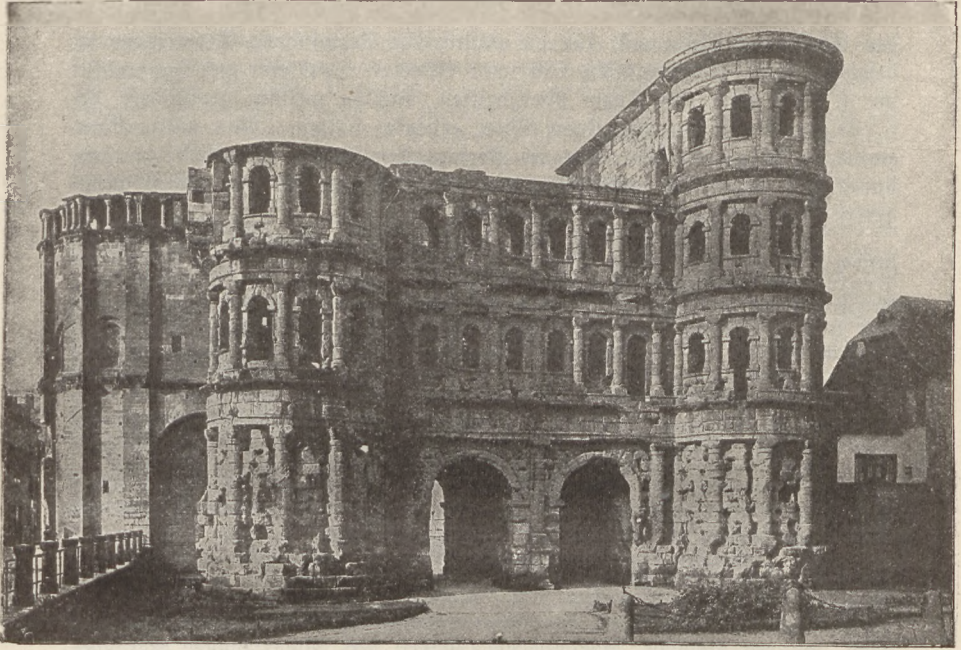


Abb. 74. Trier. Porta Nigra.

Deutschland in römischer Zeit.

§ 264. Deutschland in römischer Zeit.¹

Der kimbrische Zug ist das erste geschichtlich überlieferte Ereignis germanischen Vordringens zum Süden. Im Jahre 58 sehen wir Cäsar im Kampf mit dem Suevenführer Ariovist. Seitdem tritt Rom in ein ernstes Ringen um die Herrschaft über das freie Germanien ein. Die erste Rheinbrücke baute Cäsar wahrscheinlich im Neuwieder Becken bei Armitz. Vipsianus Agrippa siedelte 38 v. Chr. die Ubier auf dem linken Rheinufer bei Köln an; um 15 v. Chr. reifte der Plan des Kaisers Augustus,

¹ Die ältere Literatur in: Berichte über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung im J. 1904: Dragendorff, Okkupation Germaniens durch die Römer S. 13 ff., desgl. im J. 1905 S. 48 ff. Zur Gewinnung einer Übersicht mögen dienen: Delbrück, Geschichte der Kriegskunst Bd. II. Berlin 1902 S. 25 bis 160, 246—279; Koepf, Die Römer in Deutschland, Bielefeld und Leipzig³ 1926; E. Sadée, Römer und Germanen. Bd. I. und II. Berlin-Wilmersdorf 1911; Dragendorff, Westdeutschland zur Römerzeit, Leipzig 1922 (Wiss. u. Bild.); Cramer, Deutschland in römischer Zeit. Berlin und Leipzig 1912 (Slg. Gb.). Germania Romana. Ein Bilderatlas hrsg. von der Römisch-germ. Kommission 1922. 2. Aufl. in Einzelheften. S. 1. Die Bauten des röm. Heeres. S. 2. Die bürgerlichen Siedelungen. S. 3. Die Grabdenkmäler.

Wichtige regelmäßig erscheinende Veröffentlichungen: Jahrbücher des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinlande (Bonner Jahrbücher seit 1842; Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst seit 1882, Seit 1908 fortgesetzt durch das: Römisch-germanische Korrespondenzblatt hrsg. von E. Krüger, Mainzer Zeitschr. d. röm.-germ. Zentralmuseums, erscheint seit 1906; Bericht über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung 1904 ff.; Germania, Korrespondenzblatt d. röm.-germ. Kommission seit 1917 erscheinend; Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen. Heft I—VII, seit 1899.

Senje-Leonard, Griech.-röm. Altertumskunde.

den Rhein als Stützpunkt für die militärische Bezwingung Germaniens zu besetzen, nachdem germanische Stämme: Usipeter, Tenkterer und Sugambter im J. 17 v. Chr. den Rhein überschritten, Gallien weithin geplündert, die 5. Legion überfallen und ihren Adler erbeutet hatten. Das ganze Land zwischen Rhein und Elbe sollte als Provinz dem Reiche einverleibt werden, damit das Imperium eine Grenzlinie gewänne, die sich mit einem geringeren Truppenaufgebot verteidigen ließ.

Vorher aber wurde durch einen von zwei Seiten her geführten Angriff der beiden Stiefföhne des Kaisers Tiberius Klaudius Nero und Nero Klaudius Drusus das Alpengebiet und das nördliche Alpenvorland erobert (15–13 v. Chr.). Eroberung von Rätien: Tirol, Boralberg, Graubünden und der Nordostschweiz und Vindeliziens: schwäbisch-bairische Hochebene bis zur Donau; Bildung der Provinz Rätien mit der Hauptstadt Augusta Vindelicorum = Augsburg, dem wichtigen Waffenplatz Regina castra = Regensburg, den Städten Camboduum = Kempten – und Brigantium = Bregenz am Bodensee. An der Grenze nach Norikum lag castra Batava = Passau. Die Nachbarprovinz Norikum (etwa das heutige Österreich) war gleichzeitig dem römischen Reiche einverleibt worden. Wichtige Orte waren Noreja mit Eisenwerken – Neumarkt in Krain –, Juvaum – Salzburg. Während die keltische Bevölkerung von Rätien sich der römischen Zivilisation nur in geringem Maße zuwandte, haben römische Sprache, Sitte und Gemeindenerfassung in Norikum bald Eingang gefunden.¹

Der Eroberung des Landes zwischen Rhein und Elbe sollte die Anlage und der Ausbau zweier Stützpunkte an den wichtigen Einfallstraßen in das nördliche Germanien dienen. Vetera Castra, das heutige Xanten, wo der Ort Birten noch an den alten Namen erinnert, der Rippemündung gegenüber, als Ausfallort gedacht, war der nördliche, Mogontiacum (Mainz), der Mainmündung gegenüber, der südliche Stützpunkt. Als Hauptquartier wurde von Augusta im Gebiete der Treveri, eines keltisch-germanischen Mischvolkes, Augusta Treverorum, Trier, gegründet (um 15 v. Chr.). Diese älteste Kolonie lag unterhalb der Einmündung der Saar in die Mosel; von ihr lief ein weitverzweigtes Straßennetz nach allen Teilen der neu erworbenen Provinz.

Drusus errichtete den Rhein entlang Kastelle: Argentorate = Straßburg, Borbetomagus = Worms, Bingham = Bingen, Baudobriga = Boppard, Confluentes = Koblenz, Bonna = Bonn, Novaesium = Neuß, Asciburgium = Asberg, Noviomagus = Nijmegen. Während die Stadt Trier mit planmäßiger Straßen- und Vierteileintrilung ein gesunder und bequemer Wohnort wurde, erwuchsen um die Kastelle aus den Siedlungen kleine Lagerdörfer, die sog. Canabae, die sich allmählich zu regelrechten Römerstädten entwickelten. In der Trajanisch-Hadrianischen Zeit wurden diese Siedlungen durch Graben und Mauer gesichert: Bedeutende Mittelpunkte waren fortan Xanten, Köln, Ladenburg am Neckar = Lopodunum, Heddernheim = Nida im Niddatal, das in der Folgezeit für die römisch-deutsche Kultur Mischung wohl am wichtigsten war. Xanten = Vetera castra wurde unter Trajan eine Civitas mit dem Namen Colonia Ulpia Traiana; im letzteren Namen liegt die Wurzel für den fränkischen Namen Tronje, wo Hagen und Siegfried ihre Heimat hatten. Xanten erhielt seinen Namen aus der christlichen Bezeichnung ad Sanctos: hierher verlegt die Tradition den Märtyrertod einiger Soldaten der thebäischen Legion.

Köln erhielt 38 oder 36 v. Chr. als oppidum Ubiorum eine ara Ubiorum als religiösen Mittelpunkt für die geplante Provinz Germania. Kaiser Klaudius erhob die Ansiedlung zur Würde einer Colonia Claudia Ara Agrippinensis im Jahre 50 nach Chr. (zu Ehren der Kaiserin Agrippina so benannt).

Die Canabae = Lagerhütten besaßen einen gemauerten Keller, darüber erhob sich ein einstöckiger, mit Fenstern versehener Fachwerkbau, den ein mit Stroh, Schiefer oder Schindeln gedecktes Giebeldach schützte. Wirtschaftskeller, Stallung, Brunnen und

¹ Vgl. Fr. Wagner, Die Römer in Bayern. 2. Aufl. München 1924. Bayr. Heimatblätter Bd. I. E. Nischer, Die Römer im Gebiete des ehem. Österreich-Ungarn. 1423.

Hausgarten zeigen die Angleichung des Soldatenlebens an römische Lebensweise. Die Ubier, Tenkterer, Usipeter und Sugambres, die bei den Vorstößen der Germanen auf die linke Rheinseite übertraten oder auch durch freien Vertrag oder List herübergebracht waren, nahmen die römische Kultur an und verwuchsen ganz mit dem römischen Imperium. Als Vorwerke dieser Lagerdörfer lagen die Wirtschaftshöfe = villae rusticae im Bereich und Schutz der Kastelle; die Römer kamen im Laufe der Jahrhunderte selbst zum Norden und lebten gern in den fruchtbaren Seitentälern des Rheins. Trier wurde gegen Ausgang des dritten Jahrhunderts unter Aurelian stark befestigt und unter Diokletian die Kaiserresidenz des Nordens neben Mailand. Kaiser Maximian hielt zuerst hier Hof (286—293), ihm folgte Flavius Konstantius Valerius, Konstantins Vater. Dieser selbst hielt hier Hof von 324—337 und verließ Trier durch die hier sich abspielenden Ereignisse unvergänglichen Geschichtswert. 408 verlegte man den Sitz der Verwaltung nach Arles, da man die Flut der Germanen nicht mehr von Triers Mauern abwehren zu können glaubte.

Trier¹ besitzt heute noch eine Fülle römischer Ruinen, die in uns den Eindruck antiker Größe erwecken, vor allem die Porta Nigra². Einst hieß sie Porta Martis und diente als uneinnehmbarer, leicht zu verteidigender Torbau im Norden der Stadt der Abwehr anstürmender Germanen, seitdem im Jahre 260 der römische Grenzwall nicht mehr standhielt. Zwischen zwei mächtigen, vierstöckigen Türmen liegt das doppelte Tor, das von einer zweistöckigen Gallerie überbaut ist. Die Türme sind zur Stadtseite hin eckig, nach außen hin rund. Der Feind fand von den Fenstern aus schweren Widerstand, drang er nach Bezwingung der Außentore in den Binnenhof (Zwinger) ein, so drohte ihm dort noch größere Gefahr. Die geschwärzten Quadern und Säulen lassen noch die Pracht des alten Rustikabaus erkennen; das Mittelalter baute eine Kirche hinein, deren Reste bis auf den eindrucksvollen südlichen Choranbau wieder entfernt sind. Der Porta Nigra glich die in Köln noch erhaltene Porta Paphia. Aus alten Stadtmauern zu Mainz hat man ein Triumphtor herausgeschält und zum sog. Dativusbogen neu zusammengefügt. Sein Stifter war ein Dekurio aus Nida-Hedderheim, Dativius Viktor. Gegen den düsteren Ernst der Porta Nigra tritt jedoch jedes andre Denkmal zurück.

Bäder finden wir zwar bei jedem Limeskastell, am reichsten jedoch zu Trier. Der Römer, der in Rom fast 1000 Thermen zählte, wollte diese Annehmlichkeit nirgends entbehren. In einer Breite von 170 m, in einer Länge von 250 m zogen sich die Thermen Triers an der Ostallee entlang, mit Marmor, Mosaiken und Skulpturen verschwenderisch ausgestattet.

Die Moselbrücke bei Trier, deren Pfeiler, ebenso wie bei der Porta Nigra, aus mörtellos mit Eisenklammern verbundenen Quadern erbaut waren, zeigt die Baukunst der Römer. Mit Weinfässern beladene Schiffe fuhren über den Strom, wie uns Bilder von Grabmälern aus Neumagen zeigen.

Der Kaiserpalast, wahrscheinlich aus einem Thermenbau erwachsen, zeigt Hypokausten = Wärmeanlagen, Borräume, Eintrittsaal und Kuppelsaal; die Ruinen lassen die Größe und Pracht in etwa noch

¹ D. Krenker, Das römische Trier, Berlin 1923. Fr. Cramer, Das römische Trier 1911. Gym.-Bibl. P. Steiner, Römische Landhäuser im Trierer Bezirk 1923. Vgl. zum Stadtplan Ber. über die Fortschritte der Römisch-germanischen Kommission im Jahre 1904, 36 ff. ² Luckenbach 273 und 275/76.

nachfühlen. Mit dem säulenumgebenen Hof war er 210 m lang und 140 m breit. In seinen Räumen spielte sich manche Szene der Kaisergeschichte des 4. Jahrh. ab; Konstantin, Hieronymus, Ambrosius, Julian weilten hier.¹

Konstantin d. Gr. war wohl der Erbauer der heizbaren Basilika, die einst der Rechtspflege und dem Marktverkehr diente, unter Friedrich Wilhelm IV. zu einer evangelischen Kirche umgebaut ist.

An den Mauerring der Stadt lehnte sich das Amphitheater an; sein südlicher Zugang lag außerhalb, der nördliche innerhalb der Festungsmauer, sodaß seine Südseite gleichzeitig Verteidigungszwecken diente. Die 70 m in der Längsachse messende Arena war schon in augusteischer Zeit in Benutzung; man vergleiche hierzu das Ausmaß des römischen Kolosseum mit 80×54 m.

Im Trierer Provinzialmuseum befinden sich zahlreiche Mosaiken aus der Trierer Gegend. In Kennig, 40 km von Trier entfernt, befindet sich der 15×10 m messende Mosaikboden mit Bildern von Tierhegen = venationes Fekterspielen gegen Tiere und Menschen = munera gladiatoria, einer Wasserorgel und Hornbläsern.

In Trier, Neumagen, an der Saar und in der Eifel ragten über den Gräbern nach keltischer Sitte eigentümliche Grabtürme empor. Das Grabmal der Sekundinier oder die sog. Igeler Säule², ein 24 m hoher, unten 5 m breiter Sandsteinbau mit pyramidenförmigem Schuppendach, verbindet hellenistische Einflüsse mit der Vorliebe der Bewohner Galliens für die Darstellung des Berufslebens. Auf den Seitenfeldern und Friesen hat der Bildhauer Szenen der Schifffahrt, des Verkehrs und Handels, des Handwerks und des Haushalts dargestellt, die eine Vorstellung vom Leben und Treiben jener Tage geben.

Die Einzelsunde aus der römisch-germanischen Übergangszeit sind in den Lokalmuseen zu Frankfurt a. M., Wiesbaden, auf der Saalburg, Trier, Haltern, Dortmund, Köln, Bonn usw. untergebracht. Nürnberg und Mainz besitzen in ihren Hauptmuseen große Sammlungen. Es ist erstaunlich, welche technische Vollendung man in der Tuchindustrie, Glaskunst, Küferei und im Mosaik erreicht hatte. Zieht man die Bäder und den Villenbau an Rhein, Saar und Mosel in Betracht, so versteht man den Vorsprung, den diese Teile Deutschlands noch im Mittelalter vor den nicht so stark von dem römischen Einfluß erfaßten Ländern rechts des Rheins hatten³.

§ 265. Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreichs⁴.)

Im Jahre 1892 unternahm die auf Anregung Theodor Mommsens ins Leben gerufene Reichslimeskommission die Feststellung der zum

¹ Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß es sich bei diesem Bau in der Tat um eine zweite gewaltige Thermenanlage handelt, die in späterer Zeit umgebaut wurde. ² Luckenbach 270.

³ H. Aubin, Kelten, Römer und Germanen. 1925. Ders., Maß und Bedeutung der römisch-germanischen Kulturzusammenhänge im Rheinland. 1922.

⁴ Eine Übersicht bei: R. Zangemeister, Der obergermanisch-rätische Limes. In: Neue Heidelberger Jahrbücher V 1895 S. 68—104. Das Limeswerk: Der

Schutz der Provinzen Germania superior und Rätien errichteten Grenzscheide. Augustus hatte die Verlegung der Reichsgrenze bis an die Elbe geplant, Köln sollte die Hauptstadt der neuen Provinz Germanien werden. Die Varusschlacht vereitelte den Plan, die neue Provinz schrumpfte zu den Provinzen Ober- und Untergermanien zusammen. Dieses lag an der linken Rheinseite, jenes umfaßte neben dem Gebiete am linken Oberrhein auch noch die rechte Seite und stieß an Rätien. Diese Gestalt bekam die Provinz nach dem Chattenfeldzug unter Domitian im Jahre 83 n. Chr. Unter Leitung von Sarwey und Hettner gelang es den Archäologen der an den Limes grenzenden Staaten, die 550 km lange Grenzscheide in elfjähriger Tätigkeit festzustellen und die Ergebnisse in dem Werke „Der obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches 1894 ff.“ zu veröffentlichen.

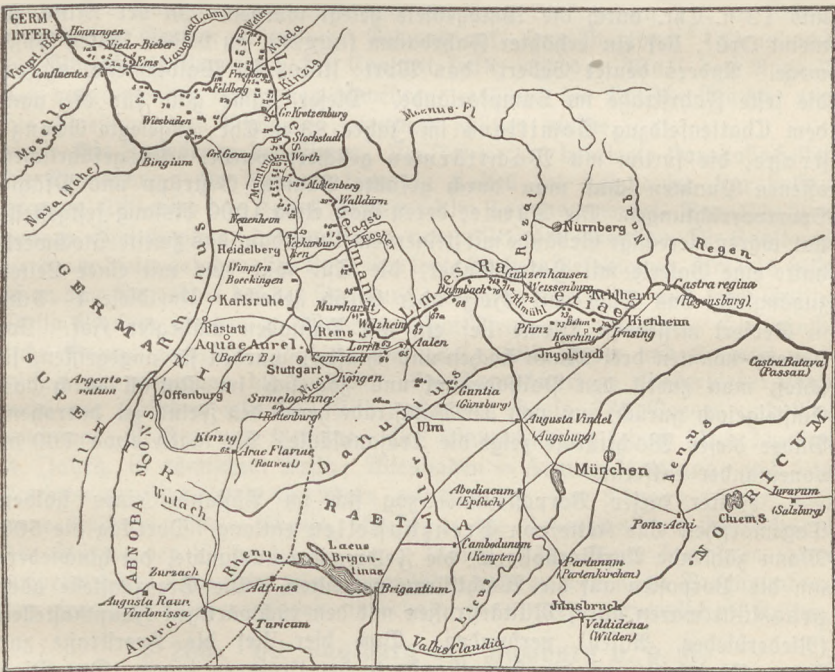


Abb. 75. Der obergermanisch-rätische Limes. (Nach Schulze, Die röm. Grenzanlagen.)

Verlauf des Limes. Ein Blick auf die Limeskarte¹ zeigt uns die beiden Strecken, die nördliche von Rheinbrohl = Hönningen bis

obergermanisch-rätische Limes des Römerreiches. Vierung I—XXXVII, Heidelberg 1894—1912. E. Schulze, Die Anlage des obergermanischen Limes und das Römerkastell Saalburg. Neue Jahrb. 1898. 1. S. 263 ff. Verf., Die römischen Grenzanlagen und das Limeskastell Saalburg². 1912.

¹ Vgl. Blümlein, Römisch-germanisches Kulturleben². München 1926.

Krozenburg am Main, die südliche von Miltenberg am Main bis Kehlheim-Eining an der Donau. Jene Strecke lief über den Westerwald und Taunus um die Wetterau bis zum Unterlauf des Mains, wo er sich westwärts wendet; zwischen Krozenburg und Miltenberg bot der Main den Grenzschutz; von Miltenberg lief der Limes weiter über den Odenwald bis zum Neckar, von wo er als rätischer Limes südlich weiterging, bei Weizheim-Pfahlbronn sich ostwärts wendete und die Donau nicht weit von Regensburg erreichte. Das Land zwischen Donau, Rhein und Limes hieß *agri decumates*, Zehntland, und wurde von Gallien aus besiedelt.

Befestigungsart. Ursprünglich bedeutete *limes* (verwandt mit *limus* = quer und *limen* = Schwelle), wo es in der Geschichte der Germanenkriege zuerst erscheint, nicht eine besetzte Grenze, sondern eine ins Feindesland hineinführende, vermutlich meistens durch feste Plätze gesicherte Straße (*Koepf*), wie sie unter Tiberius bei seinem Feldzuge 11 und 12 n. Chr. durch die Waldgebiete gelegt wurden. In der Mitte, so meint *Oré*¹, lief ein erhöhter Fahrdamm (*agger*), zu beiden Seiten Fußwege. Anders deutet *Gebert*² das Wort: *limes* sei Waldschneise, *agger* die feste Fahrstraße im Sumpfgelände. Dieser Name galt für die nach dem Chattenfeldzug Domitians im Jahre 83 n. Chr. angelegte Grenzstraße, die fortan mit Wachttürmen gesichert wurde. An gefährlichen offenen Punkten schuf man durch gefüllte Bäume, Gestrüpp und Pfähle Sperrvorrichtungen. Die Türme, deren man etwa 1000 bislang festgestellt hat, waren viereckige Gebäude mit steinernem Unterbau, das zweite Stockwerk hatte eine Galerie mit Holzgeländer, die Tür war nur mit einer Leiter zugänglich, das Dach mit Holz oder Stroh gedeckt. Um diese 4—5 m in Geviert messenden Türme lief ein mit Palisaden umhegter Hof. Im Innern konnten drei Mann kochen und schlafen; wurden sie angegriffen, so schloß man zuerst den Palisadenhof und zog sich im Notfall durch das Einsteigeloch zurück, um von der Balustrade herab den Feind zu bedrohen. Bilder dieser Wachtürme zeigt die Trajanssäule. Sie lagen etwa 700 m voneinander entfernt.

Hinter dieser Vorpostenlinie zog sich im Abstände eines halben Tagemarsches eine Kette von Grenzkastellen entlang. Dort lag die 500 Mann zählende Auxiliarkohorte, die Feldwachen ausandte, die hinwiederum die Vorposten auf die Wachttürme verteilten. Die Grenzkastelle oder *praesidia* waren durch Militärstraßen mit den rückwärtigen Hauptkastellen (Niederbieber, Alen) verbunden. Von hier lief die Heerstraße zur linken Rheinseite, wo die Hauptstandorte der Legionen lagen. Den Plan des Grenzkastells bietet die in § 286 folgende Beschreibung der Saalburg.

Den so entstandenen Limes versah Hadrian (117—138) mit einem etwa 380 km langen Pfahlgraben. Die bisherigen Verhaue wurden dadurch verstärkt, daß man große Pfähle³ (*stipites*) in kleinen Gräben in den Boden einsetzte und mit Steinen feststampfte. Ihre Reste waren

¹ Bonner Jahrb. 1906, 99—133.

² Bonner Jahrb. 1910, 158—205.

³ von palus leitet Th. Becker (Zeitschrift f. d. Gymnasialwesen LVIII, 367) das Wort ab, während andere es von *vallum* ableiten wollen.

bei der Limesforschung der beste Wegweiser. Diese Baumpfähle wurden durch Querkhölzer und Flechtwerk verbunden und bildeten so eine „mauerartige Verzäunung“¹. Die Kohortenkastelle lagen seit dieser zweiten Periode nach Hadrian hart am Limes, der damals ohne Rücksicht auf das Gelände begradigt wurde. Man sieht daher noch heute hier und da eine doppelte Limeslinie. Um 150 war diese auf friedliche Zwecke absehbende Limesform abgeschlossen. Die fränkisch-alemannischen Stämme werden an der Grenze festgehalten, in einzelnen Gruppen zuweilen als Bauern in den Bezirk des Dekumatlandes hereingelassen, so daß die Germanengefahr in eine friedliche Durchdringung beider Völker übergang.

Die Gefahr taucht wieder auf im Alemannenkrieg 213. Schon vorher hatte Kommodus (180–192) in Rätien statt der Palisadenwehr eine Steinmauer aufgeführt, die sog. Teufelsmauer. Sie mißt 175 km in der Länge, war 1 m dick und 2 $\frac{1}{2}$ m hoch. In Germanien warf man hinter der Palisadenwehr oder auch an ihrer Stelle einen 2 $\frac{1}{2}$ m tiefen, 6 m breiten Graben mit innerem Erdwall auf. Vom Binytbad² (Fiensbad) bei Rheinbrohl-Andernach bis Canstatt sollte jetzt der Wall den Anprall der andrängenden Germanen abwehren, während die Rätische Mauer, wie die chineische, das blühende Zehntland schützen mußte.

Die Zerstörung des Limes. Im Jahre 213 bekriegte Karakalla selbst die Alemannen. Im Taunus trug ein Kastell bei Holzhausen Karakallas Namen. 223 wird das Kastell Zugmantel im Taunus erneuert. Brandschichten zeugen, ähnlich wie an der Saalburg, von erbitterten Kämpfen. Die Saalburg verdankt dieser gefährvollen Lage ihre letzte stärkere Befestigung. Um 235 fällt schon das Lagerdorf bei der Saalburg. Severus Alexander und seine Gattin Julia Mamaea werden zu Mainz von den Meuterern ermordet. Die künstliche Grenze zerbricht endgültig um 260. Mit Feuer und Schwert vernichtet der Germane die Kastele. Im Brandschutt zu Niederbieber fand man ein Kästchen mit 192 Silbermünzen, ebenso 389 Denare und Antoniniane, Waffen und Gebeine. Die Mainmündung jedoch blieb bis ins 4. Jahrh. in römischem Besitz; Wiesbaden = Aquae Mattiacae und sein fruchtbares Hinterland am Main empfang von den Römern immer noch neue Kultureinflüsse. Ebenso überstehen die linksrheinischen Römerstädte die Stürme der Völkerwanderung. Mainz, Köln, Trier bewahren ihren ursprünglichen Charakter als Römerstädte und werden so zu Brennpunkten des späteren Wiederaufbaus innerhalb der neuen germanischen Kultur.

§ 266. Die Saalburg bei Homburg v. d. H.

1. Zur Geschichte der Saalburg.

1. Das Kastell Saalburg liegt an der Stelle, wo der Taunus die tiefste Einsattlung hat³, die das Maintal mit dem Lahntal verbindet.

¹ Spartian, Vita Hadriani, cap. 12: stipitibus magnis in modum muralis saepris funditus iactis atque connexis.

² Binyt-Fiens = finis, nach Zangemeister Grenzbach zwischen Germania superior und inferior, nach Dragendorff Grenze zwischen Ubiern und Treverern. Cramer will Binyt aus dem keltischen ableiten.

³ Blümlein, Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben. München² 1926, S. 4.

Neben Haltern und Kesselftadt, den größten Kastellen, erscheint es, wenn auch kleiner, als das bedeutendste. Aus der ersten Limesperiode mag wohl die älteste Verschanzung mit Wall, Palisadenbrustwehr und Graben stammen. Das von Tacitus (ann. I 56) erwähnte praesidium in monte Tauno, das Drusus 11 v. Chr. anlegte und Germanikus erneuerte, dürfte in der Erdschanze auf dem Kapellenberge bei Hofheim zu erkennen sein¹. Unter Hadrian wurde das über der ersten Schanze errichtete Kohortenkastell durch Doppelmauern ohne Mörtelverband verstärkt, dann abgetragen und mit Mörtelbau erneuert. Beim Vordringen der Alemannen im Jahre 268—270 wurde es zerstört, ein Heidewald wuchs über seinen Trümmern.

Erst 1747 taucht der Name Saalburg auf, die Namen Salne und Sahalgraben kennt man in der Homburger Gegend schon im 15. Jahrh.² Bis 1818 dienten die Trümmer als Steinbruch; dann hinderte ein heftiger Vernichtung. 1853 ging der Altertumsforscher Habel an die Ausgrabung, ein „Saalburgverein“ half finanziell mit und bemühte sich, für die Aufgabe zu werben, seit 1870 gab Preußen Zuschüsse, die preussischen Könige Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II. versäumten nicht, dieses Werk zu unterstützen. Minister Studt und Kommerzlenrat Albert in Wiesbaden waren lebhaft an der Saalburgfrage beteiligt. So kam es bald zum Neubau der Wallmauer mit Spitzgräben und Brücken, der Tore und des Prätoriums mit den Randgebäuden des dahinter gelegenen ersten Hofes und den abschließenden Gebäuden des zweiten kleineren Hofes, des Speichers und des Quästoriums. Die porta praetoria hatte nur ein Tor, das im Fall der Gefahr zugebaut wurde; die porta decumana jedoch ein von viereckigen Türmen flankiertes Doppeltor; zwischen den Türmen lag ein mit Zinnen versehener Verteidigungsgang. Vor dem Mittelpfeiler des Tores wurde die von Kaiser Wilhelm II. gestiftete Bronzensäule des Kaisers Antoninus Pius (138—161) aufgestellt und die Inschrift angebracht: *Guillelmus II., Friderici III. filius Guilelmi Magni nepos anno regni XV in memoriam et honorem parentum castellum limitis Romani Saalaburgense restituit.* Das auf den alten Fundamenten errichtete Prätorium enthält auf seinem am 11. Oktober 1900 gelegten Grundstein folgende Inschrift Mommsens: *Castellum limitaneum Saalaburgense a Romanis imperatoribus conditum ad fines contra Germanos tutandos labente Romano imperio a Germanis excisum post sedecim saecula ad declarandam discidorum vetustorum memoriam subsecuta populorum concordia ruderibus quae superfuerunt religiose servatis quae interierunt ad formam antiquam instauratis museo antiquitatum adiecto anno imperii decimo tertio in memoriam patris imperatoris Friderici III. restituit Guillelmus II. imperator Germanorum a. MDCCCC d. Oct. XI.*

¹ F. Cramer, Monatschrift f. h. Sch. III. 626 stimmt hierin E. Schulze bei. (Die römischen Grenzanlagen, Gütersloh 1903).

² G. Adam, Wie lautete der ursprüngliche Name der Saalburg (Salicidunon, Salicidunum). *Neue Jahrb.* 1920, 1 S. 136 ff.

2. Beschreibung des Kastells.

a) Gestalt und Umfang.

Die Saalburg enthält in der Mitte ein aus dem Ende des ersten Jahrhunderts stammendes quadratisches Erdkastell; daraus entwickelte sich um 100—150 ein gemauertes Kastell, dem 211—217 unter Karakalla ein Steinkastell folgte.

„Nähern wir uns dem heutigen Lager, so treffen wir zuerst auf die Doppelgräben (*fossae fastigatae*), von denen jeder 3 m tief und 8 m breit ist“¹. Zwischen Gräben und Mauer läuft die Berme, ein 1 m breiter Umgang, dann folgt die mit Zinnen versehene 4,91 m hohe, auf der Innenseite durch einen Erdwall verstärkte Mauer. Hinter ihr läuft der 2,50 m breite Wallgang = *via sagularis*, auf dem die Verteidiger sich aufstellten. Das Kastell mit Gräben ist 222 m lang, 147 m breit, ein Maß, das 150:100 röm. Doppelschritten entspricht. Die Besatzung zählte in Friedenszeiten 500 Mann; aus den Inschriften ergibt sich, daß die *Cohors II Raetorum civium Romanorum Antoniniana* hier gelegen hat. Wie bei allen Lagern dienten vier Tore: *decumana*, *praetoria*, *principalis dextra* und *sinistra* mit den Verbindungsbrücken dem Verkehr mit der Außenwelt.

b) Der innere Raum.

Das Lager zerfällt in die drei Teile: *praetentura*, *latera praetorii*, *retentura* = Vorder-, Mittel-, Rücklager. Dort, wo die Querstraße sich mit der vom Haupttor kommenden Straße schneidet, liegt die zweistöckige Exerzierhalle, das Hauptgebäude des Prätoriums. Um den sich anschließenden Hofraum, das *Atrium*, schließt sich auf beiden Seiten eine Waffenkammer = *armamentarium*, Archiv = *tabularium*, Wachtlokal = *excubitorium*, auf der gegenüberliegenden Breitseite das Lagerheiligtum = *sacellum*² an. In der Exerzierhalle übten sich bei schlechtem Wetter die Soldaten im Schießen mit dem Wurfspeer, fochten mit dem Schwert oder turnten an hölzernen Pferden. In der *Präentura* liegen längs eines schmalen Hofes zwei Baracken = *casae*, in denen die *Kontubernien* untergebracht waren; am Kopfende befindet sich der Raum für die *Centurionen*, nach der Hofseite hin liegt ein offener Korridor. Außerdem gab es in diesem Vorderlager einen Ziehbrunnen, sowie eine bescheidene Badeanstalt. In der *Retentura* fand man Magazin = *horreum* und Verwaltungsgebäude = *quaestorium*. Das Magazin ist 21×24 m groß und durch Parallelmauern in längliche Kammern geschieden. Die starken Mauern lassen auf die Größe der Kornlasten schließen: erhielt doch jeder Soldat für 2¹/₂ Pfd. Brot seine Mehration. In dem acht Räume zählenden *Quästorium* waltete wahrscheinlich der Lagerkommandant oder *Quästor* seines Amtes — zwei dieser Räume waren heizbar — und regelte die Geschäftsführung der Kohorte.

Tritt man zum *Dekumanator* hinaus, so stößt man rechts auf die Trümmer einer *Villa*, die drei nicht heizbare und acht mit Luftheizung

¹ Blümlein a. a. O. 5.

² Hier fanden die vom Kultusminister Studt geschenkten Standbilder der Kaiser Hadrian und Severus Alexander Aufstellung.

versehene Räume aufweist. Der große Saal ist 12,5×6,25 m groß. Fenstercheiben aus grünlichem Glas, farbiger Verputz und Stuckarbeit legen Zeugnis ab für römische Hausbaukunst. Nicht weit davon lagen an der Heddernheimer Römerstraße die canabae und fabricae, Kaufbuden, Aneipen und Werkstätten der Marketender = canabenses und der Schmiede = ferrarii. 250 m vom Lager entfernt hat Kommerzienrat Albert-Wiesbaden nach Jacobis Plänen das Mithräum der Kohorte neu erbauen und mit Mithrasbildnis nach dem Heddernheimer Vorbilde versehen lassen. Ein Lazarett = valetudinarium wird wohl nicht weit von den Bädern gelegen haben.

3. Die Einzelfunde.

Seit 1906 bergen das Magazin und das Amtsgebäude der Saalburg eine Fülle römischer Gebrauchs- und Schmucksachen. Aus den Saalburgtöpfereien stammt die Terrasigillata-Ware = Töpfe in roter Farbe und mit tadellos erhaltener Glasur und doppeltem Töpferstempel. Die zweihenkligen Amphoren bargen einst Öl, Wein und Früchte. Aufschriften verraten noch den Herkunftsort; Henkelkrüge, rundbauchige Töpfe, Schüsseln, Reibschalen und Seihen vervollständigen die Küchengerätesammlung. Mühlsteine und Müllereigeräte, Backöfen und Backgeräte, Holzseimer, Fässer, Holzschuhe, Holzrechen usw., Schreiner- und Schmiedewerkzeug, Tischgeräte, ärztliche Instrumente, Wagen und Gewichte, alle diese Werkzeuge rücken das Leben und Treiben des einstigen Lebens in der Saalburg uns nah vor die Augen. Über zwanzig Schuhformen, Kämmen und Nadeln, Spielbretter und Spielsteine, Altar und Kultbild sprechen zu uns von den Alltagsdingen des Lagerlebens.

Etwa 2000 Münzen aus Silber oder Bronze (eine einzige Goldmünze zeigt den Kopf des Nero) geben einen kurzen Überblick über Roms Geschichte von 268 v. Chr. bis 268 n. Chr.

§ 267. Die Römerlager an der Lippe bei Haltern.

1. Von Vetera Castra = Birten führte eine Straße durch das Pippetal aufwärts in das niederdeutsche Gebiet. Drusus hatte im Jahre 11 v. Chr. diese Einfallstraße benutzt auf seinem Zuge gegen Sugambren und Cherusker. Römische Standlager sicherten dem vorrückenden Heere Zufuhr und deckten im Notfall den Rückzug. Zwei Stellen sind bislang aus der Menge vermutlicher Stützpunkte mit Sicherheit als Römerlager erkannt: Haltern und Oberaden. Die Wallanlagen von Aneblinghausen bei Brilon im Mähnetale¹ deuten mit ihrer rechteckigen Gestalt, den abgerundeten Ecken, den vier Toren und dem äußeren Spitzgraben zwar auf römische Herkunft hin; es fehlt jedoch noch die Bestätigung durch Aufindung römischer Keramik². Die beiden andren Lager jedoch gaben reichen Aufschluß über ihren römischen Ursprung, wenn auch die Streitfrage, welches Lager als Aliso anzusprechen ist, noch offen bleiben muß.

¹ Mitteilungen der Altertumskommission für Westfalen III 99 ff., IV 131 ff.

² Vgl. Dragendorff a. a. O. IV 150.

mit gedeckter Halle und Kellerräumen, Wohn- und Amtsräume sind daran festgestellt. In der Retentura lagen zwei Kasernen, Waffenhalle und das 100×50 m große Magazin. Hinter dem Prætorium lag auch hier die Legatenwohnung mit gebieltem Atrium, Impluvium und Zisterne. Die an der via principalis liegenden Offizierswohnungen waren an den reichhaltigen Kleinfunden leicht zu erkennen.

Als dritte Anlage stellte man 1905 endgültig das alte Feldlager fest¹, das im Norden und Westen das später angelegte sog. große Lager an Ausdehnung übertrifft, während nach Osten das große Lager später vorgeschoben wurde. Es faßte auf quadratischem Raume von 600×600 m zwei Legionen, hatte nur einen Spitzgraben und an den Wällen keine Holzbefestigung. Im Jahre 2 v. Chr. muß es noch als Lager gedient haben, wie ein Münzfund nahelegt. Erst 4 n. Chr. bezog Tiberius in Germanien Winterlager; damals scheint das große Lager an Stelle des älteren gebaut zu sein. Im Jahre 9 n. Chr. fiel es dem Ansturm der Germanen zum Opfer, vielleicht hat Germanikus in den Jahren 14–16 den Platz aufs neue besetzt.

Als vierte und fünfte Anlage weist Haltern einen Stapelplatz am alten Lippeufer und ein Uferkastell auf². Jener war 15×18 m groß, durch vierfachen Wall und Graben gesichert. Der darin liegende Kornspeicher, dessen verbrannte Vorräte man wiederfand, war ein zweistöckiger Holzbau, der im Untergeschoß das Getreide, im Obergeschoß Töpfergeschirrbarg. Beides weist darauf hin, daß das Halturner Kastell das in Germanien vorrückende Heer mit Getreide und Hilfsmitteln zu versorgen hatte. Fand man doch im Waffenraum des großen Lagers an 300 Pila und in den Offiziersräumen Töpfe aus Arezzo. Östlich, nicht weit davon entfernt, lag das sog. Uferkastell, das für die Ausgrabetechnik dadurch wertvoll wurde, daß man beim Abheben der Füllerde den gewachsenen Boden klar erkannte und somit die Löcher für die Pfosten der Lagertore in dem gelben Boden feststellen konnte. Die Lippe floß in römischer Zeit mehr nördlich, ein Umstand, den die Ausgrabung von 1904 als sichere Tatsache bestätigte. Einschnitte im nahen Uferlande erinnern an Laderampen und Landungstreppen. Das Uferkastell diente dem Schutz des Schiffsverkehrs und versah wohl den Dienst des Proviant- und Truppennachschubs.

3. Hierin lag des Halturner Lagers Bedeutung: es deckte den in Germanien operierenden Truppen den Rücken. Ob man im Halturner Lager das bei Cassius Dio (54, 33) und bei Vellejus (II 120, 2) genannte Kastell von Aliso zu suchen hat, kann aus den bisherigen Funden nicht eindeutig festgestellt werden³. Vellejus kam mit Tiberius bis an die Elbe; er berichtet um 30 n. Chr., daß die Varianischen Flüchtlinge im Jahre 9 n. Chr. sich in das Lager an der Aliso- oder Elison-Mündung gerettet hätten. Tacitus berichtet zum Jahre 16, daß ein castellum Lupiae flumini appositum, das wohl mit dem kurz

¹ Mitt. V 1 ff.

² Mitt. III 1 ff. vgl. II 216 ff., IV 33 ff.

³ Zur Aliso-Frage vgl. Mitt. II 199 ff.

darauf genannten castellum Aliso sich deckt, von den Germanen bedrängt und von Germanikus entsetzt sei (Ann. II 7). Ob dieses Aliso-Kastell an der oberen, mittleren oder unteren Lippe gelegen, ist ebensowenig in der Überlieferung klargestellt. Gegen die Hypothese Haltern-Aliso hat bisher kein Fund etwas Stichthaltiges liefern können. Unter den elf Aliso-Hypothesen bleibt die von Schuchardt-Koepp und Schmidt-Bardeleben vertretene Ansicht, daß Haltern mit Aliso gleichzusetzen sei, wohl die wahrscheinlichste.

4. Hierfür sprechen folgende drei Beweismomente:

a) Es wurde errichtet mit der Front gegen die Sugambren. An den Lippequellen konnte Aliso nicht liegen, da die Sugambren ja sonst im Rücken des Römerlagers gelegen hätten. Das von Bellejus erwähnte Winterlager des Tiberius ad castrum Lupiae wäre sicher im Jahre 4 n. Chr. nicht errichtet worden, hätte Aliso in der Nähe gelegen. Auch die Varus-Schlacht setzt voraus, daß Aliso dem Rheine näher lag als dem Oberlauf der Lippe. Germanikus endlich baut nach Tacitus (Ann. II 7) den von den Germanen zerstörten „Altar des Drusus“ wieder auf, stellt aber nicht den Grabhügel der Varustruppen wieder her. Den einen konnte er sicher und leicht erreichen und beschützen, während der Grabhügel wohl 4 Tagemärsche entfernt sein mochte.

b) Das Alisokastell lag ferner nicht weit vom Rhein entfernt. Germanikus kehrt i. J. 16 nach dem Entsatze von Aliso an den Rhein zurück und zieht über die Emsmündung gegen die Cherusker. Haltern liegt etwa 40 km von Wesel und Vetera castra = Birten entfernt. Die Trümmer des Varusheeres konnten hier die erste Station erreichen, wo sie sich sicher fühlten.

c) Sodann spricht für Haltern-Aliso der Reichtum der Funde, aus denen man auf das ruhige Leben der Römer vor der Varuskatastrophe schließen kann. Etwa 70 Münzen von 200 v. Chr. bis Augustus fand man; unter diesen findet sich zahlreich die Lyoner Altarmünze, die seit dem 1. August des Jahres 12 v. Chr. als Erinnerung an die Einweihung des Augustusaltars zu Lugdunum = Lyon im Umlauf war. Es folgen die in dem Museum zu Haltern aufbewahrten Pila, Lanzen- und Pfeilspitzen, Schleuderbleie, mehrere tausend Geschützpfähle; sodann weist Haltern eiserne und irdene Töpfe, keramische Erzeugnisse in gelbroter, grauer, leuchtend roter Farbe. Hinzu kommen Trinkgeschirr aus feinstem Glas, Lampen z. T. mit Reliefdarstellung, Gemmen, Glasaugen. Handwerkszeug. Besonders wertvoll sind die neun Reliefbecher mit schönen Ornamenten und figürlichen Darstellungen. Aus Pergamon stammt ein Varus-Stein, den der türkische Archäologe Hamdy Bey dem Halturner Museum schenkte, mit der Inschrift: „Das Volk der Provinz Asia setzte diesen Ehrenstein dem Quästor Quintilius Varus.“

Diese reichhaltigen Funde weisen auf die Nähe der rheinischen Kulturzone hin. Von Vetera castra bei Wesel führte die etwa 40 km lange Heeresstraße, der heutige Weselerweg, zum Kastell. Die Lippe bildete nach Süden, das Sumpfbereich der Steder im Osten, die hohe Mark

im Westen, der Weselerweg im Norden sicheren Schutz. Hinzu kommt, daß der Geograph Ptolemäus Aliso etwa $\frac{1}{2}^{\circ}$ östlich von Vetera castra ansetzt (II 11, 14). Man darf das Halterner Kastell als wichtigsten Stützpunkt des niedergermanischen Einmarschgebietes betrachten und mit Aliso solange gleichsetzen, bis neue Tatsachen uns das Gegenteil zeigen.

§ 268. Oberaden.

Im Jahre 1905 entdeckte Prein, Pfarrer in Mathler bei Kamen, ein neues Lippe kastell¹, das von Dragendorff und Kropatschek sorgfältig ausgegraben wurde. Es ist ein unregelmäßiges Rechteck und liegt in der Babelung der Lippe mit der Seseke, etwa 40 km von Haltern entfernt. Es war ein Standlager, 750×400 m = 40 ha groß. Den Fabrikstempeln an den Töpferwaren nach zu urteilen, gehört es in die ältere Zeit des Augustus. Münzfunde lassen schließen, daß das Kastell vor 12 n. Chr. aufgegeben war; die gefundenen 150 Münzen gehören zu $\frac{3}{5}$ nicht zu den Lyoner, sondern zu den älteren Nimes-Münzen.

Wall und Graben sind aus Lehm, Flechtwerk verstärkte die Dammerde. Die Prätoria-Pforte lag nach Süden, Nord- und Westtor sind festgestellt, das Osttor fehlt noch. Im Abstand von 45 m wies die Schanze Türme auf. Im Innern sind Straßen, Brunnen- und Wasserbecken, Kasernen, Prätorium festgestellt. Man fand im Spitzgraben auf der Nordseite 300 wohlerhaltene Holzspeere = conti, in der Mitte zum Fassen verdünnt, 1,60—2 m lang, ohne Eisenspitze, mit den Namen der Zenturien oft versehen (Sabinus, Campanus, Varus). Diesen *pila muralia* begegnet man auch bei Cäsar (b. G. V 40; VII 82)².

Das an der *Via principalis* liegende Prätorium zeigt noch durch die Brandspuren die Grundlinien des Unterbaus, es ist 60×80 m groß, nicht weit davon lagen wohlverschaltete Zisternen-Brunnen. Am NW-Wall lagen zwei Wasserbehälter, $12 \times 4\frac{1}{2}$ m groß, die man nach germanischer Bauweise aus zwei Holzfässern herstellte, die man aufeinander setzte. Das eine Faß trägt einen römischen Namen. Diese Wasserbehälter in Tonnenform lassen auf ein altes Kastell schließen, das für lange Jahre die Grenze schützen sollte.

Ein Uferkastell liegt bei Oberaden, genau wie bei Haltern. Etwa 2 km vom Hauptlager liegend diente es dem Verkehrsschutz, indem von hier aus der Wachtdienst ausging, der sich auf Land- und Flußweg erstreckte. Vielleicht waren die beiden Punkte bei Oberaden und Haltern im Anfang Land- und Stapelplätze mit militärischer Bedeckung; dann folgte des Drusus, Tiberius und Germanikus Vormarsch³.

Oberaden mag dem von Cassius Dio genannten Kastell am Zusammenfluß von Lippe und Elison entsprechen; das Aliso des Tacitus ist es nicht. Als Ergebnis stellen wir fest, daß Aliso bisher nicht sicher gedeutet werden konnte, daß aber die beiden Lager an der Lippe deutlich

¹ O. Prein, Aliso bei Oberaden 1905.

² Vgl. Kropatschek, Arch. Jahrbuch XXIII 79 ff.

³ Die Funde befinden sich im Museum der Stadt Dortmund, eine abschließende Veröffentlichung ist noch nicht erschienen, vergl. Korrespondenzblatt der Westd. Zeitschr. für Gesch. und Kunst 1907 Nr. 60.

die Absicht der Eroberer verrieten, von hier aus in das Herz Deutschlands vorzubringen¹.

Ob die mit der Alisofrage verbundene Frage nach der Örtlichkeit der Varusschlacht noch einmal gelöst wird, hängt von weiteren Funden und Ausgrabungen ab. Bislang gibt es noch vier Hypothesen mit verschiedenen Abstufungen:

1. Detmold-Gruppe
 - a) Senne nach Klostermeier,
 - b) Winfeld nach Neubourg,
 - c) Berlebecketal,
 - d) Dörenchlucht nach Delbrück,
 - e) Stapelage-Örlinghausen nach Höfer,
 - f) Hiddesen nach Stainford.
2. Osning-Gruppe
 - a) Dülstrup nach Justus Möser.
 - b) Habichtswald nach Knoke.
3. Nord-Gruppe
 - a) Barenau nach Mommsen,
 - b) Wittefeld nach Müller von Sondermühlen,
 - c) Damme nach Böcker,
 - d) Marl Hunteburg nach Dünzelmann.
4. Süd-Gruppe
 - a) Beckum nach Esselen, neuerdings vertreten durch Kornemann, vgl. Neue Jhrb. 1922 S. 53 ff.
 - b) Werl nach Hülsenbeck².

Der Name Saltus Teutoburgiensis (Tac. ann. I 60) wird erst seit Cluverius, der in seiner Germania antiqua 1631 die Varusschlacht in die lippischen Wälder verlegte, dem heute so benannten Gebirgszuge beigelegt. Hier liegt das Ewig = Unsichere jeglicher Varus = Forschung. Der Paderborner Fürstbischof Ferdinand von Fürstenberg (1661 – 1683) hätte gern Elson als Aliso bei Paderborn festgelegt; die Varusschlacht müßte dann diesem festen Punkt sich fügen. Es gibt jedoch der Flüsse mit dem Namen Else so viele, daß von hier aus der Ort Aliso und der Bach Elison nicht zu bestimmen ist. Am wahrscheinlichsten wird die Detmolder Gegend als Kampfplatz angesehen werden können, weil der Abstand von dem Lippekauf als Zufluchtsort den Angaben bei Tacitus (Ann. I 60) am besten entspricht³. Die Grotenburg hieß ehemals der „Teut“, an ihrem Fuße liegt der „Teutehof“. Mag die Forschung sich hier mit Hypothesen begnügen, so bringen doch Haltern und Oberaden die alte Frage in ein festes Geleis. Die Zeit weiterer Aufdeckung des römischen Vorrückens in den Nordgau Deutschlands dürfte die römisch-germanische Limes-Forschung zum Abschluß bringen.

¹) Der Operationslinie des Drusus, Tiberius, Germanikus folgte die eine der beiden Haupthandelsstraßen in das freie Germanien. Die andere führte im Osten an der Donau her an die Oder und Weichsel bis zur Ostseeküste, wie die zahlreichen römischen Funde in Schlesien, Posen und Ostpreußen beweisen.

²) Vgl. Cramer, Deutschland in römischer Zeit, Börsen 1920, 31.

³) Vgl. Wilisch, Der Kampf um das Schlachtfeld im Teutoburger Walde Neue Jahrb 1909 I 323. Th. Mommsen, Die Örtlichkeit der Varusschlacht. Ges. Schriften. Bd. IV. S 200 ff. O. Henke = B. Lehmann, Die neueren Forschungen über die Varusschlacht. 1910. Gym. Bibl. F. Knoke, Der röm. Tumuluf auf dem Schlachtfelde des Teutoburger Waldes. 1927. Derf., Die Kriegszüge des Germanikus in Deutschland². 1922.



Abb. 77. Griechische Münzen (Zehndrachmenstücke). 1. Syrakus, Vorderseite (480 v. Chr.). 2. Athen, Rückseite (480 v. Chr.). 3. Syrakus, Vorderseite. Blütezeit.

Metrologisches.

Vorbemerkung. Die Einheit beim Zählen heißt in Rom as (= assis, vier-eckiges Metalltäfelchen), als Zahlzeichen I. Dieses Ganze zerfällt nach dem Duodezimalsystem in zwölf Teile, unciae, Unzen (= $\frac{1}{12}$).

§ 269. I. Längenmaße.

Der as ist hier die Fußlänge.

1. Kleinere Längenmaße.

1	Fuß, <i>πούς</i> , pes = 16 <i>δάκτυλοι</i> , <i>digiti</i> , Fingerbreiten = 12 <i>unciae</i> oder <i>pollices</i> , Zoll	0,296 m
$1\frac{1}{2}$	" = 1 Elle, <i>πῆχυς</i> , <i>ulna</i> oder <i>cubitus</i>	ca. 0,45 "
$2\frac{1}{2}$	" = <i>βῆμα</i> = pes <i>sestertius</i> , <i>gradus</i> oder <i>gressus</i> = der gewöhnliche Schritt	" 0,75 "
5	" = <i>βῆμα διπλοῦν</i> , <i>passus</i> = 1 Doppelschritt (Einheit des römischen Wegemaßes)	" 1,50 "
6	" = <i>δρυιά</i> (Klasterweite der Arme)	" 1,80 "
10	" = <i>δεκάπους</i> , <i>decempeda</i> oder <i>pertica</i> (Meßstange der Feldmesser)	" 3, — "

2. Größere oder Wegemaße:

120	Fuß = 12 <i>decempeda</i> = <i>actus</i>	ca. 36, — m
100	" = 1 <i>πλέθρον</i>	" 30, — "
600	" zu 0,32 m = 1 olympisches <i>στάδιον</i> = 6 <i>πλέθρα</i> = 100 <i>δρυιαί</i>	" 192, — "
500	" zu 0,32 m = (gewöhnlich) 1 Itinerarstadion (zur Berechnung der Wegestrecken bei Märschen)	" 160, — "
600	" zu 0,30 m = 1 griech.-röm. Stadion	" 180, — "

5000	„	= 1 milliarium = mille passus = 8 olymp. oder etwa 10 Itinerarstadien = 1 römische Meile „ 1,5 km
15000	„	= 1 perſiſcher παρασάγγης = 30 Itinerar- stadien = 1 Wegeſtunde „ 6 „
25000	„	= 5 millia passuum = 40 olympiſche oder 50 Itinerarstadien = 1 geographiſche Meile „ 7,5 „

Plethron und actus ſind benannt nach der vom Pflugſtier in einem Gange durchſurchten Strecke, das olympiſche Stadion nach der Länge der Rennbahn in Olympia vom Ablauf bis zum Endziel.

3. Weitere Entfernungen werden durch Tagereifen oder Tagemärſche bezeichnet: δ σταθμός (= Halteplatz während der Nacht) = iter.

Auf den römischen Landſtraßen befindet ſich jedesmal in der Entfernung einer römischen Meile ein Meilenſtein; lapis oder milliarium (sc. marmor); gemessen wurde von dem vergoldeten Meilenzeiger auf dem Forum in Rom aus.

§ 270. II. Flächenmaße.

Der as für die Landmeſſung iſt das iugerum, ein Rechteck von 240 Fuß Länge und 120 Fuß Breite (die Tagesarbeit des Pflugſtieres).

1 Morgen iugerum	= 0,25 ha
1 □-Fuß, πούς, pes quadratus oder constratus . . .	= 0,09 qm
1 saltus (die Maßeinheit für die Waldwirthſchaft) = 800 iugera = 200 ha.	

§ 271. III. Hohlmaße.

1. Für Flüssigkeiten.

1 römischer Kubikfuß, quadrantal, amphora, cadus =	$\frac{2}{3}$ att. ἀμφορέως μετρητής . .	26, — l
1 ¹ / ₂ „ „	= 1 μετρητής (= $\frac{3}{4}$ μέδιμνος)	
	= (80 röm. Pfd. Wein = 1 ägine- tiſches Talent)	39, — l
20 „ „	= 20 amphorae = 1 culeus (Faß)	525, — l
$\frac{1}{2}$ „ „	= 1 urna	13, — l
$\frac{1}{8}$ „ „	= 1 congius = 1 χοῦς = $\frac{1}{12}$ μετρητής	3,28 l
$\frac{1}{96}$ „ „	= 1 hemina = 1 κοτύλη = etwa $\frac{1}{4}$ l	0,27 l
$\frac{1}{576}$ „ „	= 1 κθαδος = 1 cyathus (Becher)	0,05 l

Der cyathus iſt die Unze für das bei Gelagen übliche, einen sextarius (0,54 l) faſſende Trinkgeſäß; nach dieſem Maße erfolgt die Miſchung von Wein und Waſſer.

2. Für trockene Gegenstände (Getreide usw.).

$\frac{1}{24}$	Kubikfuß	= 1 χοῖνιξ	= 4 κούβαι	= 2 sextarii	. .	1,10 l
$\frac{1}{3}$	"	(= $\frac{1}{3}$ amphora)	= 1 modius (ἐκτεύς)	. .		8,75 l
2	"	(= 2 amphorae)	= 1 μέδιμνος (medimnus) =			
		1 Scheffel	= 6 modii		52,5 l

Mit Ausnahme des congius = χοῦς, der urna, der amphora und des μετρητής gelten die übrigen genannten Hohlmaße für flüssige auch als Hohlmaße für trockene Gegenstände.

Während der medimnus (Scheffel) die Getreidemasse bezeichnet, die ein Mann tragen kann, ist χοῖνιξ das Maß von Weizen, dessen der Mensch zur täglichen Nahrung bedarf. Nach dem Hohlmaße und nicht nach dem Gewichte werden die meisten Waren verkauft; ja selbst die Tragfähigkeit der Schiffe wird nach Amphoren berechnet.

Das Gewicht findet vorzüglich bei Metallen und hier insbesondere bei der Münze Verwendung.



Abb. 78. Tetradrachmenstück von Syrakus. Rückseite von Abb. 77.

§ 272. IV. Gewichte und Münzen¹.

1. Griechische (attische):

			Bewicht in g	Metallarten	Belwert in \mathcal{L}
	1 <i>χάλκοδος</i>		0,09 "	a) Kupfermünze (Schreibmünze)	0,015 "
	1 <i>δβολός</i> [Spieß]		0,73 "	b) Silbermünze, die in Griechenland immer die gangbare Münze bildet	0,13 "
	1 <i>δραχμή</i> [Σταδοπ]	6 "	4,73 "		0,79 "
	1 <i>τετραδραχμιον</i> [= Vierdrachmenstück mit Athenskopf u. Eule]	24 "	17,47 "	Die gangbarste Silbermünze	3,00 "
	1 <i>μνα</i>	600 "	437,-- "	Keine Münze, sondern nur Wert-	78,60 "
1 <i>τάλαντον</i> [= Waage, Last]	6000 "	36000 "	26196,-- oder 26,2 kg	Bestimmung	4715,-- "
			8,74 g	c) Goldmünze	20,-- " (= 12 × 1,60)

Der perische *Λαριεύς* [σπαρής] und der attische *σπαρής*

Das gewöhnliche Wertverhältnis des Goldes zum Silber ist 12:1. Sparta benutzte nur eisernes Geld von stabförmigen oder runden Barren.

¹ Schöne Abb. bei H. Bürger, Griechische Münzen, Bibl. d. Kunstgesch. hg. von Max Tietze. Leipzig 1922.

2. Römische (Luch. J. 244—255 u. 255):

a) Gewichte:

1	as, libra, Pfund	327,— g (= $\frac{1}{3}$ kg)
$\frac{1}{2}$	„ semis oder semissis	163,7 „
$\frac{1}{12}$	„ uncia	27,3 „
$\frac{1}{288}$	„ srip[t]ulum	1,14 „

b) Münzweisen:

a) Die älteste Zeit einfacher Naturalwirtschaft kennt wie überall so auch in Rom nur Tauschhandel, und als Wertmesser dient das Vieh (pecunia), Schafe und Rinder, so daß pecunia stets die Bezeichnung für Geld bleibt. Sobald aber das Kupfer Wertmesser wird, da wird es zunächst ungemünzt und ungestempelt (aes rude), so wie es ist, gewogen: pendere heißt darum „wägen“ und „zahlen“. Indem der Staat weiter das Metall mit seinem Stempel versehen und dadurch nicht nur für die Reinheit, sondern auch durch eine Wertziffer für das Vollgewicht garantiert, ist die Münze geschaffen: eine Neuerung der Decemviren.

Die Prägestätte am Tempel der Juno Moneta (daher „Münze“) wird aber erst mit der Einführung der Silberwährung (268 v. Chr.) eingerichtet und steht unter der Aufsicht von 3 Münzmeistern (triumviri monetales auro, argento, aeri flando [gießen] feriundo). Das Wertverhältnis von Gold, Silber und Kupfer ist in Rom im allgemeinen wie 100 : 10 : 1.

β) Von 452—268 herrscht die Kupferwährung:

1 as libralis = 1 Pfund Kupfer	0,50 Mk.
1 uncia	0,04 „

γ) Von 268—30 v. Chr. gilt die Silberwährung, während das Kupfer zur bloßen Scheidemünze herabsinkt (seit 217).

Der Sesterz = $2\frac{1}{2}$ Neu-As (= 1 Alt-As; Wertzeichen HS = duo semis = $2\frac{1}{2}$; irrtümlich HS geschrieben)	0,20 Mk.
Der Quinarius = 5 as (Wertzeichen V = 5)	0,40 „
Der Denar(ius) (= 1 Drachme; Wertzeichen X = 10) = 4 Sesterzen = 10 as	0,80 „
Seit 217 gilt der As nur mehr $\frac{1}{16}$ des Denarius, $\frac{1}{4}$ des Sesterz	0,05 „

δ) Mit der Kaiserzeit beginnt die Goldwährung.

Weiter geprägt wird Cäsars aureus = $\frac{1}{40}$ Pfund = 25 Silberdenare = 100 Sesterzen	17,20 Mk.
Konstantins Solidus beträgt $\frac{1}{72}$ Pfund	10,— „

Die Vorderseite (Avers) der Münze zeigt in der Regel einen Götterkopf (in Athen z. B. das Haupt der Pallas, in Rom das des Janus), die Rückseite (Revers) Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse oder mythologische Beziehungen (in Athen z. B. die Eule, das Wapen der Stadt, in Rom häufig einen Schiffsbug — proa — oder ein Zwei- oder Biergespann; die Denare hießen danach auch bigati oder quadrigati). An der Stelle des früheren Götterkopfes erscheint in der römischen Kaiserzeit auf der Vorderseite der Kopf des Herrschers. Die Prägung der Scheidemünze verbleibt dem Senate, der sie mit seinem S.[enatus] C.[onsulto] verfährt¹⁾.

1) Nach dem Material der Ciceronischen Reden und Briefe hat Hermann Schulz (Der Geldwert in Ciceronischer Zeit. Sokrates, 2. Jahrg. 1914. S. 175 ff.) in Anlehnung an Andreas Walthers (Geldwert in der Gesch. Vierteljahrsschrift für Sozial- u. Wirtschaftsgeschichte. X. 1911) annähernd eine Beziehung zwischen der Kaufkraft des damaligen und des heutigen Geldes wie 1 zu 3 herausgerechnet

Der Sesterz, auch nummus schlechthin genannt (HS oder HSN oder bloß N), bildet, obgleich er die kleinste Silbermünze der Republik und später nur in Kupfer ausgeprägt ist, die Grundlage des römischen Rechnungswesens.

Sesterzenrechnung. Zu den Zahlen 1—1999 wird das masc. sestertius (= 1 Sest., sc. nummus) hinzugefügt; zur Bezeichnung von 2—999 Tausenden wird nur die betreffende Anzahl der Tausende in der Form der Kardinal- oder Distributivzahl zu dem neutr. plur. sestertia (= 1000 Sest., sc. millia, also urspr. adjektivisch, später als neutrales Subst. plur. tantum geföhlt) unter Weglassung von millia gesetzt; von 1 Million ab wird nur das gewöhnlich nachgestellte Zahladverbium unter Weglassung des ständig gleichbleibenden Faktors centena millia mit dem zum neutralen Subst. sing. tantum hypostasierten sestertium (= 100 000 Sest.) verbunden, das nötigenfalls auch dekliniert werden kann (z. B. Tacitus ann. XII 58: centies sestertii largitione = durch Schenkung von 10 Mill. Sest.). So heißt nun 10 Sest. decem sestertii — durch Zeichen ausgedrückt HSX—, 1000 Sest. mille sestertii — HSM—, 10 000 Sest. decem millia sestertiorum oder abgekürzt decem (oder dena) sestertia — HSXM oder HSX—, 1 Mill. Sest. vollständig decies centena millia sestertium oder abgekürzt sestertium decies — HS[X]—, HS[C] = 10 Mill. Sest., HS[CC] = 20 Mill. Sest. usw.

§ 273. V. Zeitrechnung.

1. Das attische „große Jahr“ umfaßt eine Periode von 8 Jahren (Oktæteris), 5 gewöhnliche + 3 Schaltjahre. Das gewöhnliche Jahr von 12 abwechselnd 30- und 29tägigen Mondmonaten zählt 354 Tage. Die im 3., 5. und 8. Jahre eingestellte Schaltung von 30 Tagen bringt diese Schaltjahre auf 384 Tage.

Der Schaltmonat (*μὴν ἐμβόλιμος*) selbst ist dem Gesetz des Monatswechsels entsprechend bald hohl, bald voll. Die Oktæteris besteht also aus $12 + 12 + 13 + 12 + 13 + 12 + 12 + 13 = 99$ „Monden“ (à $29\frac{1}{2}$ Tag, genauer 29 Tag $12\frac{3}{4}$ Std.) oder aus $5 \times 354 + 3 \times 384$ Tagen = 2922 Tagen (genauer $2923\frac{1}{4}$ Tage). Das ergibt, durch 8 dividiert, im Durchschnitt $365\frac{1}{4}$ Tag fürs Jahr. Auf diese Weise ist wohl der Einklang mit dem Sonnenlauf annähernd herbeigeföhrt, nicht aber mit dem Mondlauf, der doch als die Grundlage für diese Zeitrechnung vorschwebt. In den letzten Zeiten des Perikles wird daher ein (verbesserter) 19-jähriger Zyklus mit 7 Schaltjahren eingeföhrt.

Jahresanfang ist der 1. Neumond nach der Sommer Sonnenwende zur Zeit der Ernte, gleichsam zwischen der auf- und absteigenden Jahreshälfte. Die Monate heißen: 1. *Ἑκατομβαιῶν* (Juli), 2. *Μεταγεινιῶν* (Aug.), 3. *Βοηδρομιῶν* (Sept.), 4. *Πνανεσιῶν* (Okt.), 5. *Μαιμακτεριῶν* (Nov.), 6. *Ποσειδεῶν* (Dez.) — im Schaltjahr hier ein zweiter Poseideon eingeschoben —, 7. *Γαμηλιῶν* (Jan.), 8. *Ἀνθεστηριῶν* (Febr.), 9. *Ἐλαφηβολιῶν* (März), 10. *Μουνιχιῶν* (April), 11. *Θαργηλιῶν* (Mai), 12. *Σκιροφοριῶν* (Juni).

Der Monat zerfällt in 3 Dekaden. Der 1. Tag ist der Neumondstag: *νομηνία*. Die folgenden Tage der Dekaden heißen: *δευτέρα* (*πρώτη*) — *δεκάτη μηνὸς ἱσταμένου* (*ἀρχομένου*), *μεσοδντος* oder *ἐπὶ δέκα* und *φθινότος* (*πανομένου*); in dieser letzten Dekade werden jedoch die Tage rückwärts gezählt. Der letzte Monatstag heißt „der alte und der neue (Mond)“: *ἔνη και νέα* (*σελήνη*).

2. Das römische Jahr (annus) scheint nach unserer Überlieferung ursprünglich 10 Monate (oder 304 Tage) — das sog. romulische Jahr — gezählt haben: Martius, Aprilis, Maius, Junius, Quinctilis (Julius nach Cäsar), Sextilis (Augustus nach Oktavian gen.), September, October, November, December; durch Numa sollen der Januarius und der „Sühnemonat“ Februarius hinzugefügt sein. Wenig-

stens wird das 10monatige Jahr späterhin noch für politische Verträge, geschäftliche Vereinbarungen und die Trauerzeit festgehalten. Das 12monatige Jahr zählt, da März, Mai, Juli und Oktober (Merkwort: **Wilmol**) von alters her 31 Tage, der Februar 28, die übrigen 7 Monate 29 Tage hatten, im ganzen 355 Tage.

Zwar suchten die mit der Ordnung des Kalenders betrauten Pontifices durch Einlegung eines 22tägigen Schaltmonates in jedem 2 Jahre, eines 23tägigen in jedem 4. Jahre den Einklang = $355 + 377 + 355 + 378$ des von Numa bis auf Cäsar geltenden Mondjahres mit dem für die Landwirtschaft allein maßgebenden Sonnenjahre herzustellen; indes verfahren sie dabei teilweise mit einer solchen Willkür, daß Cäsar als Pontifex Maximus sich veranlaßt sieht, mit Hilfe des alexandrinischen Mathematikers und Astronomen Sosigenes hier endlich Ordnung zu schaffen. Das Jahr 46 v. Chr. muß er um 3 Monate zu insgesamt 90 Tagen verlängern; dieser annus confusionis ultimus erreicht also die Länge von 445 Tagen.

Der **Julianische Kalender** mit einer Jahresdauer von 365 oder — nach je 4 Jahren — 366 Tagen tritt am 1. Januar 45 v. Chr. in Kraft.

Er war bis zum 14. 10. 1923 in Kraft bei den Russen, die seit 1900 bereits 13 Tage gegenüber den Westeuropäern im Rückstande waren; denn diese hatten den verbesserten Kalender Gregors XIII. angenommen, der im Jahre 1582 zum Ausgleich 10 Tage überschlug (indem er auf den 4. sofort den 15. Oktober folgen ließ) und festsetzte, daß in Zukunft je 3 Säkularjahre gemeine bleiben, jedes 4. Säkularjahr ein Schaltjahr sein sollte¹⁾.

Der Jahresbeginn wird von Cäsar auf den seit längerer Zeit (153 v. Chr.) üblichen Tag des Amtsantrittes der Konsuln, den 1. Januar, verlegt. Die Monate erhalten ihre noch heutige gültige Dauer. Der Schalttag wird als oeddopelter 24. Februar gezählt: dies bis sextus ante Kal. Mart. Daher heißt das Schaltjahr annus bisextilis oder bisextus.

In jedem Monate gibt es drei feste Punkte:

1. Kalendae (Kal.) = 1. Tag,
2. Nonae (Non.) = 5.; der 7. } in den alten 31tägigen Monaten
3. Idus (Id.) = 13.; der 15. } März, Mai, Juli, Oktober.

Ursprünglich bezeichnet der Plural Kalendä sämtliche 9 noch dem letzten Monduntergange folgende (von den Pontifices „auszurufende“) Tage (genauer Nächte) des 1. Monatsdrittels, Nonä die des 2., Idus die des letzten Monatsdrittels. In diesem zählt man auch in Griechenland rückwärts, ein Brauch, der in Rom auf alle 3 Teile des Monats übertragen worden ist. Da später aber der 1. Monatstag — Kalendä — mit dem Erscheinen der bald den 2., bald den 4. Abend nach dem letzten Untergang sich zeigenden neuen Mondichel einsetzt, so fällt folgerichtig der Nonenanfang auf den 7. bzw. 5., der Idusbeginn auf den 15. bzw. 13. Tag des Monats, und die Plurale erhalten den Singularbegriff des betreffenden einen Tages.

Von diesen festen Punkten aus wird also durch Rückwärtszählen das Datum gewonnen. Der Tag vor jenen Abschnitten wird durch pridie c. acc. bezeichnet; die andern Tage durch ante diem c. acc. und zwar so, daß man beim Abziehen die beiden Brenztage einrechnet.

Unsere 7tägige Planetenwoche (hebdomas) ist erst gegen Ende der Republik unter orientalischem Einfluß aufgekommen und erst um 200 zu allgemeiner Geltung gelangt, wie auch die Benennung der Wochentage nach den Planeten; dies Saturni, Solis, Lunae, Martis, Mercurii, Jovis, Veneris. Vorher gibt die 8tägige Woche, d. h. die Zeit zwischen zwei Markttagen, „die Neuntagezeit“ (internundinum tempus) nach römischer Zählweise unter Einrechnung beider Markttag, die selbst nundinae

¹⁾ Das von Cäsar auf 365¹/₄ Tage angelegte Jahr ist nämlich um 11 Min. und 12¹/₂ Sek. zu lang gegenüber dem astronomischen Jahre, bleibt also um ebensoviel hinter diesem zurück.

(aus novem und dies, sc. feriae) heißen und, ohne gerade Festtage zu sein, doch als Ruhe- und Erholungstage betrachtet, und zwar zu Gerichtsitzungen, doch nicht zu Volksversammlungen verwendet werden, um dem regen Marktverkehr keinen Eintrag zu tun. Da an den Markttagen viele Leute in Rom zusammenströmen, so werden an ihnen die Gesetzesanträge bekanntgemacht (promulgiert), die Abstimmung über dieselben aber erst auf den drittnächsten Markttag oder einen Tag der folgenden Woche anberaumt (comitia in trinum nundinum — sc. tempus — indicta sunt).

Der Tag wird nach dem Zeiger der Sonnen- oder Wasseruhren (*ὥρολόγιον ἡλιακόν*, solarium = Sonnenuhr; *κλεψύδρα* = Sand- oder Wasseruhr), die aber in Rom erst durch die Griechen bekannt wurden¹, in 12 Stunden von je nach der Jahreszeit bald längerer, bald kürzerer Dauer, die Nacht — zunächst für den Militärdienst — in vier Wachen à 3 Stunden (vigiliae), in Griechenland in drei à 4 Stunden (*φυλακαί*) geteilt.

Im alltäglichen Leben behilft man sich mit ungefähren Zeitbestimmungen: *ἄρθρος* (Morgen), gallicinium (Zeit des Hahnenschreies), mane (früh), ortus solis, *πρωή* (in der Frühe, bis 10 Uhr), *ἀγορᾶς πληθούσης* (10—12 Uhr vormittags), ad und ante meridiem, *μεσημβρία* = meridies (Mittag, 12—2 Uhr), *δειλη* (Nachmittag von 2 bis Abend), post meridiem, *suprema* (sc. tempestas diei, Spätnachmittag), *ἑσπέρα* = vespera (Abend), occasus solis, crepusculum (Abenddämmerung), *luminibus accensis*, *concupia nocte* (zur Zeit des ersten tiefen Schlafes), *intempesta* oder *multa nox* (tiefe, späte Nacht), *μέσση νύκτες* = media nox (Mitternacht), *de media nocte* (die Zeit unmittelbar nach Mitternacht).

Der von den Pontifices aufgestellte und seit 304 v. Chr. regelmäßig veröffentlichte Kalender (fasti, Kalendarium) enthält die Tage des Jahres, geordnet:

1. nach politischen, nur für die Magistrate maßgebenden Gesichtspunkten:
 - a) in dies F.(asti), der Rechtspflege gewidmete Tage,
 - b) in dies N.(efasti), an denen das öffentliche Leben gänzlich ruht;
2. nach religiösen Gesichtspunkten:
 - a) in dies festi oder feriae, Festtage (mit den dies nefasti zusammenfallend), bei denen man unterscheidet:
 - α) feriae stativae, d. h. festliegende Feiertage (wie die der Juno hl. Kalendä und die dem Jupiter geweihten Idus, die stehenden Spieltage usw.),
 - β) feriae conceptivae, d. h. bewegliche Feste (wie besonders die feriae Latinae, deren Monatstag angesagt wird),
 - γ) feriae imperativae, außerordentliche, vom Magistrat, Pontifex oder Senat anberaumte Bußtage und Dankfeste: supplicationes, gratulationes;
 - b) in dies profesti, Werktage.

Das abergläubische Volk scheidet ängstlich zwischen dies religiosi (atri, z. B. dies Alliensis = 18. Juli), die ihm als Unglückstage zur Vornahme gewisser Handlungen im Privatleben bedenklich erscheinen, und dies puri (albi), die von solchen religiösen Bedenklichkeiten frei sind.

¹ Vergl. H. Diels, Antike Technik³. 1924. S. 155 ff.

Die offizielle Datierungsweise der Jahre erfolgt nach den eponymen Magistraten: in Athen nach dem Archon eponymos (z. B. ἐπὶ Ἐδουλείδου ἀρχοντος = 403 v. Chr.), in öffentlichen Urkunden nach den Prytanien, in Sparta nach dem ersten der Ephoren, in Argos nach den Dienstjahren der Herapriesterin, in Rom nach den beiden amtierenden Konsuln (z. B. Marco Tullio Cicerone Caio Antonio Hybrida consulibus = 63 v. Chr., aber Cicerone et Antonio consulibus).

Für die historische Chronologie kommt im 3. Jahrh v. Chr. durch den sizilischen Geschichtschreiber Timaios die Olympiadenzählung auf, die, mit 776 v. Chr. beginnend, den 4jährigen Zeitraum zwischen zwei olympischen Festfeiern als Einheit (Olympiade) nimmt und innerhalb dieser Einheit nach Jahren zählt (z. B. das 3. Jahr der 44. Olympiade = $776 - [43 \times 4 + 3] = 601$ v. Chr.); in Rom seit dem Ende der Republik die Zählung ab urbe condita (751 nach der Ara Ratos d. A. (234–149 v. Chr.), 753 nach der Ara Barros (116–28 v. Chr.).



Abb. 79. Münze von Metapont.
2. Hälfte des 6. Jhrds.



Namen- und Sachverzeichnis.

- A**berglauben 370
 Accius 202
 Adelsherrschaft bei Homer 109
 Adilen 289, 290
 aedes Vestae 337
 Aeneis 208
 Askulap 395
 Afrikanus, Sextus Julius 74
 Agathias (Epigrammsammlung) 55
 ager publicus 296
 agger 438
 Agias 425
 Agonistik, griechische 359
 Agonothet 121
 Agora von Athen 188
 Agrikola des Tacitus 243
 Ajchines 10, 101, 102
 Aischylos 39, 121, 130
 Aijopos 56, 217
 Akademie 82, 90
 Akropolis von Athen 181
 alae 305
 Albertus Magnus 93
 Alexander der Große 48, 152
 — und die Geschichtschreibung 69
 Alexanderroman 71
 Alexanderschlacht, Gemälde der 432
 Alexander von Abonuteichos 406
 Alexandraia 48
 Alexis von Thurtoi 48
 Aliso 442, 444
 Aliso-Halter 445
 Alis Aristides 406
 Alkaios 33
 Alkman 36
 Alpenvorland, Eroberung des 434
 Altar 360
 Altis 422
 Altertumskunde in Rom 236
 Ambrosius 226
 Ammianus Marcellinus 248
 Amphitheater 397, 427, 430, 436
 — in Pompeji 430
 Amphiteatrum Flavianum 338
 Anabasis Xenophons 65
 — des Arrian 71
 Anakreon 36
 Anakreontea 55
 Analogiezauber 384
 Anaxagoras, 77, 79, 91, 368
 Anaxandridas (Komiker) 48
 Anaximandros 75
 Andokides 97
 Andromachos 54
 Animismus 347, 385
 Annabergkastell 443
 Anna Perenna 382
 annales maximi 237
 Annalen des Livius 238
 — des Tacitus 245
 Annalisten 237
 Anselm von Canterbury 93
 Anthologia Palatina 32, 56, 58
 — Planudea 58
 Anthropomorphismus 353, 354
 Antigone 41
 Antimachos von Kolophon 38
 Antipater 102
 Antiphanes (Komiker) 48
 Antiphon 97
 Antisthenes 88, 191
 Anyte 59
 Aphrodite 352, 377
 Apollo 376
 Apollon 353, 362, 375, 395, 399
 Apollonarios (Psalmenübersetzer) 58
 Apollonios Rhodios 51, 220
 Apollonios von Tana 406
 Appianos 73
 Appianus Claudius Cacus 252
 Apulejus 221
 Aquädukte 330
 Araber und Westeuropa 94
 Aratos 51, 54, 217
 Archilochos 29
 Archonten 157
 Areios 56
 Ares 352, 377
 Areopag 157, 188
 Ariadne 351
 Arion 36, 38
 Aristippos von Kyrene 89, 90
 Aristophanes 46
 Aristobulos 70
 Aristoteles 83, 92, 93 u. 93, 1; 94, 191, 361
 — und die Geschichtschreibung 68
 Arrian 71
 ars poetica des Horaz 213

Artemis 348, 351, 376
 — Brauronia 187
 Artillerie, griechische 146, 147
 — römische 275
 Arvalbrüder 391
 — ihr Kultlied 196
 asiatischer Stil 252
 Asinius Pollio 207, 237
 Asklepiades 50
 Asklepios 371
 Astrologie 408
 Atellana 202
 Athen, Topographie 179 ff.
 — Geschichte 180
 Athena 351, 352, 374
 — Promachos 185
 Atrium 304, 305
 Athidographen 69
 Attikus 236
 Attis 407
 Attizismus 252
 Aufklärung 368
 Augurn 390, 393, 394
 Augustalen 391, 400
 Augustinus 93, 250
 Augustus 49, 55, 237, 292
 — und die Literatur 206, 210
 aurelianische Mauer 325
 Aurelius Viktor 249
 Ausgrabungen in Athen 183
 — in Delphi 421
 — in Haltern 243
 — in Korkyra 420
 — in Mykenä 414, 415
 — in Oberaden 446
 — in Olympia 422
 — in Pergamon 426
 — in Pompeji 428
 — in Rom 328
 — auf der Saalburg 440
 — in Tiryns 414
 — in Troja 416
 Ausonius 222, 229
 Auxiliartuppen 272

Baale 408
Babrius 59
Bakchylides 37
Barttracht, griechische 169
Batrachomyomachie 27
Beamten, römische 288
Beinschienen 135
 — bei Homer 116
Belagerung 273 f
Belagerungsgerät 275
Beleuchtung, römische 312
Beloä (Historiker) 142, 2
Beredsamkeit, griechische 95 ff.
 — römische 251 ff

Berosos 73
Berufssoldaten in Rom 268
Berufsoffiziere in Rom 270
Bessarion, Kardinal 93, 1
Bestattung in Griechenland 175
 — bei den Römern 320, 321
Bewaffnung, griechische 135, 139, 144
 — römische 263, 269, 271, 272
Bibel, in griechischen Versen 58
Bibliotheken 48
Bibliothek, pergamentliche 427
Biographie in Rom 235
Bion 52, 210
Boethius 93, 1
Bogazköi 104
Bogen bei Homer 116
Brasidas 139
Briefe Ciceros 257
Brücken über den Tiber 330
Bühne u. Bühnenhaus 124, 129
Bukolik 50
Burgen, homerische 111
Bürgerrecht, römisches 284, 295
Bürgererschaft, römische 283

Cäcilius (Komödiendichter) 201
Cälius (mons) 345
campus Martius 342
canabae 434
carmen 196
Cäsar 235, 269
castra (s. auch Lager) 276
Centonen 225
Centurio 264, 270
Ceres 380, 395
Chariten 372
Charon von Lampakos 60
Chiton 167, 168
Chlamys 167, 168
Choiilos von Samos 27
Chor, tragischer 127
Choregen 121, 131
Chorhrik 33, 36 f.
Christentum 409
christliche Dichtung 65 ff, 273 ff
Chronograph vom J. 354, 250
Chrysispos 88
Cicero 66, 91, 205, 253, 289, 402
Ciceros Nachleben 258
Cincius Alimentus 232
circumvallatio 273
Cirkus Maximus 342
cohors 268, 270, 272
 — praetoria 270, 272
 — urbana 272
 — vigilum 272
Cölius Antipater 233
collegium scribarum 198
comitia 283

comitia curiata 285
 — centuriata 286
 concilia pl. bis 286
 contaminatio 198
 contiones 283
 corpus iuris 298
 curia 283, 323, 1
 Curtius C. 422, 424, 426
 Cynthia 214
 Cyprian 225

Damasus 226
 Dämon u. Gott 348, 355, 1
 Dekoration im griech. Theater 129
 Delbrück H. 142, 2
 Delia 214
 Delphi 423
 Demeter 348, 380
 Demetrios von Phaleron 56
 Demetrios Poliorketes 369
 Demokritos 78, 79, 90
 Demosthenes 98
 Diana 376
 Diatribe 52, 210
 Didaskalien 131
 dies religiosi 385
 Dienstpflicht in Sparta 136
 — in Athen 143
 — in Rom 264
 di indigetes 385
 di novensides 394
 Dikaiarchos von Messene 69
 Diktator 288, 290
 Dio von Prusa 403
 Diodor 70, 73
 Diogenes von Sinope 88
 Dionysios (Dichter) 54
 Dionysios von Halikarnassos 73
 Dionysos 347, 351, 352, 362, 363, 380
 Dionysien, städtische 120, 121
 — ländliche 121
 Dionysosmysterien in Rom 398
 Dionysostheater in Athen 122, 130, 188
 Dioskuren 395
 Diphylontor 176, 187
 Dispatet 395
 Dithyrambos 37, 38
 Dominat 282
 Dörpfeld W. 12, 104, 122, 125, 183,
 191, 412, 417, 420
 Dragendorff (Alttertumsforscher) 446
 Drama, griechisches 38 ff.
 Drerup C. 420

 edictum perpetuum 297
 Ehe bei den Griechen 171
 — bei den Römern 314
 Eidschwur bei Homer 108
 Eisangelie 159

Ekklesiastenfeld 155
 Eklektizismus 91
 Eklogen Vergils 207
 Eleaten 77, 79
 Elegie, griechische 29, 30 ff.
 — römische 213
 Eleusis 358
 Elgin Lord 183, 186
 Empedokles 28, 77, 79
 Enneakrunos 191
 Ennius 201, 401
 Enterkampf 279
 Epaminondas 150
 Epheben 143
 Ephoros 67
 Epicharmos 45
 Epikiet 91, 403
 Epikur 89 f., 90, 91, 205
 epische Kunst Homers 25
 Episteln 212
 Epigramm, griechisches 30, 51, 55
 — christliches 58
 Epigramm, römisches 220
 — christliches 225
 Ephraim 57
 Epos, griechisches 12 ff.
 — seine Ausläufer 27
 — griech. der Spätzeit 54
 — römisches 201, 205, 207, 220
 — christliches 224
 Equites 284
 Eratosthenes 52, 69, 75, 108, 4
 Erdkunde 75
 Erechtheion 186
 Eros 352
 Esquilin 344
 Ethik 79 ff.
 Eubulos (Komiker) 48
 Eudemos 69
 Eudokia 58
 Euhemeros 369
 Euphoion 53
 Eupolis 46
 Euripides 43, 130, 199, 201
 Eusebios von Cäsarea 74, 249
 Eutropius 249
 Ezechiel (Jude) 54

Fabel, griechische 56
 — römische 217
Fabius Pictor 232
 fabula palliata 198, 202
 — ihre Nachwirkung 199, 202
 fabula praetextata 198
 fabula togata 202
 Fasten des Ovid 216
 fasti consulares 337
 Faunus 381
 Fenster 308

feriae 388, 455
 Fescenninen 197, 210
 Feste, griechische 358
 Festkalender, römischer 388
 Festungskrieg bei den Griechen 146
 — bei den Römern 273
 Fetialen 391
 Fetischismus 348, 1; 358
 Finanzen, römische 296
 Fiorelli 429
 Flamines 389
 Flavius Josephus 74
 Florus 248
 Flöte 28, 172
 Flotte, athenische 147
 — römische 279
 Flugschriften, politische 88
 Forma urbis Romae 302
 Forrer (Orientalist) 105
 Forum Romanum 334
 Forum: Kaiserfora 338
 Fortuna 395
 Freigelassene 285
 Friedhöfe in Athen 187, 191
 — in Rom 331
 vgl. auch Gräberstraßen
 Fußbekleidung, griechische 169
 — römische 313

G
 Ganymed 372
 Gärten, öffentliche in Rom 331, 344
 Gebet bei Homer 105
 — griechisches 356
 — römisches 392
 Gelübde 392
 Genius 386, 399, 409
 Georgika Vergils 208
 Georgios Gemistos 93, 1
 Berichtsverfassung, athenische 156
 — römische 297 ff.
 Germanien 432 ff., 437
 Geschichtsschreibung, griechische 59 ff.
 — jüdische 59, 2
 — christliche 73 f., 250
 — römische 231 ff.
 Gesetzgebung in Athen 156
 — in Rom 286, 292
 Gewichte, griechische 451
 — römische 452
 Gladiatoren 397, 430
 gladius 262
 Gnostiker 93
 Goethe und die Antike 7
 Gorgias 80, 81, 96, 98
 Gott und Dämon 348, 355, 1
 Götterdreiheit, kapitolinische 395
 Grabbeigaben 177 f.
 Gräberstraßen 431
 Grabreliefs 177

Brachus C. 252
 Gregor von Nazianz 57, 58
 Griechen, ihre Bedeutung 5
 Griechische Götter in Rom 395
 Gymnasien 173, 427
 Gymnastik 173

H
 Haartracht, griechische 169
 — römische 314
 Habel (Altterumsforscher) 440
 Hades 354 363, 381
 Hadrian 199
 Haltern 442 ff.
 Handel in homerischer Zeit 111
 vgl. auch 113
 Handwerk in homerischer Zeit 111
 vgl. auch 113
 Harmodios u. Aristogeiton, Gruppe
 des... 189
 Harpalos 101
 hasta 262, 263
 Haruspices 394, 396
 Haus, griechisches 161 ff.
 Haus, römisches 303 ff.
 Hausgerät bei Homer 113
 Hausrat, griechischer 165
 Hausrat römischer 310, 432, 442
 Hausurnen 304
 Hebe 372
 Heberden (Archäologe) 183
 Hedoniker 89
 Hednos 50
 Heer der Heroenzeit 133 ff.
 Heerwesen, griechisches 132 ff.
 — spartanisches 136 ff.
 — athenisches 141 ff.
 — makedonisches 152
 — der hellenistischen Zeit 150

Hekataios von Milet 60, 75
 Hekate 376
 Hekatompedon 184
 Heliata 157
 Helios 376
 Hellenikos 60
 Hellenismus 48
 Helm bei Homer 117
 Heloten 137
 Hephaistos 352, 377
 Heptateuch 225
 Hera 352, 373
 Heraion von Olympia 423
 Herakleitos 77, 79
 Herkulaneum 478
 Hermes 347, 374
 Hermesianax 50
 Herodes Attikus 188, 191
 Herodot 60, 75, 369
 Heroenkult 347, 366, 370
 Herondas 51

Herrscherkult 369
 — in Rom 400
 Hesiod 27, 60, 361
 Hestia 351, 373
 Hetziter 104
 Hettner (Archäologe) 437
 Hieronymus 74, 249
 Hilarius von Poitiers 226
 Himation 167, 168
 Hipparchos von Bithynien 75
 Hippodamas von Milet 192
 Hipponax 30
 Hissarlik 416
 Historia augusta 248
 Hochzeit in Rom 315
 — in Griechenland 170
 Homer 12, 353
 Homerische Frage 15 vergl. auch 104 f.
 Homerscholien 15
 Homerviten 13
 Homolle (Archäologe) 424
 Hopliten in Sparta 138
 — in Athen 143
 Horaz 33, 52, 53, 210
 Hortensius 253
 Humann (Architekt) 426
 Hymnen, christliche 56, 224, 226
 Hypereides 102
 Jambos, griechischer 28 ff.
 Jbikos 36
 Jgeler Säule 436
 Ilias 17, 133
 imagines 305
 impedimenta- 271
 Imperium 288, 289
 imperium proconsulare 292
 Indigitamentengötter 387
 intervallum 278
 Iphikrates (Heerführer) 139
 Isaïos 97, 98
 Isis 406
 Sokrates 66, 98
 Issos Schlacht bei Abb. 25
 Isthmien 359
 Italiker 293, 294
 Ithaka 420
 Jacobi (Alttertumsforscher) 442
 Jahr attisches 453
 — römisches 453
 Jahreszählung 456
 Jamblichos 404
 Janus 385
 Johannes von Damaskus 57
 Jubeljahr und Säkularfest 400
 Juno 373, 386, 395
 Jupiter 373, 386, 395, 408
 Jupitertempel kapitolinischer 334

Justinian 298
 Justinus 241
 Juvenal 221
 Juvenkus, Vettius Aquilius 224
 Kabbadias (Archäologe) 183
 Kaiserfora 338
 Kaiserkult 400
 Kalender 6
 — römischer 455
 — julianischer 454
 Kallimachos 51
 Kallirhoe 191
 Kamillus 261, 265
 Kampfesweise römische 265 f.
 Kannä Schlacht bei Abb. 45
 Kanon der 10 Redner 96
 Kapitol 333
 Karneades 90
 Karthago Belagerung von 274
 Karpatiden 186
 Karinus Dio 73
 Kastelle am Rhein 434
 Katholische Weltkirche und Antike 10
 Katilinarische Verschwörung 255
 Kato 232, 252, 409
 Katull 35, 51, 204
 Kerameikos 187, 188, 191
 Kimon 182
 Kindererziehung griechische 171 f.
 — römische 316
 Kithara 33, 171
 Klassiker deutsche und die Antike 7
 Klassizismus 49
 Klaudius Klaudianus 223
 Klaudius Namatianus 223
 Kleantes 53
 Kleidung griechische 167
 — römische 316
 Kleinasien Heimat der griechischen Dich-
 tung 12
 Kleisthenes 141, 158
 Kleitarchos 70
 Klemens von Alexandria 53
 Klepsidra 182, 190
 Klienten 285
 Kloaken in Rom 330
 Kneblinghausen 442
 Koepf (Archäologe) 445
 Köln 434, 437
 Kolonien römische 296
 Kolosseum 338
 Kolubarier 331
 Komitum 334
 Kommodianus 226
 Komödie, griechische 45 ff.
 — alte 45
 — mittlere 48
 — neue (bürgerl. Lustspiel) 49, 199

Komödie, römische 198, 202
 Königtum, römisches 282
 Konstantinos Kyphalos 56
 Kopfbedeckung, griechische 169
 Konjula 289
 Konjus 3 1, 387
 Korax 96
 Kore 348 363, 381
 Koren 186
 Korinna 37
 Korkyra 419
 Kosmas 57
 Kostüm der Schauspieler 34, 39, 127
 Abb. 11
 — des Chores 128
 Kratinos 46
 Kreta und Mykenä 416
 Kriegswesen, griechisches 132 ff.
 — römisches 260 ff.
 Kritik der Religion 355
 Kritische Zeichen 15
 Ktesiphon 101, 103
 Kugelgestalt der Erde 75
 Kultbild 350
 Kultstätten, griechische 360
 Kulturgeschichte 69
 Kultus, griechischer 356
 — römischer 388
 Kuppelgräber 415
 Kurlius Rufus 70, 243
 Kybele 351, 407
 Kyklos, epischer 26
 Kyniker 88
 Kynofarges 191

 Lager, römisches 276 ff., 440 ff.
 Lager römische bei Haltern 443 ff.
 — bei Oberaden 446
 — bei Kneblinghausen 442
 Laktanz 224
 Larenkult 386, 399, 431
 Laikos 37
 Latiner 293, 294, 324
 legatus 270
 legio 262, 270, 271
 Lehrer bei den Griechen 171
 — bei den Römern 316
 Lehrgedicht 54
 Leichbewaffnete in Sparta 139
 — in Athen 145
 — im makedonischen Heere 152
 — im römischen Heere 270, 363
 Leiturgie 121, 147
 Lekythoi 177
 Lenden 120, 121
 Lenormant (Archäologe) 191
 Leonidas 51
 Lesbia 204
 Lesbos 33

Leukas-Ithaka Hypothese 421
 Leuktra, Schlacht bei Abb. 24
 lex annalis 289
 — Hortensia 286
 Liber, Libera 380, 395
 Viktoren 288
 limes 438
 Limes, obergermanisch-rätischer 435 ff.
 Literatur, griechische 11 ff.
 — römische 195 ff.
 — römische, ihr Verhältnis zur grie-
 chischen 195, 197, 203, 217, 252
 Literaturgattungen 11
 Literaturgeschichte 68
 Livius 231, 238 ff.
 Livius Andronikus 197
 loca religiosa 385
 Logographen 96, 97, 98, 158
 lorica segmentata 271, 1
 Löwentor 414
 Lucilius 52, 203
 ludi Romani 395
 — Apollinares 396
 — circenses 397
 — scaenici 397
 Lukian 220
 Lukian 52, 406
 Lukrez 91, 205, 401
 Luperci, Lupercalia 384
 Lutatius Catullus 233
 Iustrum, Iustration 291, 384, 394
 Lykeion 191
 Lykophron 51
 Lykurg (Athenener) 121, 183, 188, 191
 Lysa 28, 33, 172
 Lyrik, griechische 32 ff.
 — lesbische 33 ff.
 — jonische 33, 35
 — chorische 36 f.
 — griechische der Kaiserzeit 55
 — römische 204
 Lysias 97
 Lysikratesdenkmal 131, 190

Mäcenas 208, 210, 214
 Magie 346
 Magischer Kreis 384
 Magistrate, römische 288
 — der Kaiserzeit 293
 Magna Mater 398
 Mahlzeiten bei Homer 115
 — in klassischer Zeit 174
 — in Sparta 175
 — in Rom 319
 Manen 386
 manipulus 262, 265, 266
 Mantik, griechische 357
 — in Rom 393
 Marathon, Schlacht bei Abb. 20

Margites 27
 Marius 369
 Mark Aurel 91, 404
 Mars 377, 385, 387, 399
 Marsfeld 342
 Martial 220
 Maschinen im Theater 130
 Maße
 Längenmaße 448
 Flächenmaße 449
 Hohlmaße 449
 Maske der Schauspieler 126
 Mater Matuta 387
 Mau (Archäologie) 429
 Mauer Roms 326, 329
 Megaronhaus 412
 Meleagros 54
 Menandros 49
 Menippos 52
 Menon 69
 Mensch, homerischer 106
 Merkur 374
 Metamorphosen des Ovid 216
 Miethäuser 309
 milites peregrini 273
 Mimnermos 31
 Mimos, griechischer 50
 — in Rom 203
 Minerva 375, 395
 Mithras 407
 Mittelalter und Antike 7
 Mesikles 184
 Moderne griechische 50
 Mommsen Th. 436
 Monate, attische 453
 Monumentum Ancyranum 237, 238
 Mosaiken 308
 Moschos 53
 Müller R. D. (Alttertumsforscher) 191,
 422, 424
 Münzen, griechische 451
 — römische 452
 Musaios 54
 Musen 372
 Mykenä 414
 — und Kreta 416
 Mysterien, eleusinische 358, 363

 Nacht, Einteilung der 455
 Nahrungsmittel 437
 Namen, römische 318
 Nationalfeste, griechische 359
 Naturalwirtschaft 110
 Navius Cn. 198
 Neid der Götter 355
 Nemea, Schlacht bei Abb. 17
 Nemeen 359
 Nenni, (Dit) 436
 Neoptolemos 53

Neos 253
 Neptunus 379, 387, 395
 Nereus, Nereiden 379
 Neuplatoniker 92, 404
 Nischische Jr. und die Antike 8
 Nikandros 54
 Nike, Tempel der Athena Nike 185
 Nikias 50
 Nissen (Historiker) 429
 Nonnos 54, 58
 Noten, griechische 424
 Nymphen 379

 Oberad:n 442, 446 ff.
 obsidio 273
 Odendichtung römische 211
 Odyssee 21 ff.
 — lateinische 198
 Dikumene 10
 Olympia und olympische Spiele 359, 421
 Olympiadenrechnung 456
 omen 393
 Opfer bei Homer 106
 — griechisches 356
 — in Rom 392
 Oppianus 54
 oppugnatio 274
 Optimaten 284
 Orakel 375
 Orakula Sibyllina 55, 57
 Ordestra 123
 Orchomenos 105
 Origenes 232
 Orosius 250
 Orphika 55
 Orphiker 363, 364
 Ostia 303, 309
 Ostrakismos 158
 Ovid 53, 215

Paionios 423
 Pakuvius M 207
 Palatin 340
 Panaitios 90, 91, 401
 Panathenäen 358
 Pantheon 343
 Panzer bei Homer 115, 116, 135
 Parabase 47
 Paraszenien 124, 130
 Parmenios 37, 75, 79
 Parodoi 123, 124, 130
 Parthenon 183, 185
 Parthenios 53
 Pastashaus 163
 Patrizier 283
 Paulinus 229
 Pausanias 69, 180, 414
 Peisistratos 15, 38, 182
 Pelatgikon 181, 184

Peltafen 139
 Penaten 386
 Pentere 280
 Peplos 167, 168
 Pergamon 48, 425
 Periakten 129
 Perikles 97
 — Leichenrede 99
 Periöken 137
 Peripatetiker 83
 Peristylhaus griechisches 163
 — römisches 306
 Persephone 354, 363, 381
 Perseus 218
 Petrarca 93, 1
 Petron 219
 Pfahlgraben 438
 Phädrus 56, 217
 Phalang, makedonische 151 ff.
 Pheidias 182, 185, 422
 Philetas 50
 Philippos (Epigrammsammlung) 55
 Philipp von Makedonien 99 ff. 151
 Philippika 100
 Philon (Jude) 54, 92
 Philosophie, ihre Heimat Jonien 6, 77 ff.
 — griechische 76 ff.
 — griechische in Rom 90
 — und Christentum 92 f.
 — ihre Nachwirkung auf die moderne
 Philosophie 94
 Philosophengesandtschaft (155) 90
 Philogenos von Anthera 37
 Phlegon von Tralles 54
 Phöniker 420
 Phrynichos 38
 Phrynis von Mytilene 37
 Phylen und Heeresgliederung 141
 Phylen und Rat 155
 Pi um 262
 Piräus 192
 Plätze, öffentliche in Rom 330
 Platon 82 f, 92, 93, 1; 98, 171
 Plautus 48, 49, 198
 Plebejer 284
 Plebiszite 286
 Plinius der Ältere 241, 403
 Plinius der Jüngere 247
 Plotinos 92, 404
 Plutarch 70, 73, 403
 Plutos, Pluton 363, 372, 380, 381
 Pnyx 188
 Polisreligion 364, 366
 Polybios 71, 233, 261, 273, 277
 Polygnot 425
 Pomerium 384
 Pompeji 428 ff.
 Pompejus Trogus 237, 241
 Pontifices 389

Pontifex maximus 390, 399
 Populares 284
 porta praetoria 278
 — decumana 278
 — principalis 278
 Porta nigra 435
 Porphyrios 404
 Poseidippos 50
 Poseidon 348, 352, 378
 Poseidonios 72, 75, 91, 383, 401
 Prätor 290, 295, 299, 300
 Prätorianer 272, 344
 Prätorium 278
 Proxiteles 423
 Priester, griechische 360
 — in Rom 380, 391
 Priesterkollegien 389, 390
 Prinzipat 282, 292
 Proba, Cento der 225
 Probole 159
 Prodikos 80, 81
 Proedrie 124
 Prokonsul 295
 Properz 214
 Proprätor 295
 Propyläen 187
 Proserpina 395
 Proshenion 124
 Protagoras 80, 81
 Provinzen, römische 293, 295
 Prozeß, attischer 156 ff.
 — römischer 299 ff.
 Prudentius 227
 Prytanie 155
 Psychomachia 229 f.
 Ptolemaios 70
 Ptolemäus, Klaudius 91
 Pyrrhon von Elis 52, 90
 Pythagoras 77, 78, 91
 Pythagoräer 361, 362, 401
 Pytheas von Massilia 75
 Pythien 359

 quaestiones perpetuae 299
 Quästor 290, 295, 297
 Quindecimviri 395
 quincunx 263
 Quirinal 344
 Quirinus 377
 Quintilian 37
 Quintus Smyrnäus 54

 Rat der 500 in Athen 154
 Recht römisches, seine Nachwirkung 301
 Rechtswissenschaft in Rom 298
 Regia 337
 Reiterei in Sparta 140
 — in Athen 145
 — makedonische 152

- Reiterei, römische 263, 270
 religio 385
 Religion, griechische 346 ff.
 — kretische 349
 — homerische 14, 353 ff.
 — und Staat 356, 391 ff.
 — und Politik 349
 — und Philosophie 401
 Religionen, orientalische 398, 404
 Repräsentativsystem 282
 Republik, römische 282
 rex 389
 Rhetorik und Geschichtschreibung 66, 231
 Rhetorenschulen in Rom 317
 Rhianos 53
 Riten 348
 — kathartische und apotropäische 384
 ritus Graecus 396
 Ritter, römische 284, 297
 Römer, ihre Bedeutung 6
 Rom Topographie 322 ff.
 Lage 322
 Geschichte 324 ff.
 Name 322, 1
 Roman 219 221
 Romanos aus Beirut 57
 romanische Nationalitäten 7
 Roß (Archäologie) 183
- Saalburg 434 ff.
 sacra via 337, 338
 Säkularfest 399
 Salier 197, 385, 391
 Sallust 234
 Sappho 34
 Särge (Sarkophag) in Griechenland 176 ff.
 — in Rom 321
 Sariße 152
 Sarwey (Alttertumsforscher) 437
 Satire bei den Griechen 52
 — römische 201, 203, 210, 213
 Saturnalienfest 384, 387
 Saturnus 381
 Schachtgräber 414
 Schatzhäuser 422, 424
 Schaubert (Architekt) 180
 Schauspieler, griechische 125
 — römische 199
 Scheria = Korkyra 419
 Schichten Trojas 419
 Schicksalsgottheiten 382
 Schiff, homerisches 119, 134 f
 Schifffahrt bei Homer 119
 Schiffslager, homerisches 119
 Schild bei Homer 115, 116, 135
 Schiller und die Antike 7
 Schlacht bei Homer 117, 134
 Schlachtordnung (siehe 151
 Schiender bei Homer 117
- Schliemann 12, 104, 412, 414, 415,
 416, 420
 Schmidt F. 443
 Scholastiker und antike Philosophie 93
 Schreiben und Schreibgerät 316
 Schrift, griechische 6
 — lateinische 7
 Schuchhardt R. 182, 443, 445
 scutum 263
 Schwert, homerisches 116
 Sedulius 225
 Seelenglaube 347
 Selbstbiographie in Rom 233, 236
 Selene 376
 Semonides 30
 Senat 154, 283, 287
 Seneka 52, 91, 217, 219, 402
 Serapis 406
 Sesterzenrechnung 453
 Sibyllinische Bücher 394, 395, 396
 signum, signifer 265
 Silloi 52
 Simonides 32, 36
 Sijenna 234
 Sittlichkeit bei Homer 108
 Sklaverei bei Homer 110
 Sklaven in Rom 285
 Skeptizismus 90
 Sokrates 66, 79, 81
 Sol 396
 Solon 15, 29, 31, 177
 Sonnenfinsternis, Berechnung der 78
 Sophisten 68, 80, 172
 Sophokles 40, 125, 130, 191
 Sophron 50
 Spartiaten 136
 Speisen und Mahlzeiten in Griechen-
 land 174
 — in Rom 319
 Spiele in Rom 396
 Spinnen bei Homer 113
 Staat bei Homer 109
 — griechischer 154 ff.
 — nach Platon 83
 — nach Aristoteles 87
 — der Stoiker 88
 — römischer 281 ff.
 Stadtmauern, griechische 147
 Stadtplan, antiker von Rom 303
 Sternbilder 377
 Sternkult 408
 Stoa 87 f.
 — in Rom 91
 Stoiker 370, 401, 402
 Stoa des Attalos 189
 — Poikile 189
 Strabon 73, 75, 180
 Strack (Archäologie) 183
 Strafrecht attisches 158

- Strafrecht römisches 300
 Straßen, antike 162
 Sueton 247
 Sulpicius Severus 250
 symmacharii 273
 Symmachus 410
 Symposion 174
 Synesios 57
 Synros (Griechen) 423, 425
 Synkretismus 93, 409
 Syrakus Belagerung von Abb. 23
- T**ablinum 305
 tabu 346, 388
 tabula Peutingeriana 238
 Tabularium 333, 336
 Tacitus 243, 403
 Tageseinteilung 455
 — in Rom 319
 Tanz der Tragödie und Komödie 128
 Tarquinier in Rom 395
 Teifias 96, 97
 Teles 52
 Tempel griechischer 360
 — in Rom 332, 388
 Terenz 49, 202
 Terminus 381, 386
 Tetralogie 39, 121
 Teufelsmauer 439
 Teutoburgerwald 447
 Thales 76, 78
 Theater griechisches 122, 421, 427, 430
 — in Rom 199, 343
 Theaterpächter 121
 Theaterproblem 125, 128
 Themistokles 147, 182, 191
 Theodotos (Jude) 54
 Theagnis 31
 Theokrit 50, 53
 Theorikon 121
 Theopomp 67
 Theophrast 69
 Theosophie 91f.
 Thermen 333, 344, 345, 430, 435
 Theseustempel sog. 190
 Thespis 38, 121
 Thiasos, bacchischer 381
 Thomas von Aquin 93, 94
 Thukydides 62, 133, 1; 142
 Tibull 213
 Tierhegen 397
 Timon von Phleius 52
 Timotheos 37
 Tiryns 412
 Toga 312
 toga praetexta 289, 312, 318, 384
 Totenkult auf Kreta 350
 — bei Homer 353
 Tracht, homerische 113
 — griechische der klass. Zeit 167
 — römische 312
 Tragödie, griechische 38 ff., 120
 — Teile der 128
 — römische 198, 201, 202, 215
 Trajanssäule 340
 triarii 263, 266, 279
 tribuni militum 264
 tribuni plebis 283, 291
 Tribus 286
 tributum 297
 Trier 434, 435
 Triere 148
 Trierarchie 147
 Trilogie 39, 40, 43
 Trimalchio des Petron 219
 Triphiodoros 54
 Trifstien Dvids 216
 Triumphbögen 332
 Triumphzug 393
 Triumvirat, das erste 252
 Troja 104, 416
 Troß, spartanischer 141
 — römischer 266, 271
 Tjuntas (Archäologie) 414, 415
 Turm der Winde 190
 Tunika 312
 tunica laticlavata, angusticlavata 289
 tutulus 278
- Übersetzungen** 9
 Unsterblichkeitsglaube, griechischer 363, 402
 Unterricht bei den Griechen 171
 — bei den Römern 317
 Unterwelt 382
 Unterwelt bei Homer 108
 Unterwelt-Gottheiten 382
- V**asio, Becher von 415
 Valerius Antias 233
 Valerius Maximus 241
 Varro 52, 236, 401
 Varusschlacht, Ortlichkeit der 447
 Velabrum 342
 Velliten 263, 270
 Vellejus Paterkulus 242
 ver sacrum 392
 Verbrennung in Griechenland 175
 — in Rom 321
 Vergil 53, 195, 207, 402
 Versmaße:
 epischer Hexameter 14
 jambischer Trimeter 29
 trochäischer Tetrameter 29
 daktylischer Trimeter 29
 Distichon 29
 Sankjambos 30
 Iyrische Versmaße 33
 — des Dramas 38

Verskunst der griech. Spätzeit 57
akrostichische Verse 58
saturnischer Vers 196, 201
jambischer Senar 198
trochäischer Senar 198
— des Plautus 199
Hexameter in Rom 201
— des Horaz 212
Vesta 374, 385/6
Vestalinnen 389
vestibulum 305
Vetera castra 434, 442, 445
vexillum, vexillationes 272
via nova 337
via principalis 278
via quintana 278
via sacra 337
Bimial 314
Bingbach 439
viri epulones 391
viri sacris faciundis 390, 395
Bitruv 303

Waffen homerische 115, 133
— der Spartaner 138
— der Athener 142, 144
— der Römer 265, 269, 272
Wagen bei Homer 115
Wagenlenker, delphischer 425
Wandgemälde 433
Wasserleitungen römische 330
— in Deutschland 431

Wasseruhr 189, 190
Weben bei Homer 113
Weisen, die sieben 78
Weltbild, homerisches 108
Weltgeschichte 71, 74
Wettkämpfe, tragische 121, 131
Winkelmann 422
Winde 377
Woche 454
Wohnung, griechische 161
— römische 302
Wolf Fr. A. Prolegomena 15

Xanten 434
Xenokrates 370
Xenophon 64
Xenophanes von Kolophon 28, 32, 79, 368

Zama, Schlacht bei Abb. 46
Zauber 347
Zeitrechnung 453
Zeitung in Rom 237
Zenon 87, 88
Zensuren 390
Zeus 348, 352, 353, 354, 365, 370, 371
Zeus, kretischer 351
Zeusaltar in Olympia 422
— in Pergamon 426
Zeustempel in Olympia 422, 423
Zuschauerraum im Theater 123
Zwölfgötterkreis in Rom 398

Druckfehler

- S. 97 Z. 2 von unten: den Zeitgenossen
S. 249 Z. 21 von unten: Sextus Aurelius Viktor
S. 268, 1 Kampfauffstellung
S. 269 Abb. 47 Trajanssäule.



Lesebücher zum antiken Kultur- und Geistesleben

Unter Mitwirkung namhafter Schulmänner herausgegeben von

Dr. Franz Humborg
Wilhelm Schwarz

Dr. Friedrich Leonard
Dr. Wilhelm Uhlmann

Dr. Albert Linnenkugel
Julius Uppenkamp

Lateinisches Lesebuch zur Kultur der römischen Kaiserzeit

Herausgegeben von Dr. W. Uhlmann und W. Schwarz
XXIV u. 366 S. u 21 teils ganzseitige Abbildungen. gbd. 6,60

Griechisches philosophisches Lesebuch

Herausgegeben von Dr. Franz Humborg
XVI und 232 S. Mit einem Bilde Platons. gbd. 5,40.

Die Lesebücher zum antiken Kultur- und Geistesleben wollen die eigentlichen Schulschriftsteller nicht verdrängen, sondern das aus ihnen Gewonnene erweitern und vertiefen, dadurch daß sie einerseits quellenmäßiges Material bieten, aus dem die Schüler ein möglichst vielseitiges Bild vom Leben des antiken Menschen gewinnen, sodann aber auch geschlossene Gebiete des Geisteslebens behandeln

Das Material soll so ausgewählt werden, daß sich an ihm zugleich das Nachwirken der Schriftsteller und Kulturerscheinungen aufweisen läßt, damit der Schüler die vielen Fäden sieht, die antike Kultur und Neuzeit verbinden.

Der ausgewählte Lesestoff wird einen für Schüler ausreichenden Kommentar erhalten, der jedoch der Tätigkeit des Lehrers nicht vorgereifen soll.

Die Lesebücher zum antiken Kultur- und Geistesleben sind für den Unterricht in den oberen Klassen, für Arbeitsgemeinschaften und Studententage sowie für Studierende der Philologie und Freunde der Antike gedacht.

Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung, Münster i. W.



Afchendorffs Lefewerke für den deutſchen Unterricht

Für höhere Knabenanſtalten

Deutſches Lefebuch für höhere Lehranſtalten

Ausgabe für Weſtdeutſchland

Von Dr. Franz Faßbinder-Caſtroy, Dr. A. Kahle-Münſter,
Dr. Fr. Kork-Köln.

Ausgabe für Mittel- und Oſtdeutſchland

Herausgegeben von Dr. E. Warzel-Braunsberg (Oſtr.), Dr. A. Hoffmann-
Frankenſtein (Schleſen), Dr. Fr. Pietsch-Görlitz.

Für Aufbauschulen

Eine Bearbeitung von Bd. 4 und 5 erſcheint Oſtern 1927.

Für höhere Mädchenanſtalten

Der Erntekranz

Ein Lefebuch für deutſche Mädchen. Herausgegeben von Dr. Maria Beermann-
Bonn, Hedwig Montag-Gelſenkirchen und Dr. Franz Faßbinder-Caſtroy.

Für Mittelschulen (Knaben und Mädchen)

Muttersprache

Ein deutſches Lefebuch für Mittelschulen. Von M. Ekelmeyer-Münſter,
S. Graeber-Münſter, K. Krutwig-Köln, K. Strauß-Dreſlau. 4 Bände.

Für landwirthſchaftliche Schulen

Lefebuch für landwirthſchaftliche Schulen

Hrsg. von Dr. Joh. Janning, Direktor W. Tillmann u. Direktor H. Pieper.
Mit Rechtsſchreibung und Sprachlehre. 3. Auflage. Gebd. 3,80.

Deutſche Sprachlehre

Bearbeitet von Dr. N. Le Mang-Halberſtadt 2./3. Auflage 1927. 1,30
Verzeichniſſe und Prüfungsreplare bei beabſichtigter Einführung unberechnet.

Afchendorffſche Verlagsbuchhandlung :: Münſter in Weſtſalen

Aschendorffs Sammlung auserlesener Werke der Literatur

bisher 95 Bände

berücksichtigt in reichstem Maße alle in der Neuordnung des preussischen Schulwesens aufgestellten Gesichtspunkte: Christentum, Antike und das moderne Europa als Quellbezirke der deutschen Bildung.

Die Sammlung enthält die bedeutendsten Werke der Antike: Homer, Sophokles; des Mittelalters: Dante, Nibelungenlied, Minnesang; der Neuzeit: bis auf Ibsen und G. Hauptmann, unter besonderer Betonung der Vertreter des deutschen Idealismus.

Heimatkunst und Werke voll niederdeutscher Stammeseigenart sind reich vertreten; genannt seien: Niederdeutsches Schrifttum einst und jetzt, die Auswahl aus Werken der Annette von Droste-Hülshoff u. Webers Dreizehnlinden

Ausführliche Prospekte u. Verzeichnisse unberechnet

Ashendorffs Lesehefte zur Deutschkunde und Geschichte

Herausgegeben von Studiendirektor Dr. Kabza und Studienrätin Dr. Bender

Ashendorffs Lesehefte sollen zunächst eine
Ergänzung zu „Ashendorffs Lesewerken für den
deutschen Unterricht“ sein. Sie dienen dann aber
auch in gleicher Weise

der Deutschkunde und Geschichte.

Wo Lesebuch und Geschichtsbuch nur Proben
bringen, greifen unsere Lesehefte helfend ein, um
irgendein Thema einmal vollständig behandeln zu
können. Sie werden eine willkommene Unter-
lage für die praktische Ausgestaltung des
— — — Arbeitsunterrichtes bieten. — — —

Ausführliche Prospekte u. Verzeichnisse unberechnet

BIBLIOTEKA
UNIERSYTECKA
GDANSK

8 219 71 -